

School of Theology at Claremont



1001 1321191

Wurm 2 2 2 2
2 2 2 Handbuch der
Religionsgeschichte



The Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE
CLAREMONT, CALIFORNIA



Handbuch
der
Religionsgeschichte.



0
18
908

Handbuch

der

Religionsgeschichte

von

Paul Wurm.

Herausgegeben vom **Calwer Verlagsverein.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.



Calw und Stuttgart.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

1908.

Handbuch
der
Religionsgeschichte
Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Druck der Stuttgarter Verlags-Buchdruckerei.

Vorwort zu der zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche die erste Auflage dieses Handbuchs gefunden, hat den Verfasser ermutigt, den seitherigen Forschungen auf dem Gebiet der Religionsgeschichte nachzugehen, um sie zur Berichtigung und Bereicherung des Gegebenen zu verwerten. Nach Berichten von Missionaren wurde namentlich über die Religionen in Togo, Kamerun, Sumatra und China manches beigelegt. Von Werken über das ganze Gebiet der Religionsgeschichte ist seitdem Tiele's Kompendium neu bearbeitet und wesentlich verbessert worden von Söderblom, und von Chantepie de la Saussayes Lehrbuch die dritte Bearbeitung erschienen. Der Abschnitt über die Religionen der unkultivierten Völker ist auch in dieser dritten Bearbeitung zum Teil unklar und ungenügend, da Th. Aichelis die Missionsliteratur zu wenig zu Rate gezogen hat. Dagegen wurde die neue Bearbeitung der babylonisch-assyrischen Religion durch Fr. Jeremias in diesem Lehrbuch dankbar benutzt, sowie die der chinesischen durch de Groot und der japanischen durch K. Lange. In der griechischen Religion wurde den Mysterien ein besonderer Abschnitt gewidmet, in der römischen ein Abschnitt über die Mithrasmysterien beigelegt, nach dem trefflichen großen Werk von Cumont. Im Buddhismus wurde namentlich der chinesische und der japanische Zweig eingehender behandelt, und im Islam die Wirksamkeit der Derwische. Auch sonst sind da und dort Berichtigungen und Erweiterungen angebracht worden. Was bei Chantepie de la Saussaye auch in der neuen Bearbeitung trotz dem großen Umfang fehlt, das sind zusammenhängendere Auszüge aus den Quellen, welche den Leser zu einem selbständigeren Urteil befähigten. Er steht darin hinter v. Drelli entschieden zurück, den er nicht nach Gebühr würdigt.

Manche Leser finden vielleicht die Darstellung des Islam zu wenig freundlich für denselben. Allein Houtsmas Rechtfertigung dieser Religion in *Chantepie de la Saussayes Religionsgeschichte* wird nicht nur in Missionskreisen widerlegt, die mit dem Islam in persönliche Berührung gekommen sind, sondern auch durch das jetzige Verfahren der niederländischen Regierung, die früher im indischen Archipel mit äußerster Anerkennung den Mohammedanern entgegengekommen war, aber durch Schaden klug geworden ist.

Es ist heutzutage die Ansicht sehr verbreitet, daß alle halbwegs ähnlichen religiösen Anschauungen, Gebräuche und Erzählungen voneinander entlehnt sein müssen. Der Verfasser tritt nicht nur im Interesse der Originalität des Christentums dieser Ansicht entgegen, und man sollte denken, auch Leute, welche die Religion bloß für ein natürliches Erzeugnis des menschlichen Geistes halten, sollten sich die Möglichkeit vorstellen, daß Menschen in den verschiedensten Gegenden ganz unabhängig voneinander auf ähnliche Anschauungen und Religionsformen kommen können. Das Christentum hat religiöse Parallelen niemals gescheut. Schon die alten Kirchenväter haben „die Samenkörner des Wortes“ in den Schriften der Heiden aufgesucht. Aber damit ist über die Originalität und den Offenbarungscharakter des Christentums gar nichts entschieden. Trotzdem werden über „Buddha und Christus“, „Jesus und Gilgamesch“, „Abendmahl und Mithrasmysterien“ u. dgl. allerlei angeblich wissenschaftliche Resultate, die das Christentum herabsetzen sollen, einem Publikum vorgelegt, das über die Richtigkeit der Angaben unmöglich urteilen kann. Darum dürften vielleicht nicht bloß Theologen, sondern auch Leser aus andern Ständen nach einem nicht zu umfangreichen Buche greifen, das gesicherte Resultate und Hypothesen unterscheidet. Das glaubt der Verfasser bieten zu können, und er hofft, daß bei der Vergleichung mit den andern Religionen das Christentum in den Augen der Leser nicht etwa in seinem Wert sinken, sondern vielmehr als die von aller menschlichen Weisheit unerreichte und unerreichbare Religion sich erweisen werde.

Galw im Juni 1907.

Paul Wurm,
Dekan a. D.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	11
1. Religion und Religionen	11
2. Die Einteilung der Religionen	22
Erster Teil: Die Religionen der unkultivierten Völker . . .	31
I. Die Religionen der unkultivierten Völker in Afrika	31
1. Übersicht über die afrikanischen Völker	31
2. Das Verhältniß von Gott und Fetisch bei den Negervölkern . .	35
3. Die Vorstellung von Gott bei den afrikanischen Völkern . . .	37
4. Der Fetisch- und Geisterdienst, Verfassung und Kultus in den afrikanischen Religionen	44
II. Die Religionen der unkultivierten Völker in Asien	54
1. Übersicht	54
2. Der Schamanismus der mongolischen Völker	55
3. Die Religionen der unkultivierten Völker in Ostindien und im indischen Archipel	60
III. Die amerikanischen Religionen	70
1. Übersicht	70
2. Die Religionen der unkultivierten Indianer und der Eskimo .	73
3. Die Religionen der alten Mexikaner und Peruaner	78
IV. Das Heidentum in Ozeanien	83
1. Übersicht	83
2. Die Religionen der Australnegers und der Melanesier	87
3. Die Religionen der Polynesiens und der Mikronesier	90
Rückblick auf die Religionen der unkultivierten Völker	94
Zweiter Teil: Die Nationalreligionen	97
Erster Abschnitt: Das Heidentum in Vorderasien und Ägypten . .	97
1. Übersicht	97
2. Die babylonische und assyrische Religion	106
3. Die Religionen der Kananiter und der benachbarten heidnischen Völker, sowie der Araber und der Aramäer	125
4. Die ägyptische Religion	135

	Seite
Zweiter Abschnitt: Die chinesische und die japanische Nationalreligion	151
1. Übersicht	151
2. Die chinesische Religion	155
a) Die chinesische Literatur und die alte Reichsreligion	155
b) Die großen Lehrer und ihre Lehre	166
c) Der Ahnendienst, die Volksreligion von China	172
3. Die japanische Nationalreligion	179
Dritter Abschnitt: Die arischen Nationalreligionen in Asien	188
I. Der Brahmanismus	190
A. Übersicht	190
B. Die Religion der Weda-Lieder	200
1. Die Weda-Götter	200
2. Das Verhältnis der Menschen zu den Göttern in den Weda-Liedern	213
C. Der ältere Brahmanismus	221
1. Die Konsolidierung des brahmanischen Pantheismus in der Lehre von Gott und Welt, Weltübel und Seelenwanderung	221
2. Die Erlösung	234
3. Der Weg zur Erlösung	236
a) Die Opfer	236
b) Reinigungen, Bußen und Selbstpeinigungen	238
c) Die Philosophie	244
4. Die vollstümlichen Götter Wischnu und Schiwa und der Gott Brahmā	252
5. Das Kastensystem und die Familienordnung	258
D. Der neuere Brahmanismus oder Hinduismus	260
1. Die geschichtliche Entwicklung, die konfessionelle Sonderung und die Union in der Trimūrti. Die Literatur des Hinduismus	260
2. Wischnu und seine Awatāras	266
3. Schiwa und die Lingaitensekte	274
4. Die Frauen der drei großen Götter und die bedeutendsten unter den übrigen Göttern des Hinduismus	276
5. Verfassung und Kultus im neueren Brahmanismus	280
6. Die Religion der Sikhs	284

	Seite
II. Der Parsismus	287
1. Übersicht	287
2. Die Religion der Gāthās	294
3. Die weitere Entwicklung der parsischen Religion	300
a) Ahura Mazda und die guten Geister	300
b) Das Reich des Bösen und der Kampf	305
4. Kultus, Sitten und Verfassung im Parsismus	310
Vierter Abschnitt: Die europäischen Nationalreligionen	316
I. Die griechische Religion	316
1. Das eigentümliche Gepräge der griechischen Religion	316
2. Hauptpunkte in der Entwicklung der griechischen Religion	318
3. Die bedeutendsten griechischen Götter	324
4. Die Entstehung und Entwicklung der Menschen, das Leben nach dem Tode, der Heroendienst und der Totenkult	332
5. Die Mysterien	339
6. Kultus, Verfassung und Sittlichkeit in der griechischen Religion	344
II. Die römische Religion	348
1. Die Eigentümlichkeit der römischen Religion und ihre geschichtliche Entwicklung	348
2. Die bedeutendsten Götter der Römer	353
3. Verfassung und Kultus in der römischen Religion	359
4. Die Mithrasmysterien	365
III. Die Religionen der Kelten, der Germanen, der Balten, der Slaven und der europäischen Finnen	372
1. Die Religion der Kelten	372
2. Die germanische Religion	373
a) Die heidnische Religion in Deutschland	373
b) Die nordische Mythologie	378
3. Die Religionen der Balten und der Slaven	387
4. Die Religion der europäischen Finnen	389
Fünfter Abschnitt: Die Grundzüge der israelitischen Nationalreligion	391
1. Wirkliche Offenbarung und Religionsgeschichte	391
2. Die Patriarchengeschichte und die Gotteserscheinungen	393
3. Die Gesetzgebung und die Schicksale des Volks bis auf Samuel	396
4. Die Prophetie und das Königtum	401
5. Der Gott Israels und die Abgötterei	404
6. Die nachexilische Restauration und die Entwicklung des Judentums	411

	Seite
Dritter Teil: Die Universalreligionen	416
Erster Abschnitt: Der Buddhismus	417
1. Die Grundgedanken des Buddhismus und ihr Verhältnis zum Brahmanismus	417
2. Das Leben des Stifters	421
3. Die ältere buddhistische Lehre	432
4. Die Ausbreitung und spätere Lehrentwicklung des Buddhismus	442
5. Verfassung und Kultus im Buddhismus	457
Zweiter Abschnitt: Der Islam	463
1. Die religionsgeschichtliche Stellung des Islam	463
2. Mohammeds Leben	465
3. Der Koran, Lehre, Kultus und religiöses Leben im Islam	476
4. Die religiöse Entwicklung im Islam nach Mohammeds Tod	487
Dritter Abschnitt: Die religionsgeschichtliche Stellung des Christentums	496
Register	508



Einleitung.

1. Religion und Religionen.

Das Wort Religion kommt in der Bibel nach Luthers Übersetzung nicht vor (nach Weizsäcker's in Apg. 26, 5). Die Gelehrten sind über die ursprüngliche Bedeutung desselben im Lateinischen nicht einig. Jedenfalls bezeichnet es eine Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Wir gebrauchen es in subjektivem und in objektivem Sinn. Wenn wir sagen: „dieser Mensch hat gar keine Religion,“ so wollen wir damit seinen Mangel an Religiosität, an Frömmigkeit, sein subjektives Verhalten zu Gott und göttlichen Dingen bezeichnen. Reden wir dagegen von brahmanischer, mohammedanischer, christlicher Religion, so verstehen wir darunter etwas objektiv Gegebenes, das dem Menschen durch göttliche und menschliche Führung und Erziehung beigebracht wird, das er erwerben soll, um es als persönliches Eigentum zu besitzen: die Darbietung einer Gemeinschaft mit einer höheren, unsichtbaren Macht, auf welche er vertrauen darf, vor welcher er sich aber auch fürchten muß, ein Ganzes von Vorstellungen und Einrichtungen, welches seinem Denken, Fühlen und Wollen eine bestimmte Richtung geben soll.

Tatsache ist nun, daß es verschiedene Religionen gibt. Ist das immer so gewesen? Muß es so sein? Haben wir die verschiedenen Religionen als gleichberechtigt, als ein wetteiferndes Streben nach der unerreichten Wahrheit zu betrachten? Kann man den ersten Ring von den nachgemachten nicht mehr unterscheiden? Oder gibt es eine wahre Religion? Gibt es eine wirkliche göttliche Offenbarung und sind die verschiedenen Religionen als ein durch die Menschen verschuldeter Rückfall aus derselben zu betrachten, wobei jedoch nicht alle

Wahrheitsselemente verloren gegangen sind? — Darüber finden wir eine andere Anschauung in der Bibel als bei den meisten neueren Vertretern der Religionswissenschaft. Der Mohammedaner betrachtet seinen Koran, der Brahmane seine Vedas ebenso als Urkunde einer göttlichen Offenbarung, wie wir unsre Bibel. Wer hat recht? Hat einer recht oder hat keiner recht? Ist die Religion ein natürliches Erzeugnis des menschlichen Geistes, der sich ohne übernatürliche Offenbarung allmählich herausgearbeitet hat aus der grob sinnlichen Anschauung und mit der fortschreitenden Kultur auch reinere religiöse Begriffe gewonnen hat? — Wir wollen hier nicht die verschiedenen Erklärungen über das Wesen und die Entstehung der Religion aufzählen, welche seit zwei Jahrhunderten im Gegensatz gegen die Anschauung der Bibel aufgestellt worden sind, wir wollen zunächst die Bibel reden lassen und die Wahrscheinlichkeit ihrer Angaben an den geschichtlichen Tatsachen prüfen.

Für die Religion im subjektiven Sinn werden wir die richtigen Winke finden in Hebr. 11, 1: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet,“ oder nach Weizsäckers Übersetzung: „Es ist der Glaube eine Zuversicht über Gehofftes, eine Überführung von Dingen, die man nicht sieht.“ Der Glaube in dieser allgemeinen Fassung, wie er nicht erst im Christentum sich ausprägt, sondern in jenem Kapitel allen Wahrheitszeugen von Anbeginn der Welt an zugeschrieben wird, hat es also mit einer unsichtbaren Macht zu tun. Der Mensch fühlt sich nicht bloß abhängig von der Natur, die ihn umgibt, von der Sonne, die ihm scheint, von dem Blitz und Donner, der ihn erschreckt, von dem Meere, das ihn zu verschlingen droht uß. Er fühlt hinter allen diesen Erscheinungen eine unsichtbare Macht, und während er sonst der Natur gegenüber teilweise auch ein Freiheitsgefühl empfindet, hat er, wie Schleiermacher es ausdrückt, gegenüber der unsichtbaren Macht „ein schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl“. Aber während bei Schleiermacher die Persönlichkeit Gottes nicht genügend hervortritt, liegt in der biblischen Darstellung nicht bloß das beugende Element: die Überführung von Dingen, die man nicht sieht, sondern auch das erhebende: eine Zuversicht über Gehofftes. Aus dem Jammer und Elend dieser Welt darf der Gläubige zu dem

unsichtbaren Gott sich flüchten, und es wird ihm eine neue, unsichtbare Welt aufgeschlossen, in welcher er immer mehr heimisch werden soll, aus welcher ihm Hilfe zu teil wird, aus welcher er Kräfte bekommen kann, um die Macht des Bösen, welche außer ihm und in ihm ihm entgegentritt, zu überwinden und ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. So bleibt die Religion im subjektiven Sinn nicht ein bloßes Gefühl, wenn auch darin die Berührung mit dem unsichtbaren Gott sich zunächst ausdrückt, sondern sie muß in der Erkenntnis und im Willen sich ausdrücken: die unsichtbare Macht muß die höchste Autorität für das ganze Leben des Menschen werden.

Daß diese Beschreibung des Glaubens für die christliche, etwa auch für die alttestamentliche Frömmigkeit zutrifft, wird man zugeben; aber können wir von der Religion oder Religiosität im allgemeinen sagen, daß sie es mit einer unsichtbaren Macht zu tun habe? — Wenn der Götzendiener in den Tempel seines Gottes geht, vor dessen Bild niederkniet und dort seine Opfer darbringt, wenn er keinen andern Ort der Anbetung sich denken kann als den Tempel, wenn er das Dasein seines Gottes nicht anderswo sich vorstellt als in dem Bild, wenn er Bilder von seinen Göttern im Hause haben muß, um ihres Schutzes versichert zu sein, kann man da sagen, er beuge sich vor einer unsichtbaren Macht? — Ja, wir halten diese Behauptung fest; denn auch im größten Götzendienste denkt sich doch der Heide hinter dem sichtbaren Bilde ein unsichtbares Wesen, irgend einen guten oder bösen Geist, der einer andern Welt angehört als der sichtbaren, der aber Einfluß hat auf die sichtbare Welt und auf das Schicksal der Menschen. So hat auch der fromme Heide einen Glauben; auch er hängt am Unsichtbaren, nur daß er das Unsichtbare nicht ohne Bild sich vergegenwärtigen kann. Wenn ein Kind mit seiner Puppe ein Zwiegespräch hält, so denkt es sich die Puppe beseelt, es redet mit einem Wesen, dessen Leib die Puppe sein soll, und kann sich dasselbe nicht anderswo denken als eben in der Puppe. So können sich die auf niedriger Erkenntnisstufe stehenden Heiden das Dasein der Gottheit nicht anderswo denken als in einem Bild und einem Tempel. Wie leicht der Mensch auf diesen Standpunkt zurückfällt, sehen wir an dem Bilderdienste in christlichen Kirchen und

an der Frage über die Anbetung auf dem Berge Garizim oder in Jerusalem. Der Glaube hat verschiedene Stufen bis zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, und diese Stufen hat die Religionsgeschichte zu beschreiben. Aber Glauben, Beugung vor einer unsichtbaren Macht, dürfen wir doch die niederste Stufe schon nennen. Das erhebende Element wird allerdings auf den niederen Religionsstufen nicht so zu seinem Rechte kommen wie im Christentum. Es ist mehr das Gefühl der Furcht, welches den Heiden beherrscht, und bei den unkultivierten Völkern sind es häufig Wesen, welche sie selbst als Gott untergeordnet denken, und vor welchen sie sich doch mehr fürchten als vor Gott, und mehr böse Geister als gute. Aber Glauben, Beugung vor einer unsichtbaren Macht, dürfen wir, wie gesagt, doch die niederste Religionsstufe schon nennen.

Man hat früher manchmal behauptet, es gebe völlig religionslose Völker. Man hat auf die Australneger, auf die Pescheräs u. dgl. hingewiesen. Reisende, welche sich vorübergehend unter einem Volk aufhielten und keine Tempel und keine religiösen Feste sahen, konnten das behaupten. Aber je mehr die Missionare in die Sprache des Volkes eingedrungen sind, unter welchem sie arbeiten und seine Anschauungen kennen gelernt haben, desto mehr finden sie, daß doch jedes Volk seine Religion hat, und wenn sie auch nur in einer Furcht vor bösen Geistern bestünde, vor denen man sich durch irgendwelche Maßregel schützen muß. Die ersten Missionare unter den Kaffern, van der Kemp und R. Moffat, meinten noch, die Kaffern haben kein Wort für Gott, die späteren waren anderer Ansicht. Verkommene Individuen gibt es ja da und dort, so auch verkommene Volksstämme, wie die Buschmänner. Aber daß es ganze Völker gebe, welche von Anfang an religionslos gewesen seien, das wird jetzt auch von den angesehensten Gelehrten nicht mehr angenommen. Die Tatsache, daß die Missionare doch unter allen Völkern Anknüpfungspunkte für ihre Predigt gefunden haben, wenn auch oft auf großen Umwegen und mit vielen Geduldsübungen, dürfte mehr als alles andere beweisen, daß die Sage von religionslosen Völkern unbegründet ist.

Fragen wir, was die Bibel über den Ursprung und das Wesen der Religion im objektiven Sinn sagt, so finden wir 1 Mos. 4, 26 zu der Zeit von Seth und Enos die Notiz:

„Zu derselbigen Zeit fing man an zu predigen von des Herrn Namen.“ Es wird also hier der Anfang eines öffentlichen Gottesdienstes zurückversetzt bis in die Zeit der Urväter, in eine Zeit, da die Menschheit kaum zu zwei Familien herangewachsen war, von denen aber die eine von der andern sich innerlich und äußerlich geschieden hatte, und es wird der Dienst desselben einen Gottes, welchen das Volk Israel als seinen Gott verehrt hat, in diese ferne Urzeit zurückversetzt. Wir werden nicht nachweisen können, daß das nur die Ansicht eines einzelnen biblischen Geschichtsschreibers, des sogenannten Jahwisten sei, wenn man auch nach 2 Mos. 3, 14 darüber zweifeln kann, ob der Gottesname Jahwe (Jehova) damals schon gebraucht worden sei; wir werden es vielmehr als die Gesamtanschauung des Alten und Neuen Testaments bezeichnen müssen, daß der Dienst des einen wahren Gottes die ursprüngliche Religion der Menschheit gewesen sei; denn auch der Apostel Paulus bezeichnet das Heidentum Röm. 1, 21 ff. als einen Abfall vom Dienst des einen wahren Gottes, nicht als eine notwendige Entwicklungsstufe der Menschheit.

Es entspricht also im wesentlichen der Anschauung der Bibel, wenn Herder (Ideen zur Geschichte der Menschheit II S. 254 ff.) sagt: „Religion ist die älteste und heiligste Tradition der Erde. — Religion, so verschieden ihre Hülle sei, auch unter dem ärmsten, rohesten Volke am Rande der Erde finden sich ihre Spuren. Der Grönländer und der Kamtschadale, der Feuerländer und Papu hat Äußerungen von ihr, wie seine Sagen und Gebräuche zeigen. — Woher kam nun Religion diesen Völkern? Hat jeder Glende sich seinen Gottesdienst etwa wie eine natürliche Theologie erfunden? Diese Mühseligen erfinden nichts; sie folgen in allem der Tradition ihrer Väter. Auch gab ihnen von außen zu dieser Erfindung nichts Anlaß: denn, wenn sie Pfeil und Bogen, Angel und Kleid den Tieren oder der Natur ablernten, welchem Tiere, welchem Naturgegenstande sahen sie Religion ab? Von welchem derselben hatten sie Gottesdienst gelernet? Tradition ist also auch hier die fortpflanzende Mutter, wie ihrer Sprache und wenigen Kultur, so auch ihrer Religion und heiligen Gebräuche.“

Wenn wir dagegen mit Max Müller, Pfeleiderer und anderen neueren Forschern auf diesem Gebiet die Religion „ein

natürliches Erzeugnis des menschlichen Geistes“ nennen, dann müssen wir die ganze Anschauung der Bibel verwerfen. Dann haben sich die Menschen aus tierischer Roheit allmählich heraufgearbeitet zu immer höherer Einsicht; sie haben die Religion sich selbst erarbeitet. Die einen sind zu richtigeren, die andern zu unrichtigeren Vorstellungen gekommen, je nach ihrer Begabung und anderen Umständen und Einflüssen. Die Verschiedenheit der Religion ist dann selbstverständlich und beruht auf keinerlei Schuld von seiten der Menschen. Eine wirkliche Offenbarung Gottes gibt es nicht. Die biblischen Berichte dürfen für uns keine höhere Autorität beanspruchen als die Sagen anderer Völker. Das ist die sogenannte Evolutionstheorie (Entwicklungslehre), welche auch die moderne Theologie beherrscht, während sie doch auf völlig unbewiesenen Sätzen einzelner Naturforscher, der Nachfolger von Darwin, beruht. Wir werden sehen, wie eine einfache, wahrheitsgetreue Darstellung der Religionsgeschichte diese Dogmen der modernen Theologie umstößt. Wenn man die biblische Schöpfungsgeschichte der modernen Theologie vorhält, so heißt es: die Bibel ist kein naturwissenschaftliches Buch, sie ist Religionsbuch. Nun, wenn die Bibel Religionsbuch ist, und zwar das Religionsbuch, welches wir Christen als die höchste Autorität betrachten, so sollte sie doch über Ursprung und Wesen der Religion die zuverlässigsten Aufschlüsse geben. Aber nein! Die modernen Theologen fragen gar nicht nach der Anschauung der Bibel über Ursprung und Wesen der Religion, sondern lassen sich von den Naturforschern, die doch über die geistige Entwicklung des Menschen keinerlei Aufschluß geben können, völlig beherrschen. Sie folgen dabei nicht wirklichen Naturbeobachtungen, sondern unbewiesenen Sätzen über die Entwicklung der Geschöpfe, welche einer dem andern nachspricht. Die Stimmführer wählen aus den religionsgeschichtlichen Erscheinungen das heraus, was mit ihren Dogmen übereinstimmt, und lassen unbeachtet, was denselben widerspricht.

Sehen wir nun die Darstellung des Apostels Paulus über die Entstehung des Heidentums in Röm. 1, 19 ff. näher an, so beruft er sich nicht auf die Uroffenbarung, wie sie in 1 Mos. 1—3 als ein wirkliches Reden Gottes mit den ersten Menschen dargestellt wird, obgleich er ohne Zweifel die volle

geschichtliche Glaubwürdigkeit dieser Kapitel voraussetzt, sondern faßt den Begriff der Offenbarung weiter, so daß auch solche Menschen, mit welchen Gott nicht auf übernatürliche Weise geredet hat, ohne Entschuldigung sind; denn was an Gott erkennbar ist für die Menschen, das ist ihnen offenbar. Gott hat es ihnen geoffenbart, wenn auch nicht in so deutlicher Rede wie dem Volk Israel. Es wird ja Gottes unsichtbares Wesen von Erschaffung der Welt her an seinen Werken durch das Denken gesehen, nämlich seine ewige Kraft sowohl als seine Gottesgüte, damit sie ohne Entschuldigung seien, darum weil sie Gott erkannt und doch ihn nicht als Gott gepriesen und ihm gedankt haben, sondern eitel geworden sind in ihren Gedanken und ihr unverständiges Herz verfinstert wurde. — Also Gottes ewige Kraft und Gottesgüte kann zu allen Zeiten ersehen werden, an seinen Werken in Natur und Geschichte, wenn der Mensch nicht gedankenlos an den einzelnen Erscheinungen hängen bleibt, sondern über den großartigen Zusammenhang nachdenkt und die Hand erkennt, welche alles zusammenhält: die Gotteskraft und Gottesgüte. Paulus sagt also nicht wie die neueren Gelehrten, die Menschen seien nach und nach durch das Nachdenken über den Zusammenhang der Natur auf die Gottesidee und auf die Idee des einen Gottes gekommen, sondern im Gegentheil, die Menschheit habe die richtige Gotteserkenntnis von Anfang an gehabt, aber sei durch ihre eigene Schuld von derselben abgekommen.

Neben der Erkenntnis Gottes aus der Natur betont Paulus auch Röm. 2, 14—16 das sittliche Element, die Stimme des Gewissens: „Wenn die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur tun, was das Gesetz sagt, so sind sie, die kein Gesetz haben, sich selbst Gesetz, — zeigen sie ja, wie des Gesetzes Werk ihnen ins Herz geschrieben ist, indem ihr Gewissen sein Zeugnis dazu gibt, und die Gedanken hinüber und herüber teils verklagen, teils auch entschuldigen, — für den Tag, da Gott richten wird, was im Menschen verborgen ist, durch Jesus Christus laut meines Evangeliums.“ — Die Heiden können also

auch ohne das mosaische Gesetz durch die Stimme des Gewissens Gutes und Böses unterscheiden. Sie sind zu rechnungsfähig für den religiösen Verfall, und derselbe wird Kap. 1, 18 als Folge der sittlichen Untreue, als Folge der Ungerechtigkeit dargestellt.

Der Hergang des religiösen Verfalles wäre also folgender. Während die Menschen Gott erkannten, die richtige Vorstellung von Gott als dem Schöpfer und Herrn aller Dinge und von seiner Güte noch hatten, haben sie ihn nicht gepriesen, wie es sich gebührt hätte, und ihm nicht gedankt für die empfangenen Wohltaten. Er ist ihnen ein guter Vater Eli geworden, der seinen Kindern Gutes tut, auch wenn sie nicht nach ihm fragen. Sie wollten nicht mehr in persönliche Gemeinschaft mit ihm treten. Aber mit dem Verfall der Religiosität verfällt auch die Religion. Das Nichtachten auf die Stimme des Gewissens bleibt nicht ungestraft. Ihr unverständiges Herz ist verfinstert worden. Das Herz ist das Innerste im Menschen und faßt im biblischen Sprachgebrauch (nach Beck's Biblischer Psychologie) die Erkenntnis und das Gewissen zusammen. Da der Mensch der Stimme Gottes nicht mehr folgen wollte, von der Gemeinschaft mit Gott sich zurückzog, zog sich auch das göttliche Licht von seinem Herzen zurück: es ging mit seiner Erkenntnis und seinem sittlichen Verhalten rückwärts. Seine Gedanken blieben am Eiteln, Vergänglichen hängen. Wenn er Sonne, Mond, Blitz und Donner, Meer und Regen ansieht, schwingt er sich nicht mehr zu dem unsichtbaren Schöpfer aller Dinge auf, sondern denkt sich für jede Naturerscheinung einen eigenen Gott. Während die Menschheit ohne Gott in ihrer eigenen Weisheit ihre eigenen Wege gehen will, jedes Volk nach seiner nationalen Anschauung, verfällt sie in die Torheit, daß sie für die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes eintauscht das Nachbild der Gestalt vergänglicher Menschen, Vögel, vierfüßiger und kriechender Tiere (Kap. 1, 21—23). Hochgebildete Völker, wie die Griechen und Römer, sind in die Torheit des Gözendienstes verfallen. Das ist ein Gericht Gottes für die Sünden der Menschen, und mit dem Verfall der Gotteserkenntnis wird auch der sittliche Verfall immer schrecklicher bis zu den unnatürlichen Lastern, welche der Apostel

in B. 24—32 nennt. Es findet also eine beständige Wechselwirkung statt zwischen dem Verfall in der Gotteserkenntnis und dem sittlichen Verfall.

Für die Religionsgeschichte handelt es sich also um die Frage: macht die objektive Darstellung der heidnischen Religionen den Eindruck einer aufsteigenden Linie, wie die Evolutionstheorie sie annimmt, oder eines Verfalls von einer reineren Urreligion in unvernünftiger und unsittlichere Formen? — Aber wir werden, auch wenn wir der Darstellung der Bibel folgen, nicht annehmen müssen, daß die Geschichte des Heidentums nur eine absteigende Linie sei. Ein Sokrates, ein Zarathustra, ein Buddha kann durch Nachdenken und namentlich durch sorgfältiges Achten auf die Stimme des Gewissens zu einer reineren Religionserkenntnis kommen und auf seine Volksgenossen in dieser Richtung wohlthätig einwirken; aber die volle Wahrheit wird selbst das edelste Heidentum ohne die übernatürliche göttliche Offenbarung nicht gewinnen. Bei der Frage nach der Berechtigung der biblischen Anschauung wird also namentlich der Charakter der Religion bei den unkultivierten Völkern und die älteste Form der Religion bei den heidnischen Kulturvölkern in Betracht kommen. Wir reden also auch von Entwicklung. Nur muß der Anfang nicht die niedrigste Stufe gewesen sein.

Wir können aber die Darstellung des Apostels Paulus auch in bezug auf ihre psychologische Wahrscheinlichkeit oder in bezug auf die uns vorliegende allgemeine Religionsentwicklung prüfen. Er sagt, das Heidentum sei dadurch entstanden, daß die Menschen, während sie noch die richtigen religiösen Vorstellungen hatten, es an der praktischen Religiosität fehlen ließen. Nehmen wir unsern Volksaberglauben! Mitten in der Christenheit, in evangelischen wie in katholischen Gegenden, treffen wir eine ganze Anzahl von Leuten, die bei Krankheiten an Menschen und Vieh sich sagen lassen, es sei das ein Einfluß böser Geister, und zu einem Mann, der „dafür tun kann“, zu einem Zauberer, ihre Zuflucht nehmen. Fragen wir diese Leute: „Glaubst du denn nicht, daß ein Gott im Himmel ist, der alles geschaffen hat und regiert?“ — sie werden antworten: „O ja, das glaube ich.“ Dennoch fürchten sie sich jetzt vor bösen Geistern, die ihnen Schaden tun könnten, mehr als vor diesem Gott, und warum?

Wären sie wirklich religiöse Leute, die Gott täglich von ganzem Herzen preisen und ihm danken, so wären sie nicht in diesen Aberglauben verfallen; aber weil sie mit dem lebendigen Gott in keiner persönlichen Gemeinschaft stehen, weil ihr Gottesdienst, wenn sie auch fleißige Kirchgänger sind, eine bloße Gewohnheit ist, so sind sie in den von den Vätern überlieferten heidnischen Aberglauben verfallen und denken gar nicht darüber nach, daß dieser Aberglaube ihrem Christentum widerspricht. Mit dem Verfall der Religiosität ist auch ihre Religion verfallen. Wenn das in der Gegenwart geschieht, sollte dann nicht auch im Anfang der Entwicklung des Menschengeschlechts das Heidentum auf diese Weise entstanden sein? — Theoretisch kann der eine Gott noch erkannt werden als der Herr über alles, aber praktisch fürchtet man sich vor ungeordneten Wesen mehr als vor ihm, und so geht's immer mehr abwärts in der Erkenntnis und im sittlichen Verhalten. Der Aberglaube beruht heutzutage nicht darauf, daß das Volk sich erst allmählich heraufarbeitet vom Heidentum zur christlichen Weltanschauung. Es kann in der vorhergegangenen Generation ein reineres Christentum bestanden haben, aber mit der Entfremdung von Gott nimmt auch der Aberglaube überhand. Selbst von den Gebildeten können es nur wenige in der Eiskälte eines absoluten Unglaubens aushalten. Die Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, und der Mensch hält sich an allerlei Zeichen, huldigt dem Spiritismus u. dergl., wenn er nicht in den gewöhnlichen Volksaberglauben verfällt.

Animismus, d. h. Geisterdienst, bezeichnen die meisten neueren Gelehrten als die älteste Form der Religion. Wir geben zu, daß es wahrscheinlich die älteste Form des Heidentums gewesen ist, aber nicht die älteste Form der Religion überhaupt.

Sehr ansprechend hat Prälat D. v. Lechler den Vorzug der biblischen vor der evolutionistischen Anschauung von der Urgeschichte dargestellt, wenn er sagt: „Wie ganz anders steht die Geschichte der Menschheit vor uns, wenn der persönliche und persönlich gegenwärtige Gott an der Spitze der Weltentwicklung steht, wenn man den Wellenschlag der ersten Gemeinschaft Gottes mit seinen Kindern auf Erden verfolgen kann, wie er von dem Anfang der Schöpfung durch die Jahrtausende seine Ringe aus-

breitet bis an die Ufer der Jetztzeit, wenn wir den Donner der Macht und Majestät vernehmen können, der in den Geistern und Herzen, in den Gewissen der Welt durch die Geschlechter der Urzeit bis heute fortrollt und die Völker zwingt, die Spuren desselben aufzusuchen, der sich bei keinem von ihnen jemals unbezeugt gelassen hat, der aber selbst in ihren verworrenen Sagenkreisen ihnen noch ein unaustilgbares Zeugnis davon ablegt, daß es ein Ende der Welt gibt und ein letztes Gericht. Das gibt ein Gesamtbild der Weltentwicklung, wie es von keinem Historiker oder Geschichtsphilosophen entworfen werden kann. Überaus arm und in jeder Hinsicht unbefriedigend nimmt sich daneben jene Geschichtsanschauung aus, wie sie die neuere Kunst der Hypothesen sich ausgedacht hat. Mit dem geistigen Nullpunkt fängt sie an. Einen Gott, der die Welt gemacht hat und nun die Räder ihres Werdens und Vergehens durch den lebendigen Odem seines Geistes in Bewegung setzt, gibt es nicht, und wenn es je einen solchen gibt, so ist er nicht gegenwärtig; er ist ferne abwesend: niemand kann sagen wo? Wohin man blickt, nichts als Fragezeichen; wenn Antworten erfolgen, nirgends ein Ausweis, woher sie geschöpft werden. Die Hypothese sitzt am Eingang der Weltgeschichte auf dem königlichen Stuhl und beherrscht die forschenden Geister bis tief in den hellen Tag der offenkundigen Tatsachen hinein. Ein erstes Elternhaus und Stammhaus, an das die Kindesfinder mit den Gefühlen der Ehrfurcht und dem erhebenden Bewußtsein leiblicher und geistiger Zusammengehörigkeit zurückdenken dürften, gibt es nicht. Die Ahnentafel des Menschengeschlechtes, das jetzt ohne Bedenken die Krone der Weltherrschaft sich aufsetzt, ist nirgends vorhanden; was nach umlaufenden Vermutungen der Art so genannt werden könnte, ist nicht nur eingestandenermaßen ganz unverläßlich, sondern bietet auch für den Fall, daß es der Wirklichkeit entspräche, so wenig menschen-, geschweige gotteswürdige Bilder, daß die Nationen wohlthun, ihre Voreltern zu verleugnen und ihre Stirnen bei deren Nennung vor Scham zu verhüllen, denn es sind Menschen gewesen, die den niedrigst stehenden Heiden unsrer Tage den geistigen Vorrang hätten lassen müssen. Welch ein Material für den Bau einer Weltgeschichte! Anfang und Ende ist hier das Chaos. Durch die biblische Urgeschichte aber kommt ein überaus groß-

artiger einheitlicher Zusammenhang in das gesamte Leben der Welt. Es ist dieselbe Hand, die das Werk beginnt, die es fortführt und die es zum Ziele bringt. — Wir fassen das Bisherige zusammen, indem wir aussprechen: ein anderer Ursprung der Religion als der aus dem allseitigen Fortwirken der persönlichen Gegenwart Gottes auf Erden bei den nachfolgenden Geschlechtern ist nicht denkbar. Das Gottesbewußtsein entspringt aus der Gottesoffenbarung im vollsten Sinne des Wortes, der Zerfall dieses Bewußtseins aus der Verderbnis der Erinnerung an dieselbe, aus der zunehmenden Abstumpfung des Gewissens, aus der steigenden Abneigung gegen Gott und sein Wort. Was den Heiden die wahre Erkenntnis Gottes noch möglich machte, nachdem jene Erinnerungen bereits ihren Wahrheitscharakter und ihre Lebenskraft ganz oder fast ganz eingebüßt hatten, das ist die Offenbarung Gottes in der Schöpfung, in der Lebensführung der Völker, im Gewissen der einzelnen Menschen" (Lechler, Die biblische Lehre vom heiligen Geiste, II. S. 105 f).

2. Die Einteilung der Religionen.

Übersehen wir nun das ganze Gebiet der Religionen aus alter und neuer Zeit, wie sollen wir uns in diesem Urwald zurechtfinden? wie können wir die verschiedenen Religionsformen, welche uns entgegentreten, gruppieren? wie gewinnen wir einen Einblick in die Entwicklung der Religion im ganzen und großen?

Für den biblischen Standpunkt würde wohl die Einteilung in geoffenbarte und natürliche Religionen am nächsten liegen. Allein wie in der Weltgeschichte die Geschichte des Volkes Israels und des Christentums in den ganzen Rahmen der Geschichte eingefügt werden muß auch von denen, die eine wirkliche, übernatürliche Offenbarung anerkennen, und nicht von aller übrigen Geschichte abgeondert behandelt wird, so werden wir in der Religionsgeschichte nachweisen, daß auch die geoffenbarte Religion mit einer allgemeinen religionsgeschichtlichen Entwicklung im Zusammenhang steht. Wir weisen daher das Dogma der modernen Theologie zurück, daß Wunder und Geschichte einander ausschließen, daß eine biblische

Erzählung, in welcher ein Wunder vorkomme, keine wirkliche Geschichte, sondern eine Sage sein müsse.

Gott hat nicht auf einmal seinen ganzen Ratschluß den Menschen geoffenbart, sondern stufenweise, nach ihrer Fassungskraft, nach ihrer geistigen Entwicklung, zuerst mehr in Bildern, in Symbolen. So werden wir finden, daß auch die geoffenbarte Religion in dem Rahmen einer allgemeinen religionsgeschichtlichen Entwicklung sich bewegt. Allein es wäre eine überflüssige Arbeit und würde den Umfang des Buchs bedeutend vergrößern, wenn wir auch von der alttestamentlichen und der christlichen Religion eine ausführliche Darstellung geben wollten. Wir werden deshalb nur den religionsgeschichtlichen Rahmen aufzeigen, in welchem sie sich bewegen. Man versteht ja auch gewöhnlich unter Religionsgeschichte die Geschichte der außerbiblischen Religionen.

Wenn heutzutage viele Theologen nach dem Vorgang von Lagarde die ganze Theologie nur als eine Unterabteilung der Religionswissenschaft betrachten, so ziehen sie damit die Konsequenz des Standpunktes, der keine wirkliche übernatürliche Offenbarung anerkennt. Allein die Mehrheit auch der liberalen Theologen scheint nicht geneigt zu sein, diese Konsequenz zu ziehen, weil sie doch im Christentum eine göttliche Kraft fühlen, die es weit über alle andern Religionen erhebt.*) Wenn sie auch keine Wunder annehmen, müssen sie doch eine innere Offenbarung in einzelnen Personen, vor allem in der Person Jesu selbst, anerkennen. Wir wollen nicht die Theologie religionswissenschaftlich, philosophisch behandeln, sondern die Religionswissenschaft theologisch, indem wir die in der Bibel enthaltenen Grundzüge hervorheben und in objektiver Darstellung der religionsgeschichtlichen Entwicklung ihre Richtigkeit prüfen.

Der Stoff zur Kirchengeschichte kommt größtenteils auch in der allgemeinen Weltgeschichte vor, aber wir behandeln die Kirchen-

*) Hegler sagt in seiner akademischen Antrittsrede: „Kirchengeschichte oder Christliche Religionsgeschichte?“ (Gottschicks Zeitschr. für Theol. u. Kirche, 1903, S. 26): „Für den Christen, auch wo er wissenschaftlich arbeitet, läßt sich nicht, wie ein die Objektivität störendes Element, der Glaube ausschalten, daß die Gottesgemeinschaft in seiner Religion real ist und nicht Illusion.“

geschichte als eine theologische Wissenschaft, weil wir glauben, daß sie nicht vom profangeschichtlichen, sondern nur vom christlichen Standpunkt aus richtig und vollständig dargestellt werden könne. So haben wir ein Recht, auch die Religionswissenschaft für die theologische Behandlung zu reklamieren.

Treten wir nun der Einteilung der Religionen näher, so werden wir finden, daß allerdings die Religionsgeschichte aus der Religionsphilosophie hervorgewachsen und daß es das Verdienst Hegels ist, zum erstenmal die Religionen gruppiert zu haben, denn in seiner Religionsphilosophie versuchte er nach seinem philosophischen Standpunkt mit der Entwicklung des Religionsbegriffs auch den Gang der Religionsgeschichte darzustellen. Er nimmt folgende Stufen an:

I. Die Naturreligion:

1. Die unmittelbare Religion oder Zauberei.
2. Die Entzweiung des Bewußtseins in sich: die Religionen der Substanz:
 - a) Die Religion des Maßes (China).
 - b) Die Religion der Phantasie (Brahmanismus).
 - c) Die Religion des In-sich-Seins (Buddhismus).
3. Die Naturreligion im Übergang zur Religion der Freiheit: der Kampf der Subjektivität:
 - a) Die Religion des Guten oder des Lichts (Parseismus).
 - b) Die Religion des Schmerzes (Syrien).
 - c) Die Religion des Rätsels (Ägypten).

II. Die Religion der geistigen Individualität, wobei Gott als Subjekt erfaßt ist:

1. Die Religion der Erhabenheit (Judentum).
2. Die Religion der Schönheit (Griechen).
3. Die Religion der Zweckmäßigkeit oder des Verstandes (Römer).

III. Die absolute Religion, welche beide Ideen, Gott als Objekt und Subjekt, versöhnt: das Christentum.

Eine genauere Kenntnis der Religionen, wie sie seit Hegels Zeiten namentlich durch die Erforschung der orientalischen Literatur möglich geworden ist, hat gezeigt, wie die Hegelschen Stichworte nicht immer die betreffende Religion richtig charakterisieren.

Die ganze Entwicklung des Religionsbegriffs entspricht der biblischen Anschauung nicht, und es muß uns auffallen, daß das Judentum bei Hegel niedriger taxiert wird als die griechische und die römische Religion. Überdies wird der Mohammedanismus, eine Religion von mehr als 200 Millionen Anhängern, in Hegels Religionsphilosophie mit keiner Silbe erwähnt. Nach Hegels philosophischem System sollte eigentlich der Islam höher stehen als das Christentum, weil er später entstanden ist; aber um dies zu behaupten, war Hegel doch noch ein zu guter Christ, und so wurde diese Religion ignoriert.

Pfleiderer hat die Religionen eingeteilt in naturbefangene (heidnische) und naturfreie, so daß zu den letzteren gehört: der Mosaismus als die Verehrung des Übernatürlichen nach seiner Erhabenheit über der Natur, das Christentum als die Verehrung des Übernatürlichen nach seiner Versöhnung mit der Kreatur, und der Islam als die Verehrung des Übernatürlichen in seinem Rückfall in die Natur. Allein auch hier wird ein Merkmal auf Kosten von andern hervorgehoben. Ziele unterscheidet Naturreligionen und ethische Religionen, Siebeck: Naturreligion, Moralitätsreligion und Erlösungsreligion. Allein der Unterschied zwischen Naturreligion und Moralitätsreligion läßt sich innerhalb des Heidentums nicht überall genau feststellen. Ebenso wenig entspricht die Unterscheidung zwischen Gesetzesreligion und prophetischer Religion, die Bouffet macht, dem religionsgeschichtlichen Tatbestand.

Bei dieser Schwierigkeit, die Religionen nach ihrem Wesen zu klassifizieren, hat Max Müller die philologisch-ethnographische oder genealogische Einteilung als die einzig richtige bezeichnet, d. h. die Religionen werden nach der sprachlichen Verwandtschaft der Völker zusammengestellt. Dieser Einteilung sind auch die neuesten Lehrbücher der Religionsgeschichte gefolgt: Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte (2 Bände, 3. Aufl., Leipzig und Tübingen 1905). C. von Drelli, Allgemeine Religionsgeschichte (Bonn 1899), und Ziele, Compendium der Religionsgeschichte. Dritte deutsche Ausgabe, bearbeitet von Söderblom (Breslau 1903).

Bei dieser Einteilung kann man wohl die Entwicklung der einzelnen Religionen verfolgen, und das ist ja allerdings für

eine objektive Darstellung zunächst das Wichtigste, aber von einer allgemeinen Religionsgeschichte erwartet man doch auch, daß sie uns einen Einblick gewähre in die Entwicklung der Menschheit überhaupt in bezug auf die Religion, und das ist bei der ethnographischen Einteilung als Haupteinteilung nicht möglich. Überdies kommen z. B. bei der semitischen Familie zu verschiedenartige Religionen unter eine Rubrik, und der Unterschied zwischen National- und Universalreligionen kommt nicht zu seinem Recht. Die ethnographische Einteilung werden wir daher für einzelne Unterabteilungen gelten lassen, aber nicht für die ganze Religionsgeschichte.

Wir müssen vor allem eine Abteilung von Religionen ausscheiden, bei welchen wir keine Religionsgeschichte geben können, sondern nur eine Religionsbeschreibung, weil die betreffenden Völker keine Literatur haben, und wir also von dem Stand ihrer Religion in früheren Jahrhunderten nichts wissen. Das sind die unkultivierten Völker in den vier außereuropäischen Erdteilen. Diese Völker sind nicht zu einem größeren Ganzen zusammengewachsen, und die Wesen, welche von ihnen verehrt werden, sind lokal verschieden; aber wir werden sehen, daß die Art und Weise ihrer Religion merkwürdig zusammenstimmt, daß sie die Idee des einen Gottes weit mehr bewahrt haben als die Kulturvölker, daß aber nicht dieser eine Gott, sondern Geister, welche sie selbst als Gott untergeordnete bezeichnen, von ihnen verehrt, mit Opfern besänftigt und durch Zauberei überwunden werden müssen. Es hätte keinen Wert, wenn wir alle diese Religionen im einzelnen darstellen wollten. Wir können uns mit einigen Beispielen begnügen. — Diese Religionen der sogenannten Naturvölker stellt auch Chantepie de la Saussaye als ersten Abschnitt voran.

Das biblische Wort für Heiden, sowohl das griechische als das hebräische, bezeichnet ursprünglich Völker. Während in der Bibel kein Zeitpunkt angegeben ist, wann das Heidentum entstanden sein soll, werden wir wohl annehmen dürfen, mit der Zerteilung der Menschheit in einzelne Völker, nach dem babylonischen Turmbau, sei nach biblischer Anschauung auch das Heidentum entstanden. Bei den Kainiten haben wir keine Andeutung über eine heidnische Religion. Wir werden

annehmen müssen, ihre Abwendung von Gott sei bewußter Unglaube gewesen, der mit der Vertilgung des ganzen Geschlechts gestraft wurde. Nach der Sintflut erscheint die Sprachenverwirrung und die Zerteilung der Menschheit in verschiedene Völker einerseits als Strafe für den neuen Abfall, andererseits aber werden wir die Entstehung des heidnischen Aberglaubens als eine Wohltat für die abgefallene Menschheit betrachten müssen, sofern dieselbe nicht ganz religionslos geworden ist, nicht in einen so direkten Gegensatz gegen Gott sich stellen konnte wie die Kainiten. Wie der Tod einerseits eine Strafe für den Sündenfall ist, andererseits eine Wohltat für den sündigen Menschen, sofern dieses sündige Leben nicht ewig dauert, so weiß die göttliche Weisheit allenthalben die Strafen in Wohltaten für den sündigen Menschen zu verwandeln.

Während die unkultivierten Völker sich nicht in größerer Anzahl zusammenschlossen, haben die Kulturvölker selbständige Nationen gebildet, welche in Sprache, Sitten und Religion gegen andere Nationen sich abschließen und durch feste Ordnungen für das ganze politische und religiöse Leben zusammengehalten werden. Die politische Organisation muß als geheiligt und unantastbar dargestellt werden durch das religiöse Gesetz. Die Priesterschaft ist bei den religiösesten Völkern ein sehr einflußreicher Stand, in Indien wie in Israel an die Abstammung von einem besonderen Geschlecht gebunden. Je einflußreicher die Priesterschaft ist und je häufiger Opfer dargebracht werden, desto ausgebildeter ist auch das Opferritual. Es ist zum festen Gesetz geworden. Blutige Opfer finden wir allenthalben in den Nationalreligionen. Eine Symbolik führt das Volk in diese religiösen Ideen ein und hält es in einem gesetzlichen Ritus fest. Wie man den Kindern durch Bilder die religiösen Ideen beibringen muß, so erscheint auch im Kindesalter der Menschheit die Symbolik als die angemessene Kultusform.

Daran schließt sich bei phantastereicheren heidnischen Völkern die Mythologie, in welcher der dichterische Sinn im Blick auf die umgebende Natur und die Lebensverhältnisse der Menschen, auch im Zusammenhang mit sprachlichen Eigentümlich-

keiten, in jedem einzelnen Volk auf besondere Weise das göttliche Wesen ausmalt. So verliert sich die Idee des einen Gottes in der Mannigfaltigkeit der Naturgewalten, welche dichterisch personifiziert werden, und in der Vielheit der Städte und Völker, welche ihre Nationalgötter haben. Aber es sind im Unterschied von den unkultivierten Völkern nicht sowohl Dämonen, welche durch Opfer beschwichtigt oder durch Zauberei ausgetrieben werden müssen, sondern gute Götter, wiewohl auch bei Kulturvölkern noch Elemente der Zauberei vorkommen. Die Wahrsagerei spielt noch eine große Rolle; doch ist sie etwas kultivierter in Orakeln, Auguren u. dergl.

Wir werden also die Nationalreligionen als eine besondere Klasse von Religionen bezeichnen dürfen, und zu den Nationalreligionen gehört auch die des Volkes Israel. Durch göttliche Führung wird dieses Volk abgesondert von den andern Völkern, durch göttliche Offenbarung wird es vor Vielgötterei bewahrt und mit dem reinsten Sittengesetz des Altertums, mit einem reichen Opferritual, mit einer schönen Symbolik und mit einem an ein besonderes Geschlecht gebundenen Priesterstand ausgestattet. Wir sehen: trotz der göttlichen Offenbarung bleibt es auf derselben religionsgeschichtlichen Entwicklungsstufe wie die damaligen Heidenvölker, soweit es sich um nationale Formen handelt. Es muß auch das Kindesalter der Menschheit mit seiner Symbolik durchmachen.

So hätten wir als zweiten Teil der Religionsgeschichte die Nationalreligionen: die heidnischen Nationalreligionen, die wir dann nach der Sprachverwandtschaft zusammenstellen, und die israelitische Religion, von der wir nur die mit den heidnischen parallelen oder abweichenden Grundzüge und die Einwirkungen der benachbarten heidnischen Religionen besprechen.

Wie der einzelne Mensch über das Kindesalter hinausstrebt und die Wahrheit ohne Bild erfassen möchte; wie der einzelne Mensch nicht immer unter dem Gesetz und unter der Vormundschaft stehen, sondern selbständig werden möchte; wie er erkennt, daß die symbolischen blutigen Opfer ihn doch nicht reinigen können von seinen Sünden, und nach einem Erlöser

sich sehnt: so sehen wir auch in der Geschichte der Religionen einen Fortschritt über das Kindesalter hinaus. Die Gesetzesreligion kann den Menschen nicht auf die Dauer befriedigen, die Priesterschaft soll nicht immer zwischen Gott und dem Menschen stehen, der Mensch möchte unmittelbar zu Gott kommen und die Wahrheit ohne Symbol erfassen. Die blutigen Opfer verlieren ihre Bedeutung, denn der Mensch braucht einen Erlöser, eine Person, durch deren Vermittlung er wirklich aus der Sünde und ihren Folgen herauskommt; ja die Schranken zwischen den einzelnen Ständen und den einzelnen Nationen werden aufgehoben: eine erlösende Universalreligion für die ganze Menschheit wird verkündigt.

Diese Gedanken bewegten nicht nur die alttestamentlichen Propheten, sie wurden schon 500 Jahre vor Christi Geburt auch an den Ufern des Ganges verkündigt. Der Erlöser schien gekommen zu sein, der den Pfad gezeigt hat, freilich zu einer bloß negativen Erlösung, so daß es dem Menschen als das größte Glück erscheint, wenn mit dem Tod alles aus ist. Aber es haben Millionen von Menschen die Erlösung durch Buddha als die frohe Botschaft angenommen, und diese Religion hat sich über ihr Heimatland hinaus in ganz Ostasien verbreitet. Sie macht den Anspruch, Universalreligion zu werden wie das Christentum.

So zeigt die Religionsgeschichte, wie auch die außerhalb der göttlichen Offenbarung stehende Menschheit nach demselben Ziele strebt, welches durch die Offenbarung erreicht wird. Aber der Buddhismus bleibt der Versuch einer erlösenden Universalreligion. Nur das Christentum kann wirklich die Erlösung bringen, auch nicht die 600 Jahre später entstandene Religion, welche die ganze Welt erobern möchte.

Die Juden erwarteten einen Messias, der sie von der Herrschaft der Römer befreien und neben der religiösen Erneuerung sie zum ersten Volk der Erde machen sollte. Wir sehen in der Versuchungsgeschichte, wie verlockend der Satan Jesum dazu verführen wollte. Die Verbindung von neuen religiösen und patriotischen Ideen ist imstande, große Massen in heiliger Begeisterung mit fortzureißen und alle kleinlichen Hindernisse zu überwinden.

Was Jesus abgewiesen, das hat 600 Jahre später Mohammed übernommen, er ist ein solcher Messias geworden, der mit den neuen religiösen Ideen auch eine politische Herrschaft anstrebt und Gott hat es als Zuchtrute für die entartete Christenheit geschehen lassen, daß auch dieses falsche Messiasreich aufgerichtet wurde. Der reine Monotheismus, der geistliche Charakter des Gottesdienstes, der keine Bilder braucht, kann dem aus dem Heidentum herausgekommenen Menschen imponieren. Aber erlösen kann der Islam die Menschheit nicht, sondern nur fantasieren. Geist und Fleisch bleiben immer gemischt. Die Nationalreligion ist nicht wirklich abgestreift, die Völker werden arabisiert, der Koran darf in keine andere Sprache übersetzt werden. Der religiöse Fortschritt ist nur theoretisch, nicht praktisch, nicht geistlich-sittlich. Aber der Anspruch, Universalreligion zu werden, macht auch der Islam.

So hätten wir als die drei Teile der Religionsgeschichte: 1. die Religionen der unkultivierten Völker, 2. die Nationalreligionen, 3. die Universalreligionen, wobei wir natürlich vom Christentum nur zur Vergleichung die religiösen Grundzüge hervorheben werden. In bezug auf den Erfolg der christlichen Mission unterscheiden sich diese drei Klassen aufs bestimmteste. Unter den unkultivierten Heidenvölkern geht es mit der Bekehrung am raschesten vorwärts. Viel schwieriger ist es unter den heidnischen Kulturvölkern, bei den Nationalreligionen; den größten Widerstand aber haben bis jetzt der Buddhismus und der Islam geleistet, welche selbst den Anspruch machen, Universalreligion zu werden.

Erster Teil.

Die Religionen der unkultivierten Völker.

I. Die Religionen der unkultivierten Völker in Afrika.

1. Übersicht über die afrikanischen Völker.

Afrika, „der dunkle Erdteil“, enthält im Nordosten ein Land, dessen Bewohner auf einer hohen Kulturstufe standen zu einer Zeit, da Israel noch nicht ein Volk war, da man von Germanen und Romanen noch nichts wußte; und dagegen finden wir im Westen und Süden dieses Erdteils Völker, deren Religion und Kultur man gewöhnlich als die niederste Stufe bezeichnet. Die ganze Nordküste, dem Mittelmeer entlang, stand in alten Zeiten im regsten Verkehr mit Europa, und der Schall des Evangeliums hatte sie nicht bloß oberflächlich berührt; in Agypten ist die Geburtsstätte der christlichen theologischen Wissenschaft zu suchen; die bedeutendsten dogmatischen Streitigkeiten wurden dort ausgedacht. In Karthago und Numidien wirkten jene tief in der Gemeinschaft mit dem Herrn gegründeten lateinischen Kirchenväter: Tertullian, Cyprian, Augustin. Dort kämpften die Donatisten um eine reine Kirche mit strenger Zucht. Aber der Leuchter wurde von seiner Stätte gestoßen. Diese blühende christliche Kirche in Nordafrika wurde im Grunde erschüttert durch die Stürme der Völkerwanderung und dann versengt durch den Gluthauch des Islam. Nur im abessinischen Alpenland und in einzelnen Orten von Agypten blieben noch kümmerliche Reste. Der Islam aber macht bis in die neueste Zeit große Fortschritte im Innern des Erdteils gegen Westen und Süden, und es ist höchste Zeit, daß ihm die christliche Mission zuvorkomme.

Das ganze Süd- und Westafrika war bis ins 15. Jahrhundert den Europäern unbekannt. Die große Wüste und das abessinische Gebirge bildeten eine Scheidewand. Aber auch nachdem die Portugiesen und später die andern europäischen Seemächte Afrika umschifft hatten, blieb das Innere bis ins 19. Jahrhundert größtenteils unbekanntes Land. Nur durch den schändlichen Sklavenhandel kamen auch Leute aus dem Binnenland in Berührung mit Europäern. Die Küstentämme vermittelten diesen Handel. Denn es hatten sich keine großen Nationen gebildet, sondern ein Stamm suchte im Krieg mit den benachbarten möglichst viele Sklaven abzufangen, welche hauptsächlich um Schnaps, Pulver, Gewehre und Kleider verkauft wurden. In Ostafrika betrieben diesen Handel die Araber, welche auch weit ins Innere vordrangen, um für sich den Gewinn einzustreichen, und sie setzen diesen Handel fort, auch nachdem die europäischen Mächte ihn aufgegeben haben.

Warum sind die Völker im Innern Afrikas so spät erst in Berührung gekommen mit der europäischen Kultur und dem Christentum? — Das mörderische Klima ist ein Hindernis für Landreisen, und mit Schiffen kann man nur wenig eindringen. Während Europa durch eine Menge von Meerbusen und Binnenmeeren dem Handel offen steht, ist Afrika gar nicht gegliedert. Die Entfernung von Tripoli am Mittelländischen Meer bis zur Mündung des Kamerunflusses ist mehr als das Doppelte des Wegs von Petersburg nach Odessa, viermal so groß wie von Triest nach Stettin. Auch von Dahressalaam nach der Kongomündung ist es weiter als von Archangel nach Odessa. Nun könnte man wohl denken, die gewaltigen afrikanischen Ströme werden die Verbindung mit dem Innern vermitteln. Aber kein Schiff kann den langen Nilstrom von der Mündung bis zum Victoria Nyanza ganz befahren, da Wasserfälle und Stromschnellen die Schifffahrt unterbrechen. Dasselbe gilt für den Kongo und die südafrikanischen Ströme. Das Innere von Afrika gleicht einer gewaltigen Burg, deren Vorwerke in einiger Entfernung von der Küste beginnen, die in den Schneebergen des Ostens ihre Zinnen und an den großen Seen ihren Burghof hat. So ist auch das Innere von Südafrika eine Burg des Heidentums geblieben, bis im 19. Jahrhundert dem

Fuß des Entdeckers der Missionar gefolgt ist und in Südafrika sowohl als in Uganda und Westafrika eine schöne Zahl von Christen gesammelt wurde.

Die neueren Forscher unterscheiden gewöhnlich von den Negervölkern die hamitische Völkergruppe, zu welcher die Ägypter, die Berber, Kabilen, Tuareg und andere nicht ganz dunkelfarbige Stämme entlang der Nordküste und der Sahara gehören sollen, sowie die Abessinier, Galla, Bedscha, Somali, Dankali im Osten. Auch v. Drelli hat diesen Namen beibehalten. Wir möchten den Namen Hamiten nicht auf diese Völker beschränken. Woher stammen denn die Neger, wenn sie nicht Hamiten sind? Stammen sie gar nicht von demselben Menschenpaar wie die genannten nordafrikanischen Völker? — Man hat Mühe, einen Stamm unterzubringen, der zwischen Ägypten und Abessinien wohnt und sehr dunkelfarbig ist, aber in den Gesichtszügen sich von den eigentlichen Negern unterscheidet: die Nuba. Lepsius rechnete ihre Sprache zu den Negersprachen, Fr. Müller stellt eine besondere Nuba-Fulah-Gruppe auf. Die Fulah oder Fulbe wohnen in Senegambien und am Niger, sind hellfarbiger, energischer und tapferer als die Neger. Diese Zwischenstufen sind erklärlich, wenn man auch die Neger zu den Hamiten rechnen darf, und die babylonische Sprachenverwirrung keine wertlose Sage ist; wenn auch bei Völkern von gleicher Abstammung die Sprachen so auseinandergegangen sind, daß man sie nicht mehr als sprachverwandt anerkennt.

Von den alten afrikanischen Kulturvölkern werden sich also die Stammväter der Neger frühzeitig abgesondert haben und in religiöser und kultureller Hinsicht tiefer gesunken sein. Daß sie nicht im Anfang einer Entwicklung stehen geblieben, sondern von einer höheren Stufe herabgesunken sind, das können auch die Ausgrabungen an der Nigermündung bestätigen, welche man auf eine frühere Kultur der Neger deutet.

Unter den eigentlichen Negervölkern unterscheidet man wieder die Nigritier oder Sudanneger in Westafrika, mit schwarzer Hautfarbe, langem Schädel, flacher Stirne, vorstehendem Kiefer, aufgeworfenen Lippen, blendend weißen Zähnen, krausen Haaren, hagerer Statur. Ihre Sprachen zeigen wenig Verwandtschaft untereinander. Ihnen stehen gegenüber die Bantuvölker,

welche von Kamerun und dem Äquator an bis zur Südostspitze von Afrika sich erstrecken. Sie sind etwas heller, ihre Statur ist schöner, ihre Sprachen sind untereinander verwandt, haben namentlich denselben Sprachbau. Die Araber nannten sie Kasir, d. h. Ungläubige, Heiden. Daraus ist der Name Kaffern entstanden. Die Kaffern selbst nennen sich A-Bantu, d. h. Menschen. Daher nennt man neuerdings Bantu-Sprachen diese Sprachen, welche durch ihre Vorsilben (Präfixe) kenntlich sind. Zum Beispiel im Volk der Basuto heißt eine einzelne Person ein Mosuto, das Land heißt Lesuto, die Sprache Sesuto; in Uganda heißen die Bewohner Waganda usw.

Gar nicht zu den Negervölkern zu rechnen sind die Hottentotten oder Namaqua an der Südwestecke von Afrika; sie selbst nennen sich Koi-Koin; eine physisch und intellektuell schwächere Rasse von gelblicher Hautfarbe. Zu ihr gehören auch die San oder Buschmänner, ein besonders verkommener Volksstamm. Für die Hottentottensprachen charakteristisch sind die Schnalzlauten, welche übrigens auch einzelne Kaffernstämme angenommen haben.

Auf der Insel Madagaskar wohnen neben den Negerstämmen der Wasimba merkwürdigerweise entschieden malayische Völkerschaften: die Hova und die Sakalawa. Die ihnen nächstverwandten Völker auf den ostindischen Inseln sind mehr als tausend Meilen weit über den Indischen Ozean hinüber von ihnen entfernt. Wie sie nach Madagaskar kamen, dafür hat man keinen Anhaltspunkt, ebensowenig über die Wanderung der Hottentotten. Daß das Klima einen Einfluß auf die Hautfarbe hat, wird man wohl nicht leugnen können und daher annehmen müssen, daß die Volksstämme von hellerer Farbe auf ihren Wanderungen sich nicht länger in den Äquatorialgegenden aufgehalten haben. Aber der größere oder geringere Grad von Degeneration hängt nicht immer mit dem Klima zusammen. Es wird häufig ein sittlicher und religiöser Verfall auch die physische Degeneration befördert haben, so daß die Kulturstufe, auf welcher die Völker jetzt stehen, nicht bloß von ihrer natürlichen Anlage herrührt, deren Verschiedenheit damit nicht geleugnet werden soll.

2. Das Verhältniß von Gott und Fetisch bei den Negervölkern.

Man bezeichnet die Religion der Neger gewöhnlich mit dem Namen Fetischismus und meint, sie machen irgend einen beliebigen Klotz, irgend eine auffallende Erscheinung zu ihrem Gott und bringen demselben Opfer dar. Das erweist sich als eine ganz unrichtige Ansicht, seitdem die Missionare die afrikanischen Religionen gegenauer erforscht haben. Das Wort Fetisch stammt aus dem portugiesischen feitiço, entsprechend dem lateinischen factitius = mit der Hand gemacht. Es bezeichnet also eigentlich allen Götzendienst. Durch de Brosse, den Freund Voltaires und Buffons, der 1760 eine Schrift herausgab: »Du culte des Dieux Fétiches ou Parallele de l'ancienne Religion de l'Egypte avec la Religion actuelle de Nigritie,« wurde zuerst die Aufmerksamkeit der Europäer auf die afrikanischen Religionen gelenkt. Er wollte den Ausdruck Fetischismus auf alle Nationen anwenden, welche Tieren oder leblosen Dingen, die in Götter verwandelt werden, Verehrung zollen, auch wenn diese Gegenstände nicht sowohl Götter im eigentlichen Sinn des Wortes, sondern Dinge sind, die mit einer gewissen göttlichen Eigenschaft ausgerüstet werden, wie Orakel, Amulette u. dgl. Dabei nimmt de Brosse an, alle Völker haben eine erste göttliche Offenbarung gehabt, aber alle mit Ausnahme der Juden vergaßen sie und machten dann denselben Kursus durch: erst Fetischismus, der sich noch in Afrika findet, dann Polytheismus und endlich Monotheismus. Später, mit der fortschreitenden Aufklärung, wurde von den Gelehrten keine Offenbarung mehr angenommen und der Fetischismus als die älteste Religionsform bezeichnet. Diese Anschauung ist noch immer sehr verbreitet, obgleich nach den neueren Forschungen folgende drei Punkte sich als völlig unrichtig erweisen:

1. daß die Fetische die Götter der Neger seien,
2. daß die Schnüre mit eingebundenen Gebeinen, Haaren, Federn u. dgl., die Amulette der Neger, die Fetische selbst seien,
3. daß der Fetischismus die älteste Religionsform sei.

Was den ersten Punkt betrifft, so hat schon 1856 ein englischer Missionar, J. L. Wilson, der am Kap Palmas und später am Gabun gewirkt hatte, den Satz aufgestellt, daß alle Neger an der Westküste, von den Fologon in Senegambien bis nach Loango im Süden, an einen höchsten Gott glauben, den sie bestimmt von den Fetischen unterscheiden. Ihm stimmt auch Waitz in seiner Anthropologie der Naturvölker bei, wenn er (II, S. 167) sagt: „Bei tieferem Eindringen, das neuerdings mehreren gewissenhaften Forschern gelungen ist, kommt man zu dem überraschenden Resultat, daß mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluß höher stehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuten läßt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind als fast alle andern Naturvölker, so weit, daß wir sie, wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürfen, daß sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer großen Summe groben Aberglaubens vermischt ist, der wieder seinerseits bei andern Völkern die reineren religiösen Vorstellungen ganz zu überwuchern scheint.“ Obgleich Waitz nicht von einer monotheistischen Urreligion ausgeht, spricht er sich so entschieden für einen reineren Gottesbegriff der Neger aus, denn er berücksichtigt sorgfältig die Angaben der Missionare wie der sonstigen Reisenden.

Auch der englische Missionar Rowley (The Religion of the Africans. 1878) suchte nachzuweisen, daß alle afrikanischen Völker, nicht nur die Neger, zwar nicht einen klaren Gottesbegriff, aber doch einen Glauben an Gott als den Guten haben, der die Kräfte der Natur zum Nutzen der Menschen bewegen kann und je nach Umständen bewegen will. Gott kann nur Gutes tun, ob man ihn ehrt oder nicht. Aber in gewissen Fällen wird sein Name auch angerufen. Also die Neger sehen ihre Fetische keineswegs als Götter an, obgleich sie ihnen fast ausschließlich dienen.

Was den zweiten Punkt betrifft, so sind über den Begriff des Fetisch auch die Missionare längere Zeit im Unklaren gewesen. Rowley sagt: „Fetisch bezeichnet irgend eine materielle Substanz, in welcher übernatürliche Kraft konzentriert wird.“ Dagegen sagt Missionar Dieterle, der mehr als 30 Jahre auf

der Goldküste gearbeitet hat: „Den Amuletten wird keine Persönlichkeit zugeschrieben; sie sind daher auch keine eigentlichen Fetische, sondern nur Zaubermittel, die nach dem Aberglauben der Heiden auf Eingeben Gottes gemacht werden“ (Heidenbote 1871, S. 37). „Fetisch ist ein beseelt und persönlich gedachtes Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen“ (S. 17). Wie Dieterle, so hat auch Missionar Böhner, der das ganze Fetischwesen durch eine zusammenhängende Erzählung im Missionsmagazin 1881 und 1886 illustriert hat (auch als besondere Schrift erschienen: „Im Lande des Fetisch.“ Basel 1890), überzeugend nachgewiesen, daß die Neger selbst die Fetische als Geister, als Dämonen denken, welche einen Menschen in Besitz nehmen und sich durch ihn offenbaren können, welche aber auch in allerlei auffallenden Naturgegenständen ihre Wohnung haben können. Sowenig als wir bei einem Bilderdienst unter christlichen Völkern annehmen dürfen, der Bilderdienstler denke sich, die Mutter Gottes oder der Heilige existiere nicht außer dem Bilde, ebensowenig dürfen wir vom Neger annehmen, daß er denke, sein Fetisch existiere nur in dem sichtbaren Gegenstand, wenn auch seine Offenbarung an diesen Gegenstand gebunden gedacht wird. Der Fetischismus ist also nur eine besondere Art von Animismus oder Geisterdienst, wobei die äußeren Abzeichen für die Gewalt und Offenbarung des Geistes mehr hervortreten als in anderen animistischen Religionen.

Der dritte Punkt, daß der Fetischismus die älteste Religionsform sei, ist jetzt auch von Forschern, die keine monotheistische Urreligion annehmen, verworfen, weshalb wir hier nicht näher darauf eingehen. Für einen religiösen Verfall aus reinerem Gottesdienst in Bilderdienst hat man ja auch in der Geschichte der christlichen Kirche Analogieen.

3. Die Vorstellung von Gott bei den afrikanischen Völkern.

Der Name für Gott bildet auf der Goldküste, auf der Sklavenküste und wohl auch bei andern Negervölkern gar keine Mehrzahl und ist deutlich unterschieden von dem Namen für Fetisch. In der Ga- oder Affra-Sprache heißt er Njongmo,

im Tſchi oder Afante: Onyame oder Onyankopong, in der Ewesprache in Togo: Mawu. Nach der Grundbedeutung des Wortes soll Onyame „der Glänzende“ heißen, und das Wort wird auch für den sichtbaren Himmel gebraucht. Gott und der sichtbare Himmel werden also nicht überall deutlich auseinandergehalten; aber es werden nicht etwa Sonne, Mond, Blitz und Donner u. dgl. als verschiedene Götter bezeichnet, sondern der gute Gott ist einer. Er gibt Regen und Sonnenschein. Wenn der Säugling die Augen aufschlägt, so sagt man auf der Goldküste: „er schaut zu Gott.“ Ein Sprichwort ist: „wenn du Gott etwas sagen willst, so sage es dem Wind.“ Das Ewewort Mawu soll heißen: der Höchste. Daneben findet sich noch ein Wort für Himmel: Dzi, dem die Erde: Anyigba, gegenübersteht, und der Luftraum: Yame, als Region der bösen Geister. Missionar Spieth, der im Kolonialkongreß 1905 und im Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft 1906, S. 2 ff., über die religiösen Vorstellungen der Eweer berichtet und in einer größeren Schrift: „Die Ewe-Stämme, Material zur Kunde des Ewe-Volkes in Deutsch-Togo von Jakob Spieth. Berlin 1906“ — seine Forschungen niedergelegt hat, sagt: „Auf die Frage: wer ist für die Eweer Gott? hat in einer größeren Versammlung ein Heide in Matse geantwortet: „Ich habe immer zu dem sichtbaren Himmel als zu dem großen Gott emporgesehen,“ und die andern alle bestätigten seine Anschauung als ihre eigene Anschauung. Der alte Häuptling Kpeli aus Tove zeigte mit dem Finger den Himmel und sagte: „Überall, wo der Himmel ist, da ist Gott, denn der Himmel ist Gott.“ Adala, der Priester der Erde in Ho, sagte einmal: „Der sichtbare Himmel ist nicht selbst Gott, sondern nur der Ort, wo Gott seinen Sitz hat.“ Daß dem Mawu als Himmelsgott auch Opfer und Gebet, wenigstens einmal im Jahr, dargebracht wird, bezeugt Spieth (Die Ewe-Stämme, S. 72), und daß auch im Alltagsleben sein Name manchmal angerufen wird (a. a. O. S. 414 ff.). Bei der Bibelübersetzung konnten die Missionare das einheimische Wort für Gott gebrauchen ohne zu fürchten, daß sie damit falsche Vorstellungen erwecken oder unverstanden bleiben. Nirgends ist es dasselbe Wort wie für Fetisch. Sie durften nur, wie der Apostel Paulus in Athen, den unbekannten Gott verkündigen.

Missionar Zimmermann, der langjährige Arbeiter auf der Goldküste, schrieb schon 1859: „Ich habe noch keinen Neger kennen gelernt, der den einen Gott geleugnet hätte, außer etwa einen abtrünnigen Christen, der wieder ins Heidentum zurückgefallen war. Von Gott wird anerkannt, daß er selbst ewig und unerschaffen, Schöpfer Himmels und der Erde sei; er wird oft genannt, ja man dankt ihm; man weiß sich im allgemeinen in seiner Hand, man nennt ihn Vater, Allvater u. dgl. Aber da hört auch der Gottesdienst der Neger auf. Gott schuf Geister oder Dämonen (Wong, Mehrzahl Wodsi) und Menschen. Erstere beleben die ganze sichtbare Welt, die gleichsam ihr Leib ist, während der Himmel als Leib und Wohnung Gottes betrachtet wird. Die Erde, die See, jeder Fluß, jeder Bach u. s. w. beseelt gedacht, ist ein Göze oder Fetisch. Ob sich der Neger die Erde im Verhältnis zu dem Himmel und zu Gott als Weib im Verhältnis zum Manne denkt, hörte ich noch nie; wohl aber werden beide zusammen genannt, die Erde nach Gott und jeder andere Naturgeist nach der Erde. Diese Geister sind von Gott geschaffen und regieren die Schöpfung, auch den Menschen durch sie. Es gibt gute und böse, männliche und weibliche, große und kleine, starke und schwache“ (Miss.-Mag. 1859, S. 50). Die Eweer haben ihrem Mawu in der Königsstadt Anglo ein Haus gebaut, wo er von seinem Priester, dem Batenka, bedient wird. Dort wird er in Kriegs- und andern Angelegenheiten befragt. Er kommt aber nie selbst, sondern schickt nur einen seiner Diener.

In einer großen Anzahl von Bantu-Sprachen findet sich für Gott das Wort Njambe oder ein ähnlich lautendes. Dasselbe scheint auch bei den Bantuvölkern in Kamerun die ursprüngliche Bezeichnung für Gott gewesen zu sein. Aber der englisch-baptistische Missionar Saker hat in seiner Bibelübersetzung für Gott das Wort Loba gebraucht, das ursprünglich Himmelsgewölbe, Firmament, alles über uns, in mancher Beziehung auch das Schicksal bezeichnet und das griechische daimon mit Njambe übersetzt. Er hat wahrscheinlich das Wort Njambe bei den Geheimbünden in einem Zusammenhang gehört, der eher auf ein dämonisches Wesen als auf Gott schließen lassen mochte, und darum dasselbe nicht für geeignet gehalten zur Bezeichnung des Christ-

lichen Gottesbegriffs. Loba verflüchtigt sich bei einzelnen heidnischen Kamerunern in ein pantheistisches Etwas. Aber es wird doch auch bei den heidnischen Kamerunern von Gebeten zu Loba bei zunehmendem Mond berichtet, die der Hausvater, verbunden mit einem Pfiff, aussprach und dabei gesagt, das Reden mit Gott sei nur den Alten zugestanden.*) Das Wort Loba ist nun bei den mit dem Christentum in Berührung gekommenen Kamerunstämmen eingebürgert als der richtige Ausdruck für Gott, während Njambé bis tief hinab nach Südafrika sich findet und Mbamba in Ostafrika bei den Konde auf dem Gebirge nördlich von Njassasee, unter welchen die Berliner- und die Brüdergemeine-Missionare arbeiten, wohl dasselbe Wort sein wird. Von den Konde wird berichtet: „sie reden Gott als Vater an,“ der Hausvater beim häuslichen, der Häuptling beim gemeinsamen Kultus. Er ist menschenähnlich und wohnt mit seinen Leuten, den Gotteskindern über dem Himmelsgewölbe. Die Missionare beobachteten dort einen feierlichen Gottesdienst zur Zeit der Dürre. Die Häuptlinge versammelten sich am Ufer des Sees, am „Gottesstamm.“ Da wurde ein Opfer geschlachtet. Ein Häuptling als Vorbeter schöpfte mit einem Flaschenkürbis Wasser aus dem See, nahm davon in den Mund und blies es auf die Erde, bis das Gefäß leer war. Dann betete er: „Mbamba! Kiara! Du hast uns Regen verweigert; schenke uns Regen, daß wir nicht sterben! Errette uns vom Hungertode, du bist ja unser Vater und wir sind deine Kinder und du hast uns geschaffen; weshalb willst du, daß wir sterben? Gib uns Mais, Bananen und Bohnen! Du hast uns Beine gegeben zum Laufen, Arme zum Arbeiten und Kinder auch; gib uns auch Regen, daß wir ernten können!“ (Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa 1894, S. 115.) Bei Feindesgefahr beten sie etwa: „Die Feinde kommen, o Gott, stärke unsre Arme, gib uns Kraft! Gib deinem Volke, deinen Kindern, starke Herzen, damit der Feind nicht unsre Frauen raube und das Vieh, das du uns gegeben hast. Du bist Mbamba? Du bist Kiara! Stärke uns!“

Bei den Waganda am Viktoria-Nyanza scheint der Dienst des einen Gottes mehr abgekommen zu sein; denn sie sagen, ihr

*) Basler Missionsstudien, Heft 22: Die Religion der Küstenstämme in Kamerun, S. 31—33.

höchster Gott Katonda habe sich in seine Wohnung zurückgezogen und den Lubari (Geistern) das Regiment über Welt und Menschen anvertraut. Sie verehren besonders den Wassergeist, welcher in dem See wohnt (Rowley, S. 57).

Unter den ersten Missionaren in Südafrika waren van der Kemp und Moffat, wie wir S. 14 bemerkt haben, der Ansicht, die Kaffern und die mit ihnen verwandten Völker hätten gar kein Wort für Gott. Aber Moffats berühmter Schwiegersohn Livingstone sagt: „Auch bei den am tiefsten gesunkenen Stämmen braucht man nicht vom Dasein Gottes oder von einem zukünftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen wird“ (Livingstone, Missionsreisen I, S. 192).

Es gibt Gelehrte, die überall einen Ahnendienst wittern, wo die verehrten Wesen als in früherer Zeit lebend gedacht werden, und so hat man auch als das Charakteristische der südafrikanischen Religionen den Ahnendienst bezeichnen wollen (v. Drelli, S. 748). Allein es scheint doch ein wesentlicher Unterschied zu sein zwischen dem chinesischen Ahnendienst, wo wirklich jeder Familienvater von seinen Nachkommen verehrt und mit Opfern bedacht wird und den südafrikanischen Religionen, die wir vielleicht besser einen Heroendienst nennen dürften, denn es scheint nicht, daß hier jeder Verstorbene verehrt werde, sondern nur Gewaltige oder Häuptlinge, die sich ausgezeichnet haben durch gute oder böse Taten und die nun als Geister die Zauberer und die Medizinmänner in Besitz nehmen. Unter diesem Heroendienst scheint der eine Gott in den Hintergrund gedrängt worden zu sein, und er wird bei manchen Völkern nicht mehr Himmel, sondern Vater oder der Alte oder Urvater genannt. Bei den Sulu heißt er Umkulunkulu, bei den südlichsten Kaffern Mulungu, bei den Suaheli in Deutsch-Ost-Afrika Muungu, bei den Betschuanen Morimo, bei den Basuto Modimo.

Dagegen unter den Baronga im portugiesischen Gebiet bei der Delagoa-Bai hat Missionar Junod von der Mission Romande gefunden, daß sie den Himmel, Tilo genannt, als die Macht betrachten, welche nicht nur den ersehnten Regen schickt und im Gewitter sich offenbart, sondern auch plötzliches Sterben, besonders der Kinder durch Krämpfe und ebenso die Geburt von Zwillingen verursacht, was als Zeichen seines Zorns

angesehen wird; aber der Himmel ist es auch, der mit Sicherheit den Dieb entdeckt und als Blitzvogel, der sich auf dessen Hütte niederstürzt, bestraft. (Junod, Les Ba Ronga. Neuchâtel 1898, S. 408 ff.)

Von den Hottentotten hat schon Peter Kolbe 1745 gefunden, daß sie ein höchstes Wesen verehren, das mit einem sagenhaften Fürsten kombiniert sei. Bei festlichen Tänzen zur Zeit des Neumonds und Vollmonds rufen sie dasselbe an: „Sei gegrüßt! Mache, daß wir viel Honig bekommen, daß unser Vieh zu fressen habe und uns reichlich Milch gebe!“ Bei den Namaqua heißt das höchste Wesen Heitsi-Eibib, bei den Koranna Tsuikoab. — Tänze im Mondschein spielen auch bei den Negervölkern eine große Rolle, und vielleicht wird der Mond als eine Offenbarung des Himmelsgotts betrachtet, in dessen Schein man in Afrika sich gemüthlicher umtreiben kann als im Sonnenschein. — Selbst bei den Buschmännern hat man ein höchstes schöpferisches Wesen gefunden, das sie Kage nennen.

Auch die heidnischen Galla verehren ihren Gott Wak als Schöpfer der Welt und Geber alles Guten. Er wird die Toten nach ihren Werken richten. Sie haben keine Götzenbilder.

Die Massai am Kilimandscharo glauben, daß ihr Himmels-gott Ngai sich oft auf dem Schneegipfel niederlasse. Sie verehren ihn stehend mit erhobenen Armen, Grassbüschel in den Händen haltend. Die Sterne sind Ngais Augen. Sie sagen, in der großen Regenzeit, wo die Rinder fett werden, vergieße der Gott Freudentränen, in der kleinen Regenzeit, wo sie abmagern, weine er über die Gleichgültigkeit der Massai (v. Drelli, S. 751).

Hauptmann Merker, der Forschungen über die Massai gemacht hat, hält dieselben für Semiten, die schon Jahrtausende vor Christo nach Afrika gekommen seien in verschiedenen Einwanderungen und sagt, ihre Sagen stehen den hebräischen näher als den babylonischen, sie haben einen einfachen schlichten Monotheismus, eine bildliche Darstellung ihres Gottes Ngai sei ihnen nicht erlaubt. Über Schöpfung, Sündenfall und Sintflut haben sie Sagen, die sehr an die israelitischen erinnern, ja selbst über die Gesetzgebung, und Merker nimmt nicht an, daß sie dieselben durch Christen oder Mohammedaner bekommen haben (Dr. L. Munzinger in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1904,

Nr. 275, S. 402 ff.). Es dürfte vielleicht noch untersucht werden, ob sie nicht mit den Falascha, den merkwürdigen abessinischen Juden, in irgend einer Beziehung stehen, die in sehr alter Zeit eingewandert oder zum Judentum übergetreten sein müssen, da sie vor der Ausbreitung des Christentums in Abessinien nur einen Teil der alttestamentlichen Schriften hatten und die ganze spätere Entwicklung des Judentums nicht kennen, die sich im Talmud darstellt.

Auf Madagaskar nennt man an der Küste das höchste Wesen Zanahary, im Innern Andriamanitra. Aber die Vorstellungen der Madagassen von demselben sind sehr vag und unklar. Wenn auch nach den Überlieferungen der Väter dieser Gott alles sieht, die Bosheit straft, das Gute belohnt, alles regiert und bewirkt, was die Menschen unternehmen, so lebt doch dieser Glaube nicht im ganzen Volk. Der König war der sichtbare Gott und jede Provinz hatte ihre besonderen Gottheiten. Dieselben wurden in geheimnisvollen Verhüllungen aufbewahrt, und in ihren geheiligten Umkreis durften gewisse Tiere und andere Dinge nicht kommen. Der Geisterdienst wird besonders an den Gräbern der Wasimba, der schwarzen Urbewohner der Insel, gefeiert (Miss.-Mag. 1865, S. 75 ff.).

So ist das Ergebnis für Afrika, daß die afrikanischen Völker den einen Gott noch erkennen, das göttliche Wesen zerfällt ihnen nicht in mehrere Personen; aber von der Mehrzahl der Völker muß man sagen: sie dienen ihm nicht mehr, wie der Apostel Paulus es Röm. 1, 21 darstellt. Sie fürchten sich mehr vor Wesen, die sie selbst als Gott untergeordnet denken. Ist anzunehmen, daß sie durch eigenes Nachdenken auf die Idee der Einheit Gottes, des Schöpfers aller Dinge gekommen seien? — Nein, diese Idee erklärt sich gewiß viel einfacher als ein Rest aus der Urreligion.

Die Schöpfungssagen der afrikanischen Völker unterscheiden häufig zwischen Schöpfung der Weißen und der Schwarzen, so daß sie in dieser Gestalt erst nach der Bekanntschaft mit den Europäern entstanden sein können; aber die Schöpfung wird nicht pantheistisch dargestellt, sondern auf den einen Gott zurückgeführt.

4. Der Fetisch- und Geisterdienst. Verfassung und Kultus in den afrikanischen Religionen.

Die Fetische werden, wie wir gesehen haben, als Geister betrachtet, welche da und dort in Naturgegenständen ihren Sitz haben, aber auch Menschen in Besitz nehmen können. „Der Neger glaubt sich von tausend Augen beobachtet,“ sagt schon Cruikshank, einer der ersten, der den Fetischdienst auf der Goldküste beschrieben hat. Auf der Goldküste werden Großfetische und Kleinfetische, Großväter und Väter, unterschieden. Dieterle sagt: „Erstere sind mit dem Weltall geschaffen und zwar vor den Geschöpfen; sie sind deshalb Kinder Gottes ersten Rangs und ihm auch in allem am ähnlichsten. Sie können unter den Menschenkindern wohnen, wohin sie von Gott gesandt werden. Für gewöhnlich wohnen sie in der Luft, sind unsichtbar, nicht gebunden an einen Ort oder Raum, fast allwissend, allgegenwärtig und unsterblich. Ohne Gottes Willen tun sie den Menschen weder Gutes noch Böses, sondern sie harren allezeit seiner Befehle. Ihren Wohnsitz nehmen sie am liebsten tief in den Wäldern, unter großen Bäumen, in romantischen Gegenden, an Felsabhängen und in Höhlen. Wird irgend ein Platz als Sitz eines solchen Großfetischs angegeben, so darf derselbe nicht mehr betreten werden, ohne daß Opfer dargebracht werden. In Akuapem sind vier solcher Großfetische: in Abirim Bosombra, in Obofomase Kyenku, in Aburi Toa, in Berefuso Ototo. Man wendet sich an die Großfetische durch Opfer bei Krankheits- und Unglücksfällen“ (Heidenbote 1871, S. 18.).

Bohner, der im Ga-Gebiet an der Küste gearbeitet hat, sagt: „Zum Kultus der Stammesfetische gehört: 1. daß in der Stadt ein kleiner Tempel für den betreffenden Fetisch erbaut ist; 2. daß ein Mann oder eine Frau oder beide zusammen als Bulomo (in der Tshi-Sprache Asofo), Priester oder Tempelwärter, bestellt ist, der den Tempelhof kehrt, die Opfer darbringt, Weihwasser verabreicht und für alle diese Dienste ein gewisses Einkommen an Opfern u. dergl. hat; 3. daß er einen stehenden Wongtschä (auf Tshi: Akomfo), Wahrsager, hat, in welchen er fährt und durch welchen er seinen Willen offenbart. Lagunen, Fluß- oder Tierfetische werden gewöhnlich durch Frauen, Berg-

und Baumfetische durch Männer, andere Fetische durch beide bedient. 4. Endlich muß jedem Hauptfetisch jährlich ein Fest gefeiert und bei dieser Gelegenheit ein Tieropfer (Schaf, Ziegenbock, Rind) dargebracht werden. Jeder Fetisch wird an seiner Stimme und seinem Wahlspruch oder Lobgesang erkannt" (Miss. Mag. 1886, S. 197 f.).

Wir werden im allgemeinen annehmen müssen, der Glaube an diese Großfetische knüpfe sich an gewaltige Naturerscheinungen. In Akwapem, dem Bergland der Goldküste, wohnen sie in Felsen und gewaltigen Bäumen, an der Küste vorzugsweise im Meere und den Lagunen. „Die See,“ sagt Bohner (a. a. O. S. 199), „wird von allen Stämmen als Fetisch betrachtet, hat aber nur in Akkra einen öffentlichen Kultus, wo sie unter dem Namen Naji verehrt wird. Der ihr geweihte Tag ist der Dienstag.“ — „Bei allen Lagunen spielt die Fischelei eine große Rolle. Zu einer gewissen Jahreszeit pflanzt der Bulomo einer solchen Fetischlagune eine Art Strohwiß an derselben auf. Durch diesen Akt wird das Fischen darin verboten. Dieses Verbot dauert einige Monate, worauf sich die Stadtältesten zu einem Wongtschä begeben und ihn ersuchen, den Lagunenfetisch zu fragen, ob es erlaubt sei, wieder zu fischen. Der Fetisch erscheint in einem Topf Wasser und gibt nach einem in Geld, Rum und Zeug dargebrachtem Opfer die Erlaubnis, Ehe aber nun das Fischen beginnt, beräuchert der Bulomo die Lagune, indem er mit einem großen Feuerbrand darauf herumfährt“ (S. 198).

Die Großfetische werden wir als die Ansätze zur eigentlichen Vielgötterei betrachten müssen; aber es hat sich noch keine Mythologie an sie geknüpft, wenn sie auch durch Familienbände mit den Kleinfetischen verbunden gedacht werden. Ihre Verehrung erstreckt sich nicht auf ein ganzes Volk, sondern nur auf einen kleinen Kreis, und ihre Abhängigkeit von Gott wird noch festgehalten. In Togo scheinen noch mehr Ansätze zur eigentlichen Vielgötterei sich zu finden, so daß von einem Kriegsgott, Blitzgott u. dgl. die Rede ist; aber daß Mawu über allen steht, wird doch festgehalten. „In engster Beziehung zu Mawu ga, dem großen Gott, steht das Götterpaar Mawu Sogble und Mawu Sodza. Die Erscheinungsformen

beider sind Blitz und Donner. Sogle, der erste und älteste Sohn Gottes, Schmied und Wächter seines Hauses, hat allein Zutritt zu Gott. Er schmiedet die Donnerkeile, deren einer aus Stein und der andere aus Eisen besteht, und schleudert sie im Blitz gegen Bäume und Menschen. Er und seine Frau Sodza führen im Donner Gespräche miteinander. Sie bittet ihn, er möge doch Geduld mit den Kindern Gottes haben. Diese bittende Stimme hört man in dem auf starke Donnerschläge folgenden sanfteren Donner“. Sogle ist der Gott der jungen Mannschaft und wird angerufen zum Gedeihen der Saat, Sodza bewacht Haus und Hof. — Zu diesem Götterpaar gesellt sich noch Somlui, der Gott der Kaurimuscheln und Diener Gottes (Monatsblatt der Nordd. M.-G. 1906, S. 3). — Eine zweite, den Menschen näher stehende Götterklasse sind die Erdengötter (anyi Mawuwo). Diese entsprechen den Großfetischen der Goldküste, werden aber durch das Wort Mawuwo mit Gott in Verbindung gebracht. Die Erde ist die Frau des Himmels und hat im Bunde mit ihm Menschen, Tiere, Pflanzen und die Erdengötter erzeugt. Eine dritte Klasse von Göttern sind die persönlichen Schutzgötter.

Über die Kleinfetische sagt Dieterle (Heidenbote 1871, S. 34): „Abosomma oder Kinder der Großfetische, diese zweite, niedrigere Art von Fetischen, sind der Sage nach nicht von Gott geschaffen, sondern, wie ihr Name sagt, Kinder der Großfetische. Während die letzteren unsichtbar sind, können die Kleinfetische erscheinen, aber nicht jedermann, sondern nur den Priestern, welche mit dieser Klasse von Fetischen zu tun haben. Ihre Wohnsitze nehmen sie gerne in einzelnen großen Bäumen oder erscheinen sie in kleinen glänzenden Gestalten. Nach der Meinung der Leute werden auch Fetische in Tierleibern, besonders in erlegtem Wild gefunden, wenn irgend ein ungewöhnliches Gewächs, eine Drüse oder derartiges gefunden wird. Außerdem werden noch besonders geformte Steine oder größere Stücke Erz oder Geräte, die aus alter Zeit stammen und an denen sich der ursprüngliche Zweck nicht mehr erkennen läßt, für Fetische gehalten. Wenn nun jemand etwas derartiges findet oder wenn eine Person, männlichen oder weiblichen Geschlechts, auch nur meint,

von einem Fetisch dazu berufen zu sein, von ihm beseffen zu werden, so geht sie zu einem Priester dieser Klasse, bringt ihm das Gefundene oder offenbart ihm, daß der Fetisch von ihr Besitz nehmen wolle. Der Priester ruft dann noch andere Priester zu sich und berät mit ihnen, ob der gefundene Gegenstand wirklich ein Fetisch sei. Wird derselbe als solcher anerkannt und ist die betreffende Person dem Rat der Priester annehmbar, so hat sie bei einem unter ihnen für etwa zwei Jahre oder auch länger in die Lehre zu gehen. Glaubt jemand von einem Fetisch beseffen zu sein, ohne ihn in irgend einem Gegenstand gefunden zu haben, so verstellen sich solche Leute von Zeit zu Zeit, wie es auch die Priester tun, indem sie ihr Gesicht, oft auch den ganzen Körper, mit weißer Erde bestreichen, mit sonderbarem Gebärden Spiel Tänze aufführen, unverständliche Zeichen machen und sonderbare Laute von sich geben. Die Priester wissen dann einen Fetisch zu finden und übergeben ihn der betreffenden Person. Die Priester der Kleinfetische sind Wahrsager (akomfo) und als solche so recht die Träger des heidnischen Aberglaubens."

Die Kleinfetische sind also das Wechselnde im Fetischdienst, doch nicht so, wie man sich's häufig in Europa vorstellt, daß jeder Mensch sich irgend einen Gegenstand zum Fetisch machen könnte. Die neuen Fetische müssen mit den älteren in Berührung gebracht werden, wie das Eisen am Magnet gerieben werden muß, um magnetisch zu werden. Sie bekommen häufig den Namen von älteren und wenn ein Fetischbaum zu Grunde geht, wird ein anderer ausgesucht, in welchen der Geist übergesiedelt sein soll.

Wir müssen also unterscheiden Fetischpriester oder Fetischwärter (Wulomo, Asofo) und Fetischpropheten (Wongtschä, höhere Stufe: Gbalo; auf Tshi: Akomfo). Die letzteren haben einen weit größeren Einfluß auf das Volk als die ersteren. Sie sind die durch ganz Afrika gefürchteten Zauberer. Sie bilden allenthalben Geheimbünde, in welchen sie ihre Wissenschaft fortpflanzen. Nach den Aussagen eines zum Christentum bekehrten Fetischpropheten glauben sie selbst nicht an die Existenz der Fetische, betrügen also wissentlich das Volk. Die Geheimbünde der Zauberer (in Togo der Fovhebund, in Kamerun der

Losangobund) haben im sozialen und politischen Leben einen Einfluß, neben welchem vielfach die Häuptlinge nicht aufkommen, wenn sie nicht die Bewegung ganz in der Hand haben.

Die Geheimbünde müssen aber nicht notwendig Priesterschaftsbünde sein. Die Bantu-Neger in Kamerun unterscheiden sich von den Sudan-Negern dadurch, daß sie keinen eigentlichen Kultus haben und keine Priesterschaft als besonderen Stand. „Sehr oft ist der Häuptling oder der Hausvater in gewissem Sinn der Dorf- oder Hauspriester.“ (Basler Missionsstudien, Heft 22: Die Religion der Küstenstämme in Kamerun, S. 5). So sind auch die Geheimbünde in Kamerun, die Losango, keine Priesterschaftsbünde, sondern freie Vereinigungen zu dem Zweck, durch Anwendung vermeintlicher Zauberkünste, durch allerlei lügenhafte Vorpiegelungen und durch grausame Eingriffe in das Menschenleben den Mitgliedern irdische Vorteile zu verschaffen und sie vor Schaden zu beschützen. „Auf diesen oder jenen Tsango gründete der Häuptling seine Macht und im Namen desselben wurde der Übertreter der öffentlichen Ordnung, der Verächter der Häuptlingsherrschaft, gefangen, geschlagen, beraubt und manchmal getötet. Der Reichtum des Nebenmenschen erregte den Neid des Tsango und der Verein nahm einen, oft geringfügigen Anlaß, um Anspruch auf die Güter, Waren, Haustiere u. dergl. des Nachbarn zu erheben. Krankheit eines Familienglieds, ein Unglücksfall, erdichtete Ansprüche, die auf eine Schuld des Großvaters des Betreffenden zurückgingen, konnten Anlaß sein, sich das Gut des Nebenmenschen anzueignen. Vorsteher eines solchen Bundes war meistens ein Häuptling“ (a. a. O. S. 12). Es ist den vereinigten Bemühungen der Missionare und der deutschen Regierung in Kamerun gelungen, diese Losangobünde abzuschaffen, soweit der Arm der Regierung reicht, denn ihr religiöser Charakter ist sehr zurückgetreten, sie konnten mehr als Räuberbanden mit Maskeraden betrachtet werden und ihre Abschaffung wurde vom besseren Teil des Volkes als eine Erlösung begrüßt.

Die Zauberei spielt überhaupt im Leben der afrikanischen Völker eine größere Rolle als die regelmäßigen Feste und Opfer, welche durch die Fetischwächter dargebracht werden. Nennen wir zunächst die letzteren! Es werden auf der Goldküste

Erntefeste gefeiert, es werden Hühner, Schafe, Ziegen, zuweilen auch Ochsen geopfert und das Blut gilt als das söhnende Mittel. In der Landschaft Akem auf der Goldküste wird auch jährlich ein Widder als Träger der Schuld in den Wald gejagt. Auch bei den südafrikanischen Völkern spielt das Blut eine besondere Rolle. Die Barotse nehmen ein wenig vom Opferblut zwischen die Lippen und speien es mit dem Laute *tsu!* aus, der eine sakramentale Bedeutung für sie hat (Junod S. 396).

Durch ihre Menschenopfer sind namentlich die Reiche von Asante und Dahome in Westafrika berüchtigt geworden. Nicht nur gefangene Feinde wurden in Menge geschlachtet zur Sühne für die in der Schlacht gefallenen Stammesgenossen. Bei jedem Freudenfest, namentlich bei dem im Dezember stattfindenden Jams- oder Erntefest gab es Menschenopfer. In Bantama, dem Begräbnisort der Asante-Könige, pflegte der regierende König die mit Golddraht zusammengeflochtenen Skelette seiner Vorfahren mit Menschenblut zu waschen. Nicht eigentlich den Fetischen, sondern dem verstorbenen König wurden auch Weiber, Sklaven und Soldaten geschlachtet, damit er in der anderen Welt einen Hofstaat habe, und zwar wurde dieses Gemetzel nicht nur unmittelbar nach seinem Tode veranstaltet, sondern auch einige Wochen später, bei der sogenannten Kostiäme, der Totenfeier, die auf der Goldküste eine große Rolle spielt. Mit Blut müssen auch der Königsthron, die Fetischtrommeln und Blasinstrumente bestrichen werden. Auch das Branntweintrinken ist bei den Kultushandlungen der Neger unentbehrlich geworden. Mit Branntwein muß der Priester und Wahrsager fleißig regaliert werden, durch Branntwein kommt das Volk in große Aufregung, so daß unter Trommellärm und betäubendem Geschrei alle Festlichkeiten gefeiert werden. Die Menschenopfer werden eingeschränkt, soweit der Arm der europäischen Obrigkeit reicht; aber weiter im Innern werden noch viele dargebracht.

Die Kasualien und die Zauberei fallen dem Fremden in Afrika mehr ins Auge als die regelmäßigen Feste und Opfer, und sie sind das Gebiet der Fetischpropheten, welche zugleich die Ärzte des Landes sind, in Südafrika der Mediziner und Regenmacher. Da zeigt sich besonders, wie die afrika-

nischen Völker geknechtet sind in einem Aberglauben, der von Banden selbstsüchtiger Menschen ausgenützt wird. Bei Krankheiten und Todesfällen, bei allen wichtigen Ereignissen im Leben wird der Fetischprophet zu Räte gezogen. Da diese Menschen untereinander einen Geheimbund haben und auch ihre Späher aussenden, können sie über die Familienverhältnisse allerlei erfahren, was sie dann in ihrer Beseffenheit als merkwürdige Offenbarung des Fetichs kundgeben. In allerlei Taschenspielerkünsten haben sie sich in ihrer Lehrzeit geübt und die Kenntniss einiger Kräuter und wirklichen Heilmittel sich angeeignet. Aber auch diese natürlichen Mittel werden mit dem Fetisch in Verbindung gebracht und jede Krankheit wird vom Volk als Beseffenheit oder irgendwie als Werk eines bösen Geistes betrachtet, denn die ganze Natur wird beseelt gedacht. Warum müssen aber nach der Vorstellung der afrikanischen Völker die Fetischpropheten in ekstatische Zustände verfallen, um den Leuten zu helfen? — Die Neger denken sich ohne Zweifel, der Fetischprophet sei in seiner Verzückung in die Geisterwelt versetzt und dadurch imstande, die Fetische zu zwingen, daß sie dem Menschen helfen. Es ist kein demütiges Bitten um Hilfe, kein Harren auf die göttliche Erlösung, sondern es muß bei der Zauberei alles den Geistern in wildem Kampf abgerungen werden, was der Mensch bedarf und wünscht.

Statt der Beseffenheit kommt in Südafrika auch ein Wahrsagen aus Fußknöchelchen verschiedener Tiere vor, die wie Würfel aufs Geratewohl hingeworfen werden und aus deren Stellung der Wahrsager auf allerlei Fragen antworten kann (Junod S. 455 ff.).

Die Amulette, welche die afrikanischen Völker an sich tragen, sollen, wie bei unsrem Volksaberglauben, vor dem Einfluß böser Geister schützen. Aber wenn sich's auch die Leute viel kosten lassen, ist es doch kein allenthalben wirksamer Schutz, und der Wahrsager ist nicht verlegen um Gründe, weshalb das Amulett nicht geholfen hat.

Wenn schon alle Krankheiten und Unglücksfälle auf den Einfluß böser Geister oder böser Menschen zurückgeführt werden, so gilt dies besonders vom Tod. Da ist auf der Goldküste die Unsitte des Totentragens oder Totenstoßens, um die Leute

herauszubringen, welche den Tod dieses Menschen verschuldet haben und nun getötet werden sollen. Häufig sind auch in ganz Afrika die Gottesgerichte, daß der Angeklagte einen Gist-trank trinken muß. Die Märtyrergeschichte von Madagaskar enthält dafür manche Beispiele.

Ein Leben nach dem Tode ist den afrikanischen Völkern nicht zweifelhaft, sowenig als das Dasein Gottes, aber ihre Vorstellung von demselben ist sehr roh und unklar. Von der sogenannten Vergeltungstheorie findet sich in den Gedanken der Neger über das Leben nach dem Tode kaum eine Spur. Das-selbe wird nur als eine Fortsetzung des irdischen vor-gestellt, obwohl in abgeschwächter Form, mit Bevorzugung der schon in diesem Leben durch Glück, Reichtum, Macht, Geburt oder Tüchtigkeit bevorzugten Personen (Ziele-Söderblom, Kom-pendium d. Rel.-Gesch. S. 23). Damit hängt wohl auch die Verehrung von verstorbenen Häuptlingen bei den Vantu-Völkern zusammen.

Der Zusammenhang der verschiedenen beseelten Wesen unter-einander wird von manchen unkultivierten Völkern als eine Seelenwanderung vorgestellt, aber nicht so, daß diese Wanderung zur Läuterung oder Bestrafung des Menschen dienen sollte, sondern so, daß der Mensch überhaupt in ein Tier sich verwandeln kann und umgekehrt. Andererseits wird dieser Zu-sammenhang in der Weise gedacht, daß jeder Mensch einen Schutzgeist habe. Auf der Goldküste heißt derselbe Kla oder Kra. Bei den Einwohnern in Togo findet sich die Vor-stellung, der Gott Mawu habe in dem Seelenland (nodosi) die ursprünglich doppelt geschlechtliche Seele zerteilt und nur die eine Hälfte auf die Erde gesendet, so daß sich diese nach der früheren Einheit zurückkehnt. Die Seele des Menschen ist über-haupt, ehe sie leibliche Form angenommen, ein Geist gewesen und wie die ganze Welt von Geistern ange-füllt ist, so hat auch jeder Mensch wieder seinen eigenen Schutz-geist. Im Tode wird die abgeschiedene Seele wieder zum Geist (noli), der dann auch als Gespenst umgehen oder in Neugeborene fahren kann.

Auf der Goldküste wird dem Kla zu Ehren nach Ge-nesung von Krankheit u. dgl. ein besonderes Opferfest ver-

anstaltet. Aber daneben kann der Mensch auch einen bösen Geist (Gbeschi oder Okrabi) in sich aufnehmen, der ihn zum Bösen verleitet. Nach dem Tode kann der abgeschiedene Geist wieder einen anderen Menschen in Besitz nehmen und durch denselben reden. Dies scheint auch in Südafrika der Volksglaube zu sein.

Auf der Goldküste wird das neugeborene Kind wie ein aus der Fremde gekommenes vom Familienhaupt angeredet: „wie steht es da, wo du herkommst?“ worauf die Mutter antwortet: „es ist Friede“ u. s. w. Der Fetischprophet kann dann den Schutzgeist (Okra) des Kindes in einen Topf mit Wasser zitieren und erfragen, welche Seele in dem Neugeborenen wieder zur Welt gekommen sei, und mit veränderter Stimme wird dann die Antwort gegeben. Es wird gegessen und getrunken und ein Dankgebet gesprochen mit Anrufung Gottes, der Erde, der Hauptfetische und der abgeschiedenen Seele (Miss.-Mag. 1881, S. 409).

Die Mannbarkeitsfeier ist bei vielen Völkern mit der Beschneidung verbunden und wird für durchaus erforderlich erachtet für die Mannesehre. Die Beschneidung hat also hier eine andere Bedeutung als bei den Israeliten. Auch mit der mohammedanischen scheint sie nicht zusammenzuhängen, denn sie findet sich bei Völkern, die mit Mohammedanern noch in keine nähere Berührung gekommen sind. — Auch für die Jungfrauen gibt es eine besondere Feier. Sie müssen eine Zeitlang abgesondert leben und von einer alten Fetischpriesterin in den religiösen Gesängen und Tänzen unterrichtet werden.

Wir haben die Religionen der Bantu-Neger und der südafrikanischen Völker in demselben Abschnitt behandelt, wie den Fetischismus der Westafrikaner, denn der gemeinsame Charakter aller dieser Religionen ist doch der Dämonendienst oder Animismus. Dabei unterscheidet sich der westafrikanische Dämonendienst vom südafrikanischen ungefähr wie der Katholizismus vom Protestantismus. Sudan- und Bantu-Neger treiben im wesentlichen denselben Dämonendienst. Sie haben die Idee des einen Gottes, der im Himmel wohnt und über allem steht, von altersher bewahrt; sie hatten dieselbe, ehe sie mit Christen und Mohammedanern in Berührung kamen, wenigstens die Mehrzahl der Völker. Aber sie fürchten

sich vor diesem Gott weniger als vor Geistern, welche sie selbst diesem Gott ungeordnet denken und welche sie selbst mit einem anderen Namen bezeichnen als den Gott im Himmel. Diese Geister müssen durch Opfer versöhnt und durch Zauberei überwältigt werden. Katholiken und Evangelische sind Christen. Aber wie in katholischen Ländern der Fremde sogleich die Abzeichen der christlichen Religion sieht in den Kreuzen auf dem Feld, in den vielen Kirchen und Kapellen, in den Prozessionen, in der großen Zahl und Macht der Priester u. dergl., in den evangelischen Ländern dagegen die Abzeichen der christlichen Religion nicht so stark zutage treten, so sieht der Fremde bei den Bantu-Völkern die Zeichen des Dämonendienstes nicht so leicht, wie die Fetischbilder, Fetischhütten und Fetischpriester in Oberguinea. Wir betrachten also den Fetischismus nur als eine Art des Animismus, bei welcher die religiösen Symbole mehr hervortreten. Wie es kommt, daß einzelne Völker und Völkergruppen dieselben mehr hervorkehren, andere dieselben mehr im Verborgenen halten, darüber werden wir keine allgemein befriedigende Antwort geben können. Denn der Kulturstand einiger südafrikanischen Stämme dürfte doch kaum höher geschätzt werden als der der westafrikanischen Neger.

So werden die afrikanischen Völker ihr Leben lang durch ihre Fetischpriester, Medizinemänner und Regenmacher in beständiger Furcht vor bösen Geistern gehalten, und die Mohammedaner, welche vom Sudan aus immer weiter nach der Guineaküste vordringen, wirken diesem Aberglauben in keiner Weise entgegen; im Gegenteil: sie ziehen für sich den Gewinn daraus, denn es werden vielfach Koransprüche als Zaubermittel verwendet, welche von den Mohammedanern verkauft worden sind, da dem Neger, wenn er zuerst mit der Kultur in Berührung kommt, alles Geschriebene als etwas Zauberhaftes erscheint.

II. Die Religionen der unkultivierten Völker in Asien.

1. Übersicht.

Asien, der größte Erdteil, „die Wiege der Menschheit“, ist auch die Wiege der Kultur und der Kulturreligionen. Ja die am höchsten entwickelten Religionen, welche die Schranken der Nation überschritten haben: der Buddhismus, das Christentum und der Islam sind sämtlich von Asien ausgegangen. Der Buddhismus hat im Osten, der Islam im Westen und Süden eine ganze Anzahl von Völkerschaften in seinem Bekenntnis vereinigt. Wie der Buddhismus aus seinem Heimatland Vorderindien vertrieben wurde, aber unter anderen Völkern festere Wurzel gefaßt hat, so ist auch das Christentum in Vorderasien zwar nicht ausgerottet, aber aus seiner herrschenden Stellung vertrieben und auf dürftige Reste reduziert worden durch den Islam; es hat dagegen in Europa festen Fuß gefaßt und Europa zum weltbeherrschenden Erdteil gemacht, so daß es erst von Europa aus durch die Arbeit der Missionare in Asien neuen Boden gewinnen muß. Neben dem Buddhismus und Islam stehen noch in Vorderindien der Brahmanismus, in China und Japan die dortigen, vom Buddhismus beeinflussten, aber nicht verschlungenen Nationalreligionen als gewaltige Bollwerke der christlichen Mission gegenüber.

Unter solchen Umständen werden wir in Asien verhältnismäßig wenige Völker finden, welche von den Kulturreligionen unberührt geblieben sind. Das asiatische Rußland ist zwar auf der Karte ein sehr großer Länderstrich, aber im Verhältnis zu China, Japan und Ostindien schwach bewohnt. Es sind Völker der mongolischen Rasse, welche hier in Betracht kommen. Man unterscheidet dabei die turkotatarischen (Mongolen, Kalmücken, Buräten, Tungusen, Mandchu, Samojeden, Tataren, Türken, Kirgisen u. a.) von den ugro-finnischen Stämmen (Finnen, Esthen, Liven, Lappen im Norden, Magyaren und Bulgaren im Süden), welche nach Europa gewandert sind, mit kaukasischen sich vermischt und das Christentum angenommen haben. Mit Ausnahme der Lappen

sind sie alle schon im Mittelalter Christen geworden. Wir werden die Religion der europäischen Völkern später besprechen.

Zu der mongolischen Rasse oder den turanischen Völkern gehören außer den genannten auch die Chinesen, die Japaner und die Völker von Hinterindien, vielleicht auch die ältesten Bewohner Babyloniens, die sogen. Akkadier. Max Müller rechnet zu denselben wohl nicht mit Unrecht auch die dravidischen, überhaupt die nichtarischen Völker in Vorderindien. Ob die malayisch-polynesischen Völker eine besondere Rasse bilden oder ebenfalls hieher gehören, darüber sind die Gelehrten nicht einig. Die Sprachverwandtschaft gibt kein sicheres Zeichen. Schon zwischen chinesischer, mongolischer und japanischer Sprache besteht ein solcher Unterschied, daß man denselben, wie in Afrika, ohne wirkliche Sprachverwirrung kaum erklären kann, während der Körperbau auf gleiche Abstammung deutet.

Umgeben und beherrscht von den Kulturvölkern finden sich in Vorderindien, Hinterindien und dem indischen Archipel noch unkultivierte Volksstämme, welche mehr oder weniger unberührt von der Religion des herrschenden Volkes ihren Geisterdienst treiben. Bei ihnen findet das Christentum gewöhnlich leichteren Eingang als bei den herrschenden Völkern.

2. Der Schamanismus der mongolischen Völker.

Mit dem Namen Schamanismus bezeichnet man gewöhnlich die Religion der unkultivierten Völker mongolischer Rasse. Der Zauberer (bei den Mandschu Saman, bei den Turkvölkern Kam) spielt eine so hervorragende Rolle, daß den Europäern bei der ersten Bekanntschaft mit diesen Völkern, wie in Afrika der Fetisch, so hier der Geisterbeschwörer als das Charakteristische ins Auge gefallen ist, obgleich derselbe, wie wir gesehen, auch in Afrika die Hauptrolle spielt. Man leitet das Wort Saman von dem buddhistischen Shramana (Mönch) her, so daß schon damit verraten ist, wie der Buddhismus keineswegs den alten Zaubereischwindel ausgerottet hat, daß im Gegenteil die buddhistischen Mönche das Geschäft der heidnischen Zauberer fortführen. Es sind also auch die Religionen der unkul-

tivierten Völker in Asien nichts anderes als Animismus oder Geisterdienst.

Dabei ist auch hier die Idee des einen Gottes nicht vergessen, und er wird unterschieden von den Geistern. Der finnische Jumala heißt bei den Lappen Jubmel, bei den Esthen Jummal, bei den Tscheremissen Juma, bei den Samojeden Num und bezeichnet bei den letzteren den Himmel. Bei den tatarischen Stämmen ist der Name für den Himmels-gott Tengere Kaira Kan; die Jakuten nennen auch den sichtbaren Himmel Tengere.

Dschingis Khan und seine Nachfolger, welche das mongolische Reich im 13. Jahrhundert bis nach Europa ausgedehnt haben, waren tolerant gegen andere Religionen und proklamierten als ihre religiöse Überzeugung: es ist ein Gott im Himmel und ein Herrscher auf Erden, der Khan. Der armenische Geschichtschreiber Guiragos sagt: „Die Mongolen hatten keinen Gottesdienst und verrichteten keine Ceremonien. Doch führten sie bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes im Munde und wiederholten oft, Gott habe sich den Himmel zum Besitz erwählt und die Erde dem Khan überlassen“ (C. de Harlez, *La Religion des Tartares Orientaux*, S. 178 f.; v. Drelli, S. 90). Auch jetzt noch wird Kaira Kan, der Himmels-gott, häufig angerufen, z. B. um schönes Wetter. Andere tungusische Stämme nennen das höchste Wesen Buga.

Aber zu dem Himmels-gott gesellen sich noch verschiedene sekundäre Götter, die man mit Kniebeugung und Opfern verehrt: Sonne, Mond, Sterne, Blitz und Donner. Auch Berge, Flüsse und allerlei große Erscheinungen in der Natur werden von Geistern beseelt gedacht, von guten oder bösen. Auch werden viele Geister von abgeschiedenen Menschen hergeleitet. So findet sich hier ein Ahnendienst, aber noch nicht so organisiert wie in China. Die schlimmen Dämonen müssen durch Opfer begütigt und durch Zauberei abgewehrt werden. Die guten Geister erhalten Milch- und Speiseopfer und die Herzen geschlachteter Tiere. Sie teilen dem Zauberer die künftigen und verborgenen Dinge mit. Die guten Geister werden im allgemeinen als überirdische gedacht, die schlimmen hausen in der Unterwelt, die von dem schrecklichen Erlik beherrscht

wird. Daß der Himmel wie die Unterwelt in Schichten aufgebaut gedacht wird, entspricht so sehr der Anschauung des Buddhismus, daß man dies kaum als ursprünglich mongolische Vorstellung wird betrachten können. Auch die Sagen über Schöpfung und Entstehung des Bösen sind schwerlich vorbuddhistisch.

Eine anschauliche Beschreibung von schamanischer Beschwörung gibt v. Matjuschkín, der 1820 auf einer Nordpolexpedition bei den Tungusen eine solche Szene beobachtete: „In der Mitte der Jurta flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis mit schwarzen Schaffellen herumgelegt war. Auf diesen schritt langsam, ganz in abgemessenem Takt, ein Schaman umher, indem er halblaut seine Beschwörungsformeln hersagte. Sein langes, schwarzes, struppiges Haar bedeckte ihm fast das ganze aufgedunsene, dunkelrote Gesicht; zwischen diesem Schleier blitzten unter den borstigen Augenbrauen ein paar glühende, blutrünstige Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Tierfellen, war von oben bis unten mit Riemen, Amuletten, Ketten, Schellen, Stückchen Eisen und Kupfer behängt; in der rechten Hand hatte er seine, gleichfalls mit Schellen verzierte Zaubertrommel in Form eines Tamburins und in der linken einen abgespannten Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grausenerregend. Die Versammlung saß schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählich erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel in derselben. Der Schaman warf sich zur Erde nieder, und nachdem er etwa fünf Minuten unbeweglich dagelegen, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen, unterdrückten Geschreis aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her. Nach einer Weile ward das Feuer wieder angezündet, es loderte hoch empor. Der Schaman sprang auf, stellte seinen Bogen auf die Erde, und indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirne auf das obere Ende desselben stützte, fing er an, zuerst langsam, dann allmählich immer rascher, im Kreise um den Bogen herumzulaufen. Nachdem dieses Drehen so lange gedauert hatte, daß mir vom bloßen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich, ohne irgend ein Anzeichen von Schwindel, stehen und begann mit den Händen

allerlei Figuren in der Luft zu machen; dann ergriff er in einer Art von Begeisterung seine Trommel, die er, wie es mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher, bald langsamer umhersprang und mit unbegreiflicher Schnelligkeit seinen ganzen Körper auf die seltsamste Weise verzuckte. Vornehmlich auffallend war dabei sein Kopf, der sich unaufhörlich und mit einer solchen Geschwindigkeit drehte, daß er einer an einem Bande umhergeschleuderten Kugel glich. Während aller dieser Operationen hatte er einige Pfeifen des stärksten tischerfessischen Tabaks mit einer gewissen Gierigkeit geraucht und zwischen jeder einen Schluck Branntwein getrunken, welches beides ihm auf seinen Wink von Zeit zu Zeit gereicht wurde. Dies und die Drehoperation mußte ihn doch endlich schwindlig gemacht haben; denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb starr und leblos liegen. Zwei der Anwesenden sprangen sogleich hinzu und begannen dicht über seinem Haupte ein paar große Messer gegeneinander zu wehen. Dies schien ihn wieder zu sich zu bringen; er stieß von neuem ein seltsames Klagegestöhne aus und fing an, sich langsam und krampfhaft zu bewegen. Die beiden Messerweher hoben ihn auf und stellten ihn aufrecht hin. Sein Anblick war scheußlich, die Augen standen ihm weit und stier aus dem Kopfe, sein ganzes Gesicht war über und über rot; er schien in einer völligen Bewußtlosigkeit zu sein, und außer einem leichten Zittern seines ganzen Körpers war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf seinen Bogen gestützt, schwang er mit der linken die Zaubertrommel rasch und flirrend um seinen Kopf und ließ sie dann zur Erde sinken, was, wie die Umstehenden mir erklärten, anzeigte, daß er nun völlig begeistert sei und daß man sich mit Fragen an ihn wenden könne. Ich näherte mich ihm; er stand da, regungslos mit völlig leblosem Gesicht und Auge, und weder meine Fragen, noch seine sogleich und ohne Nachsinnen darauf erfolgten Antworten brachten auch nur die mindeste Veränderung in seinen erstarrten Zügen hervor. Ich befragte ihn über den Verlauf und den Erfolg unsrer Expedition, von der gewiß niemand in der ganzen Gesellschaft auch nur den entferntesten Begriff hatte, und er beantwortete mir jede meiner Fragen zwar

etwas im Orakelstil, aber doch mit einer Art von Sicherheit, nach welcher man hätte schließen sollen, er sei ganz vertraut mit dem Hauptzwecke sowie mit den Nebenumständen meiner Reise. — Als nach mir alle Neugierigen in der Gesellschaft befriedigt waren, fiel der Schaman wieder hin und blieb unter den heftigsten Verzücungen und inneren Krämpfen ungefähr eine Viertelstunde lang am Boden liegen. Man erklärte mir, daß während dieser Zeit die Teufel wieder aus ihm herausführen, weshalb dann außer ihrem gewöhnlichen Wege, dem Rauchfang, die Thüre geöffnet ward. Endlich war alles vorüber, der Schaman erhob sich, und auf seinem Gesicht lag der Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung eines Menschen, der aus einem tiefen Schlafe erwacht und sich in einer großen Gesellschaft befindet. Es schien, als erblickte er mich zum erstenmal." (v. Drelli, S. 92—94.)

Manche nehmen auf Grund solcher Beobachtungen ein reales ekstatisches Hellsehen bei den Schamanen an, das durch sinnliche Reizmittel herbeigeführt wird. Immerhin wird, wie bei den Fetischpropheten der Neger, auch viel Betrug mit unterlaufen. Wir müssen z. B. im Auge behalten, daß der Herr v. Matjuschkin die Antworten des Schamanen durch seine Dolmetscher empfing, die mit dem Zweck der Expedition bekannt waren.

Der Kultus der mongolischen Völker ist wenig ausgebildet und beschränkt sich wie bei den Negern mehr auf Kasualfälle. Die Verehrung von Ahnengeistern beweist, daß man am Fortleben nach dem Tode nicht zweifelt. Es kommt vor, daß man dem Toten sein Pferd mitgibt, indem man es ausstopft und an einen Baum hängt, und auf dem Grabe Branntwein spendet. Die Mandschu setzen einen Weidenstrunk auf das Grab und hängen nach chinesischem Vorbild Papierstreifen in der Form von Geld geschnitten daran.

Wenn ein Todesfall eingetreten ist bei den mongolischen Völkern, gilt es, die Furte von der Seele des Verstorbenen zu reinigen. „Der Schaman sammelt zuerst außerhalb der Hütte die hilfreichen Geister in seine Trommel und sucht dann mittelst derselben die Seele zu erhaschen, welche er in Füstelstimme sprechen und ihn ansehen läßt, er möge sie bei den Seinigen lassen. Hat er sie endlich zwischen Trommel und Schlägel fassen können, so

drückt er sie gegen die Erde. Nun tritt er mit ihr den Weg nach der Unterwelt an. Erst hört man noch ihr Wimmern, dann werden die Töne dumpfer, wie aus der Tiefe. Ein heftiger Schlag verkündet endlich die Ankunft im Totenreich. Nun hört man seine Verhandlungen mit den früher verstorbenen Verwandten, welche sich weigern, eine neue Seele aufzunehmen. Da bewirtet sie der Schaman mit Lebenswasser, d. h. Brantwein. Sie werden lustig und jubilieren; so gelingt ihm's, die Seele einzuschmuggeln. Seine Stimme wird vernehmlicher, er kehrt allein in die Oberwelt zurück. Hier springt er auf und gerät in heftige Verzückungen, springt wild umher und sinkt zuletzt, in Schweiß gebadet, bewußtlos nieder. Nicht immer jedoch ist der Erfolg der gewünschte. Zuweilen ist die Seele entwischt und in die Furte zurückgekehrt; dann muß das Ganze von neuem beginnen" (Radloff, Das Schamanentum und sein Kultus, S. 53 f. v. Drelli S. 95 f). — So sind diese Völker, wie die afrikanischen, ihren Zauberern unter allen Lebensverhältnissen preisgegeben.

3. Die Religionen der unkultivierten Völker in Ostindien und im indischen Archipel.

Wir wollen nicht alle hiehergehörigen Völker aufzählen, welche einen Dämonendienst treiben, nur einzelne, welche durch die Missionare uns näher bekannt geworden sind.

Von den Kols in den Gebirgen westlich von Kalkutta sprechen die Uraos eine mit den südindischen verwandte Sprache, weshalb man sie zu den Drawiden zählt, dagegen die Munda- und Parika-Kols betrachtet man mit den Santals und den Karrias neuerdings als eine besondere Völkergruppe.

Über die Religion der Kols sagt Jellinghaus, der 1865–70 als Missionar unter ihnen wirkte: „Ich selbst ging mit dem unsre ganze Wissenschaft beherrschenden Vorurteile in die Heidenwelt, daß die Heiden in ihrem Gewissen keine Erkenntnis vom Dasein Gottes, als des einen allmächtigen guten Schöpfers und Regierers der Welt, hätten und daß das, was man Polytheismus, Fetischismus, Dämonendienst nennt, die Erkenntnis des Daseins des einen guten Gottes ausschließt. Wie erstaunte ich aber, als ich an das Studium der Munda-Kol-

Sprache und der religiösen Sagen und Sprichwörter dieses Volkes heranging und fand, daß sie in ihrer Grundanschauung durchaus monotheistisch, ja daß das Dasein des einen guten Gottes ihnen in ihren Reden im täglichen Leben so selbstverständlich ist wie uns Europäern, wenn wir von Gott reden" (Warnecks Allg. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 25). — „Die Munda-Kolis nennen Gott Singbonga und die bösen Geister Bonga und unterscheiden sie als *ikir bonga*, Tiefengeister oder Wassergeister, *buru bonga*, Berggeister und *marang bonga*, großer Bonga, der gefürchtetste von allen Bongas, der im *marang buru* (großen Berge) wohnen soll. Was das Wort *bonga* bedeutet, ist schwer zu sagen, es ist doch das wahrscheinlichste, daß es Geist bedeutet. Die Übersetzung des Wortes *bonga* mit Teufel hatte dahin geführt, daß man Singbonga, da *singi* die Sonne heißt, mit Sonnenteufel übersetzte und also annahm, daß Singbonga nur ein großer böser Geist sei, der in der Sonne wohne. Aber keiner, der die Mundasprache gelernt und die religiösen Sagen des Volkes erforscht, hätte auf diese Anschauung kommen können. Aus allen Sagen und Reden der heidnischen Kolis geht hervor, daß sie Singbonga nicht nur für den Schöpfer der Erde, sondern auch der Sonne erkennen, auch findet sich bei ihnen nichts von Anbetung der Sonne beim Aufgang oder beim Untergang. Ganz besonders offenbart sich ihr Gottesbewußtsein in ihren nationalen Sagen von der Schöpfung, von einer großen Flut und von der Vernichtung der Uffurs (eines titanenhaften, eisenarbeitenden Geschlechts) durch Singbonga" (a. a. O. S. 30).

„Wenn viel Unrecht im Lande geschieht und beklagt wird, aber kein Richter und Helfer da ist, so sagt der Kol: Singbonga im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit" (S. 33).

„Um den einzelnen wie das ganze Volk vor den bösen Einflüssen der Bongas zu schützen und auch Singbonga zufriedenzustellen, ist in jedem Dorfe einer der Kolisbauern als Opferpriester (*pahan*) angestellt und ein Wäldchen des Dorfs als heilige unantastbare Opferstelle ausgesondert. Dieser Opferdienst der *Pahans* muß sehr alt sein, denn in jedem Dorfe befinden sich zwei Geschlechter unter den Bauern: das *Pahangeschlecht* und das *Mundageschlecht*. *Munda* ist soviel als Dorfvorsteher

oder Dorffschulze. Von dieser Dorfverfassung unter der Leitung der Mundas hat der Stamm wohl auch den Namen Munda erhalten. Die Mundas müssen aus dem Mundageschlecht sein, die Bahans aus dem Bahangeschlecht. Diese beiden Geschlechter betrachten sich aber als von einem Ahnherrn abstammende Brüder, die sich als Verwandte auch nicht untereinander verheiraten. Daher muß man annehmen, daß bei der Gründung des Dorfes sich die ersten Bewohner, oft wohl zwei Brüder, in diese Ämter geteilt und so in das Munda- und Bahangeschlecht geschieden haben. Der Bahan hat für seine Bemühungen beim Opfern die Nutznießung eines nicht eben großen Bongafeldes. Für gewöhnlich folgt der Sohn dem Vater in diesem Amte. Die Bahane bilden durchaus keine Priesterkaste oder auch nur Priesterstand, sie treiben Ackerbau wie alle andern, von einer eigentlichen Priesterherrschaft ist keine Spur. Dem Christentum haben sie im ganzen keinen besonderen Widerstand entgegen gesetzt, sie sind im Gegenteil sehr oft und zahlreich den Dorfbewohnern voran zum Christentum übergetreten" (S. 34).

„Der Bahan opfert dem Singbonga weiße Hühner und weiße Böcke, den Bongas schwarze und bunte Hühner und Böcke. Die besonders festliche Opferzeit ist im März vor der Saatzeit. Da opfert der Bahan für das Dorf zuerst dem Singbonga und dann den Bongas. Es wird dann alles in den Häusern rein gemacht, manches Alte durch Neues ersetzt und die Häuser und die Menschen mit Blumen geschmückt. Vor vollbrachtem Opfer dürfen keine Blumen ins Haus gebracht werden. Dann wird der Dorfpriester mit Gesang und Geschrei auf die Schultern gehoben und mit Frohlocken darüber, daß nun ‚alles wieder in Ordnung‘, aus der Sarna (dem Opferwäldchen) in das Dorf zurückgetragen. Nun fängt das ganze Dorf an, Reisbranntwein zu trinken, so daß bald das Dorf mit Betrunknen angefüllt ist" (S. 60).

„Ist eine Krankheit oder sonst ein Unheil durch die Bongas, wie man meint, angerichtet, so kommt es darauf an, den bestimmten Bonga und oft auch den Menschen, der mit dem Bonga im Bündnis dies angestiftet, herauszufinden. Dieses Auffuchen besorgen die Zauberer. Sie stehen selbst als Teufelsdiener im Bunde mit dem Bösen und können daher die dämonischen Ursachen

herausfinden und durch der Dämonen Hilfe auch wieder den Zauberer bannen. Die kleineren Zauberer heißen *Deonra*, die großen, mächtigen *Soka*. Diese Art der Zauberei hat, obgleich die *Kols* sie ganz unabhängig von den Brahmanen jetzt betreiben, doch viele entschieden hinduistische Elemente in sich. Es werden hinduistische Götternamen wie *Krishna* und *Mahadeo* (*Schiva*) dabei angerufen" (S. 60). — Es werden also die Götter des Volkes, von welchem die *Kols* unterdrückt sind, als reale, mächtige, böse Geister gedacht, deren Bewältigung den *Pahans* nicht möglich ist, aber geopfert wird ihnen nicht.

Die Karenen in Hinterindien haben manche Ähnlichkeit mit den *Kols*, auch darin, daß das Christentum tiefe Wurzeln bei ihnen geschlagen hat, aber ihre Sprache ist von anderer Art, sie hat einsilbige Wörter wie die chinesische. Auch sie denken sich Gott als allmächtiges Geistwesen und nennen ihn *Y'wah*. Auch sie haben ihre Sagen von der Schöpfung der Welt, vom Sündenfall und von der großen Flut. Aber „als die Missionare zum erstenmal mit den Karenen bekannt wurden, trafen sie bei ihnen keine bestimmte Spur der *Y'wah*-verehrung. Ihr Dienst galt den Dämonen und andern Geistwesen, mit denen sie Himmel und Erde bevölkert wähen und deren Gunst sie durch Opfer zu gewinnen oder deren Zorn sie auf gleiche Weise zu versöhnen suchen. Alles Gute und alles Böse trauen sie diesen Geistern zu, verehren sie aber nicht unter Bildern, wie sie sich auch von *Y'wah* kein Bild noch Gleichnis machen" (Allg. Miss.-Zeitschr. 1879, S. 60). Menschen wie leblose Wesen haben ihren *Kalah*. Darunter wird bald die Idee des Gegenstands, bald ein persönliches Wesen gedacht; z. B. wenn der *Reis-Kalah* nicht gegenwärtig ist, wird der *Reis* nicht geraten. Der *Kalah* der Menschen wie der andern Wesen kann den Leib verlassen und fortwandern. Dies geschieht gewöhnlich, wenn die Menschen schlafen oder träumen. Wird der *Kalah* in seiner Wanderung aufgehalten, so stirbt bald die Person (a. a. O. S. 62). Auch die Karenen haben Priester, die *Bukhas*, und Zauberer, die *Wis*, welche in ekstatischem Zustand die bösen Geister beschwören. Merkwürdige Weissagungen auf eine bessere Zukunft, wo sie vom Druck der Barmanen befreit werden sollten, machten die Karenen für die Predigt der Missionare besonders empfänglich.

Die Religion der unkultivierten Völker im südlichen Teil von Vorderindien, im Dekhan, wird Bhutendienst genannt. Das Wort Bhûta bezeichnet im Sanskrit etwas Gewordenes, die Hindus wollten also damit sagen, diese Ureinwohner des Landes verehren geschaffene Wesen, nicht den Ursprung aller Dinge. Es kommt hier namentlich das Tulu-Volk in Südkanara in Betracht, sowie die Schanars in Tinneweli und Travankor, die Parias im nördlicheren Tamilgebiet, die Malas im Telugugebiet u. a. Diese Völker sind mehr als die Kols vom Hinduismus beeinflusst in ihrer religiösen Anschauung. Der indische Gott Schiwa gilt ihnen als Paramëshvara, als ihr oberster Herr. Namentlich bei den Tamulen ist die ganze Familie Schiwas mit Wesen, die im eigentlichen Hinduismus nicht vorkommen, wie der Ajenaar, zwischen die Bhuten und Schiwa als Gegenstand der Verehrung eingeschoben. Aber das Charakteristische des Bhutendienstes ist auch die Geisterbeschwörung. Zum Dienst eines Bhutenpriesters geben sich Brahmanen nicht her.

Nach der Darstellung von Miss. Brigel, der längere Zeit im Tululand wirkte, hat man unter den dortigen Bhuten zu unterscheiden: 1. als Bhuten geschaffene Wesen und 2. zu Bhuten gewordene Menschen. Zu den ersteren gehört Pandchoruli, welcher aus dem Schweife Wischnus entstand, und zwar als Stachelschwein, das erst später durch Gebetskraft Menschengestalt annahm. Ferner soll aus dem Staub, der aus Schiwas Zopf fiel, als er ihn ausklopfte, ein Heer von 32000 oder gar 64000 dienstbaren Geistern geworden sein. — Daß Menschenseelen zu Bhuten werden, wird als eine Strafe für gewisse Sünden betrachtet. Die erste Art von Bhuten, sagt Brigel, ist weniger gefürchtet als die zweite (Brigels Quartalbericht an die B. M.-G. 1874, M. S.).

Von den Schanars in Tinneweli wurde ein 1809 im Kampf gefallener und im Sand begrabener englischer Kapitän Pole, welcher der Schrecken der Gegend gewesen war, wenige Jahre nach seinem Tod mit Opfern von Branntwein und Zigarren als Bhuta verehrt.

In den Bhutentempelchen findet sich häufig ein bemalter Reiter mit fliegendem Gewand, außerdem Eber, Büffel, Tiger, — Tiere, die den Saaten und Herden gefährlich sind. Der Hahn ist die gewöhnlichste Opfergabe für die Bhuten, entweder in

natura oder in einem Messingbild als Weihgeschenk, namentlich damit von den Bhuten Fahnendiebe auffindig gemacht werden. Schafe werden hauptsächlich in der Zeit einer Seuche geopfert.

Im ostindischen Archipel war vor dem Eindringen des Islams der Buddhismus namentlich auf Sumatra und Java weit verbreitet, aber im Innern der Inseln haben die Battas oder Bataken auf Sumatra, die Javanen im östlichen Java, die Dajakken auf Borneo, die Alfuren auf Celebes und den kleineren Inseln ihren Dämonendienst beibehalten. Der niederländische Missionar A. C. Krunt, der auf Celebes stationiert war und mehrere Inseln bereist hat, um die Religionen jener unkultivierten Völker zu studieren, hat seine Beobachtungen in einer besonderen Schrift niedergelegt (*Het Animisme in den Indischen Archipel*. 's Gravenhage 1906) und findet als Gemeinsames bei denselben eine Dämonologie, so daß teils Geister verehrt werden, die Menschen gewesen sind, teils Naturgewalten. Die Götternamen stammen zum Teil aus dem Hinduismus, aber nicht das Wesen der Götter. Besonders charakteristisch scheinen die Vorstellungen jener Völker von der Seele zu sein. Seele des lebenden Menschen will Krunt lieber mit dem Ausdruck „Seelenstoff“ wiedergeben, denn der Indonesier stellt sich diese vor als Lebenskraft stofflicher Art, welche die ganze Natur belebt, während er mit „Seele“ den Geist der Verstorbenen bezeichnet, der von jenem Seelenstoff durchaus verschieden ist. Mit dem Seelenstoff hat es der Animismus zu tun, mit der Seele der Spiritismus. Nach dem Tode des beseelten Wesens geht sein Seelenstoff auf andere über in der Seelenwanderung. Alle Teile des Leibes haben Anteil am Seelenstoff. Beim Kopfschnellen zieht man den Seelenstoff des Geföpften an sich, um dadurch stärker zu werden, im Blut wird der Seelenstoff geopfert. Aber auch Haare und Nägel haben am Seelenstoff teil. Den persönlichen Seelenstoff glaubt man verkörpert im Schatten. Deshalb darf man nicht in eines andern Schatten treten. Gerne suchen Verstorbene die Seelen lebender Menschen ins Totenreich zu ziehen. Darum muß man ihnen die Rückkehr in diese Welt möglichst abschneiden, und Menschen werden geopfert, um die Begierde der Seele nach Genossen im Unglück zu stillen (*Alg. Miss.-Zeitschr.* 1907 S. 34—38).

Daß die Battas von einer höheren Kulturstufe herabgesunken sind und von Indien aus beeinflusst wurden, ist daran zu erkennen, daß sie eine Schriftsprache hatten, ehe die Missionare zu ihnen gekommen sind, und daß sie für Gott den Namen *debata*, entsprechend dem sanskritischen *dēva*, haben. Sie unterscheiden einen in der höchsten Höhe thronenden *batarā guru*, einen unter diesem stehenden *sori pada* und den untersten *mangala bulah*. Diese drei Regionen entsprechen sowohl der brahmanischen als der buddhistischen Weltanschauung. Die Himmelswelt (*Banna gindjang*) mit verschiedenen Abstufungen ist bewohnt von den eigentlichen unsterblichen Göttern, *Debata*, und ihrem Geschlecht; außerdem von menschenähnlichen, der Geburt und dem Tode unterworfenen Geistwesen. Die Mittel- oder Erdenwelt (*Banna tonga*) ist bewohnt von den Menschen, den Geistern der Verstorbenen und sonstigen unzähligen Geistern oder Dämonen. Die Unterwelt (*Banna toru*) ist der Sitz der Unterweltsdämonen, die aber auch *debata* genannt werden. Aber die drei Regionen scheinen nicht wie im Buddhismus durch die Seelenwanderung miteinander verbunden zu sein, so daß ein Wesen um seiner Verdienste oder Sünden willen von der einen in die andere übergehen könnte. Die Opfer der Bataken erinnern einigermaßen an die *Weda*-Opfer, also an eine vorbuddhistische Zeit, wie auch der Kultus ohne Tempel und Bilder. Aber die Zauberei der *Datu*, welche die Dämonen (*Begu*) zu beschwören haben, tritt mehr in den Vordergrund, und auch sie weist in manchen Namen auf den *Attharwa Weda* zurück (Rödding in der *N. Miss.-Z.* 1885, S. 401 ff.). Missionar Lic. Joh. Warneck hat über den *batafischen Ahnen- und Geisterdienst* in der *Allg. Miss.-Z.* 1904 einen ausführlichen Artikel geschrieben. Er hält den Geisterdienst für echt *batafisch*, während die Götterlehre auf *Hindueinfluß* hinweise (a. a. O. S. 3). Auch Warneck beschäftigt sich besonders mit den Vorstellungen der Bataken von der Seele. „Der Leib ist wohl die Behausung der Seele und ihr Werkzeug, aber in ganz anderer Weise als wir uns das denken. Die Seele führt eine gesonderte Existenz neben dem Menschen, ist gewissermaßen ein Wesen für sich, deckt sich nicht mit der Persönlichkeit, denn der Mensch kann seine Seele bitten, ihr Vorwürfe machen, ihr fluchen. Man kann sie einerseits den Schutzgeist des Menschen

nennen, der ganz die Gestalt des Menschen hat, ohne Leiblichkeit zwar, aber dem betr. Menschen ganz und gar ähnlich. Andererseits tut sie dem Menschen oft Schaden und gleicht einem trozigen Kinde, das man sehr zart anfassen muß. Sie ist ein dem normalen Menschen unsichtbarer Körper, nicht an die Geseze der leiblichen Körper gebunden; sogenannte Hellseher können bisweilen Seelen sehen und erkennen sie mit Leichtigkeit. Die Seele fühlt sich nicht an den Leib gebunden, sie kann ihn auf längere oder kürzere Zeit verlassen, z. B. im Traum. Sie tritt oft in Gegensatz zu dem Menschen, oft schon vor seiner Geburt, indem sie dem Menschen Unheil auswählt. Gott will jedem Menschen Gutes zuwenden, es kommt aber darauf an, ob die Seele es annimmt. Wird jemand reich, so hat er das seiner Seele zu verdanken, welche Gottes Gabe angenommen hat; bleibt jemand arm, so trägt seine Seele die Schuld, indem sie sich den Gütern gegenüber ablehnend verhalten hat" (a. a. O. S. 8 ff.). Die Batak glauben also an eine Präexistenz der Seelen. Vor ihrer Geburt sind die Menschenseelen in der Oberwelt bei Gott dem Schöpfer versammelt. Im Mutterleibe erlischt die Erinnerung an die Präexistenz. Nun hat die Mutter die Seele des Kindes zu behüten, damit sie nicht davongehet. Aus dem, was des Kindes Seele im Mutterleibe für Speise verlangt, weißt man sein Geschick (a. a. O. S. 7). — „Der Mensch hat 7 Seelen. Eine hat die Aufgabe, den Menschen zu behüten, eine andere wacht über seinem Eigentum und seinen Nachkommen, eine dritte erzeugt Mut und Tapferkeit, eine vierte ist der erklärte Gegner des Leibes, indem sie ihm Tod und Verderben wünscht und herbeizieht. Im Denken und im Seelenkult werden die sieben aber nicht auseinandergehalten. Eine der sieben Seelen wird bei der Geburt des Kindes mit der Nachgeburt begraben; an diesem Platze bleibt sie, kann ihn aber verlassen, um den Menschen zu warnen oder ihm zuzustimmen, wenn er recht handelt. Sie tut also gewissermaßen den Dienst des Gewissens. Aber ihre Warnungen erstrecken sich nicht nur auf das sittliche Gebiet. Man nennt sie den „jüngeren Bruder der Seele“, wie man die Nachgeburt den jüngeren Bruder des Kindes nennt. Ihr wird besonders geopfert. Im Kriege flößt sie dem Menschen Mut ein, auf den Feind loszugehen" (S. 9 ff.). — Der Mensch muß seiner eigenen

Seele wie einem Wesen höherer Ordnung Ehrfurcht und Dienst erweisen; ebenso den Seelen derer, die ihm wert sind. — Krankheit erklärt man sich in vielen Fällen damit, daß etwa durch plötzliches Erschrecken die Seele des Menschen von ihm gewichen ist; oder böse Geister halten sie mit Gewalt irgendwo fest. Dann muß die Seele gesucht und wieder geholt werden durch den Datu (S. 11 ff.). Ein Kranker kann auch zu seiner Seele beten oder beten lassen: „Hier hast du Betel (den er ihr hinhält), ich sage dir, Seele, daß ich gegen dich gefehlt habe (darauf nennt er seine Fehler, die meist darin bestehen, daß er ihr lange nichts geschenkt hat). Ich bete dich an, ich will mich von jetzt an bessern, diesen Betel gebe ich dir einstweilen als Angeld. Wenn ich gesund bin, will ich dir schönes Essen bringen und Kleider und Schmuck, wie du es immer wünschest, was immer ich habe. Habe Erbarmen mit mir“ (S. 13)!

„Von dem Augenblick des Todes an heißt die Seele begu und ist nun ein ganz anderes Wesen. Zunächst fühlt sie sich ohne Leib sehr unbehaglich; sie sucht ihre alte Umgebung immer wieder auf, sitzt auf dem Grabe, kommt ins Dorf, hantiert mit den Sachen des Verstorbenen herum und erschreckt damit die Menschen. Auch läßt sie sich auf allerlei Vögel nieder. Nach etwa 2—3 Wochen muß die Seele ihre alte Umgebung endgiltig verlassen und geht nun ins Totenreich, wo sich dasselbe Leben abspielt, wie auf Erden: der Häuptling ist wieder Häuptling usw.“ (a. a. O. S. 65). Man hat die Verstorbenen in drei Klassen zu teilen: 1) Begu, d. h. allgemein Seelen der Toten, teils gutartige, sogar freundlich gesinnte, teils schlimme. Zu fürchten sind sie mehr oder weniger alle. 2) Aus den gewöhnlichen Begu können mit der Zeit, wenn reichlich Nachkommen vorhanden sind, und diese ihnen die gehörige Ehre erweisen, höhere Geister werden, welche im Totenreich eine angesehene Stellung einnehmen, man nennt sie Sumangot, d. h. zu verehrende Ahnen. 3) Über ihnen wiederum stehen die Sombaon, das sind die vornehmsten unter den Ahnen, Stammväter größerer Gemeinschaften, die mindestens schon sieben Geschlechter unter sich haben müssen (S. 66).

„Einerseits erwartet man von den Verstorbenen, d. h. von denjenigen, mit welchen man verwandt ist, daß sie die Lebenden

in jeder Weise unterstützen, ihnen zu Reichtum und Nachkommen verhelfen und Krankheiten, Mißwachs, Viehseuchen fern halten. Andererseits aber hängt die Stellung der Verstorbenen gänzlich von dem Benehmen und Ergehen der Lebenden ab. Nur wenn die Hinterbliebenen die Toten ehren und selbst etwas bedeuten, nehmen diese hohe Stellungen im Totenreich ein. Darum kennt der Batak kein größeres Unglück, als ohne Nachkommen zu sterben, denn er hat dann niemand, der ihn nach seinem Tode bedient und ehrt, und rangiert unter den armseligsten Geistern. — Aber auch die bösen Geister, die keinen Anspruch auf einen geregelten Kult machen dürfen, weil sie eines entehrenden Todes gestorben, zwingen die Menschen, ihnen Opfer darzubringen, denn sie haben die Macht, alle Arten von Unglück über die Menschheit zu bringen. Der gesamte Ahnendienst entspringt also nicht der Pietät, sondern der Furcht. Einen lebenden alten Vater oder Großvater ehrt man nicht, man behandelt ihn oft abscheulich. Sobald er aber gestorben ist, hat man sich gut zu ihm zu stellen, rüstet ihm ein pompöses Leichenbegängnis, bringt Opfer oft über seine Kräfte, und setzt ihn schließlich feierlich zum Heroen ein“ (S. 67).

„Man denkt sich die ganze Welt bevölkert mit bösen Geistern, welche überall den Menschen auflauern. Im Walde und in der Wildnis sind sie am zahlreichsten, da überfallen sie die Lebenden und bringen über sie Krankheiten und Wahnsinn. — In vielen Fällen sucht man sie zu befriedigen, indem man ihnen Speiseopfer darbringt. Es ist die Arbeit des Zauberpriesters (datu), zu bestimmen, wann und in welchem Fall und was man zu opfern hat. Einige bekommen Bananen und Siriblätter, andre müssen Fleisch, Eier oder Fische haben. Immer aber handelt es sich um eßbare Dinge. Gegenüber diesem auf Furcht basierenden Geisterkult tritt der eigentliche Gottesdienst ganz zurück. — Man erwehrt sich auch der bösen Geister, indem man sie hintergeht und betrügt. Fährt man auf dem Tobasee an einer Stelle vorbei, die als Sitz eines bösen Geistes gilt (Wirbel oder Klippen), so täuscht man diesen über die Waren, die man im Boote mit sich führt. Wird z. B. ein Büffel über den See gefahren, so rufen die Insassen des Bootes: „Es ist nur eine Ziege, Großvater!“ — und der dumme Teufel glaubt es (S. 71).

Man kann aber auch die Verderbenskräfte der Geister sich dienstbar machen. Man fängt z. B. einen Knaben aus einem fremden Stamm, füttert ihn eine Zeitlang mit guten Leckerbissen, bis er ganz zutraulich geworden ist. Dann wird er eines Tages hinausgeführt und ihm die Augen verbunden. Man gräbt eine Grube und stellt ihn da hinein. Darauf tritt der Zauberer zu dem Knaben hin und belehrt ihn (man möchte fast sagen: hypnotisiert ihn): „Willst du dahin gehen, wohin wir dich schicken?“ Ja, sagt das ahnungslose Kind auf alle Fragen. „Willst du uns nur Gutes tun und unsern Feinden Böses? Willst du uns im Kriege schützen und die Feinde verderben?“ usw. Auf alle diese und ähnliche Fragen sagt der Knabe „ja“. Unterdes hat man Blei am Feuer flüssig gemacht und gießt es ihm plötzlich in den Hals, worauf er stirbt. Der Leichnam wird verkohlt, Asche und Fett aber sorgsam gesammelt und aufgehoben. Diese Überreste sind nun eine kostbare Zaubermedizin, denn durch sie zwingt man den Geist des Verstorbenen, alle jene Dienste zu tun, die man dem Lebenden vorgeredet hatte (S. 72 f.).

Es kommt auch vor, daß ein Stamm einen großen Ahnen über irgend etwas Wichtiges fragen möchte. Nach einer lärmenden Musik tritt einer vom Stamm als Medium in ekstatischem Zustand auf und offenbart in einer besonderen Sprache, was der Geist ihm eingibt (S. 74 f.).

III. Die amerikanischen Religionen.

1. Übersicht.

Das langgestreckte, in zwei selbständige, durch eine Landenge verbundene Teile zerfallende Amerika, dessen Knochengerüste gleichsam ein riesiges, vom nördlichen Polarmeer bis zur Südspitze näher der Westküste als der Ostküste laufendes Gebirge bildet, dessen mächtige Ströme den Verkehr mit dem Innern besser vermitteln als die afrikanischen, dem auch viele Inseln, namentlich im Zentrum, zur Verbindung des nördlichen mit dem südlichen Teil vorgegelagert sind, — dieser große Erdteil Amerika war bewohnt, als erst am Schluß des Mittelalters die Europäer

mit demselben bekannt wurden. Woher die Bewohner gekommen sind, dafür hat man in ihren Sagen keine Anhaltspunkte. Die natürlichste Erklärung ist doch, daß sie über das nördliche Asien eingewandert sind. Die Normannen, welche um das Jahr 1000 Grönland besiedelt, Labrador, Neufundland, Neuschottland entdeckt haben und bis in die nordöstlichsten Gegenden der jetzigen Vereinigten Staaten vorgedrungen sind, haben ein Volk vorggefunden, welches sie Skrälinger hießen, und das nach ihrer Beschreibung den jetzigen Eskimo entspricht. Dieser Volksstamm, welcher heutzutage nur die Polarländer bewohnt, scheint also inzwischen von den Indianern nach Norden zurückgedrängt worden zu sein. Die Fahrten der Normannen, deren Spuren später nicht mehr verfolgt wurden, machen den Eindruck, daß die Küsten des nördlichen Amerika in früheren Jahrhunderten nicht so unzugänglich gewesen sein müssen durch das Eis, wie heutzutage, und so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß wiederholte Völkerwanderungen über das nördliche Asien nach Amerika stattgefunden haben. Denn wir müssen zwei Völkerstämme unterscheiden: die Eskimo im Norden und die fast über ganz Amerika verbreiteten Indianer oder Rothhäute.

Unter den Indianern wurden bei der Eroberung Amerikas durch die Spanier im 16. Jahrhundert zwei größere Reiche entdeckt, welche man bereits zu den Kulturvölkern rechnen konnte: Mexiko und Peru. Als die Spanier an der Küste von Mexiko landeten, wurde dem König Montezuma nach der Hauptstadt ein Bericht geschickt, in dem die Spanier mit ihren Schiffen und Pferden auf Baumwollzeug gemalt wurden, und Cortez bekam vom König ein Bild der Küste mit ihren Flüssen und Vorgebirgen auf Baumwolle. Orts- und Personennamen wurden in dieser Bilderschrift dargestellt wie in unsern Bilderrätseln, die Zahlen durch Punkte, 20 durch ein Fähnchen, 20 mal 20 durch eine Feder, 20 mal 20 mal 20 durch einen Beutel mit Kakaobohnen. Aber so vollständig fixiert wie die ägyptische war die mexikanische Bilderschrift nicht. Immerhin wurde sie nicht bloß im Staatsdienst gebraucht, sondern auch die Jugend dadurch in die Geschichte des Landes eingeführt. Jedoch neben solcher Bildung fand sich im Reiche Montezumas eine barbarische Roheit, welche namentlich in der Religion hervortritt in der

beispiellosen Menschen Schlächtereien. Die Azteken, welche seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Mexiko herrschten, waren als ein wilder Indianerstamm von Nordwesten her eingedrungen und hatten bereits eine Kultur vorgefunden, welche von dem Volk der Tolteken herrührte. Zwischen den Tolteken und den Azteken hatten aber eine Zeitlang die Tschitschimeken (Hunde) geherrscht, wahrscheinlich ein bis dahin unterdrückter Indianerstamm. Die neueren Forscher nehmen an, daß die Tolteken ihre Kultur von einem noch früheren Geschlecht empfangen haben, von den Maja, welche im Süden der Halbinsel Yukatan wohnten. Das ganze mittelamerikanische Festland stand unter dem Einfluß dieser aufstrebenden mexikanischen Völker.

In Südamerika wurde das große Reich der Inka von Pizarro 1531 betreten und erobert, welches außer dem jetzigen Peru noch Quito und Teile von Bolivien und Chile umfaßte. Der Ursitz der Inka-Herrschaft und der peruanischen Kultur ist an dem hochgelegenen Titikakasee zu suchen. Die peruanische Religion hat nicht den blutdürstigen Charakter wie die mexikanische. Aber auch hier findet sich manches, was wir bei der Religion eines Kulturvolks nicht vermuten. Wir reihen daher, auch um des ethnographischen Zusammenhangs willen, die Grundzüge der mexikanischen und der peruanischen Religion hier an.

Die unkultivierten Indianer scheinen in einer Beziehung auf einer niedrigeren Stufe zu stehen als die Neger, sofern sie nicht sesshaft sind, keinen Landbau treiben, sondern von Jagd, Fischfang und Krieg sich nähren, andrerseits haben sie aber mehr Selbstgefühl als die Neger; sie lassen sich nicht zu Sklaven machen, sie sind nicht schwachhaft und ahmen die Fremden nicht nach, sondern verharren ihnen gegenüber in vornehmer Zurückhaltung oder in Mißtrauen. Sie eignen sich nicht leicht fremde Sprachen an; auch gegen das Christentum sind sie ablehnender, wobei man allerdings ihre schnöde Behandlung von seiten der Weißen in Rechnung nehmen muß. „Bei der Gründung der ersten Niederlassung in Neuengland fand man die Eingeborenen mit allen Geboten der christlichen Religion einverstanden, außer mit dem siebenten (Du sollst nicht stehlen). Gleichwohl darf man behaupten, daß Rechtschaffenheit und Treue einen Hauptzug im Charakter dieser Völker ausmachten, gegen den es nichts be-

weist, daß sie, als ihre Macht durch die Weißen gebrochen, als sie selbst moralisch gesunken waren und jene als ihre geschworenen Feinde zu betrachten sich gewöhnt hatten, auf alle Weise ihnen auch im Frieden zu schaden und sich an ihnen zu rächen suchten, was nur noch durch Betrug und Diebstahl gelingen konnte. Aus freier Entschließung eingegangenen Verträgen, in denen sie sich nicht übervorteilt sahen, und Verpflichtungen, die sie ehrlich und mit vollem Verständnis übernommen hatten, sind sie immer mit voller Treue nachgekommen" (Waik III, S. 130 f.).

Man hat in den Vereinigten Staaten bis hinauf zu den großen Seen Altertümer gefunden, welche auf einen höheren Kulturstand der Indianer in frühern Zeiten schließen lassen. Eine breite Heerstraße in Florida am St. Johnsfluß deutet auf Ackerbau und Handel in früheren Jahrhunderten hin. Aber auch der Kannibalismus war bei manchen Indianerstämmen verbreitet, namentlich bei den Kariben auf den westindischen Inseln.

Die südamerikanischen Indianer sind besonders durch den Jesuitenstaat in Paraguay im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannt geworden. So ideal dieser patriarchalische Staat von manchen Reisenden geschildert wurde, so hat es sich doch gerächt, daß die Jesuiten die Eingeborenen nicht zur religiösen Selbständigkeit erzogen, sondern in steter Abhängigkeit von den weißen Patres erhalten haben. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens verfiel die ganze Kultur, und viele Indianer sanken in das Heidentum zurück.

2. Die Religionen der unkultivierten Indianer und der Eskimo.

Bei der ersten Bekanntschaft der Europäer mit den unkultivierten Indianern waren jene überrascht, daß die Indianer von einem Großen Geist (Manitu oder Kitschi Manitu) redeten, welcher die Welt erschaffen habe und Herr des Lebens sei. Noch mehr als bei den Negern tritt bei ihnen der höchste Gott im Himmel in den Vordergrund, während bei den unkultivierten Völkern in Mittel- und Südamerika der Sonnendienst die erste Stelle einnahm und mehrere Götter auftauchten. Es ist schon behauptet worden, die nordamerikanischen Indianer hätten diese Vorstellung vom Großen Geist erst durch ihre Berührung mit

den Europäern, namentlich den Quäkern, bekommen. Dagegen sagt Waiz: „Man muß gestehen, daß die Schnelligkeit und Allgemeinheit, mit welcher diese Vertauschung geschehen sein mußte, etwas sehr Befremdendes hätte im Vergleich mit der Zähigkeit, mit welcher sonst die Indianer ihre religiösen Vorstellungen festzuhalten pflegten. Als Winslow 1622 bei dem König Massasoit von Gott als dem Schöpfer und Geber alles Guten erzählte, zu dem sie beteten und dem sie dankten, antworteten die Indianer, das sei sehr gut, und sie glaubten fast ganz dasselbe von ihrem Kiehtan, dem Schöpfer aller Dinge. Er wohne weit im Westen im Himmel, und die guten Menschen kämen zu ihm nach dem Tod, die bösen weise er ab und stoße sie ins Elend. Er sei von niemand geschaffen und erscheine ihnen nicht; sie bäten ihn aber um alles, was sie wünschten. Im wesentlichen denselben Glauben wie in Neuengland an einen höchsten Gott im Himmel, den Schöpfer aller Dinge, fanden Hawiot (1587), Whitaker (1613) und White (1634) in Virginien. Von den Sioux erzählt Charlevoix, daß sie zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Europäern (1659) im Besiz einer deutlichen Erkenntnis von einem Gott gewesen seien“ (Waiz III, S. 178).

Aber es ging mit dem Großen Geist der Indianer ähnlich wie mit dem Himmelsgott der Neger. „Der Große Geist steht an der Spitze der Religion des Indianers, aber nicht im Mittelpunkt derselben. Hoch erhaben über die Welt, die er geschaffen, kümmert er sich wenig oder nicht um deren Lauf, noch um das Treiben der Menschen. Nur selten richten diese ihre Bitte an ihn, denn auch ohne diese gibt er ihnen alles Gute, und nicht oft danken sie ihm für seine Gaben“ (a. a. O. S. 178).

Dabei wird der Große Geist von manchen Indianerstämmen mehr in sinnlicher Form beschrieben, z. B. als ein großer Vogel, dessen Flügelschlag das Donnergeräusch verursacht, während sein Blick Blitze sprühen läßt, oder als ein großer Hase u. dgl. Aber es soll offenbar mit dieser Tierbezeichnung nur die Schnelligkeit ausgedrückt werden, mit welcher er den Menschen übertrifft.

Merkwürdig sind auch die Sagen der Indianer von der großen Flut, und es erhebt sich hier wieder die Frage, ob sie nicht erst aus der Zeit der Berührung mit den Europäern

stammen, ob nicht die indianischen Zauberer, welche gerne neue Geschichten erfinden, solche von den Europäern gehört und nach ihrem Geschmack ihrem Volk vorgetragen haben. Allein es ist doch auffallend, bei wie vielen Stämmen sich diese Sage findet. Catlin (Die Indianer Nordamerikas, deutsch von Berghaus, S. 116—129) berichtet von dem zu den Siour gehörigen Stamm der Mandaner am oberen Missouri und Yellowstone: „Sie haben nicht bloß die Sage von der Flut, von dem Mah-Mönnich-Tucha oder der Arche des ersten Menschen, worin dieser, Numank-Machana genannt, auf einem hohen Berge im Westen landete und sich aus dem allgemeinen Unglück rettete, sowie von der Taube, die den Weidenzweig mit den grünen Blättern ihm brachte, sondern feiern auch ein großes Fest zum Andenken an die Sintflut. Mitten in ihrem Dorfe auf einem freien Platze steht die Arche oder ‚das große Kanoë‘ des ersten Menschen. Es ist ein hölzerner Zylinder, 8—9 Fuß hoch, welchen sie von Jahr zu Jahr sorgfältig ausbessern. Wenn nun im Frühjahr der Weidenzweig grünt, den die Taube als Zeichen, daß die Erde trocken sei, dem ersten Menschen brachte, dann beginnt das vier Tage lang dauernde Fest. Einer der den ersten Menschen vorstellt und durch weißen Ton seinen Körper bemalt hat, weil die Überlieferung (wie vielfach in Amerika und auch bei den Negeren) sagt, daß der erste Mensch ein Weißer gewesen sei, kommt nun von den Bergen heruntergelaufen, erzählt von der Sintflut und seiner Rettung in dem großen Kanoë und fordert als Opfer ein schneidendes Werkzeug von jeder Hütte, um es dem Wasser zu opfern; denn mit solchen Werkzeugen sei das Kanoë gebaut worden. Geschähe dieses nicht, so werde eine neue Flut kommen. Hat man ihm das Opfer gegeben, und haben sich Personen gestellt, welche zur Sühnung des Großen Geistes den furchtbarsten Martern an ihrem Körper sich unterziehen, dann überreicht er die von ihm mitgebrachte Friedenspfeife dem Leiter der Zeremonien, einem alten Medizinnmann, der damit den am vierten Tage nochmals erscheinenden bösen Geist Ochkih-Haddah besiegt und ihn seiner Kraft beraubt. Zugleich werden Tänze aufgeführt und die Martern an den Personen, die sich dazu dem Namank-Machana gestellt haben, vollzogen“ (Lüken, Die Traditionen des Menschengeschlechts, S. 243 f.).

Die Friedenspfeifen werden von den Indianern jener Gegend von einem aus rotem Pfeisenton bestehenden Felsen westlich vom St. Anthony-Wasserfall geholt, der entstanden sein soll in der großen Überschwemmung, indem das Fleisch der Ertrunkenen sich in jenen Felsen verwandelt habe. „Nun sei nach Ablauf der Flut der Große Geist gekommen, habe sich auf den Felsen hingestellt und alle Völker dort versammelt. Und indem er aus einem Stück des Felsens eine große Pfeife gemacht und dieselbe nach allen vier Weltgegenden hin geraucht habe, habe er den Frieden verkündet und befohlen, daß Streitkeule und Skalpiermesser nie an diesem Orte erhoben werden sollten, und daß sie von diesem Felsen ihre Friedenspfeife nehmen und diese rauchend ihres Streits vergessen sollten“ (Lüken, S. 244 f.). So sind in diese Flutsage originell indianische Züge verflochten, und wir können kaum annehmen, daß die Sage und das Fest erst nach der Bekanntschaft mit den Europäern entstanden sei.

Die ganze Natur denkt sich der Indianer wie der Neger von Geistern beseelt, und so tapfer er dem leibhaftigen Feind gegenüber ist, so erschrickt er doch vor jedem Vorzeichen, das auf einen feindlichen Geist deutet. Darum sucht jede männliche Person zur Zeit der Mannbarkeit einen Schutzgeist zu gewinnen. Durch strenges Fasten und allerlei Selbstpeinigungen muß er sich in der Einsamkeit darauf vorbereiten. Im Traum erscheint ihm der Schutzgeist und offenbart ihm sein Schicksal. Da der Geist meistens in Tiergestalt kommt, wird das betreffende Tier jetzt von dem Jüngling verfolgt, erlegt, und seinen Balg führt er von da an mit sich als seinen Medizinsack. Dadurch ist der Geist, welcher in dem Tier wohnte, jetzt sein Schutzgeist (Réville, *Les religions des peuples non civilisés* I, p. 244).

Die vertrauliche Stellung zu den Tieren und die Hochachtung derselben ist überhaupt ein Charakterzug der Indianerreligion. Die Menschenseelen können nach dem Tod in Tiere übergehen und umgekehrt. Sie haben also die Lehre von der Seelenwanderung, und den Indianern eigentümlich ist der sogenannte Totemismus, welchen manche neuere Gelehrte zu einer besonderen Religionsform machen und überall wittern, wo Tiere verehrt werden. Jedes Geschlecht hat ein Tier in

seinem Wappen und betrachtet dasselbe als seinen Ahnherrn. Dieses Wappen wird bei den Algonkin Totem genannt, daher der Name Totemismus. Das betreffende Tier wird dann von diesem Stamm nicht getötet. „Das Totem-Tier ist dem Wilden eine Bürgschaft dafür, daß nicht alles in der Welt gegen ihn ist, sondern daß es für ihn eine verwandte Macht gibt, mit der er sich zum Schutz und Trutz verbinden kann“ (Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtl. Grundlage, S. 17). Wenn Frazer und Robertson Smith die Anfänge der ägyptischen und der semitischen Religionen auch Totemismus nennen und damit viel Beifall unter den deutschen Gelehrten gefunden haben, so ist dabei das Charakteristische der Stammesgemeinschaft zwischen einem Tier und einem Volksstamm keineswegs nachgewiesen und deswegen der Name unberechtigt.

Söderblom sagt: „Der Totemismus ist als solcher keine Religion, sondern eine Art sozialer Bildung. Bei ihm kommen auch ganz unansehnliche Tiere vor; auch Körperteile von Tieren, wie Büffelschenkel, oder ein gewisses Alter der Tiere, wie Büffelkalb, in seltenen Fällen auch leblose Gegenstände, wie Regen, Honig, Schnee, Himmelskörper. Beim Tierkultus kommen nur solche Tiere in Betracht, die durch ihre Nützlichkeit und Vertraulichkeit, wie die Haustiere, durch ihre Stärke oder durch ihr geheimnisvolles Wesen (Schlange) sich auszeichnen. Der Totemismus verbindet sämtliche Mitglieder eines Klans mit sämtlichen Exemplaren einer ganzen Tierart. Der Tierkultus gilt dem einzelnen Tiere“ (Ziele-Söderblom, Kompendium d. Relig. S. 21).

Daß die Tiere hochgeachtet sind und die Gottebenbildlichkeit des Menschen nicht erkannt wird, tritt auch in den Schöpfungssagen hervor, da dem Großen Geist, der selbst oft in Tiergestalt vorgestellt wird, Untergötter in Tiergestalt beigegeben werden. Auch in den Sternbildern sieht der Indianer Tiergestalten. Gewisse Tiere, welche besondere Klugheit verraten, wie der Biber, oder etwas Dämonisches haben, wie die Klapperschlange, wurden besonders verehrt. Man durfte sie daher nur mit einigen Höflichkeitsbezeugungen töten. Auch denjenigen Pflanzen, welche für das Menschenleben wichtig sind, wie Mais, Reis, Tabak, wird eine gewisse Beseelung zugeschrieben.

Im Kultus tritt der Große Geist, wie gesagt, hinter andern Geistern zurück. Bei den südlicheren Völkern findet sich ein Sonnen- und Feuerkultus. Im Kriege werden verschiedene Geister angerufen und ihnen auch Menschenopfer dargebracht, ebenso im Frühling, um eine gute Ernte zu bekommen. Die Buziehung der Medizinmänner bei Kasualfällen ist ähnlich wie im Fetischdienst der Neger. Auch an Amuletten fehlt es den Indianern nicht.

Das Jenseits wird als eine Fortsetzung des Diesseits angesehen, sofern nicht eine Seelenwanderung eintritt. Daher werden dem Toten Waffen, Vorräte, Tabakspfeife u. dgl. bei der Bestattung mitgegeben. Die Jrokesen ließen im Grab ein kleines Loch offen, damit die Seele einen Ausgang habe nach den glücklichen Gefilden. Denn sie kann auf ihren Wanderungen noch manchen Unfällen ausgesetzt sein, wodurch sie ein elendes Dasein bekommt.

Die Eskimo haben ihren Namen von den Indianern erhalten. Es bedeutet: Esser von rohem Fleisch. Sie selbst nennen sich Innuits, Menschen. Ihre Verwandtschaft mit den nordasiatischen Völkern tritt deutlicher hervor als bei den Indianern. Sie verehren den guten Gott des Himmels unter dem Namen Tomgarsuk und fürchten sich vor dessen Mutter oder Großmutter, der Erde, vor den Geistern des Meeres, der Berge, der Riesen und der Zwerge, dem Geist des Windes und anderen Dämonen. Der Geist Innertairsok offenbart den Zauberern (Angekok), was die Leute tun sollen. Die Geister sind hier keineswegs verstorbene Menschen, sondern durchaus Naturgeister.

3. Die Religionen der alten Mexikaner und Peruaner.

An die Stelle des Großen Geistes tritt bei den mittelamerikanischen Völkern der Sonnendienst. Die Einheit und Geistigkeit Gottes verliert sich mit dem Aufstreben der Nationen und ihrem selbständigen Dichten und Trachten. Die Mexikaner haben ein Wort für Gott, das dem griechischen sehr ähnlich klingt: Teotl. Teokalli heißt Gotteshaus, und das Volk der Maja scheint wenigstens die Einheit des Sonnengottes festgehalten zu haben. Bei den Azteken dagegen finden wir die Bilder der beiden Hauptgötter Huitzilopochtli

und Tezkatlipoka in einem gemeinsamen Heiligtum in der Hauptstadt Mexiko nebeneinander.

Huizilopotschtli (der Name ist im Deutschen entstellt worden in Fiklipuzli) ist wahrscheinlich der kriegerische Stammgott der Azteken, dem sie die Führung ihres Volkes nach dem schönen Mexiko zuschrieben. Der Name bedeutet: „Kolibri links“, und der Gott trägt am linken Fuß zum Schmuck eine Kolibrifeder. Er repräsentiert nach Révilles Deutung die jugendlich im Frühling geboren werdende, alle Vegetation hervorbringende und mit ihr im Herbst ersterbende Sonne. Der Kolibri soll mit seinen mannigfaltigen Farben die Sonne darstellen. Die Feste des Huizilopotschtli fielen auf die Wintersonnenwende, in den Mai, auf Ende Juli und in die Zeit, wo die Vegetation abstirbt. An diesem Feste bildete man aus allerlei Samen einen mit dem Blut von Kindern angefeuchteten Teig und formte denselben zu einem Bilde des Gottes. Dasselbe wurde von einem Priester des Huehalkoatl mit einem Pfeil durchschossen. Dann schnitt derselbe ihm, wie man es bei Menschenopfern zu tun pflegte, das Herz aus. Der König aß das Herz, die Bewohner der Stadt die Teile des Leibes. So wurde der Gott gegessen und galt für tot, erschien aber im folgenden Jahre neu verjüngt. — Das hölzerne, unförmliche, kolossale Bild des Huizilopotschtli hatte riesige, erschreckende Augen, war mit Edelsteinen, Perlen und goldenen Herzen geziert. Mit goldenen Schlangen war der Gott umgürtet, mit der einen Hand hielt er den Bogen, mit der andern vier Pfeile.

Neben diesem Bilde stand im Haupttempel ein ebenso großes mit der Schnauze eines Tapirs, aus glänzend schwarzem Stein gehauen, welches den Tezkatlipoka darstellte. Der Name bedeutet: „Glänzender Spiegel“. Auch er führt vier Pfeile, und in seinem Spiegel sieht er alles, was die Menschen tun. Seine Feste fallen auch in den Mai und Dezember, außerdem in den Oktober. Er ist nicht der Kriegsgott, sondern der Gott der Rechtspflege. J. G. Müller nimmt an, daß er ursprünglich der Sonnengott eines anderen Stammes gewesen sei (J. G. Müller, Geschichte der Amerikanischen Urreligionen, S. 614). Wenn Huizilopotschtli stirbt, bleibt Tezkatlipoka und kommt mehr zu Ehren.

Ein dritter Gott, Quezalkoatl, war die Hauptgotttheit der Tolteken gewesen. Es wird viel von einem Priesterkönig Quezalkoatl erzählt, der mit seinem Volk aus der östlichen Heimat Tlazallan (Rotland) gekommen sei und in Tula regiert habe. Er lehrte das Volk Ackerbau und gute Sitten. Er war gegen den Krieg und die Menschenopfer und verordnete, daß man den Göttern nur Früchte und Blumen darbringe. Unter seinem milden Regiment lebte man glücklich und im Frieden. Aber das goldene Zeitalter nahm ein Ende, als Tezkatlipoka in der Stadt sich einnistete und den Quezalkoatl bezauberte, daß er, von Sehnsucht nach der fernen Heimat ergriffen, die von ihm geschaffene Herrlichkeit selber zerstörte und mit den Singvögeln das Land verließ. Aber man erwartete, er werde wieder kommen und seine Verächter züchtigen. Er wird mit einem Sperlingskopf abgebildet und als die befiederte Schlange bezeichnet. Als Cortez an der Ostküste landete, glaubte Montezuma zuerst, der Weiße sei der Abgesandte jenes Gottes oder gar der Gott selbst.

Neben diesen drei Hauptgöttern fand man eine Menge von niedrigeren Göttern: Tlalok, den Regengott, Centeotl, die Göttin des Mais, die Ernährerin der Menschen, und ihre Tochter Xilonen, die Blonde, die Jagdgöttin Mixkoatl, die Schönheits- und Liebesgöttin Xoquiquezal und die Tepitonton, d. h. die ganz Kleinen, puppenartige Figuren, deren der König sechs, die Vornehmen vier, das übrige Volk zwei im Hause haben durfte.

Das Hauptheiligtum (Teokalli) in der Stadt Mexiko war eine Art babylonischer Turm mit fünf Stockwerken, so daß immer das obere um etwa drei Meter hinter dem unteren zurücktrat und Freitreppen auf die Stockwerke hinaufführten. Auf der obersten Fläche standen die Gözenbilder, durch eine Kapelle geschützt. Der ganze Bau war von einem gewaltigen viereckigen Hof umgeben, an dessen Einfassung wieder Kapellen für einzelne Gottheiten standen. Dem Eingang zum Hof gegenüber stand eine Pyramide von Menschenköpfen, die auf 136 000 geschätzt wurden. Am Tag der Einrichtung dieses Heiligtums sollen über 62 000 Gefangene geschlachtet worden sein. Bei jedem Jahresfest der beiden Hauptgötter mußte mindestens ein Menschen-

opfer fallen. Auch untergeordneten Gottheiten wurden Menschenopfer dargebracht.

Die Priester standen in hohem Ansehen. Neben den Opferpriestern (Teoquixqui) gab es Mönche und Nonnen, welche Klöster bewohnten und Seminarien für die Jugend leiteten, in welchen Kinder von 7—15 Jahren unterrichtet und durch affektische Übungen erzogen wurden. Zur Priesterweihe wurde Kinderblut der Salbe beigemischt.

Eine Art Kindertaufe fand am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes statt. Das Kind wurde feierlich um das Haus herumgetragen und dem Hausgötzen vorgestellt. War es ein Knabe, so brachte man ihm Schild, Bogen und Pfeile; das Mädchen erhielt ein Unterröckchen und Geräte zum Nähen und Weben. Dann nahm die Hebamme das Kind, hielt es über ein Gefäß voll Wasser und sprach: „Mein Kind, die Götter Ometekutli und Omečiuatl (Sonne und Mond) haben dich in diese Welt des Unglücks geschickt; empfangе dieses Wasser, welches dich beleben wird!“ Jedes Glied wurde im Wasser gerieben mit dem Ausruf: „Wo bist du, Unglück. Gehe weg von diesem Kind!“ Darauf empfahl man es den Göttern, und es erhielt seinen Namen. Wenn es das vierte Lebensjahr erfüllt hatte, mußte es eine Feuertaufe empfangen, indem es rasch durch ein Feuer geschoben wurde. Man durchbohrte ihm die Ohren, so daß Blut zu Ehren der Götter fließen mußte, und machte es betrunken durch starke Getränke (v. Drelli, S. 783—796).

So ist die mexikanische Religion, wenn auch das Volk zu einer größern Nation sich ausgebildet und manche Künste gelernt hat, gegenüber den Religionen der unkultivierten Indianer keineswegs auf eine sittlich höhere Stufe erhoben worden, sondern im Gegenteil in grob sinnlichen Götzendienst mit zahlreichen, grausamen Menschenopfern herabgesunken, bei welchem selbst Menschenfresserei vorkam.

In der peruanischen Religion tritt der Sonnendienst noch deutlicher hervor als in der mexikanischen. Die Sonne (Inti oder Intip) war der Inbegriff aller Herrlichkeit und Herrschaft, und der König, der Inka, war der Sohn der Sonne. Man verehrte die Sonne selbst beim Sonnenaufgang und legte die Dörfer mit Vorliebe auf der Ostseite eines Hügels

ag. Das Bild der Sonne wurde aus Gold angefertigt in Gestalt einer Scheibe mit Gesicht und Strahlen. Der Mond, das silberne Gestirn (Mama Quilla), galt als Gattin und Schwester des Sonnengottes. Die Sonne erbarmte sich über die in Roheit versunkenen Menschen und schickte ihnen zwei ihrer Kinder, den Mango Kapak und die Mama Ollio, um bei ihnen den Sonnendienst und die Kultur einzuführen. Diese gingen vom See Titikaka aus. Eine goldene Rute, die sie mit sich führten, wies sie nach Norden in die Gegend von Kuzko. Diese Stadt wurde als Mittelpunkt der Erde angesehen, weil von hier aus das Geschwisterpaar nach allen Seiten ausgehend die Menschen beredete, ihre wilden Gewohnheiten zu lassen und die Sonne anzubeten. Von diesem Geschwisterpaar stammen die Inkas, das Herrschergeschlecht, ab, bei welchem auch noch Geschwisterehe neben der Polygamie stattfand. Nach Vollendung ihres Werks auf Erden kehrten Mango Kapak und Mama Ollio in die Götterwelt zu Sonne und Mond zurück.

Neben diesen Göttern wurde noch andern Naturwesen Verehrung dargebracht, namentlich, wie bei den wilden Indianern, gewissen Tieren und den Nutzpflanzen Mais und Kakao, auch Steinen, selbst fetischartigen Bildern von Metall oder Holz. Die Zauberei trieb ihr Wesen auch im Inkareiche. Es finden sich aber auch noch Spuren von der Erkenntnis eines nicht abzubildenden Schöpfers von Himmel und Erde, der Viracocha genannt wurde (Chant. d. I. S. I, S. 31).

Der Sonnentempel in Kuzko war reich mit Gold ausgestattet; Weihgeschenke und Opfer wurden dargebracht. Eigentümlich ist der Brauch, beim Gang in den Tempel ein Haar aus den Augenbrauen zu raufen und es dem Gözenbild entgegenzublasen, ein Opfer vom eigenen Leib. Aber auch blutige Opfer waren häufig, Menschenopfer nicht so wie in Mexiko, doch wurden der Sonne auch Kinder geopfert. Beim Tod eines Herrschers wurden seine Frauen und oft auch andere Personen in großer Zahl verbrannt. Ein milderer Brauch war, daß man dem Verstorbenen zum Ersatz für seine Dienerschaft hölzerne Bilder ins Grab mitgab.

Die höheren priesterlichen Ämter wurden mit Angehörigen der Inkafamilie besetzt. Es gab Sonnenjung-

frauen, die aber nicht lebenslänglich Jungfrauen bleiben mußten, sondern der Inka und die Bornel'msten wählten sich die schönsten unter ihnen zu ihren Gemahlinnen. Aber so lang sie im Kloster waren, standen sie unter strenger Aufsicht und Zucht. Sie hatten das heilige Feuer zu pflegen und Gewänder und Zieraten für das königliche Haus und die Tempel zu fertigen.

Dem Herrscher als dem Sohn der Sonne mußte das ganze Land unbedingt gehorchen. Gesetzmäßigkeit und Ordnung war streng durchgeführt; die Ehe und die Arbeit wurde hoch geachtet. Unnatürliche Laster wurden bestraft, während noch bei den Inka die Geschwisterehe herrschte. Der Herrscher zog nicht selten im Land umher, um die Anliegen seines Volkes kennen zu lernen. Seinen Beamten mußten alle Türen offen stehen. Die Verwaltung wurde kontrolliert durch die *Quippu*, d. h. Schnüre, welche aus verschiedenfarbigen Fäden zusammengesetzt und mit Knoten versehen waren. Jede Farbe, jeder Knoten hatte seine Bedeutung. So konnte man Verzeichnisse über Vorräte, Abgaben u. dergl. führen. Sie vertraten in dieser Beziehung die Stelle der mexikanischen Bilderschrift, aber konnten natürlich noch weniger als diese die Stelle einer Buchstabenschrift vertreten (v. Drelli, S. 803—813).

IV. Das Heidentum in Ozeanien.

1. Übersicht.

Der zuletzt entdeckte Erdteil wurde in Deutschland in früheren Zeiten Australien genannt, neuerdings in Übereinstimmung mit andern Sprachen Ozeanien, so daß der Name Australien nur noch für das Festland gilt. Neben diesem isolierten Festland und der großen Insel Neuguinea breitet sich gegen Osten eine Inselwelt aus, wie sie sonst nirgends in so großer Ausdehnung und in so viele kleine Gilande zerteilt uns begegnet. Die meisten dieser Inseln sind bewohnt bis zu der einsamen Osterinsel oder *Waihu*, welche noch durch eine weite Strecke des Großen Ozeans vom amerikanischen Festland getrennt ist.

Woher sind die Bewohner dieser weit entlegenen Inseln gekommen? — Sie sind nicht alle von einem Stamm. Wir

können in bezug auf Hautfarbe, Sprache und Sitten Schwarze und Braune unterscheiden. Zu den Schwarzen gehören die Australneger, welche in geringer Zahl das Festland bewohnen und auf der südlich vorgelagerten Insel Tasmanien ganz ausgestorben sind, und die zahlreicheren Papuas oder Melanesier, d. h. schwarze Inselbewohner auf Neuguinea und dem Kranz von zum Teil größeren Inseln, welche dem australischen Festland im Osten am nächsten liegen, bis hinüber zu den Witi-(Fidschi-)Inseln, aber nicht auf Neuseeland. Auf der Südostküste von Neuguinea und auf den Witi-Inseln sind die Papuas mit Braunen gemischt. Die Australneger sollen am meisten verwandt sein mit den Bewohnern der Andamanen, einer Inselgruppe südwestlich von Hinterindien, sind also ohne Zweifel aus Asien gekommen.

Die braunen Bewohner der Inseln des Großen Ozeans werden wieder unterschieden in Polynesier, d. h. Bewohner der vielen Inseln, und Mikronesier, d. h. Bewohner der kleinen Inseln, welche sich östlich von den Philippinen in der Richtung gegen die Hawaii- oder Sandwich-Inseln ausbreiten. Unter diesen kleinen Inseln sind viele durch Korallen entstanden, welche in so großer Menge sich angesammelt haben, daß sie ein ringförmiges Riff bildeten. Innerhalb desselben entstand eine Lagune und in derselben manchmal mehrere Inseln, oft auch nur eine, deren Vegetation den dahin verschlagenen Menschen den nötigsten Lebensunterhalt bot. Aber auch die hohen, durch vulkanische Erhebungen entstandenen, sehr fruchtbaren, in einem beständigen Frühling prangenden Inseln sind meistens von Korallenriffen umgeben, so daß größere Schiffe nicht ans Ufer kommen können. Gleichwohl sind die Bewohner von Insel zu Insel gegen Osten vorgeedrungen, viel weiter als die Melanesier.

Die Polynesier und die Mikronesier sind verwandt mit den Malayen auf der Halbinsel Malakka und den niederländisch-ostindischen Inseln. Die Mikronesier sind nach der Ansicht von Gerland, welcher diesen Teil von Waitz, Anthropologie der Naturvölker, bearbeitet hat, eine selbständige Abteilung der malayischen Rasse, den Melanesiern näher stehend als die Polynesier. Sie verfallen in einen westlichen Stamm, der die Marianen bewohnte, mit den Tagalen auf den Philip-

pinen im Verkehr stand und höher entwickelt war als die übrigen Mikronesier, aber von den Spaniern fast ganz ausgerottet wurde, soweit sie sich nicht mit denselben vermischt hatten, und einen östlichen Stamm, der über die Karolinen-, die Marshall- und Gilbert-Inseln sich verbreitete (Watz V, 2, S. 43. 45).

Während bei den Papua eine solche Verschiedenheit der Sprachen herrscht, daß in Kaiser-Wilhelmsland auf der Nordküste von Neuguinea nur wenige Dörfer zusammen dieselbe Sprache reden, und es auf den Neuhebriden vorkommt, daß auf einer Insel mehrere Sprachen gesprochen werden, findet sich auf der ganzen polynesischen Inselwelt eine solche Verwandtschaft der Sprachen, daß die Mission, welche hier im 19. Jahrhundert ihre größte Triumphe feiern durfte, auch darin ein mächtiges Förderungsmittel fand, wie einst die apostolische Mission in der Ausbreitung der griechischen Sprache. Die polynesischen Sprachen dehnen sich von Samoa, das nach der Ansicht von Gerland auch historisch ein Mittelpunkt war, nicht nur nach Osten und Süden über die gleichartigen Inselgruppen aus (Tonga-, Hervey-, Gesellschafts-, Austral-Inseln, Paumotu- und Markesas-Inseln), sondern sie finden sich auch auf mehreren Gruppen von kleinen Koralleninseln nördlich von Samoa (Ellice-, Tokelau-, Manihiki-Inseln), so daß nicht alle Bewohner von kleinen Inseln zum Stamm der Mikronesier gehören. Ja, weit im Süden ist Neuseeland von Polynesiern, nicht von Melanesiern bewohnt, und ebenso die Sandwich- oder Hawaii-Gruppe im Norden.

Als Cook im 18. Jahrhundert die polynesischen Inselgruppen entdeckt hatte, da schwärmten viele Europäer für diese paradiesischen Inseln und ihre im Urzustand lebenden Bewohner, denn J. J. Rousseau hatte die Wilden als Ideal der Menschheit den verbildeten Europäern gegenübergestellt, und es schien eine leichte Sache zu sein, diesen harmlosen Völklein die Segnungen des Christentums und die europäischen Künste zu bringen. Aber als im März 1797 das Missionschiff Duff der Londoner Missionsgesellschaft die ersten 30 Missionare nach Tahiti gebracht hatte, erwartete dieselben eine große Enttäuschung.

Die üppige Natur nötigte die Bewohner nicht zur Arbeit. Sie führten ein wollüstiges Leben, schloßen wie Schafherden

zusammen; die im Ehebruch eines niedergestellten Mannes mit einer höher gestellten Frau erzeugten Kinder wurden getötet; dem Häuptling war alles erlaubt; Dieberei und Grausamkeiten aller Art konnten den Europäern das Leben entleiden. Erst 1812, als König Pomare II die Taufe verlangte, brach das Eis auf Tahiti und den Nachbarinseln, und mit John Williams, dem Apostel der Südsee, kam 1818 ein ganz neuer Zug in die Londoner Mission. Während bis dahin viele Missionare, zum Teil Handwerker, auf eine Insel gesandt wurden, manche wenig vorbereitet für den Missionsberuf, so daß des Volks zu viel war, erklärte Williams: „Ich kann mich nicht mit den Grenzen eines einzigen Riffs begnügen, während ringsum Tausende noch Menschenfleisch essen.“ Von der Gesellschaftsinsel Raiatea ausgehend, machte Williams die Herveyinsel Karotonga und die Samoa-Inseln zu Mittelpunkten des Christentums. Aber als er auch auf melanesisches Gebiet seinen Fuß gesetzt hatte, auf die Neuhebridensinsel Erromanga, wurde er von den durch die Schandtaten weißer Sandelholzhändler erbitterten Einwohnern erschlagen und sein Leichnam aufgefressen (1833). — Mit der Londoner Missionsgesellschaft wetteiferten die Englisch-kirchliche auf Neuzeeland, die Wesleyaner auf den Tonga- und Witi-Inseln, die Amerikaner auf den Hawaii-Inseln in der Christianisierung der Polynesianer. Seit 1845 drang die römisch-katholische Mission, durch französische Kriegsschiffe unterstützt, fast in alle evangelischen Missionsgebiete ein, doch ist die große Mehrzahl der Polynesianer heutzutage evangelisch, das Heidentum im eigentlichen Polynesien so ziemlich überwunden, freilich auch viele europäische Laster eingeführt. — Die Missionare der Londoner Gesellschaft haben bei der Einführung des Christentums, da die Häuptlinge damit vorangingen, auch die Einführung eines Gesetzbuches durchgesetzt, durch welches der Willkür der Häuptlinge gesteuert und christliche Sitten und Ordnungen im Volk hergestellt wurden. Die englischen Missionare hatten von ihrem Heimatlande her mehr politische Schulung und ein Auge für dieses Bedürfnis, mehr, als es wohl damals deutsche Missionare gehabt hätten.

In Mikronesien sind die Bedingungen für die äußere Existenz nicht so günstig, wie die ersten Missionare sie auf Tahiti

trafen. Die niedrigen, nur mit Kokospalmen bewachsenen, und auch die kleinen hohen Inseln, welche neben dem steil ansteigenden Vulkan oder ehemaligen Vulkan nur einen schmalen Küstenstrich haben, bieten oft nicht die genügende Nahrung für eine sich vermehrende Bevölkerung, und daraus werden wir es wohl erklären müssen, wie die Bewohner dieser ganzen Inselwelt trotz ihren mangelhaften Kenntnissen und trotz der gefährlichen Schifffahrt doch Tausende von Inseln bevölkert haben. Der Hunger hat sie dazu getrieben, und manchmal mochte auch die Übersiedlung eine unfreiwillige sein, indem ein Schiff nach einer entlegenen Insel verschlagen wurde, und die Insassen nicht mehr zurückkehren konnten. So ist im 19. Jahrhundert das Evangelium nach den kleinen Inseln der Ellice-Gruppe durch schiffbrüchige eingeborene Christen von der weit entlegenen Manihiki-Gruppe gekommen, ehe ein europäischer Missionar etwas davon erfuhr. — Den Völkern vom eigentlich mikronesischen Stamm auf den östlichen Inseln ist hauptsächlich durch eingeborene Christen von der Hawaii-Gruppe mit Unterstützung amerikanischer Missionare das Christentum gebracht worden. Die Marianen sind katholisch. Auf den Karolinen hatten die Evangelischen zur Zeit der spanischen Herrschaft einen schweren Stand. Melanesien zählt noch weit mehr Heiden als Polynesien und Mikronesien, aber auch da arbeiten evangelische und katholische Missionare nicht ohne Erfolg, wohl am mühsamsten im nördlichen Neuguinea.

2. Die Religionen der Australneger und der Melanesier.

Den Australnegern hat man längere Zeit alle Religion abgesprochen. Aber seit Missionare unter ihnen arbeiten, ist man auch mit ihren religiösen Vorstellungen bekannter geworden. Dieselben sind jedoch so wenig zusammenhängend, daß es schwer ist, allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen. Die Verehrung des Himmelsgottes ist im Süden und Südosten nachgewiesen. Er heißt Ronan oder Peiamei, wohnt im Himmel und hat alles geschaffen. Er ist leicht zum Zorne gereizt, und man beschwichtigt ihn durch Tänze. Anderswo unterscheidet man zwei Brüder, den guten Peiamei, der auf einer Insel im fernen

Osten wohnt, den Schöpfer aller Dinge, der im Februar durch Lieder und Tänze gefeiert wird, und den bösen Dararmigal, der im Westen wohnt und die Blattern ins Land geschickt hat. Auch wird erzählt, der Gott der Australier, Pungil, sei vom Gott der Weißen besiegt und in die Unterwelt hinabgestürzt worden. Die Sterne sind ein früheres Menschengeschlecht, das zuerst die Erde bewohnte, aber durch eine allgemeine Flut weggerafft wurde. Diese Sterngeister besuchen die Erde oft in Tiergestalt und wirken auf das Menschenleben ein. Auch von vielen kleinen Geistern (Ingna) wird der Mensch belästigt. Solche Geister zünden das Feuer in den Vulkanen an, werfen glühende Steine in die Luft u. dergl. Die Zauberer sollen glänzende, durchsichtige Steine im Magen tragen und imstande sein, Splitter derselben in die Adern der Leute zu bringen, welche bezaubert werden. Heilung von Krankheiten ist Entzauberung, wobei aber auch Waschungen, Aderlässe u. dergl. angewendet worden. Regelmäßiger Kultus ist, wie bei den afrikanischen Negeren, weniger als gelegentliche Zaubereien. Dem Jüngling werden beim Übergang ins Mannesalter zwei Vorderzähne ausgebrochen, welche die Mutter in einem Baumstamm verbirgt. Die Knaben dürfen kein Kasuar- und Kängurusfleisch essen. — Dem Toten gibt man seine Waffe zerbrochen in das Grab mit und zündet über demselben längere Zeit ein Feuer an, damit die Seele sich wärmen kann. Dem getötenen Feind wird die rechte Hand abgehauen, damit er keinen Streich mehr gegen die Lebenden führen kann (v. Drelli, S. 816 ff.).

Auch die Religionen der Melanesier sind ein Geisterdienst, über welche die Idee des Himmelsgottes in ziemlich sinnlicher Form hervorragt, bald mehr mit der Sonne verknüpft, bald mehr das Licht im allgemeinen bezeichnend. Auf Eromanga heißt Nobu der Hauptgott der Insel, zugleich Gott im allgemeinen. Auf verschiedenen Inseln werden die Weißen mit demselben Namen bezeichnet wie Gott. Es wird also wohl die Gottheit als ein lichtiges Wesen vorgestellt worden sein. Auf vielen Inseln wurden die Europäer bei ihrem ersten Erscheinen als Wesen höherer Art, als Götter empfangen. Die Weiber, welche für unheiliger gelten als die Männer, durften mit den Weißen in keine Berührung kommen. Auf einer Insel wollten die Eingeborenen keine Speise von den Europäern nehmen, weil

sie meinten, diejenigen Menschen, welche Speise von Göttern nehmen, müssen sterben (Waik VI, S. 667). Über die in verschiedene Stämme zerspaltenen Papua in Kaiser-Wilhelms-Land hat man noch keine so eingehenden Nachrichten, daß man ein Gesamtbild von ihrer Religion geben könnte.

Auf den Witi-Inseln, deren Bevölkerung mit polynesischen Elementen gemischt ist, war der oberste Gott Ndengei, halb Fels, halb Schlange, und immer heißhungrig. Er schickt seinen Diener aus, um Opfer zu holen. Derselbe kommt aber leer zurück, da er keinen Opferkult genießt. Nach anderer Überlieferung steht sein Sohn vor der Höhle, wo er haust, um ihm alle Gebete zu vermitteln. Ndengei trägt die Welt auf seinem Rücken. Wenn er sich umwendet, so gibt's Erdbeben. Er nimmt die Seelen der Menschen zu ihrer Läuterung in sich auf. Einer seiner Söhne hat die Menschen das Feueranzünden gelehrt. Er selbst hat die Götter und die Menschen geschaffen. Das erste Menschenpaar hat er aus den Eiern einer Habichtart hervorgebracht, nachdem verschiedene Versuche mißlungen waren (v. Drelli, S. 819 f.).

Auch eine Flutsage haben die Witi-Inulaner: „Zwei unglückliche Knaben, die Enkel des Gottes Ndengei, hatten sich gegen diesen empört und seinen Lieblingsvogel Turukawa getötet. Sie befestigten mit Hilfe ihrer Freunde die Stadt, in welcher sie lebten, und forderten Ndengei trotzig heraus. Dieser sammelte nun seine dunkeln Wolken, und sie barsten und gossen sich in Strömen auf die Erde. Städte, Hügel und Berge, alles versank. Als nun endlich die Flut in die Burg der Empörer drang, da riefen sie um Hilfe, und der Gott lehrte sie ein Floß, nach anderer Sage zwei aneinander befestigte Boote bauen. Das Fahrzeug landete auf der Insel Mbengya. Daher betrachteten sich die Häuptlinge von Mbengya als die ersten unter den Witi-Inulanern. Die Geretteten waren acht Personen. Der höchste Punkt der Insel Koro heißt Ngginggi-tangithi-Koro, d. h. der Vogel, der da sitzt und über das ertränkte Giland jammert“ (Lüken, Traditionen des Menschengeschlechts, S. 262 f., nach Williams, Fiji and the Fijians).

3. Die Religionen der Polynesier und der Mikronesier.

In Polynesien tritt uns ein Name des höchsten Gottes fast überall entgegen: Tangaloa. Er findet sich auf Samoa, auf Tonga, auf Hawaii (unter dem Namen Kanaloa), auf den Gesellschaftsinseln, den Hervey- und Australinseln (als Taaroa), selbst auf den kleinen Tokelau- und Elliceinseln. „Fast überall in dem weiten Gebiet, das er beherrscht, fand dieser Gott die höchste Verehrung, galt er für höher und heiliger als alle seine übrigen Mitgottheiten. So vor allen Dingen auf Tahiti. Dort hörte ihn Cook schon auf seiner ersten Reise als höchsten Gott nennen, von dem alle übrigen Götter sowohl als die Menschen geschaffen seien. Auch aus dem Namen, den ihm Wilson beilegt, „der Vogel, der Geist“, geht seine höhere Stellung hervor: er schwebt als Geist über den andern Göttern, welche persönlicher, menschlicher gedacht werden. Daher ist es auch begreiflich, daß man zu ihm nicht häufig betet, da er in seiner Abgezogenheit zu hoch und heilig war. Nur in höchster Not wandte man sich an ihn, wie man auf Baitupu seinen Namen, da er zu heilig sei, niemals aussprach. Die Tahitier und die übrigen Gesellschaftsinsulaner nannten ihn gerade den größten Gott, der unerchaffen am Anfang aufgetaucht sei aus der Urnacht und alle Dinge geschaffen habe. Er soll mit seinem Weibe o-de-Papa, einem Felsen, alle Götter gezeugt haben, von denen dann Mond, Sterne, Meer, Winde entstanden, so daß auch diese von Taaroa abstammen“ (Waitz VI, S. 232 f.).

„Auf Neuseeland ist Tangaloa von der Stelle als höchster Gott degradiert. Dort hat der dichterische Sinn der Maori eine Mythologie geschaffen, wonach die ersten Menschen von Rangi und Papa (Himmel und Erde) abstammen, welche früher so fest aufeinander lagen, daß alles in dichteste Finsternis gehüllt war. Schon lange waren ihre Kinder damit unzufrieden und endlich sagte Tumatauenga, der stolzeste unter ihnen: laßt uns Rangi und Papa erschlagen! Tanemahuta aber, der Vater der Wälder, sprach: wir wollen sie nicht erschlagen, nur trennen. Ihm stimmten alle bei, nur Tawhirimatua nicht, der Vater der Stürme, der Tag und Nacht bläst. Seine fünf Brüder, unter denen hier Tangaloa als Vater der Fische und der Repti-

lien erscheint, suchten umsonst Erde und Himmel zu trennen, bis zuletzt Tanemahuta sich mit dem Rücken gegen die Mutter, mit dem Bein gegen den Vater stemmt und so die Trennung bewirkt. Noch heute streckt er daher die Beine (die Waldbäume) gen Himmel empor. Nun ward es helle, und die Kinder Rangis und Papas kamen zum Licht. Allein der Gott der Winde zürnte seinen Brüdern. Er verabredete sich mit seinem Vater, setzte seine Kinder, die Winde, in die verschiedenen Himmelsgegenden fest und begann nun einen furchtbaren Kampf mit den Geschwistern, zunächst mit Tanemahuta, dessen Wälder er zertrümmerte, dann mit Tangaloa, dem Gott des Meeres und seinen Kindern. Der letztere entzweite sich auch mit Tanemahuta, so daß mit Holz und Bast, den Erzeugnissen des Waldes, Tangaloas Brut, die Fische, gefangen werden, und Tangaloa mit seinen Fluten die Wälder zu zerstören und die Holzkähne zu verderben sucht. Die Väter der zahmen und der wilden Nahrungspflanzen verbargen sich vor dem Winde in der Mutter Erde; nur Tumutauenga, der Mensch, blieb mit seinen Kindern unbesiegt. Aber den Windgott kann er sich nicht untertan machen. Er lehrte die Menschen Zauberformeln und Gebete für günstigen Wind, gutes Wetter, reichliche Ernte und dergl.“ (Waik VI, S. 245 f.).

Diese von Grey (Polynesian Mythology, Lond. 1855) erzählte Sage hält Gerland (S. 247) wohl nicht mit Unrecht für eine spätere Dichtung. Tangaloa ist hier zum Gott des Meers degradirt. Aber vielleicht liegt darin eine Erinnerung, daß er von den Vätern jenseits des Meers höher geehrt wurde.

Die Mythen über Maui, den Sonnengott, erklärt Gerland ebenfalls für jünger als die von Tangaloa, da er nicht zu den Göttern gehört, die aus der Nacht entstanden sind, er auch keinen Kultus hat, und die Sagen von ihm viel menschlicher ausgebildet und eingeflochten seien in die Heldensage. Maui ist auf Neuseeland der große Lehrer der Menschen. Neuseeland wurde der Fisch des Maui genannt, den er aus der Tiefe emporgezogen. Er hat das Feuer auf die Erde gebracht. Dabei sind einige Funken in die Bäume gefahren, aus deren Holz man jetzt Feuer gewinnt.

Auf den Gesellschaftsinseln wurde besonders der Gott Tane verehrt, der erste Mensch, welchen Taaroa geschaffen hat,

und doch so sehr der Hauptgott der Insel Huahine, daß alle übrigen Götter in dem großen Marā, wo sein Lager und Bild stand, angekleidet und geheiligt wurden. Er galt als Feind und Zerstörer bösen Zaubers. Wenn jemand vom königlichen Geschlecht sich vermählen wollte, mußte die Ehe im Heiligtum des Tane geschlossen werden. Unter seinem Schutze standen die Holzarbeiter, womit sich seine Bedeutung auf Neuseeland als Waldgott berührt.

Eine ganze Anzahl untergeordneter und lokaler Götter wird noch genannt, z. B. auf Tahiti Oro, auf Hawaii die gefürchtete Pele, die Göttin des dortigen Vulkans. Die Götter wurden in Polynesien Atua (von atu, Herr) genannt. An dieselben wandte man sich nur in großer Not, sonst aber an die Schutzgeister, Tiki oder Tii. Jeder Stamm, jedes Dorf hatte seinen Schutzgeist, und so gab es mächtigere und schwächere Tikis.

Mit dem Tiki hängt auch die Sitte des Tatuierens zusammen. Sie war nach Gerland (a. a. O. S. 324) ursprünglich nur ein aufgezeichnetes Bild des Schutzgeistes, und so verstand sich von selbst, daß dieses Bild dem Schutzgeist heilig war. Die Seelen werden nach dem Tode mit ihrem Schutzgeist vereinigt, und so fand man auf Karotonga Tiki als Gott der Unterwelt. Andererseits sind die Tiki auch als böse Geister gefürchtet. Die Bilder der Tiki wurden am Rande des Dorfs aufgestellt, und besonders groß nach einer besonders großen, durch ihren Schutz glücklich abgewendeten Gefahr (a. a. O. S. 322).

Ein besonderes Kennzeichen des Heidentums in Ozeanien ist das Tabu, das in mancher Beziehung an das alttestamentliche „heilig“ erinnert. Das Wort bedeutet: „stark bezeichnet“ und scheidet die Sphäre der Götter streng von derjenigen der Menschen, ebenso die der göttlich geadelten Menschen, des königlichen Geschlechts, von der des gemeinen Volks. Die Opfer, die Opferplätze (marae), die Priester, die Könige und Angehörigen des vornehmen Geschlechts sind Tabu; ebenso die Kranken als Besessene, weshalb man sie aus den Wohnungen wegschaffte, die Leichen, welche man nur durch Frauen bestatten ließ, die neugeborenen Kinder, wenn sie nicht entweder getötet oder enttabuiert wurden. Für die Frauen war die Nahrung der Männer Tabu. Könige und Priester konnten etwas auf eine

bestimmte Zeit für Tabu erklären. Höherstehende können ein Tabu entfernen. Sonst aber sind priesterliche Zeremonien dazu nötig; z. B. das neugeborene Kind wurde durch eine Art Taufe enttabuiert. Die Verletzung des Tabu wurde gewöhnlich mit dem Tode bestraft. Erst durch das Christentum wurde der Bann gebrochen; aber die Idee war so in Fleisch und Blut des Volks übergegangen, daß sie den Sonntag den Tag des Tabu nannten.

Die Priester standen in hohem Ansehen. Sie wurden auch als Wahrsager konsultiert, und man mußte ihnen dabei außer einem Geschenk eine Schale des berauschenden Kawatrankes bringen, so daß sie dann in Ekstase die göttlichen Aussprüche kundgaben. Das Priestertum war erblich. Auf den Paumotu=Inseln waren die Fürsten zugleich Priester. — Auf den Gesellschafts=Inseln bestand ein Orden der Arooi, dessen höher Graduierte für göttliche Wesen galten und sich nehmen durften, was sie wollten. Nach ihrem Tod gingen sie nach dem Glauben des Volks in das Paradies des Gottes Oro, ins duftende Kosutu.

Eigentliche Tempel gab es auf den Inseln nicht, nur kleine Hütten mit verehrten Gegenständen. Auf Tahiti waren die Marā künstliche Hügel mit einer Art abgestumpfter Pyramide, auf zwei Seiten durch Steinmauern gehalten. An den Umfassungsmauern waren Priesterwohnungen. Man opferte den Göttern in der Regel Nahrungsmittel, den Meergöttern namentlich auch den Kawatrank. Menschenopfer waren besonders auf den Paumotu- und Markesas=Inseln üblich.

Über die mikronesischen Religionen hat man weniger genaue Nachrichten. Auf den Karolinen- und den Marshall=Inseln wird der höchste Gott Aliulep oder Eliulep genannt, d. h. der große Geist oder: der mächtige Wind. Auf den Mariannen hieß er Puntan. Er trägt die Erde auf seinem Rücken; bewegt er sich, so gibt's Erdbeben; schilt er, so donnert's. Man kannte auch böse, meist unterirdische Gottheiten, einen Todesgott Erigiregers, der den Tod unter die Menschen gebracht hat, während sie früher nur den Schlaf kannten, und Morogrog, der wegen schlimmen Verhaltens aus dem Himmel vertrieben wurde und den Menschen das Feuer auf die Erde brachte. Neben den Naturgeistern wurden auch Verstorbene verehrt.

Das Tabu besteht auch bei den mikronefischen Völkern, namentlich in bezug auf verbotene Speisen. Eine geheime Gesellschaft auf den Mariannen hieß Ulitao.

Rückblick auf die Religionen der unkultivierten Völker.

Blicken wir nun zurück auf die Religionen der unkultivierten Völker, so haben sich uns folgende Beobachtungen ergeben:

1. Die Religionen der unkultivierten Völker sind nicht ausschließlich, aber vorzugsweise ein Dämonendienst. Es werden Wesen verehrt, welche im Bewußtsein des Volkes selbst nicht als die höchsten angesehen werden, welche unter Gott stehen, aber dem Menschen näher sind und demselben schaden können. Sie haben da und dort in der umgebenden Natur ihren Sitz, oder können es auch Geister verstorbener Menschen sein.

2. Zu den Aufgaben der Priester gehört daher nicht bloß das Opfer, durch welches diese Wesen günstig gestimmt werden sollen, sondern wesentlich die Zauberei. Der Priester muß in Ekstase versetzt werden, um in der unsichtbaren Welt dem Geiste das, was die Menschen wünschen, abzurufen, oder die Offenbarungen des Geistes über das Verborgene zu empfangen.

3. Die Idee des einen Gottes im Himmel leuchtet durch diese Religionen hindurch und ist reiner bewahrt bei den Negern und den unkultivierten Indianern als bei den von andern Religionen beeinflussten Völkern in Asien und den schon etwas dichterischer angelegten polynesischen Völkern. Wo die Völker auf eine höhere Stufe der äußeren Kultur vorgeschritten sind und ein größerer staatlicher Zusammenhang geschaffen ist, wie in Mexiko und Peru, oder wo eine Mythologie im Entstehen ist, wie auf Neu-Seeland, da schwindet die Idee des einen Gottes.

4. Der eine Gott wird als persönlicher Schöpfer der Welt gedacht, es ist nicht die pantheistische Anschauung von einem Hervorgehen der Götter aus dem Chaos.

5. Dieser eine Gott wird als guter Gott gedacht, aber er hat nicht die Gewalt über die bösen Geister, welche den Menschen schaden können, daß man sich an ihn wenden könnte um Abwendung derselben, sondern die Menschen müssen selbst dafür

sorgen. Daher werden diesem einen Gott nur wenige oder keine Opfer dargebracht.

6. Nicht alle unkultivierten Völker haben das Bedürfnis, die von ihnen verehrten Geister bildlich darzustellen. Die südafrikanischen Völker unterscheiden sich darin, wie wir gesehen, namentlich von den westafrikanischen. Ob dies damit zusammenhängt, daß bei letzteren dämonisch besessen gedachte Naturerscheinungen der Ausgangspunkt des Kultus sind, bei den ersteren lebende ekstatische oder verstorbene Menschen, das wird noch näher untersucht werden müssen. Jedenfalls stehen alle diese Völker unter der Macht der Zauberei, aber der Priesterstand ist nicht bei allen gleichmäßig ausgebildet und abgeschlossen. Es können namentlich Geheimbünde an die Stelle desselben treten.

7. Eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben auch die unkultivierten Völker, aber die meisten nicht so, daß eine Veränderung in ihrer Lage, eine Vergeltung für Gutes oder Böses in diesem Leben eintrete, sondern der Häuptling muß auch nach dem Tode Häuptling sein. Die Vorstellungen von der Seele halten einerseits die Einheit derselben nicht überall fest, es kann der Glaube bestehen, daß der einzelne Mensch mehrere Seelen habe, oder daß die Geister der Verstorbenen etwas anderes seien als die Seelen der Lebenden; es kann eine Art Schutzgeist der Seele von der Seele unterschieden werden, andererseits lassen sie die Seele doch wieder vor und nach diesem Leben existieren, so daß Seelenwanderung und Erscheinung eines Verstorbenen in der Ekstase eines Zauberers vorkommen kann.

8. Mit der Ausbildung der Mythologie bekommt die Religion nicht überall einen edleren sittlichen Charakter; im Gegenteil, die mexikanische Religion ist blutdürstiger und sinnlicher als die Religion der unkultivierten Indianer; bei den Maori auf Neuseeland wurde die Menschenfresserei ärger betrieben als bei den andern polynesischen Völkern. Trotz der aufwärts strebenden Kultur kann die Religion nach ihrem inneren Werte verfallen.

9. Wenn die dichterische Phantasie mit dem nationalen Bewußtsein erwacht, verliert sich die Einheit Gottes, der Mensch bleibt an der Verehrung der verschiedenen Naturerscheinungen stehen und gestaltet sie zu menschenähnlichen

Göttern mit sinnlichen Trieben. Dabei wird aber Dämonendienst und Zauberei doch nicht ausgerottet.

Wenn wir von hier aus einen Rückschluß machen auf die Urreligion, so ist es gewiß auffallend, daß Forscher wie Waig und Gerland, welche die Ursprünglichkeit der monotheistischen Anschauung bei den Negern, den Indianern und den Polynesiern so entschieden verteidigen, wie wir gesehen haben, doch nicht den Schluß ziehen, daß die Verehrung des einen Gottes die Urreligion der Menschheit gewesen sei, wie die Bibel es darstellt. Wie sollen denn gerade die Völker, bei welchen wir kein tieferes Nachdenken über das göttliche Wesen finden, zu einer reineren Gottesidee gekommen sein als die heidnischen Kulturvölker? Spricht nicht alles für die Darstellung der Bibel, daß die Völker, während sie den einen Gott noch erkannten, ihm nicht mehr dienten und dankten, und da sie sich für Weise hielten, zu Toren geworden sind, indem sie die Herrlichkeit Gottes verwandelt haben in ein Bild gleich den Menschen und den Tieren (Röm. 1, 21 f.)? — Wir stimmen daher Lücken bei, wenn er sagt: „es ist Tatsache: das ganze Heidentum hat die Idee von einem höchsten Gott bewahrt, die Wilden oft noch klarer und bestimmter als die gebildeten Heiden, weshalb wir dieselbe um so weniger als das Produkt des eigenen Nachdenkens betrachten können“ (Lücken, Die Traditionen des Menschengeschlechts S. 27). Auch Söderblom gibt zu, daß „die Veränderungen, die sich im Lauf der Jahrtausende ohne Geschichte in den jetzigen polydämonistischen Religionen vollzogen haben, sicherlich, wenigstens zum Teil als Verfall zu bezeichnen seien: 1) Die Herrschaft der Zauberei hat allerlei Überglauben, magische Gebräuche und fetischistische Vorstellungen und Riten großgezogen, die einer mehr primitiven und einfachen Form der Religion sicherlich fremd waren. 2) Die Religionen, die sich selbst überlebt haben, sind mehr unvollständig und unvollkommen, bisweilen auch mehr barbarisch und grausam geworden. Die höheren Gewalten, die noch im Glauben schwach fortleben, haben näheren und niedrigeren Gegenständen der Anbetung, wie z. B. den Geistern der Toten oder einer Menge von Fetischen ihren ganzen Einfluß abgetreten“ (Ziele, Kompend. d. Religionsgesch., 3. Aufl. bearb. v. Söderblom S. 16 f.)

Zweiter Teil.

Die Nationalreligionen.

Erster Abschnitt.

Das Heidentum in Vorderasien und Ägypten.

1. Übersicht.

In der Bibel wird uns aus einer Zeit, da Israel noch kein Volk war, von bereits organisierten und kultivierten Völkern und Reichen berichtet. Man sollte denken, diese Zurückstellung des eigenen Volkes dürfte ein günstiges Vorurteil für die Glaubwürdigkeit der alttestamentlichen Geschichte erwecken. Allein dafür haben die meisten unsrer alttestamentlichen Theologen kein Auge, denn sie haben das Dogma aufgestellt, wie Valeton in *Chantepie de la Saussayes Religionsgeschichte* (I, S. 393) es ausspricht: „kein einziges Volk kennt seine eigene Geburtsgeschichte“. Trotzdem erlauben wir uns zu glauben, daß den Israeliten ihre eigene Geburtsgeschichte in treuer Überlieferung mitgeteilt wurde, und daß auch ihre einfachen Berichte über benachbarte Völker zuverlässiger sind, als die zur Verherrlichung der eigenen Nation vielfach ausgeschmückten Sagen anderer Völker. Daß die Völker aus Familien hervorgegangen sind, kann doch niemand leugnen. Warum sollte also die alttestamentliche Geschichte nicht glaubwürdig sein? — Es ist bloß die rationalistische Voraussetzung, daß es keine Wunder und keine übernatürliche göttliche Offenbarung gebe, was gegen die Glaubwürdigkeit der Urgeschichte und der Patriarchengeschichte spricht — nicht eine historische, sondern eine dogmatische Frage gibt den Ausschlag — und damit ist über sie der Stab gebrochen.

Allein die Ausgrabungen sprechen für die Glaubwürdigkeit der alttestamentlichen Geschichtsdarstellung. In der Völkertafel (1 Mos. 10) tritt neben den Namen der Söhne und Nachkommen Noahs, von welchen die verschiedenen Völker abgeleitet werden, eine einzelne Persönlichkeit hervor, durch welche ein größeres Reich gegründet wurde. Es heißt von Nimrod, dem Sohn Kuschs, dem gewaltigen Jäger (nach Kautschs Übersetzung): „Es erstreckte sich aber seine Herrschaft anfänglich auf Babel und Erech und Akkad und Kalne im Lande Sinear. Von diesem Lande zog er aus nach Assur und erbaute Ninive und Rehoboth-Ir und Kalah, und Resen zwischen Ninive und Kalah — das ist die große Stadt“ (1 Mos. 10, 10—12). Man hat lange Zeit nach der Darstellung der griechischen Schriftsteller gemeint, unter den Ländern am Euphrat und Tigris sei Assyrien das ältere Kulturland und Reich. Nun aber, seit der Entzifferung der Keilschriften, hat man, wenn auch Nimrod selbst nur als ein sagenhafter Held, ähnlich dem griechischen Herakles, vorkommt, doch folgende Übereinstimmung mit der Bibel gefunden:

1. daß von Babylonien, von Sinear oder Sumer, von der Ebene am unteren Lauf der beiden Ströme, die Kultur und die politische Herrschaft ausging, nicht von den semitischen Assyrern, sondern von einem nichtsemitischen Volk, dem sumerisch=akkadischen (Nimrod wird in der Bibel als Nachkomme des Ham bezeichnet);
2. daß Ninive nicht von den Semiten, sondern von Babel aus gegründet wurde, wenn auch die nachmaligen Bewohner größtenteils Semiten waren;
3. daß die sumerisch=akkadische Kultur, deren Paläste und Tempel mit ihren Hieroglyphen in neuerer Zeit ausgegraben worden sind, bis ins dritte und vierte Jahrtausend vor Christi Geburt zurückreicht;
4. daß es ein Ur in Chaldäa gegeben hat, am unteren Euphrat, dessen Ruinen bei dem jetzigen Mugadjir ausgegraben worden sind;
5. daß neben dem herrschenden sumerisch=akkadischen Volk auch Semiten am unteren Euphrat gewohnt haben, so daß die Familie des Tharah wohl von dort aus zunächst nach Haran in Mesopotamien gewandert sein kann;

6. daß die israelitische Darstellung der Urgeschichte, namentlich der Sintflut, mit der assyrischen und babylonischen am nächsten verwandt ist, aber durch ihre religiöse und ethische Reinheit sich vor derselben auszeichnet, wie dies in den Streitschriften gegen Friedr. Delitzschs „Babel und Bibel“ nachgewiesen wurde (1903).

Ein merkwürdiges Kapitel ist ferner 1 Mos. 14, der Zug der vier Könige aus der Euphratgegend gegen Sodom und die umliegenden Städte und bis in die Sinaihalbinsel. Während in Kanaan für jede Stadt ein eigener König genannt wird, erscheinen hier vier verbündete Könige, welche bereits große Reiche besitzen müssen, wenn sie ihre Eroberungen so weit ausdehnen können. Daß Elam, östlich von Babylonien, mit der Hauptstadt Susa, in alten Zeiten ein mächtiges Reich gewesen, wußte man vor der Entzifferung der Keilschriften nicht, mit dem Elasar wußte man auch nichts anzufangen, ebensowenig mit einem Tidal, König der Heiden (Gojim). „Zur Zeit Amraphels, des Königs von Sinear“ soll der Kriegszug stattgefunden haben. Dieser Amraphel muß also nach B. 1 nicht notwendig mitgezogen sein, sondern es wird der Name eines bekannten babylonischen Königs angegeben, um ungefähr die Zeit zu bezeichnen, in welcher das Erzählte geschehen ist. Nachdem durch die Ausgrabungen Hammurabi, der Babel zur Hauptstadt eines größeren Reiches gemacht und auf einer in Susa gefundenen Säule eine ausführliche Gesetzgebung hinterlassen hat, als ein berühmter König konstatiert ist, wird man kein Bedenken tragen dürfen, unter dem Amraphel den Hammurabi zu verstehen. Er selbst wird in dem Kriegszug nicht als der Urheber bezeichnet, sondern Kedor Laomer, der König von Elam, dem die Städte im Siddimtal 12 Jahre lang Tribut gezahlt hatten (B. 4). Für ihren Abfall sollen sie jetzt gezüchtigt werden. Der Name Kedor Laomer entspricht dem elamitischen Kudur Lagamar, d. h. Diener der elamitischen Göttin Lagamar. Elasar ist die Stadt Larssa, deren Trümmer unter dem Hügel von Senterreh, südöstlich von Uruk (Urech), verborgen liegen, der biblische Arioch wahrscheinlich der in den Keilschriften vorkommenden Rim-Sin, der sumerisch Gri-Aku heißt (Dr. A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients

S. 215 f.). Tidal, König der Gogim, soll ohne Zweifel nicht heißen: König der Heiden, das hätte keinen Sinn, da die andern auch Heiden waren, sondern: König des Volks der Goi, im Nordosten Babyloniens (Hommel, Geschichte des alten Morgenlands, S. 68). Ewald, Dillmann, Hommel und A. Jeremias nehmen an, daß dieses Kapitel, in welchem B. 13 Abram der Hebräer genannt wird, aus einer sehr alten nicht israelitischen Quelle geschöpft sei. A. Jeremias bemerkt dazu: „Die Erzählung fordert durchaus nicht die Annahme, der König Kedorlaomer und seine Bundesgenossen seien persönlich zugegen gewesen. Die Könige des Weltreichs haben nicht nötig, persönlich den Streitwagen zu besteigen, wenn es gilt tributsfäumige Vasallen zu züchtigen. Aber in den Annalen gehört es zum feierlichen Stil, den König als Repräsentanten seiner Kriegsschar zu nennen. Die Heerhaufen werden auf beiden Seiten nicht riesig gewesen sein; die 318 Knechte Abrahams geben an sich zu keinerlei Bedenken Anlaß“ (A. Jeremias, a. a. O. S. 215). Hommel nimmt an, daß dieser Kriegszug, welcher sich nach B. 7 bis in das peträische Arabien erstreckte, der Anlaß gewesen sei, daß die Hyksos von dort nach Ägypten wanderten (Hommel, Gesch. des alten Morgenl. S. 66).

Daß vom Euphratlande aus eine Herrschaft über Syrien und Palästina bis an die Grenzen Ägyptens sich erstreckte in so alter Zeit, wußte man vor den Ausgrabungen nicht. Aber durch dieselben sind die Angaben der Bibel merkwürdig bestätigt worden. Es ist erwiesen, daß die babylonisch-assyrische Sprache und Schrift im zweiten Jahrtausend v. Chr. bis an die Grenzen Ägyptens verbreitet war, selbst zu einer Zeit, da die politische Herrschaft von Babylonien auf Ägypten übergegangen war. Es war ein merkwürdiger Fund, als 1887 bei Tell-el-Amarna in Mittel-Ägypten, dem alten Abydos, der einstigen Residenz des ägyptischen Königs Amenhotep IV., eine ganze Bibliothek von Tontafeln, nicht mit ägyptischen Hieroglyphen, sondern mit babylonisch-assyrischer Keilschrift beschrieben, von einigen nach Altertümern suchenden Fellachen ausgegraben wurde. Es waren Briefe an die Pharaonen Nimmurea und Napchurea (Amenhotep III. u. IV.), welche zwischen 1430 und 1385 v. Chr. regierten, geschrieben von babylonischen und hethitischen Königen

und ägyptischen Statthaltern oder Vasallenfürsten in Syrien und Palästina. Ja selbst die Kopie eines Briefs des ägyptischen an den babylonischen König war in Keilschrift auf einer Tontafel abgefaßt. Unter den Briefen der Vasallenfürsten findet sich einer von dem Priesterkönig Urad-chiba in Uru-Salim (Jerusalem), also einem Nachfolger des Melchisedek. Zu diesem Keilschriftenfund in Ägypten kommt neuerdings noch einer in Taanach, der alten kananitischen Stadt in der Nähe von Meggido, welche schon im Deborahlied vorkommt. (Richt. 5, 19). Auch die Ausgrabungen im Süden von Palästina, in Lachis und Geser, bestätigen es, daß babylonische und ägyptische Kultur schon in alten Zeiten um die Herrschaft in Palästina gerungen haben. Ob das phönizische Alphabet, das über Griechenland nach Europa gekommen ist, aus der Keilschrift durch Vereinfachung entstanden ist, darüber wird man noch weitere Untersuchungen abwarten müssen.

Die Kananiter waren nach 1 Mos. 12, 6, als Abram in das Land kam, bereits ein ansehnliches Volk, und als die Israeliten nach dem Zug durch die Wüste das Land eroberten, nach dem eigenen Zeugnis der Bücher Moses in der äußeren Kultur den Israeliten voraus. Unter den verschiedenen Bewohnern des Landes, welche 1 Mos. 15, 19 aufgeführt werden, sind nach den ägyptischen und babylonischen Denkmälern und Inschriften die Hethiter nicht zu den Kananitern zu rechnen, sondern ein besonderes Volk (ägyptisch Cheta, assyrisch Chatti genannt). Die neueren Forscher halten ihre Sprache für einen Zweig der alarodischen oder altarmenischen Sprache (Ararat-sprache), deren Spuren bis auf unsre Zeit in der georgischen am Kaukasus sich erhalten haben. Hommel rechnet auch die elamitische Sprache zu den alarodischen. Von der Kultur der Hethiter, welche im nördlichen Syrien ihren Hauptsitz hatten, aber bis nach Ägypten vordrangen, zeugen Denkmäler mit Inschriften, die aber noch nicht entziffert sind.

Die Sprache der Kananiter, unter welchen jedenfalls die Phönizier der in der Kultur am weitesten vorgeschrittene Stamm waren, ist mit dem Hebräischen nahe verwandt. Man nennt diese Gruppe von Sprachen seit Eichhorn semitische Sprachen. Aber nach der Bibel stammen die Kananiter

nicht von Sem ab, sondern von Ham. Die ägyptische Sprache, die äthiopische, die arabische wird ebenfalls zu den semitischen gerechnet. Die Ägypter und die Äthiopier (Kusch) sind aber nach der Völkertafel der Bibel entschieden Hamiten. Auch in Arabien wohnen neben den semitischen Ismaeliten hamitische Völker. Sind vielleicht die Kananiter von den Hebräern nur aus Haß zu Hamiten gestempelt worden? — Warum sind dann doch die Edomiter in die nächste Verwandtschaft mit Israel gesetzt worden? — Man sollte doch denken, daß die Patriarchen gewußt haben, woher die Kananiter stammten. Nun fragt sich's: haben die Patriarchen die Sprache des Landes angenommen oder die Kananiter eine semitische Sprache? — Doch wohl das erstere. Wir sehen ja bei unsern Auswanderern nach Nordamerika, wie die nachfolgenden Geschlechter ganz englisch werden. Wir werden also die Ansicht des † Prof. J. G. Müller in Basel nicht ganz verwerfen können, der 1872 in einer Schrift: „Die Semiten in ihrem Verhältnis zu Chamiten und Japhetiten“ nachzuweisen sucht, daß die Sprachen, welche man seit Eichhorn semitische nennt, vielmehr hamitische und von den Semiten erst angenommen worden seien. Wir möchten dabei nicht allen Aufstellungen in jenem Buch beistimmen, und es bleibt immer noch manches Räthsel ungelöst. Die hebräische Sprache wäre damit auch keine besonders heilige Sprache. Allein es ist nun einmal Tatsache, daß sie die Sprache der Kananiter war, und daß selbst das Äthiopische mit ihr verwandt ist, und daß nach der Völkertafel eine ganze Anzahl von Nachkommen Hams in Asien wohnten. Die Nachkommen Abrahams hätten also in Kanaan die kananitische Landessprache angenommen, die Ismaeliten in Arabien die Sprache der hamitischen Araber. Jedenfalls kann die Bezeichnung: „Semitische Sprachen“, die nun allgemein angenommen ist, der Darstellung der Bibel nicht entsprechen.

✓ Ägypten erscheint in der Bibel als ein altes Kulturland, dessen Weisheit Mose lernen durfte, und in welchem das viehhütende Israel als ein verachtetes, in sich abgeschlossenes Völklein über 400 Jahre lang lebte. Die Denkmäler Ägyptens haben sich bei dem trockenen Klima besser bis in unsre Zeit

erhalten als die assyrischen und babylonischen, welche nur unter dem Boden sich fanden. Aber die Hieroglyphen konnte man bis ins 19. Jahrhundert nicht entziffern und man war daher für die Geschichte des Landes nur auf die Berichte auswärtiger Völker, namentlich der Griechen, angewiesen. Da wurde 1799 bei der Stadt Rosette ein Stein entdeckt mit einer Inschrift in dreierlei Schriftzeichen: hieroglyphisch, ägyptisch kursive und griechisch. Aus dem griechischen Text konnte man entnehmen, daß es ein Dekret der ägyptischen Priester zu Ehren des Ptolemäus Epiphanes war. Es wurde entdeckt, daß in dieser wie in anderen Hieroglyphenschriften eine Gruppe von Hieroglyphen eingerahmt war, welche offenbar einen Eigennamen enthielten. Man fand also hier die Zeichen, welche als Buchstaben den Namen Ptolemäus bildeten. Bisher hatte man gemeint, die Hieroglyphen seien wie unsere Bilderrätsel, so daß z. B. das Bild eines Vogels das ganze Wort für Vogel bezeichne. Jetzt war erwiesen, daß der Vogel auch einen bestimmten Buchstaben bedeute. Der Franzose Champollion fand nun 1822 auf einem Obelisken auf der Insel Philä neben dem Namen Ptolemäus auch den Namen Kleopatra, später den Namen Alexander und überzeugte sich, daß die in den Eigennamen vorkommenden Zeichen auch in der sonstigen Schrift wiederkehrten, daß die Hieroglyphen überhaupt nicht durchaus symbolische Schrift, sondern auch Lautschrift seien. Aber man kannte ja die Sprache der alten Ägypter gar nicht. Glücklicherweise ist das Koptische, welches jetzt noch von den ägyptischen Christen verstanden wird, mit dem Altägyptischen so nahe verwandt, daß man die Bedeutung mancher Wörter feststellen konnte, und als Champollion 1832 starb, hatte er den Inhalt ganzer Inschriften der Papyrusblätter im wesentlichen richtig übersetzt und die Grundzüge einer Grammatik der alten Sprache gegeben, auf welche Lepsius und andere Gelehrte weiter bauen konnten. Die Denkmäler wurden planmäßig ausgegraben und mit unermüdlichem Fleiß weiter gearbeitet, um die Geschichte des alten Ägyptens zu erforschen.

Die Entzifferung der babylonischen und assyrischen Keilschrift machte noch größere Schwierigkeiten, gelang aber etwas später durch den unermüdlichen Fleiß der Gelehrten des 19. Jahrhunderts. Sie begann nicht in Babylonien oder

Assyrien, sondern in Persien, wo in den Trümmern der Hauptstadt Persopolis ebenfalls Keilschriften gefunden wurden. Man hatte schon im 18. Jahrhundert erkannt, daß auf diesen Trümmern drei verschiedene Arten von Keilschriften sich fanden. Der Gymnasiallehrer Grotefend in Göttingen entzifferte 1802 in der einfachsten, der altpersischen Schrift, die Namen Darius Hystaspes und Xerxes und das Wort für König. Der Engländer Rawlinson entdeckte 1835 in Behistun im medischen Bergland an einer mächtigen Felswand auf schwindelnder Höhe eine 400 zeilige Inschrift in drei verschiedenen Sprachen mit verschiedenen Keilschriftzeichen. Die erste Schrift war die altpersische Buchstabenkeilschrift, welche man schon angefangen hatte, zu entziffern; über die zweite waren die Gelehrten uneinig, ob man sie medisch oder elamitisch nennen soll, man hält sie jetzt für elamitisch; die dritte aber ist die babylonisch-assyrische. Unter unfäglichen Schwierigkeiten und mit großen Kosten hatte Rawlinson bis 1839 die Hälfte der altpersischen Schrift kopiert, welche sich auf Darius bezog. Bei seinem zweiten Aufenthalt im Orient gelang es ihm, auch den babylonisch-assyrischen Teil abzuzeichnen, so daß er denselben 1851 herausgeben und durch Vergleichung mit einer einsprachigen assyrischen Inschrift auf einem schwarzen Obelisk Salmanassars II die Entzifferung versuchen konnte. Aber es war eine schwierige Arbeit, nicht nur weil ein Teil der Inschrift durch einen über den Felsen herabgelaufenen Bach unleserlich geworden war, sondern auch weil die assyrische eine Silbenschrift ist mit ungefähr 400 Zeichen, und man die assyrische Sprache noch gar nicht kannte. Es stellte sich jedoch heraus, daß es eine der sogenannten semitischen, mit der hebräischen verwandte Sprache ist. Aber man mußte über 300 Zeichen sich merken und war seiner Sache noch nicht sicher. Mittlerweile wurden durch neue Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien immer mehr Inschriften entdeckt. Das wichtigste war dabei, was Layard und Rassam 1850 bei der Ausgrabung der Paläste Assurbanipals (des Sardanapal der Griechen, des Asnaphar der Bibel, Esra 4, 10, der von 668 v. Chr. an regierte) in Kujundschik fanden: Überreste einer Bibliothek von Tausenden von Tontäfelchen, welche der Erneurer des von Sanherib I gebauten Palasts, der

fein gebildete König Assurbanipal, hatte anlegen lassen und hier und in andern Palästen deponiert hatte. Zum Teil waren dieselben zerbrochen, namentlich solche mit der Sinsfluterzählung, aber manche auch unversehrt. Ja, diese Täfelchen enthielten eine Art Wörterbuch zur Erlernung der sumerisch-akkadischen Schrift, einer Hieroglyphenschrift, durch welche wieder eine ganz andere, mit der hebräischen nicht verwandte Sprache erschlossen wurde, die Sprache des eigentlichen Babylonien, welche nach Hommel mit den Turksprachen verwandt ist. Der Franzose Halévy hat allerdings die Ansicht aufgestellt, die sogenannte sumerische Schrift und Sprache sei nur ein künstliches ideographisches System, in den Priesterschulen gelehrt und fortgepflanzt, ein Mittel zur Erhaltung des priesterlichen Einflusses; allein andere Gelehrte haben dem entgegengehalten, daß der Lautwert der sumerischen Sprache sich nicht aus der semitisch-assyrischen Sprache erklären lasse. Immerhin muß das Sumerische bald ausgestorben sein und ist man mit der sumerischen Forschung noch vielfach im unklaren; aber das bezeugt dieselbe, daß schon 4—3000 Jahre vor Christi Geburt am unteren Euphrat und Tigris eine Kultur bestanden hat, welche bedeutende Bauwerke ausführte und welche von dort nach verschiedenen Richtungen ausgegangen ist, daß Babel in alten Zeiten ein Mittelpunkt war, daß die vorderasiatische Kultur nicht von Ägypten, sondern vom Euphratland abzuleiten ist. So wird die Grundanschauung der Bibel von der ersten Verbreitung des Menschengeschlechts, welche man eine zeitlang ganz verworfen hatte, durch die Ausgrabungen im 19. Jahrhundert bestätigt. — An der Erforschung der Keilschriften haben sich außer den schon genannten Männern beteiligt: der Isländer Hincks, in Frankreich Lenormant und Oppert, die Deutschen Schrader, Friedr. Delitzsch, Hommel u. a.

Arabien stand auch schon frühzeitig mit Babylonien in Verbindung. Die Dynastie Hammurabis in Babel, des großen Gesetzgebers, der um 2100 v. Chr. regierte, ist nach Hommel arabischen, nach anderen kananäischen Ursprungs, und wir finden minäische und sabäische Inschriften in Arabien, welche beweisen, daß auch die Söhne der Wüste nicht so unkultiviert waren, wie einzelne alttestamentliche Theologen sie darstellen.

Hommel nimmt sogar an, daß „das phönizisch genannte Alphabet eine Erfindung der Sumerier sei, aber schon frühe von ostarabischen Beduinen aufgenommen und verbreitet wurde, die schon damals, wie später in christlicher Zeit auf der Sinaihalbinsel und im Hauran, das Bedürfnis fühlten ihre Namen an Felswänden und auf Tongefäße einzukritzeln oder ihren Kamelen und Schafen aufs Fell zu brennen. In ähnlicher Weise entnahmen diese Nomaden die Namen der wichtigsten, für die praktische Zeitbestimmung dienlichsten Sternbilder von der babylonischen Gestirnkunde, welche schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend in vollster Blüte stand“ (Hommel, Geschichte des alten Morgenlands, Sammlung Götschen. 3. Aufl. S. 171).

Von den Religionen, welche wir in diesem Abschnitt behandeln, existiert keine mehr, und trotz den vielen Inschriften und Denkmälern ist es uns nicht möglich, eine zusammenhängende, sichere Geschichte derselben zu geben, denn es fehlen zusammenhängende Religionsbücher; aber immerhin bekommen wir aus diesen uralten Denkmälern einige Anhaltspunkte für die erste Entwicklung von Nationalreligionen, über deren Charakter im allgemeinen wir schon S. 28 gesprochen haben.

2. Die babylonische und assyrische Religion.

Wir müssen also am unteren Euphrat und Tigris zwei Elemente der Bevölkerung unterscheiden, welche nebeneinander wohnten: die nichtsemitischen, nach der Bibel hamitischen, nach Hommel mit den türkisch-mongolischen Stämmen verwandten Sumerier (Sinearer) oder Akkadier (nach der Stadt Akkad, 1. Mos. 10, 10), aus welchen die ältesten Könige stammten und von deren Palästen und Tempeln in neuerer Zeit in mehreren Städten die Ruinen ausgegraben wurden, und die Semiten, welche ohne Zweifel größtenteils mit ihren Herden hin und her zogen und aus deren Mitte Tharah mit seiner Familie stromaufwärts wanderte.

In Assyrien, auf dem linken Ufer des oberen Tigris, treffen wir eine ganz oder überwiegend semitische Bevölkerung mit der Hauptstadt Ninive. Zwischen den beiden Strömen

oberhalb Babylonien, in Mesopotamien, war die Bevölkerung ebenfalls semitisch, sprach aber nicht die assyrische, sondern die aramäische oder syrische Sprache (Aram naharajim in der Bibel). Trotz der Stammesverschiedenheit der Babylonier und Assyrier sind sie doch allmählich zu einer Nation verwachsen, zu einem gemeinsamen Königtum und zu einer gemeinsamen Religion.

Dr. Fr. Jeremias und Dr. M. Jeremias sind nicht ganz entschieden, ob nicht Halévy recht habe, wenn er die sogenannte sumerische Schrift nur für eine ideographische Priesterschrift erkläre, so daß wir nicht zwei verschiedene Völkerschaften zu unterscheiden hätten, aber die Gegengründe von Hommel und andern sind nicht zu unterschätzen und die Unterscheidung der Bibel zwischen Hamiten und Semiten im Euphratland dürfte doch auch ins Gewicht fallen. „Das südbabylonische Gebiet mit dem Kult von Eridu war das Chaldäergebiet. Geschichtlich bezeugt ist das Auftreten der Chaldäer allerdings erst seit dem 11. Jahrh. In den Zeiten, da Babylonien gleichzeitig von Assyrien und Elam bedrängt war und politisch verfiel, kam in Südbabylonien Chaldäa als Macht auf, die sich fortan dauernd gegen Babylonien und Assyrien behauptete und den Zugang zum persischen Meer versperrte. Die Chaldäer bildeten Kleinstaaten, deren Streben unausgesetzt auf die Herrschaft über die Kulturzentren, besonders Babylon, ausging. Nach dem Sturz des assyrischen Weltreichs begründeten sie unter Nabopolassar das Neubabylonische Reich, welches Babylonien und Chaldäa umfaßt. Aber die späte geschichtliche Bezeugung der Chaldäerbewegung spricht nicht dagegen, daß parallele Erscheinungen auch in vorhistorische Zeit zurückreichen“ (Dr. Fr. Jeremias, in *Chantepie de la Saussayes Religionsgeschichte* ³ I, S. 261). Ebenso wenig spricht die Tatsache, daß Babel erst um 2100 v. Chr. durch Hammurabi die Hauptstadt eines größeren Reiches wurde, dagegen, daß es schon früher eine beherrschende Stellung eingenommen hatte und der Ausgangspunkt der großen Völkerbewegung war, wie die Bibel es darstellt.

„Die ältesten babylonischen Inschriften zeigen uns eine Reihe kleiner Staaten, deren Mittelpunkt ein wichtiger Kultort ist. Die Kämpfe der Stadtkönige unter-

einander haben die Begründung größerer staatlicher Verbände zur Folge. Der Gegensatz von Nordbabylonien mit den Städten Sippar, Borsippa, Babylon, Rutha, und Südbabylonien mit den Städten Uruk, Lagasch, Larša, Ur, Eridu tritt schon in der ältesten Zeit hervor. Nippur, das zwischen dem südbabylonischen und nordbabylonischen Gebiet liegt, wird von dem Wechsel der nördlichen und südlichen Staaten am meisten betroffen. Der Belstempel von Nippur bezeugt die Zugehörigkeit Nippurs zu den ältesten nordbabylonischen (Sargon) und zu den ältesten südbabylonischen Reichen (Dynastie von Ur und Isin). Die nordbabylonischen Herrscher Sargon von Agade und sein Sohn Naram-Sin haben auch Südbabylonien unterworfen. In Südbabylonien lösen sich die Dynastien von Ur, Isin und Larša ab. Durch die Gudeainschriften und die Funde von Telloh sind die Priesterkönige und Vasallenfürsten von Lagasch bekannt geworden. Der letzte König von Larša wird von Hammurabi von Babylon, dem sechsten König einer eingewanderten und schnell emporkommenden Dynastie, besiegt" (a. a. O. S. 263 f.).

Die Stadt Eridu lag wohl ursprünglich am Meer, an der Mündung der beiden Ströme. Ea, der Gott der Wassertiefe, des Ozeans (apsû), der Gütige und der Hüter unergründlicher und geheimnisvoller Weisheit, wurde dort besonders verehrt. Das Wasser ist in den Quelltiefen mit der Erde zu fruchtbarer Verbindung vermählt. Damkina, Eas Gemahlin ist die Herrin der Erde und als ihr Gemahl führt auch Ea, der Schutzgott der Stadt, den Titel: Herr der Erde. In der Stadt Ur, dem Zentrum des ältesten südbabylonischen Reichs, dem Ausgangspunkt der Familie des Tharah, verehrte man besonders den Mondgott Nannar (Erleuchter), assyrisch Sin. Auf einem alten Siegelzylinder von Ur ist er thronend abgebildet, über ihm schwebt die Mondsichel. Seine Gemahlin ist Nanna, die große Herrin, die später, wie alle babylonischen Hauptgöttinnen, mit Ishtar gleichgesetzt wird. Die Ausgrabungen von Lagasch (Telloh) enthalten die ältesten Inschriften, namentlich die Denkmäler des Priesterfürsten (Patesi) Gudea um 3000 v. Chr. Als Lokalgott von Sirpurla erscheint Ningirsu oder Ninib, ein kriegerischer Sonnengott. Seine Gemahlin ist Ba'u, die Mutter der Götter. Ihre Schwester, die Wassergöttin Nina genießt gleich-

falls hohe Verehrung in Lagasch. In Uruk ist die Hauptgott-
heit Anu. Seine Gemahlin heißt Antu, aber viel höher
verehrt ist die Istar von Uruk, welche den Namen Nana
führt. Sie wird als Göttin des Abendsterns verehrt und heißt
Herrin des Himmels. Die sinnliche Liebe tritt bei ihr stärker
hervor, und sie ist zugleich die todbringende Gottheit. Ihr Kult
ist mit dem Istar-Kult von Akkad (Ugade) nahe verwandt.
Nippur in Mittelbabylonien ist die Stadt Bel's, des Erd-
gotts. Dort wird sein uralter Tempel, ein Abbild des Weltbergs,
von den Amerikanern ausgegraben. Die Gemahlin Bel's ist
Bel'tis. Der Gott von Babel ist Marduk, der in der
Hammurabizeit stärker hervortritt. Vorher hatte Nebo, der
Lokalgott der Schwesterstadt Babels, Borsippa, den Vorrang.
Marduks Gemahlin ist Sarpanit, die Personifikation der
Morgenröte. In Kutha wurde Nergal verehrt, der mit
seiner Gemahlin Allatu die Herrschaft über die Unterwelt teilt.
Der Tempel in Sippar (Sepharmajim) war der Sitz des Sonnen-
gottes Schamasch mit seiner Gemahlin Uja. Andererseits wird
auch Anutät, die mit Istar identisch ist, als Gemahlin des
Schamasch genannt.

So finden wir in der Zeit der Selbständigkeit der einzelnen
Städte mit ihrer Umgebung auch für jede Stadt einen besonderen
Schutzgott, der wohl in der ältesten Zeit ausschließlich verehrt
wurde.

Die Hymnen an diese Götter sind, wie wir es bei den
Wedahymnen in Indien sehen werden, zum Teil so gehalten,
daß man meint, der betreffende Gott sei überhaupt der höchste
Gott. Z. B. in einem Hymnus auf den Mondgott Sin oder
Uru-fi in der Stadt Ur heißt es:

„Gebierter, Fürst der Götter, der im Himmel und auf Erden allein
erhaben,

Vater, Uru-fi, Herr, erzeugender Gott, Fürst der Götter, —

Gewaltiger Lichtspender, mit kraftvollen Hörnern, vollkommenen
Gliedern, funkelnd niederwallendem Bart, leuchtend, wenn du im
vollen Glanze prangest,

Frucht, die sich selbst erzeugt, die in segensreichem Walten die Trau-
fen der Fülle nicht unterbricht,

Erbarmer, Keim alles Seienden, der inmitten der lebenden Wesen
einen erhabenen Wohnsitz errichtet,

Vater, Erbarmer und Wiederhersteller, dessen Hand das Leben der
Gesamtheit der Länder erhält,
Herr, in deiner Gottheit, gleich den fernen Himmeln und dem wei-
ten Meere, gebietest du Ehrfurcht,
Beherrscher des Landes, Beschützer der Tempel, Verkünder ihres
Ruhmes,
Vater, Erzeuger der Götter und Menschen, der du erhöhst deine
Bwohnung und begründest alles, was gut ist,
Der du zur Herrschaft berufst, das Zepter verleihest, bis in ferne
Tage das Schicksal bestimmst,
Unwandelbarer Hort, dessen Herz weit ist und eines jeden ge-
denket, —
König der Könige, der keinen Richter über sich hat, dessen Gottheit
kein Gott übertrifft, —
Deinem Tempel sei gnädig! Der Stadt Ur sei gnädig!
(Lenormant, Magie des Chaldéens, S. 412. Drelli, S. 182–84.)

Wir werden also für die Entstehung des babylonischen
Polytheismus folgende Gesichtspunkte im Auge behalten müssen:

1. Im Unterschied von den Religionen der unkultivierten
Völker tritt die Verehrung des göttlichen Wesens in
den Vordergrund, wenn auch die Abwehr der Dämonen
noch eine große Rolle spielt.

2. Das göttliche Wesen wird menschenähnlicher
gedacht (als Mann und Weib) und mit einzelnen Natur-
erscheinungen in nähere Beziehung gesetzt, auch zur Be-
zeichnung seiner Stärke einzelne tierische Attribute ihm beigelegt.

3. Die Materie wird gleich ewig gedacht mit dem Geist,
die Erde mit dem Himmel, und so zunächst ein Dualis-
mus hergestellt, dem weitere Teilungen folgen.

4. Jede Stadt hat ihren besonderen Schutzgott,
der als der höchste Gott gepriesen wird, aber mit dem
näheren politischen Zusammenschluß der Städte wächst
auch die Zahl der Götter.

Die semitischen Babylonier und Assyrier hatten für
Gott das Wort *ilu* (hebräisch *el*) und nannten ihn auch
Bel (Baal), was zunächst Herr im allgemeinen bedeutet. Sonne
und Gestirne wurden als Abglanz dieses Gottes verehrt. Wenn
Renan sagt, die Semiten haben eine ursprüngliche Neigung
zum Monotheismus, so wird das insofern richtig sein, als bei
den babylonisch-assyrischen Semiten wie bei den hebräischen der

Polytheismus von außen hereinkam, von den Sumeriern, nicht aus der Phantasie des semitischen Volks hervorgegangen ist.

Die Zauberei spielt eine große Rolle in der babylonisch-assyrischen Religion und da sie den Zuständen in den Religionen der unkultivierten Völker am meisten entspricht, erwähnen wir sie noch vor dem Göttersystem. Die Beschwörung von Eridu, der Zauber des Gottes Ea, ist das wirksamste Heilmittel gegen die feindliche Zauberei der Nachbarvölker. Aber auch die andern Lichtgötter werden zum Schutz gegen Zauberei und Dämonen angerufen, und die Assyrer haben diese Dämonenfurcht ebenso festgehalten wie die Babylonier. Beispiele von Beschwörungsformeln sind:

1. Den bösen Geist, den bösen Dämon,
Den Dämon der Wüste, den Dämon der Berggipfel,
Den Dämon des Meeres, den Dämon des Sumpfes,
Den bösen Genius, den gewaltigen Uruku,
Den durch sich selbst bösen Wind, [tert,
Den bösen Dämon, der den Körper befällt, der den Körper erschüt-
Geist des Himmels beschwöre ihn! Geist der Erde beschwöre ihn!
2. Was nimmer verläßt, was schädlich wirkt,
Was sich ausbreitet, die bössartige Geschwulst,
Die geißelnde Geschwulst, die umschgreifende Geschwulst,
Die fressende Geschwulst, die wuchernde Geschwulst,
Geist des Himmels beschwöre sie! Geist der Erde beschwöre sie!
3. Den, der das gefertigte Ebenbild bezaubert,*)
Das böse Antlitz, den bösen Blick,
Den bösen Mund, die böse Zunge,
Die böse Lippe das schädliche Gift,
Geist des Himmels beschwöre sie! Geist der Erde beschwöre sie!
(Lenormant, Magie des Chald. p. 41. Drelli S. 197.)

Um dem Zauber zu entgehen, trägt man Amulette auf der Brust oder am Hals. Ist aber jemand dem Bann verfallen, so ist er unrein und von den Göttern verlassen. Es muß der Ursprung des Zaubers oder der Anlaß der Krankheit gesucht werden, um den richtigen Gegenzauber zu finden oder den zürnenden Göttern die rechte Sühne zu bieten. Hier treten die Beschwörungspriester ein, die bei Nacht ihre Formeln her murmeln und mit Feuer, Wasser, namentlich heiligem Tigris- oder Euphrat-

*) Dadurch daß man das Bild eines Menschen den Bezauberungszeremonien unterwarf, erstreckte sich der Zauber auf den Menschen selbst.

wasser, Del, Salben und heilbringenden Pflanzen den Betroffenen reinigen. Zwei große assyrische Sammlungen von Beschwörungsformeln führen den Namen Verbrennung wegen dieses wichtigen Zaubermittels. Ein Kohlenbecken wird am Bett des Kranken aufgestellt und während der Beschwörer die Zauberformel murmelt, werden in der Glut allerhand symbolisch gedachte Gegenstände verbrannt. Wie diese Gegenstände zerrissen und dann dem Feuer übergeben werden, wie der zerstörte Same, die Blumen und Früchte kein Wachstum mehr haben und die Wolle zu keinem Gewand mehr taugt, so soll der Bann zerreißen und in dem Gluthauch vergehen.

Die sieben bösen Geister gehören zu der großen Dämonenschar. Nirgends sind sie bekannt, in Himmel und Erde unergründet. Alle schrecklichen und krankhaften Naturerscheinungen, alle zerstörenden Kräfte, alle Krankheiten und Unglücksfälle sind in ihnen personifiziert. Bei der Mondfinsternis bedrängen sie den Mondgott Sin. Auch der Sonnengott und der Gewittergott nehmen gegen denselben Partei und er muß durch die Bemühungen Bel und Gas wieder frei werden. Die sieben bösen Geister sind Ausgeburten der Hölle, nicht männlich, nicht weiblich. Ihr Ursprung ist unter der Erde, bei den Quellschloten. Im Berg des Sonnenuntergangs sind sie geboren, im Berg des Sonnenaufgangs groß geworden. Sie bewachen im Totenreich den Lebensquell. Am liebsten halten sie sich in wüsten Gegenden auf und stürmen von da hervor. — Auch die ruhelosen Totengeister gehören zu den feindlichen Dämonen, wie Gras bedecken sie die Erde, wie Schlangen schleichen sie sich ein, unbehindert durch Thor und Riegel. Sie zerstören die Bande des Hauses. Sie sind Fleischfresser und Blutsauger, verderblich für Menschen und Vieh.

Aber neben den bösen Geistern gibt es auch gütige, segnende, schützende Genien, die jene fernhalten und vertreiben. An den Toren der Tempel und Paläste bildete man sie ab in Stiergestalt (*schedu* und *lamassu*). Sie sollen Haus und Stadt vor den bösen Dämonen behüten. Sie bewachen auch den Eingang zur Unterwelt. Es sind Götterboten, die sie ihren Lieblingen zum Schutz bestellen. Aber auch einen Satansdämon kennt die Beschwörungsliteratur, einen Bedränger der Sünder und Ver-

leumder (F. Jeremias in Chantepie de la Sauss. Rel.=Gesch. I, S 309—312).

Gegenüber den finsternen Dämonen erscheinen nun die babylonischen Götter als Lichtwesen und zwar treten die Hauptgötter in den Gestirnen in die Erscheinung, — Babel ist ja die Heimat der Astronomie und Astrologie, — und daneben wird, wie in vielen anderen Religionen, das Erwachen der Natur im Frühling, der Wechsel der Jahreszeiten, mythologisch dargestellt (Istar und Tammuz).

Die Erde schwimmt nach der Anschauung der Babylonier (und der alten Völker überhaupt) auf einem Urmeer. Die Welt hat die Gestalt einer nach der untern Seite ausgehöhlten, umgestülpten runden Barke. Die Höhlung gehört zum Reich Gas. Hier befindet sich auch die Unterwelt, das Totenreich. Über dem Erdberg wölbt sich der Himmel, der durch den Himmelsozean von der oberirdischen Welt getrennt ist. Man unterscheidet also Himmel, Erde und Wassertiefe. „Das Himmelsbild ist gleich dem Weltenbild; denn alles, was auf der Erde sich zeigt und geschieht, geschieht auch am Himmel, wie es ja im Umlauf der Gestirne als Wille und Wirksamkeit der Götter vorzeichnet ist“ (A. Jeremias, Das A. Test. im Lichte des alten Orients S. 8). Der höchste Gott, der die Schicksalstafeln auf der Brust trägt, bestimmt am Anfang des Jahres die Geschehnisse der Götter und Menschen. Am Tierkreis wandeln die sieben Planeten (Sonne, Mond und die fünf den Alten bekannten Planeten) und bewirken die Veränderung der Himmelsbilder. Sonne, Mond und Venus gehen den übrigen Planeten voran. Sie sind das den Menschen zugewandte Angesicht der Gottheiten. Ihr Lauf und ihre Stellung untereinander und im Tierkreis verkündigt den Willen der Götter. Die babylonische Astrologie und Götterlehre muß schon zwischen dem 6. und 3. Jahrtausend v. Chr. ausgebildet gewesen sein, denn sie setzt voraus, daß die Frühlings- und Nachtgleiche in das Zeichen der Zwillinge falle; vom 3. bis zum 1. Jahrtausend wäre sie im Zeichen des Stiers gewesen (F. Jeremias, Chant. d. I. S. I S. 258 f.). Für den Nomaden ist der Mond das herrschende Gestirn, für den Ackerbauer und Städtebewohner die Sonne. Das macht sich auch in der Religionsentwicklung geltend. Mond und Sonne

haben aber die gleichen Beziehungen zum Tierkreis. Die vier Punkte der Sonnenbahn, die Sonnenwenden und die Tag- und Nachtgleichen sind die vier Weltecken. Der höchste Punkt heißt Nibiru (Paß). Da die Hälfte des Tierkreises unterhalb des Himmelsäquators liegt, wohnt die Sonne eine Zeit des Jahres in der unteren Welt. Zwölffmal im Jahr verschwindet der Mond in die Sonne (Neumond). Dann weist er drei Tage in der Unterwelt.

Der Mondgott Sin, der Sonnengott Schamasch und Istar, die Göttin der Venus, beherrschen den Tierkreis, den sie in Zyklen durchlaufen. Die anderen Planetengötter sind zugleich Götter für die 4 Jahreszeiten: Marduk, der Gott des Planeten Jupiter herrscht am Punkt der Frühjahrstag- und Nachtgleiche, Ninib, der Mars, beherrscht den Nibiripunkt, Nabo, der Merkur, die Herbsttag- und Nachtgleiche und Nergal, der Saturn, den Tiefpunkt der Sonnenbahn.

Als die babylonischen Götter in ein mythologisches System zusammengefaßt waren, das auch die Assyrer annahmen, wurden die drei großen Götter: Anu, Bel und Ea an die Spitze gestellt, obgleich Anu und Bel im Kultus nicht obenan standen. Anu ist in den ältesten Inschriften, denen des Königs Gudea in Sipurla (nach Hommel ungefähr 3100 v. Chr.), der Himmels-herr, der Vater der Erd- und Muttergöttin Ba'u. Er steht über dem Tierkreis. Viele Götter gelten als Anus Söhne. Nach ihm heißt die Gottheit schlechthin anātu. Bel ist in den Gudea-Inschriften Herr der Erde, dessen Befehl unwandelbar ist. Die altbabylonischen Könige leiten ihre Königsherrschaft von ihm her. Die dämonischen Kräfte sind ihm besonders untertan. Als Herr der Menschen bestimmt er ihre Geschicke, auch das Todesgeschick. Ea, der Gute, der Gott der unteren Welt, der König von Eridu, dem reinen Ort, der Herr, der Weisheit verleiht, wohnt in der Wassertiefe. Er ist der Herr der unterirdischen Quellen, dieser köstlichen Gottesgabe in einem dürren Lande, der Gott der Fruchtbarkeit. Auch er wird Schöpfer des Alls und Schöpfer der Götter genannt. Selbstverständlich ist er auch Schutzgott der Schiffer.

Neben der Göttertrias Anu, Bel und Ea steht eine zweite: Sin, Schamasch und Istar oder: Sin, Schamasch und

Ramman. Sin, der Mondgott, geht der Sonne voran. Man rechnet daher bei den semitischen Völkern den Tag von Sonnenuntergang an. Sin gilt als Vater des Schamasch und der Istar schon in sehr alter Zeit. Wie er in Ur als der höchste Gott dargestellt wurde, haben wir schon gesehen. Auf sein Wort wachsen die Pflanzen und vermehrt sich die Herde. Er ist in seiner erhabenen Schönheit das Urbild der königlichen Würde und trägt eine der Mondfichel nachgebildete gehörnte Krone. Bei einer Mondfinsternis wird er, wie wir schon bemerkten, dargestellt als ein von sieben Geistern Bedrängter, den Marduk errettet. Bei dem astrologischen Charakter der babylonischen Religion ist es begreiflich, daß der Mondgott eine so hervorragende Stelle einnimmt. Der Sonnengott Schamasch (sumerisch Babbar), der Sohn des Sin, ist als das Tageslicht der große und geliebte Freund der Götter und Menschen; aber seine sittliche Bedeutung wird mehr hervorgehoben als die physische. Er durchdringt mit seinem Licht alles Dunkel und ist der große Richter, der Feind aller nächtlichen, finstern Werke. Die Verbrecher fürchten sich vor ihm; der Spuk der Dämonen wird von seinem Licht vertrieben. Hammurabi empfängt die Gesetze als Offenbarungen des Sonnengotts.

Ramman (syrisch Rimmon) ist der Regen- und Gewittergott und Herr der Sturmflut. Zwar nimmt er an dem Rat der Götter nicht teil, aber er führt ihre Beschlüsse aus in Stellvertretung Bels mit wildem Behagen und furchtbarer Gewalt. Die Beschwörungshymnen und die assyrischen Königsinschriften wenden sich mit Vorliebe an Ramman, wenn es gilt, einen fürchterlichen Fluch oder verderbliches Unheil herabzuwünschen. In Assyrien heißt er Addu.

Göttinnen (assyrisch iltu) werden schon zu Gudeas Zeiten den Göttern beigezellt, aber keine hat eine so selbständige Bedeutung bekommen wie Istar, die Astarte der Phönizier, die Aphrodite der Griechen. Ihr Kultus wird mit der altbabylonischen Nana, welche besonders in Uruk verehrt wurde, verschmolzen. Aber sie wird auch wieder in zwei verschiedenen Charakteren dargestellt, einerseits als die wollüstige Liebesgöttin, auch Belit (Herrin) genannt, die ihre Tempeldirnen hat, andererseits als Krieger- und Jagdgöttin, als Herrin der Schlacht. Der Geliebte

der Istar ist Tammuz (Du'ûzu), der Gott der Frühlingsvegetation, die erstirbt. Er kommt in die Unterwelt. Istar steigt hinab zur Unterwelt, um das Lebenswasser zu bekommen, mit welchem sie den dahingeshiedenen Tammuz vom Tode erwecken kann. Drohend fordert sie Einlaß, sieben Tore durchschreitet sie, nackt betritt sie schließlich das Reich der Allatu, der Unterweltsgöttin, und sie ist nun selbst nach uraltem Gesetz dem Land ohne Heimkehr verfallen. Allatu ist entsetzt über ihr Kommen. Auf Erden hört Zeugung und Wachstum auf, seit Istar in der Unterwelt weilt. Da schaffen in der großen Verwirrung die Götter Rat. Ein von Ea erschaffener Götterdiener, namens „Sein Licht leuchtet“, wird zu Allatu entsandt. Durch eine List kommt er in den Besitz des Lebenswassers, und Allatu wütet vergeblich in blindem Zorn. Sie muß die Götter Istar und Tammuz freilassen. — Die entschleierte Istar ist die todbringende, verzehrende Liebesglut.

Marduk (Merodach), der Gott der Stadt Babel, ist mit der Erhebung derselben über die andern Kultusstätten auch über die andern Götter erhoben und vielfach an die Stelle von Bel gesetzt worden. Er ist der Gott der Frühjahrs-sonne, Sohn Eas, Erstgeborener des Ozeans. Er ist auch der Gott der Weisheit und schaut in das Innerste der Menschen, vertreibt die Dämonen, heilt Krankheiten, ist der barmherzige Gott. Der König Hammurabi hat mit seiner Priesterschaft ihn zum höchsten der Götter erhoben. In dem aus Babel stammenden Schöpfungsepos besiegt Marduk den furchtbaren Drachen Tiamat, welcher die Herrschaft der himmlischen Götter bedroht; das Licht siegt über die Finsternis. Aus dem Leib des Drachen bildet er die Welt. Zum Lohn für diese Taten wird er zum Herrn des Himmels und der Erde ernannt; ihm werden die Schicksalstafeln übergeben, er bestimmt das Geschick der Götter und Menschen: „Der Himmelssterne Bahnen soll er bestimmen und gleich Schafen die Götter insgesamt weiden.“ Jeremias vermutet, daß der Name Marduk auf den Gott von Eridu, den Sohn Eas, den Sohn der Wassertiefe, der einst die hervorragende Stellung hatte, erst von Babel aus gekommen sei, indem das Ideogramm des Gottes von Eridu wie das des Gottes von Babel gelesen wurde (a. a. O. S. 297). Nach der Erhebung Marduks in Babel ist das ganze Astralsystem

in seiner Gestalt verkörpert. Anu, der Himmels-gott, überträgt ihm die Gewalt; Bel nennt ihn mit dem Ehrentitel, der ihm selbst gebührt: Herr der Länder; Ea ruft aus: sein Name sei wie der meine: Ea. Er erhält überdies zur Verherrlichung den Namen: 50 und 50 Namen, d. h. er repräsentiert den ganzen Kreislauf des Jahres und Weltenjahres. Auch Nibiru heißt er fortan, denn der Höhepunkt der Sonnenbahn ist die ihm im Weltall zukommende Stellung (a. a. O. S. 296). „Für Nebukadnezar persönlich war Marduk wohl nicht in der Theorie, aber in der Praxis sein eigener, einziger Gott. Der zweite des von den Herrschern dieser Periode vorzugsweise verehrten Götterpaars, Nabu, war für ihn der Sohn und Offenbarer Marduks. Keiner der mesopotamischen Herrscher ist der monotheistischen Anschauung so nahe gekommen. Die Religion des Staates war und blieb polytheistisch“ (Ziele-Söderblom S. 115).

Nebo (Nabu), der Gott von Borsippa, der dort seinen Tempel mit dem siebenstufigen Tempelturm hat, ist durch Marduk aus seiner herrschenden Stellung verdrängt worden. Er beherrscht im Astralsystem den Punkt der Herbsttagundnachtgleiche. Wie Marduk in Babel am Neujahrsfest im Frühjahr, beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers, als Frühlings- und Sommergott die Huldigung Nebos empfängt, so Nebo in Borsippa als Herbst- und Wintergott bei der Herbsttagundnachtgleiche die Huldigung der Prozession Marduks. Im Nebotempel in Borsippa besaß auch Marduk ein Heiligtum, und ebenso Nebo im Marduktempel zu Babel. Aber Nebo ist vom Herrn der Geschehnisse zum göttlichen Schreiber degradiert worden, der am Neujahrstag im Schicksalsgemach die Geschehnisse aufschreibt, die Marduk bestimmt. Er ist der Schöpfer der Schreibekunst und Schutzgeist der Priester. Er vermerkt die Lebensstage der Menschen auf den Schicksalstafeln und hat die Kraft, das Leben zu verlängern. Daß er auch im neubabylonischen Reich hohe Verehrung genoß, bezeugen die Namen der Könige Nabopalassar, Nebukadnezar, Nabonid. Man könnte versucht sein, den hebräischen Namen für Prophet (Nabi) von diesem Träger göttlicher Offenbarungen abzuleiten. Allein dieser hebräische Name ist nach 1 Sam. 9, 9 in einer Zeit aufgetaucht, wo sich keine Beziehungen zwischen Israel und Babel nachweisen lassen.

Ninib oder Ningirsu wird in den Inschriften Gudnes als gewaltiger Kämpfer und Sohn Belz genannt. In Nippur und Sirpurla hatte er Tempel. Er repräsentiert besonders die Sommer-sonnenhitze und ist offenbar ein ursprünglich lokaler Sonnengott, der im babylonischen Pantheon irgendwie untergebracht werden mußte. Nergal ist sein Gegenpartner als Gott der Winter-sonne und der Unterwelt. Nergal ist der Gemahl der Ereshkigal, der Unterweltsbeherrscherin, in einem dem Tammuzmythus ähnlichen Jahreszeitenmythus, der in den Amarnatexten gefunden wurde. Girru (Gibil) ist der Feuergott, Gott der Schmiede, aber auch des Herdes, der Schützer des Hauses, und wird als Flamme des Altars zum obersten Priester und Götterboten; er gibt den Göttern die Opferspeise und versöhnt ihren Zorn. Nusku hat fast dieselben Attribute, er ist im Kult von Nippur der Bote Belz, im Kult von Haran der Bote Sin. Die Igigi des Himmels sind das Heergefolge des Anu, die immer sichtbaren Sterne, die Annunaki die untergehenden Sterne, das Gefolge Belz.

In Assyrien war Assur der eigentliche Nationalgott, Herr der ganzen Welt und Schöpfer der Erde. Seine Gemahlin ist Belit. Die alten Hauptstädte Assur und Ninive sind alte Kultusorte, außerdem die Handelsstadt Arbailu (Arbela). Neben Assur wurde Ramman viel verehrt und Istar in Ninive und Arbela, so daß die von Arbela den strengen, männlichen, feiegerischen Charakter hat, während die von Ninive wahrscheinlich wie die von Uruk (Urech) in einem sinnlichen, wollüstigen Kultus verehrt wurde. Die babylonische Götterwelt wanderte immer vollständiger auch nach Assyrien, als die assyrischen Könige den babylonischen Mardukkultus aufgenommen hatten, dagegen ging der Gott Assur nicht in das neubabylonische Königreich über.

Die Sternkunde und die Deutung der Menschen-schicksale aus den Sternen hat ihren Ursprung in Babylonien und hängt mit der babylonischen Götterlehre zusammen. Die sieben Planeten der alten Welt nannte man in einer Reihe, wie man sich ihren Abstand von der Erde dachte: Sin (Mond) Nebu (Merkur), Istar (Venus), Schamasch (Sonne), Marduk (Jupiter), Ninib (Mars), Nergal (Saturn). Auf eine andere,

ebenfalls schon im Altertum nachweisbare Planetenreihe geht unsre Wochentagsordnung zurück. Der Tierkreis kommt in bildlichen Darstellungen schon um 1200 v. Chr. vor, geht aber, da statt des Widders die Plejaden vorangestellt werden, bis etwa 3000 v. Chr. zurück. Viele Sternbildernamen stammen aus Babel. Die gesamte Maßordnung wird durch die Sechzigtheilung beherrscht, den sechsten Teil der 360 Tage des Jahres: die Gewichtsmine hat 60 Sikel oder Pfund, die Doppelstunde 60 Minuten, die Doppellelle 60 Fingerbreiten, der Kreis 6 mal 60 Grade (Hommel, Geschichte des alten Morgenlands S. 44). Wie die babylonische Sterndeuterei und Mantik in Blüte stand und auch am Hofe großen Einfluß besaß, wird in der Bibel besonders im Buch Daniel dargestellt. — In der Unterscheidung der Tage war man sehr sorgfältig. Die Kalender bezeichneten genau die Tage, welche als Unglückstage anzusehen waren. Von einer Feier des Sabbats findet sich keine Spur. Dieser Tag scheint eher als ein Unglückstag gegolten zu haben. Wichtig sind die Tage des Mondwechsels. Der Vollmondstag heißt schapattu. Das höchste Fest war das Sonnenwend- oder Neujahrsfest. Mit dem Jstarkult und seinen Besonderheiten hängt das Tammuzfest zusammen (Jeremias, Ch. d. I. S. I, S. 320).

Die Priester sind im Alleinbesitz der magischen Gebräuche und Künste und bilden in jeder Stadt eine geschlossene Kaste. Das Priestertum war erblich. Für die verschiedenen Kultushandlungen wurden verschiedene Priesterklassen unterschieden. Ihren reichlichen Unterhalt bezogen sie von den Opferspenden. Man hat Kontraktlieferungen für die Tempel auf besonderen Täfeln gefunden. Die Opferspenden waren auf alten Siegelzylindern häufig abgebildet. Die Priester erscheinen vor dem Bild der Gottheit und führen den opfernden König an der Hand. In Assyrien bringt der König selbst Opfer dar. Ein Priester muß aus vornehmer Familie sein und äußerlich tadellos. Kein Opfer darf mit ungewaschenen Händen dargebracht werden. Die Priester erzogen ihre Nachfolger in eigenen Schulen. Sie sind die Lehrer in allen Wissenschaften. Denn alle Wissenschaft ist geoffenbarte Religion.

Das Opfer besteht nach babylonischer Anschauung seit

Er Erschaffung der Welt. Es ist der Tribut der Menschen an die Götter, denen sie Leben und irdische Wohltat verdanken. Es bildet den Höhepunkt aller wichtigen, fröhlichen und ernstesten Ereignisse. In den Tempeln wird zweimal täglich geopfert: beim Anbruch des Morgens und beim Anbruch der Nacht. Von allen Erzeugnissen wie auch von der Kriegsbeute wird den Göttern Tribut gespendet. Der Unterschied zwischen reinen und unreinen Tieren besteht nicht, aber fehlerhafte sind nur bei untergeordneten Kultushandlungen gestattet. Bei den blutigen Opfern tritt der Gedanke der Sühne hervor als Umstimmung der zürnenden Gottheit. Die Idee der Stellvertretung des Opfertiers für den Opfernden ist wiederholt bezeugt. Für Menschenopfer findet man keine Bestätigung in den Inschriften. Wenn 2 Kön. 17, 31 von den Bewohnern von Sepharvaim, welche nach Samaria übergesiedelt wurden, gesagt wird: „sie verbrannten ihre Söhne dem Adrammelech und Annammelech, den Göttern von Sepharvaim,“ so vermutet Jeremias dort phönizische Einflüsse. Dagegen werden Menschen zur Sühne für Ermordete oder Gefallene geschlachtet. So berichtet Asurbanipal: „Die übrigen Leute mekelte ich lebendig bei dem Stierkoloß hin, wo man Sanherib, meinen Großvater, ermordet hatte, als eine Totenfeier für ihn“ (Jeremias a. a. O. S. 205).

Die sogenannten Bußpsalmen sind in sumerischer und assyrischer Schreibart entdeckt worden, und manche haben daraus den Schluß gezogen, sie seien altbabylonischen Ursprungs. Allein die sumerische Hieroglyphenschrift diente auch bei den semitischen Assyriern besonders zu Kultuszwecken. An die Tiefe der hebräischen Bußpsalmen reichen die assyrischen nicht hin. Nationalunglück, persönliches Leiden oder Krankheit sind gewöhnlich die Ursache, weshalb der Sänger sich an die Gottheit wendet, an seine spezielle Schutzgottheit. Er ist manchmal im Ungewissen, ob ein anderer Gott diesen Fluch verhängt hat, so in einem der schönsten Bußpsalmen aus der Bibliothek Asurbanipals, wo es heißt:

„Daß meines Herrn Herzens Born sich besänftige!
 Daß der mir unbekannte Gott sich besänftige!
 Daß die mir unbekannte Göttin sich besänftige!
 Die Sünde, die ich begangen, kenne ich nicht.
 Die Missetat, die ich begangen, kenne ich nicht.

Einen gnädigen Namen möge mein Gott nennen!
 Einen gnädigen Namen möge meine Göttin nennen!
 Einen gnädigen Namen möge bekannter und unbekannter Gott nennen
 Einen gnädigen Namen möge bekannte und unbekannte Göttin nennen!
 Keine Speise habe ich nicht gegessen,
 Klareß Wasser habe ich nicht getrunken.
 Das Leid von meinem Gott, unvermerkt ward es meine Speise.
 Das Ungemach von meiner Göttin, unvermerkt trat es mich nieder."

Der Schluß dieses Bußpsalms lautet:

„Die Menschheit ist verkehrt und hat kein Einsehen!
 Die Menschen, so viele einen Namen nennen, was verstünde ihrer einer?
 Mögen sie Gutes oder Böses tun, kein Einsehen haben sie.
 O Herr, deinen Knecht, stürze ihn nicht!
 In die Wasser der Hochflut geworfen, fasse ihn bei der Hand!
 Die Sünde, die ich begangen, verwandle in Gnade!
 Die Missetat, die ich verübt, entführe der Wind!
 Reiß entzwei meine Schlechtigkeiten wie ein Gewand!
 Mein Gott, meiner Sünden sind siebenmal sieben, vergib meine Sünden
 Meine Göttin, meiner Sünden sind siebenmal sieben, vergib meine Sünden
 Bekannter, unbekannter Gott usw.
 Vergib meine Sünden, so will ich in Demut vor dir mich beugen.
 Dein Herz, wie das Herz einer Mutter, die geboren, erheitere es sich!
 Wie eine Mutter, die geboren, wie ein Vater, der ein Kind gezeugt,
 erheitere es sich!" (Zimmern, Bußpsalmen S. 61 ff. Drelli S. 211.)

Das babylonische Schöpfungsepos, welches den Gott Marduk zum Schöpfer macht, haben wir schon erwähnt. In anderen Priesterschulen scheinen wieder andere Ausmalungen über die Schöpfung gelehrt worden zu sein, von denen man Bruchstücke gefunden hat. In einem Schöpfungsfragment, einer Abschrift aus neubabylonischer Zeit, fehlt der Drachenkampf. Es gibt im Anfang weder himmlische noch irdische Götterwohnungen und kein Material zum Bau. Alles war Meer. Da wird zunächst das Reich Gas, der apsû mit dem himmlischen Eridu, geschaffen, die himmlischen Götterwohnungen. Dann baut Marduk über apsû die Erde, indem er auf der Wasserfläche Rohrgeslecht und Erdmasse zu einem Damm aufschüttet. Damit die Götter in Wohlbehagen darauf wohnen sollen, schuf er mit Aruru das Menschengeschlecht und die Tiere und die Pflanzenwelt. Zuletzt entstehen die irdischen Kultusstätten (F. Jeremias, Ch. d. l. S. I, S. 336).

Die Menschenschöpfung wird sonst auch dem Ea zugeschrieben und der Aruru, die anderwärts als Gattin Bels erscheint, sodann dem Marduk von Eridu, dem Sohn Gas, dem Demiurgen, der auch mit dem Urmenschen (zêr amêlûti = Sproß der Menschheit) Adapa identifiziert wird, endlich der Menschenmutter Ishtar. Das Material, aus dem er geschaffen wird, ist Lehm. Die Adapalegende findet sich unter den Amarnatexten und in einigen Fragmenten aus der Bibliothek Assurbanipals. Adapa erscheint aber nicht eigentlich als der Stammvater der Menschheit. Er ist von Ea als ein Weiser unter den Menschen geschaffen, er wird mit allerlei priesterlichen Funktionen betraut und waltet als göttlicher Bäcker und Mundschef im himmlischen Eridu. Ea hat ihm aber ewiges Leben nicht gegeben. Anu wollte ihm bei einem Gastmahl dasselbe geben, aber Ea hat ihn vor der Speise des Anu gewarnt, es sei Speise des Todes. Adapa nimmt nichts davon und so entgeht ihm die Unsterblichkeit durch den Neid der Götter (A. Jeremias, Das A. Test. im Lichte des alten Orients S. 71—73).

Die Sintflutsage kommt in dem großen Isdubar-Epos vor, einem zwölfteiligen Epos, der Zwölfzahl des Tierkreises entsprechend. Der Held dieses Epos, Isdubar oder Gilgamesch wird wohl dem biblischen Nimrod entsprechen, wird aber mit dem Sonnengott in Beziehung gesetzt. Im ersten Stück wird ihm die Geschichte von der großen Flut erzählt von dem Helden derselben Utnapistim oder Utrahasis (Xisuthros nennt ihn der babylonische Geschichtschreiber Berossus, auf dessen Fragmente man angewiesen war vor den Ausgrabungen). Auf Bels Rat, der den gottlosen Menschen zürnte, beschlossen die Götter, den Flutsturm über die Erde kommen zu lassen. Ea, der menschenfreundliche Gott, warnt den Utnapistim und heißt ihn das Rettungsschiff bauen. Beim Andringen der Flut donnerte Ramman; Nabu und Marduk gingen voran, Ninip ließ Sturm hinterdrein folgen. „Nicht sah der Bruder den Bruder, nicht wurden erkannt die Menschen im Himmel. Die Götter fürchteten sich vor dem Flutsturm, sie flüchteten, flogen empor zum Himmel des Anu. Die Götter waren gleich den Hunden niedergekauert am Damm des Himmels. Es schrie Ishtar wie eine Gebärende. Es rief die Hehre, die Schönstimmige: „Dieses Volk ist wieder

zu Lehm geworden, — was ich gebär, wo ist es? Wie Fischbrut füllt es das Meer.“ — Die Flut nimmt sieben Tage lang zu, sieben Tage sitzt das Schiff auf dem Berge, worauf die Ausfendung der Vögel beginnt (Tauben, Schwalbe, Rabe), nach welcher die Tiere herausgelassen werden und die Menschen ebenfalls aus dem Schiff treten. — Utnapistim erzählt weiter: „Ich richtete einen Altar zu auf der Höhe des Berggipfels; je sieben Gefäße stellte ich auf; unter sie breitete ich Kalmus, Zedernholz und Blitzkraut. Die Götter sogten ein den wohlriechenden Dufte; wie Fliegen sammelten sich die Götter über dem Opfernden. Als darauf die Göttin Ishtar herzukam, rief sie: „Diese Götter! bei meinem Halschmuck werde ich nicht vergessen, diese Tage werde ich erwägen, in Zukunft nicht vergessen! Die Götter mögen herangehen an die Spende, aber Bel soll nicht hinangehen an die Spende, weil er unbesonnen gehandelt und meine Menschheit dem Gericht überantwortet hat.“ Als darauf der Gott Bel herankam und das Schiff erblickte, stuzte er, von Zorn wurde er erfüllt gegen die Götter und die Igigi: „Welche Seele ist entronnen? Kein Mensch soll dem Gericht entrinnen!“ Da tat Ninip seinen Mund auf und sprach, sagte zu dem streitbaren Bel: „Wer außer Ea hat die Sache angerichtet?“ Da tat Ea seinen Mund auf und sprach zu dem streitbaren Bel: „Du bist der streitbare Führer der Götter. Warum hast du so unbesonnen gehandelt, daß du einen Flutstrom erregtest? Auf den Sünder laß fallen seine Sünde, auf den Frevler laß fallen seine Frevel! Laß dich erbitten, daß er nicht vertilgt werde! Anstatt daß du einen Flutsturm erregest, mögen Löwen kommen und die Menschen vermindern! Anstatt daß du einen Flutsturm erregest, möge eine Hungersnot eintreten und das Land verheeren! Anstatt daß du einen Flutsturm erregest, möge der Pestgott kommen und die Menschen vermindern!“ — Dann wird Utnapistim mit seinem Weib unter die Götter versetzt, und er soll an der Mündung der Ströme wohnen (Jeremias, Isdubar S. 32 ff., Drelli S. 220 f.). So sehr diese Flutsage in einzelnen Zügen an die biblische Erzählung erinnert, und so sehr sie auch als Strafe für die Sünden der Menschen dargestellt wird, so tritt doch hier der heidnische Charakter in dem Zwiespalt zwischen den Göttern deutlich hervor. Henoch und Noach scheinen in der babylonischen Sage ineinandergeslossen zu sein.

Die Iſdubar- oder Gilgameschlegende erinnert in andern Theilen vielfach an die griechische Heraklessage. Nachdem er mit seinem haarigen Gesellen Gabani, der Ochsenfüße, Ochsen- schwanz und Hörner auf dem Kopf hat, verschiedene Abenteuer bestanden und den Zwingherrn Humbaba, einen Glamiterkönig, erschlagen hat, wirbt die Göttin Iſtar um seine Liebe. Aber Gilgamesch weist sie ab und hält ihr vor, wie sie die zahlreichen Opfer ihrer Liebschaften stets unglücklich gemacht habe. Aus Rache fleht sie zu ihrem Vater Anu, der ihr einen göttlichen Stier schickt. Allein Gilgamesch und Gabani erlegen denselben und bringen dem Gott Schamasch ein Dankopfer. Iſtar spricht nun von der Stadtmauer von Uruk herab einen Fluch über Gilgamesch aus. Derselbe wird mit Krankheit geschlagen und sein Gefährte Gabani stirbt. Gilgamesch wandert durch die Wüste nach dem fernen Giland, wo Utnapistim, sein Ahnherr, weilt, um dort Heilung zu erlangen. Auf dem Weg dahin stehen zwei Ungeheuer, halb Skorpion, halb Mensch, welche die Sonne bei ihrem Auf- und Untergang bewachen. Nachdem er noch zu Schiff über große Wasser gelangt ist, findet er den Gesuchten und dieser erzählt ihm die Sintflutgeschichte. Dann läßt ihn Utnapistim an einen Reinigungsort fahren, wo er von seinem Ausſatz völlig reingewaschen wird. Ja, er wies ihm auch die ersehnte Pflanze, eine Art Stechdorn, welche unererschöpfliche Lebenskraft gewähre. Gilgamesch wurde ihrer habhaft und brachte sie glücklich ins Schiff. Während er aber auf dem Rückweg durchs Land an einem Brunnen trank, entglitt sie ihm in die Tiefe, wo eine dämonische Schlange sie alsbald weghaschte. Nach Uruk zurückgekehrt, veranstaltete er aufs neue eine Trauerfeier um seinen geliebten Freund Gabani (Drelli S. 222 ff.).

Auch in dieser Sage werden wir unter dem heidnischen Wust noch Anklänge an Paradies, Lebensbaum, Sündenfall und Cherubim finden. Aber die Erzählung ist in Naturvergötterung, Abnahme des Sonnenlichts und seine Wiederkehr, übergegangen.

Über die Vorstellung der Babylonier vom Leben nach dem Tode hat die Höllenfahrt der Iſtar einige Andeutungen gegeben. Aller Schmuck, alles Kleid muß zurückgelassen werden beim Eintritt in das Totenreich. Die Insassen sind schattenhafte Wesen, ihre Speise ist Staub oder As, ihr Trank stehendes

Wasser. Es wird also das Totenreich mit dem Grab in nächste Verbindung gebracht. — Gilgamesch jammert darüber, daß sein Gefährte Eabani nicht vom Kriegsgott Nergal weggerafft worden als gefallener Held, sondern dem trostlosen Land der Finsternis anheimgefallen sei. Er bittet, daß derselbe nach dem Aufenthalt der Seligen versetzt werde. Aber weder Bel noch Sin vermag diese Bitte zu gewähren. Nur Ea und sein Sohn Marduk vermitteln seine Befreiung aus der Unterwelt. Als Aufenthalt der Seligen gilt die Insel des Utnapistim jenseits der Wasser des Todes. Aber nur ausnahmsweise wird dieser Aufenthalt einem Sterblichen beschert. Die Babylonier kennen zwar auch ein Totenreich, wobei die Annunaki Totenrichter sind, aber es trifft doch Gute und Böse im ganzen das gleiche Los: der Aufenthalt im Schattenreich. Tonkegel, welche vermutlich aus Särgen stammen, enthalten Inschriften mit der Bitte, den Sarg an seinem Ort (und damit den Toten in Ruhe) zu lassen und schließen mit dem Segenswunsch: droben sei sein Name gesegnet (auf Erden), drunten trinke sein abgeschiedener Geist klares Wasser (statt des stehenden). Es ist deshalb eine Hauptaufgabe der Hinterbliebenen, den Verstorbenen zu einem frischen Trunk zu verhelfen. Man gab ihnen Geräte und Speise und Trank mit ins Grab. Auch nachher wurden Libationen an den Gräbern dargebracht. Es gab eine besondere Abteilung der Priesterschaft, die Wasser an den Gräbern ausgießen mußte. — Das schlimmste Los für einen Menschen ist nach babylonischer Anschauung, wie bei vielen andern Völkern, wenn er unbegraben bleibt, oder sein Grab geschändet wird. Dann muß er ruhelos umherirren mit den bösen Geistern.

3. Die Religionen der Kananiter und der benachbarten heidnischen Völker, sowie der Araber und der Aramäer.

Von diesen Völkern haben wir nicht so viele und nicht so alte Denkmäler und Inschriften wie von Babylonien und Assyrien. Einzelne Äußerungen über ihre Religion finden wir in der Bibel und in griechischen Schriftstellern und in neuester Zeit wird durch Ausgrabungen in Palästina einiges festgestellt. Aber unsere Kenntniss derselben ist immerhin dürftig, und sie haben offenbar

ihre religiösen Anschauungen nicht zu einer vollständigen, die einzelnen Naturerscheinungen personifizierenden Mythologie ausgebildet. Die südlicheren semitischen Völker scheinen überhaupt dem Monotheismus näher geblieben zu sein.

Die Kananiter erscheinen in der Bibel als ein in äußerer Bildung über die Israeliten erhabenes, aber in seiner Religion und Sittlichkeit tief stehendes, darum von den Israeliten zu meidendes Volk. Diese Anschauung wird vollkommen bestätigt durch die Geschichte des in der Bildung am höchsten stehenden kananitischen Volksstammes, der Phönizier, des ersten Handelsvolks der alten Welt, welche den Küstenstreifen am Fuß des Libanon bewohnten, das Mittelländische Meer beherrschten, auf dem afrikanischen Ufer das mächtige Karthago gründeten, nach Sizilien, Sardinien, Südfrankreich, Spanien ihre Kolonien sandten, in den Atlantischen Ozean und über das Rote Meer, auch in den Indischen Ozean hinausfuhren und ihre Schätze in ihren üppigen Städten aufhäuften.

Der Gottesname El kommt bei den Phöniziern selten vor, aber ein Hauptgott tritt überall in den Vordergrund: Baal. Der Name würde an sich keine wesentliche Verschiedenheit vom Gott Israels ausdrücken, denn er bedeutet: Herr, wie auch das Wort Adon, mit welchem die Israeliten ihren Gott bezeichneten, und welches, wie wir sehen werden, auch für Phönizien seine Bedeutung hat. Aber das Wesen Baals ist ein anderes als das des israelitischen Gottes. Es steht ihm sein Weib Astarte oder Baalat zur Seite, die zeugende Naturkraft, welche in sinnlichster Weise vorgestellt wird, und wir beobachten in den phönizischen Städten dieselbe Erscheinung wie in den babylonischen, daß jede Stadt ihren besonderen Schutzgott hat, ihren besonderen Baal. So werden auch in der Bibel verschiedene Arten von Baal genannt (Baal Peor, Baal Sebul, Baal Zaphon u. dgl.). Der Baal der Stadt Tyrus führte speziell den Namen Melkart (melek keret, d. i. König der Stadt). Das Königshaus von Tyrus und die vornehmsten Familien von Karthago rühmten sich von Melkart abzustammen. Auf der Insel Malta hat man zwei Säulen gefunden mit der Inschrift: laadon lemelkart baal zor, d. h. dem Gebieter, dem Melkart, dem Baal von Tyrus! und darunter steht in griechischer Sprache: dem Herakles,

dem Gebieter! denn die Griechen hielten diesen Melkart für gleichbedeutend mit ihrem Herakles.

Bei den Phöniziern kommt auch das einfache Milk = König, als Benennung Gottes vor, und manche Eigennamen sind mit demselben zusammengesetzt. Dieselbe Benennung kommt auch bei den Ammonitern vor, die ihren Gott Milkon oder Moloch nannten. Moloch ist also eigentlich kein anderer Gott als Baal.

Die phönizische Stadt Gebal (Byblus) verehrte ihren Gott unter dem Namen Adon. Dieser Name, welcher in der Bibel zur Umschreibung des Namens Jahweh gebraucht wird, ist dort einem Gott der Schönheit, Jugendkraft und Liebe gegeben worden, dessen Dienst ein sehr unsittlicher wurde. Der Adonisdienst, wie er in Byblus und auf Cypern getrieben wurde, entspricht dem babylonischen Tammuzdienst und dem ägyptischen Osirisdienst. An die Stelle von Istar trat in Phönizien die Astarte, auf Cypern die Aphrodite. Adonis wird von einem feindlichen Eber getötet und von den Weibern beweint, welche ihre Keuschheit der Astarte zum Opfer bringen. Die Naturbedeutung des Mythos wird wohl das Ersterben und Wiederaufleben der Natur sein. Mit Adonis verwandt ist der Gott Esmun, der Heilgott, der hauptsächlich in Sidon und Beirut verehrt wurde.

Astarte, die Gattin Baals, wird ebenfalls lokal verschieden dargestellt. Wenn Baal mit der Sonne in Verbindung gebracht wird (Baal chammän heißt er auf karthagischen und sizilischen Inschriften), so ist sie Mondgöttin; während Baal-Moloch in Stiergestalt abgebildet wird, erscheint sie mit Kuhhörnern (vergl. den Stadtnamen Astarot karnajim, 1 Mos. 14, 5). Astarte, für welche schon Salomo um seiner Weiber willen bei Jerusalem einen Altar hatte bauen lassen, wird 1 Kön. 11, 5. 33; 2 Kön. 23, 13 die Göttin der Sidonier genannt, und wirklich ergibt sich auch aus sonstigen Berichten, daß die Stadt Sidon ein Hauptsitz ihrer Verehrung war, außerdem Byblus. Baal und Astarte wurden auch häufig auf demselben Altar verehrt. Das Symbol der Astarte heißt Aschera. Es ist ein Baum mit frischen Zweigen oder eine aufgerichtete hölzerne Säule. Doppelgängerin der Astarte war eine kananitische Göttin Anat, deren Spuren in dem Ortsnamen Anatot sich finden, und die karthagische Tanit oder Tent.

Das Charakteristische des kananitischen und phönizischen Kultus ist Grausamkeit und Sinnlichkeit. Es tritt uns kein edler Zug entgegen, auch keine schöne Kunstschöpfung. Allerdings findet auch in der schönen Natur, unter grünen Bäumen, an einer Quelle, auf einer Höhe die Verehrung statt, aber die phönizischen Götterbilder zeigen, daß man die Götter als Unholde dachte, grausam, abschreckend, mißgestaltet. Man tut wohl daran, sie beizzeiten günstig zu stimmen und nichts zu versäumen, was ihnen gebührt, denn sie sind rachsüchtig (Jeremias a. a. O. S. 238). Ohne Zweifel älter als die Götterbilder sind die schon genannten Ascheren, die Sinnbilder des fruchtbaren Lebens, und die Steinsäulen zur Vergegenwärtigung des Sonnengotts (chammanim und masebot). In wilder Lust wurden die Ernte- und Winzerfeste gefeiert. Wie in Babylonien gaben sich auch in den Heiligtümern der Asarte weibliche Personen zu Ehren der Gottheit den Männern preis (kedeschot). Auch Männer prostituierten sich um Lohn, der dem Heiligtum zufiel (kedeschim und kelabim, 5 Mos. 23, 18 f.).

Neben den heiteren Naturfesten fehlte aber die finstere Seite des Kultus nicht. Menschenopfer wurden dem Baal oder Melkart oder Chamman sehr zahlreich dargebracht. Wenn ein Unglück über die Stadt kam, mußte der Zorn des Gottes durch Opferung der liebsten Kinder beschwichtigt werden. Es mußten eigene, vornehme, womöglich einzige Kinder sein, nicht extra gekaufte. Curtius erzählt, während der Belagerung durch Alexander den Großen haben einige Tyrier verlangt, daß man die durch die Perserkönige unterdrückten Kinderopfer wiederherstelle. Diodor berichtet, bei der Belagerung von Karthago durch Agathokles seien 200 Knaben aus den vornehmsten Familien geopfert worden. Die Mütter mußten den Kinderopfern ohne Klagen und Seufzen bewohnen. Das Jammern der Kinder wurde durch Trommeln und Pfeifen übertönt. Wenn in der Bibel die Israeliten öfter davor gewarnt werden, daß sie ihre Söhne und Töchter nicht durchs Feuer gehen lassen sollen für den Moloch, so haben das einige Rabbiner von einem Hindurchgehen zwischen zwei Scheiterhaufen verstehen wollen. Allein 5 Mos. 12, 31 und Jer. 7, 31 wird doch deutlich ein Verbrennen der Söhne und Töchter im Feuer gerügt, und so werden wir unter jenem Aus-

druck nicht eine bloße Feuerprobe verstehen können. Man kann sich denken, daß dem Abraham in der kananitischen Umgebung der Gedanke aufstieg, ob er imstande wäre, seinen einzigen Sohn seinem Gott zum Opfer zu bringen, ob er nicht darin hinter den Kananitern zurückstehe. Er machte sich auf Gottes Befehl dazu bereit, aber daß das äußere Opfer nicht nach Gottes Willen sei, wurde ihm deutlich gezeigt. Es war bei ihm eine ethische Hingabe, während die Kananiter nur die feindliche göttliche Macht zu beschwichtigen suchten und alle tieferen Gefühle unterdrückten.

„Die Ausgrabungen in Palästina haben bis jetzt ergeben, daß man in den ältesten Schichten noch keine im Land gefertigten Bilder findet. Etwa seit 1500 v. Chr. tauchen in großer Zahl besonders Astartebilder auf, meistens aus Ton gefertigt, teilweise auch aus Bronze. Der Typus aus Taanach ist ein ganz ausgeprägter. Einen andern fand Bliß in Lachis (ohne Kopfbedeckung), mehrere andere Macalister in Gezer (darunter zwei mit Hörnern). Die Grundidee aber, die in der Haltung der Brüste zum Ausdruck kommt, ist überall dieselbe: die Mutter des Lebens. Sehr auffallend ist, daß noch nie ein Baal gefunden worden ist. Für den Privatgebrauch war seine Abbildung jedenfalls nicht gebräuchlich“ (Sellin, Die Ausgrabungen im alten Orient, Neue kirchl. Zeitschr. 1905, S. 125). In Taanach ist auch ein Brief eines kananäischen Fürsten Abi-ia-mi an den Fürsten Aschirat-waschur aufgefunden worden, der Unglück im Krieg gehabt hat. Er tröstet ihn mit den Worten: „Über meinem Haupte ist einer, der gewinnt Macht über die Städte. Jetzt siehe doch, ob er dir Gutes erweist. Wenn er das Angesicht zeigt, so werden sie (d. h. deine Feinde) zuschanden werden und der Sieg wird gewaltig sein.“ Im Eingang desselben Briefes spricht er von seinem Gott als dem Herrn der Götter, der das Leben behütet. Diese Scheu vor dem Aussprechen des Gottesnamens und diese Anschauung von der Macht seines Gottes erinnert mehr an israelitische als an sonstige heidnische Denkweise (Jeremias, bei Chant. d. l. S. I, S. 353).

Kinderopfer in großer Zahl, aber nicht verbrannt, wohl meistens Erstgeburten, und Bauopfer, Darbringungen eines menschlichen Lebens als Gabe für den Dämon des Bauplazes, sind durch die Ausgrabungen konstatiert. In Megiddo war

ein Gerippe direkt in eine Wand hineingemauert. In den Trümmern aus der israelitischen Zeit fand man in Megiddo und Taanach bis jetzt keine Bauopfer, dagegen von Gezer werden sie auch aus der jüdischen Schicht gemeldet (Sellin, a. a. O. S. 130). Ein Feldaltar wurde in Taanach aufgefunden, der aus dem Naturfelsen herausgearbeitet war. Eine hohe Stufe war hineingeschlagen, ein großes und drei kleine Löcher zur Aufnahme von Trankopfern hineingebohrt. Bei jeder Weinkelterung, bei jeder Ölpressung scheinen die Götter das Ihrige erhalten zu haben.

Eine große Mannigfaltigkeit von heiligen Säulen (mazzebot) wurde aufgefunden. Einige haben die Form von Phallen, andere nicht. Stellenweise stehen sie neben einem Altar, meistens aber sind sie Opfersäulen. Man dachte sich den Gott in ihnen wohnend, um die dargebrachte Gabe entgegenzunehmen. Sie haben ein Opferloch oben oder an der Seite. Meistens stehen sie paarweise oder in ganzen Massen (Sellin, a. a. O. S. 129). Die Gestalt der hölzernen Ascheren kann man natürlich nicht durch Überreste so genau bestimmen.

So deuten auch die Ausgrabungen dahin, daß der grobe Gözendienst nicht etwa die ursprüngliche Form der Religion gewesen ist, sondern mit dem sittlichen Verfall sich mehr und mehr entwickelt hat, und daß das israelitische Volk, wenn auch davon angesteckt, doch immerhin nicht in dem Maße davon beherrscht wurde wie die Nachbarvölker.

Ein Volk im Süden der Phönizier ist offenbar erst später eingewandert: die Philister. Sie sind nach Am. 9, 7 von Kaphthor, der Insel Kreta, eingewandert, nach der Völkertafel (1 Mos. 10, 13 f.) von der ägyptischen Küste her in ihr Land gekommen. Vielleicht hat man zwei Einwanderungen zu unterscheiden: Die Kreti und die Pleti = Kreter und Philister (2 Sam. 8, 18; 20, 23). Sie waren nach der Völkertafel Hamiten, vielleicht auf Kreta mit Japhetiten gemischt. Sie erscheinen den Israeliten als eine besonders fremdartige Nation, was ohne Zweifel in dem Ausdruck „Unbeschnittene“ (1 Sam. 31, 4) angedeutet ist. Aber sie waren ein kriegerisches Volk, in einem Städtebund vereinigt und beherrschten Israel lange Zeit. Doch konnte zwischen einzelnen Israeliten und ihnen ein freundschaftliches Verhältnis entstehen. David, der auf seiner Flucht dort ein

Asyl gefunden hatte, scheint unter den Philistern treue Anhänger gewonnen zu haben, welche ihm auch später als Leibwache dienten.

Über die Religion der Philister haben wir nur wenige Notizen. Ein Orakel des Baal Sebul war in Ekron (2 Kön. 1, 2), ein Tempel des Dagon in Asdod (1 Sam. 5, 2). Da das Bild des Dagon nach den Rabbinen statt der Füße einen Fischschwanz hatte, wird man an einen Meeresgott denken müssen. Unter den assyrischen Göttern findet sich ein Dagan, der mit Bel in eine Linie gesetzt wird, aber es ist zweifelhaft, ob er mit dem philistäischen zusammenhängt. Ein sonst in Syrien verehrter Gott Marnas hatte einen Tempel in Gaza. Der Name Marnas heißt auf aramäisch: unser Herr, ist also gleichbedeutend mit Baal oder Adon. Wir werden wohl auch in den Philisterstädten besondere Schutzgottheiten der einzelnen Städte annehmen müssen.

Die Ammoniter und Moabiter, die Nachkommen Lots, scheinen seit alten Zeiten mehr von der kananitischen Religion als vom semitischen Monotheismus beeinflusst gewesen zu sein. Der Gott der Ammoniter wird Milkom genannt (1 Kön. 11, 33; 2 Kön. 23, 13). Es ist der phönizische Milk, Molech oder Moloch. Ihm wurden Kinder verbrannt, und die jüdische Haggada schildert das eherne Molochbild menschenähnlich, mit Ochsenkopf und ausgebreiteten Armen, in welche die Kinder gelegt worden seien, nachdem man im Hohlraum Feuer angezündet und das Bild glühend gemacht hatte. Im Moabiterland war die Kultusstätte des Baal Peor, dessen wollüstiger Gottesdienst 4 Mos. 25, 1 f. erwähnt wird. Der eigentliche Nationalgott der Moabiter aber heißt Kemos, welchem der König Mesa in großer Bedrängnis vor seinen Feinden seinen erstgeborenen Sohn opferte (2 Kön. 3, 27). Eine auf Befehl dieses Königs Mesa in einen Felsen eingehauene Inschrift wurde 1868 von Missionar Klein bei Dibon, vier Stunden östlich vom Toten Meer entdeckt. Der Anfang dieser Inschrift lautet:

„Ich bin Mesa, der Sohn des Kemos-Melech, der König von Moab und Dibon. Mein Vater war König über Moab 30 Jahre, und ich wurde König nach meinem Vater, und ich habe hergerichtet dieses Heiligtum dem Kemos in Kirchah für die Rettung des Mesa. Denn er rettete mich von allen den Königen und ließ mich meine Lust sehen an allen meinen Feinden. Omri,

der König von Israel, der bedrückte Moab lange Zeit; denn es zürnte Remos auf sein Land. Und dann folgte ihm sein Sohn, und auch der sprach: ich will Moab bedrücken; in meinen Tagen sprach er solches. Aber ich sah meine Lust an ihm und an seinem Hause, und Israel ging auf ewig zugrunde. Und Omri nahm ein das ganze Land Medeba, und es (d. h. Israel) wohnte darin seine Tage und die Hälfte der Tage seines Sohnes, 40 Jahre, und zurück brachte es Remos in meinen Tagen; ich baute Baalmeon und legte darin den Teich an, und ich baute Kirjataan. Und der Mann von Gad wohnte im Lande Atarot von Urzeit her, und es baute sich der König von Israel Atarot; und ich kämpfte gegen die Stadt und ich nahm sie ein, und ich brachte um alle Leute aus der Stadt, ein Schauspiel für Remos und für Moab" usw. (Drelli S. 254 f.)

Wir sehen aus dieser Inschrift, daß der Gott Remos als Nationalgott der Moabiter betrachtet wird, daß er gleichbedeutend ist mit Melek oder Moloch, und daß er Gutes und Böses über sein Volk bringt. Es ist eine ganz ähnliche Sprache, wie die Israeliten sie in bezug auf ihren Gott führten. Man hat nicht den Eindruck einer eigentlichen Vielgötterei, aber der Gott ist ein bloßer Nationalgott. Es heißt in einer späteren Zeile jener Inschrift, Mesa habe Nebo den Israeliten abgenommen und 7000 Personen dort getötet, „denn Astar Remos hatte ich es geweiht“. Es scheint also auch die Astarte als Gattin des Remos gedacht und mit ihm verehrt worden zu sein.

Über die Religion der Edomiter hat man noch weniger Nachrichten. Eigennamen derselben sind mit Baal und Melik zusammengesetzt. Aber von einer eigentlichen Vielgötterei hat man auch dort keine Spur. Im Buch Hiob tritt Eliphas von Theman, also ein Edomiter, als Freund Hiobs auf. Wenn auch die Religion dieser außerisraelitischen Stämme dort etwas idealisiert sein mag, so deutet dies doch darauf hin, daß diese Stämme der Wüste in ihrer Religion den Israeliten näher standen als die Kananiter.

Dies gilt wohl auch von den Arabern, zunächst von den Stämmen der Sinaihalbinsel und den von Ismael abstammenden. Im südlichen Arabien wohnten nach den Angaben der griechischen Schriftsteller vier Hauptvölker: die Minäer, die

Sabäer, die Katabanen und die Chatramotiten (Hadhramauter). Nach der Völkertafel der Bibel stammten dieselben als Söhne des Kusch von Ham ab (1 Mos. 10, 7). In diesem südlichen Arabien ist durch Inschriften, die erst teilweise veröffentlicht sind, eine alte Kultur entdeckt worden, die dem babylonisch-assyrischen Heidentum, namentlich dem babylonischen Gestirnsdienst, näher steht und jahrhundertlang in selbständigen Königreichen gepflegt wurde. Das minäische Reich setzt Hommel und O. Weber in die Zeit vom 14. bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. (O. Weber, Arabien vor dem Islam, 2. Aufl. 1904 S. 27). In den fruchtbaren Niederungen des südarabischen Djöf war die Hauptstadt Karnawu. Im Süden und Osten desselben wohnten die Katabanen und Hadhramotiten mit eigenen, aber nicht so mächtigen Königen. Eine minäische Kolonie in Nordarabien war Mußran, das H. Winckler und die genannten Forscher in dem biblischen Midian suchen. In der Gegend des Edomiterlandes wird ein Assur genannt, weshalb die genannten versucht haben, einige Stellen der Bibel, die man sonst auf Ägypten (Mizrajim) und Assyrien bezieht, auf diese nordarabischen Landschaften zu deuten. Von ungefähr 550—100 v. Chr. tritt an die Stelle des minäischen das sabäische Reich als die Hauptmacht in Arabien. Dann folgt das Reich der Himjaren, die sich ebenfalls Könige von Saba nennen, bis etwa 300 n. Chr. (a. a. O. S. 32 f.).

Anstatt der babylonischen Istar findet sich bei allen diesen arabischen Völkern ein männlicher Gott Athtar. Aber jeder Stamm hat wieder seinen besonderen Schutzgott. Der Mondgott wird männlich gedacht und hoch verehrt. Statt des babylonisch-assyrischen Namens Sin heißt er bei den Minäern Wadd, d. h. Freund, bei den Katabanen Umm, d. h. Oheim, bei den Sabäern Haubas, d. h. Trockner, der Ebbe und Flut reguliert. Die Sonne, Schams, wird als weibliche Gottheit gedacht. Im Kultus der alten Araber findet sich manches, was an den israelitischen erinnern kann, und Hommel macht darauf aufmerksam, daß in den minäischen Personennamen in der Regel nicht die genannten Götternamen, sondern einfach Ilu (das hebräische El = Gott) vorkommt. Von diesem Gott sagen die Eigennamen Großes aus: Ili vahaba = mein Gott hat gegeben; Ili azza = mein

Gott ist; Ili padaja = mein Gott hat erlöst; Abi samia = mein Vater hat erhört. Daß die Spruchweisheit diese arabischen Völker in nähere Verbindung mit den Israeliten gebracht hat, darauf deutet die Erzählung von der Königin von Saba und die Überschriften in Spr. 30, 1; 31, 1.

In Nordarabien bestand etwa seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. ein unabhängiges Reich der Nabatäer, das in Petra ein Heiligtum und Fest eines Gottes Dufares hatte, den die Griechen mit Dionysos identifizierten. Eine nabatäische Göttin Manat wurde noch zu Mohammeds Lebzeiten auch in Mittelarabien verehrt. Die Kaaba in Mekka, ein schwarzer Stein, der seit alten Zeiten ein Heiligtum war, wurde als das Heiligtum Allahs, des einigen Gottes, betrachtet, aber mit der Zeit kamen auch Göttinnen neben ihm auf; al-Lat, die Nilat Herodots, hatte ein Heiligtum in Taif, al-Uzza, Venus als Morgenstern, ein solches in an-Nachla, östlich von Mekka. Gestirndienst (Sabäismus) und Verehrung einzelner Steine, namentlich Meteorsteine, werden wir als das Charakteristische der arabischen Religion vor Mohammed betrachten dürfen.

Die Aramäer oder Syrer waren nicht zu einem großen Reich vereinigt. Es gab ein Reich von Damaskus, ein Reich von Zobä, ein Reich von Hamat (2 Sam. 8, 5. 9), die von David unterworfen wurden. Man hat über die aramäische Religion nur wenige Nachrichten. Sie scheint vielfach von der assyrischen beeinflusst worden zu sein. Auch die Inschriften, die man bei Sendširli gefunden hat, geben außer einigen Namen wenig Aufschluß. Neben dem Gottesnamen El kommt der Name Hadad vor als Name des aramäischen Nationalgottes, mit dem auch viele Personennamen zusammengesetzt sind, aber auch Rimmon (2 Kön. 5, 18), der assyrische Gewittergott Ramman. Der assyrischen Istar, der kananitischen Astarte entspricht die aramäische Göttin Athar oder Atargatis. Ihr Kultus war in Hierapolis nach dem Zeugnis des griechischen Schriftstellers Lucian ein sehr unzuchtiger. Es waren ihr die Tauben und die Fische heilig. In naher Berührung mit ihr stand der Gott Gad, der Glücksgott, dem Fische zugerichtet wurden (Jes. 65, 11). So scheinen die nördlichen Semiten durch babylonische und kananitische Einflüsse weit mehr in das unsittliche Heidentum versunken zu sein als die arabischen.

4. Die ägyptische Religion.

Wie durch die Entzifferung der Hieroglyphen im 19. Jahrhundert die Geschichte Ägyptens erschlossen worden ist, haben wir schon erwähnt. Es ist eine sehr weit hinaufreichende Geschichte, aber sie reicht nicht weiter hinauf als die babylonische. Hommel sucht sogar die Abhängigkeit der ägyptischen Religion von der babylonischen nachzuweisen (Hommel, Geschichte des alten Morgenlands S. 52 ff.). Wenn wir ihm auch darin nicht beistimmen können, so dürfen wir doch hervorheben, daß die neueren Forscher für die altägyptische Geschichte keine Zahlen mehr ansetzen, welche über die altbabylonische hinausgingen, so daß auch das ägyptische Volk, wie die Bibel es darstellt, von Babylonien ausgegangen sein kann. Man ist übrigens in bezug auf Geschichte und Religion des alten Ägyptens trotz den wiederholten Ausgrabungen und den Fortschritten in der Entzifferung der Schriften noch gar nicht überall im Klaren.

Was die Geschichte betrifft, so unterscheidet der ägyptische Geschichtschreiber Manetho, welcher im 3. Jahrhundert v. Chr. gelebt und griechisch geschrieben hat, von dessen Geschichtswerk aber nur noch Fragmente vorhanden sind, dreißig Dynastien von dem ersten König Menes bis auf Alexander den Großen. Die neueren Forscher gruppieren dieselben in drei Reiche. Das alte Reich umfaßt die sechs ersten Dynastien (etwa 3200—2400 v. Chr.). Aus der vierten bis sechsten stammen die drei großen und mehrere kleine Pyramiden bei Memphis und eine große Zahl von Gräbern. Dann folgt eine fast unbekannte Periode, in welcher das Reich wahrscheinlich in Kleinstaaten aufgelöst war, bis zur 11. Dynastie. Die 11. und 12. Dynastie (etwa 2130 bis 1930 v. Chr.) bildet eine Blütezeit der ägyptischen Kultur. Die Hauptstadt ist jetzt nicht mehr Memphis, sondern Theben in Oberägypten. Nun folgt wieder eine Zeit des Verfalls, in welcher Unterägypten von einem fremden Volk erobert wurde, von den aus Asien gekommenen Hyksos (etwa 1780 v. Chr.). Der jüdische Geschichtschreiber Josephus hält die ägyptischen Berichte über diese Hyksos für die Darstellung der Ägypter über den Aufenthalt der Israeliten in ihrem Land. Allein die Israeliten haben niemals Ägypten beherrscht. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß

die Israeliten während der Hyksos-herrschaft nach Ägypten gekommen sind, und daß der Pharao, welcher nichts von Joseph wußte, der altägyptischen Dynastie angehörte, welche nun von Theben aus Unterägypten wieder erobert hatte. Mit der Vertreibung der Hyksos (um 1570 v. Chr.) beginnt das neue Reich, dem jetzt auch die asiatischen Länder bis zum Euphrat eine Zeitlang unterworfen werden. Ein König Jachmose soll die Hyksos vertrieben und die Stadt Scharochen im äußersten Süden Palästinas besetzt haben als Stützpunkt für weitere Unternehmungen nach dem Amu-Land (Amoriterland), wie die Ägypter Palästina und Syrien nannten. Seine Nachfolger Amenhotep I und Dehutmose I dehnten die ägyptische Herrschaft auch nach Süden weiter aus, so daß letzterer sich rühmen konnte, von Dongola in Nubien bis zum mittleren Euphrat zu herrschen, wohin seine Truppen nach Überwindung der syrischen Kleinstaaten vorgedrungen waren (Hommel, Gesch. des alten Morgenlands S. 78). Aber diese Herrschaft dauerte kurze Zeit. Unter Dehutmose II ging der asiatische Besitz größtenteils wieder verloren. Dehutmose III., der ungefähr 1515—1461 regierte, brachte mittelst seiner Flotte große Reichtümer und Merkwürdigkeiten aus dem Orient nach Ägypten und eroberte das asiatische Gebiet aufs neue. Ein Wandgemälde aus seiner Zeit stellt ziegelknetende Semiten mit einem ägyptischen Fronvogt dar. Deshalb nimmt Hommel (a. a. O. S. 84) nicht mehr wie früher an, daß Ramses II der Pharao der Bedrückung sei, sondern Dehutmose III. Dann wäre Amenhotep II der Pharao des Auszugs, und der Auszug wäre auf 1438 v. Chr. anzusetzen, 480 Jahre vor dem Tempelbau in Jerusalem (958 v. Chr. 1 Kön. 6, 1). Wenn unter Ramses II noch Epri (Ebräer) als Fronarbeiter im Osten des Delta vorkommen, so sei das noch kein Beweis, daß nicht die Hauptmasse bereits ausgezogen war (a. a. O. S. 78). Ob die Chabiri, welche nach den Amarnabriefen dem Priesterkönig Aradchiba in Jerusalem viel zu schaffen machten, die in Palästina eingedrungenen Israeliten sind, ist noch ungewiß.

Der König Amenhotep IV wollte eine religiöse Reformation einführen. Er verließ das polytheistische Theben und baute sich in der Nähe des heutigen Tell Amarna in Mittelägypten seine neue Residenz, nannte sich Echnaten, d. h. Geist

der Sonnenscheibe, setzte die Priester des Amon, des Osiris und der übrigen Götter ab und wollte nur einen Gott verehren, aber wie es scheint, als Sonnengott. In seiner Residenz hat man jene schon genannten keilschriftlichen Berichte der Statthalter in Vorderasien gefunden. Es sind die Denkmäler aus dieser Zeit vielfach verstümmelt worden, und unter Hor-em-heb, dem letzten König der 18. Dynastie, wurde die Kezerei des Amenhotep gründlich ausgerottet, die halbvollendete Sonnenstadt zerstört, die altägyptischen Gebräuche wieder hergestellt, ja selbst Name und Bild jenes Königs und seiner nächsten Nachfolger möglichst vertilgt. In Syrien machten jetzt die Hethiter den Ägyptern viel zu schaffen. Ramses II., der in seiner langen Regierung die Hethiter und die mit ihnen verbündeten Völker besiegte, führte große Bauten auf, sowohl in Oberägypten als im Nildelta, wo er gerne in Zoan (Tanis) residierte. Dort ließ er auch die Vorratsstädte Ramses und Pithom-Suffot bauen durch semitische Fronarbeiter, unter welchen eine Papyrusrolle auch die Apriu nennt, was man auf Ebräer deutet.

Von der 20. Dynastie an geht es mit der Machtstellung Ägyptens wieder abwärts. Bald fiel die Oberherrschaft libyschen Söldnern, äthiopischen Fürsten (2 Kön. 19, 9), eine Zeitlang sogar dem assyrischen König zu. Mit der 26. Dynastie, mit Psametich und Necho, leuchtete Ägyptens Kultur und Macht noch einmal auf, aber 525 v. Chr. machte der Perserkönig Kambyses der Selbständigkeit des Reiches ein Ende. Die 28.—30. Dynastie waren vorübergehende Versuche, wieder einen einheimischen Fürsten auf den Thron zu erheben. Mit Alexander dem Großen und den Ptolemäern beginnt die hellenistische Kultur in Ägypten, die aber altägyptische Formen auch in den Denkmälern beibehält, bis das Christentum und später der Islam sie in den Staub sinken läßt.

In der Geschichte Josephs bekommen wir nicht den Eindruck, als ob Joseph in Ägypten sich unter einem götzendienerischen Volke bewegt hätte. Nach der Darstellung der Ägypter verehrten die Hyksos den Gott Set oder Sutech als ihren Nationalgott, der dann später als das böse Prinzip in der ägyptischen

Religion erscheint (die Griechen nannten ihn Typhon). Für die mosaische Zeit dagegen werden wir 2 Mos. 20, 4 ins Auge fassen müssen: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“ — Dieses Verbot setzt voraus, daß die Israeliten aus einem Lande kamen, wo namentlich Tierbilder zur Darstellung der Gottheit verwendet wurden. Das trifft für Ägypten weit mehr zu als für die semitischen Völker in der nächsten Umgebung von Israel. Auf den ägyptischen Apisdienst deutet wohl auch das goldene Kalb. Wir werden also annehmen müssen, zur Zeit des Auszugs der Israeliten sei namentlich die Verehrung der Gottheit unter tierischen Symbolen in Ägypten sehr verbreitet gewesen, und das wird durch die Denkmäler bestätigt.

Daß aber auch in der altägyptischen Religion die vielen Götter nicht das Ursprüngliche gewesen sind, das bezeugt der Ägyptologe Brugsch, wenn er sagt: „Es ist eine schon längst erkannte und durch eine Menge von Beispielen erwiesene Tatsache, daß in den ägyptischen Inschriften häufig mitten in dem Gewirr der mythologischen Redensarten, das entsprechende Wort für Gott in Verbindungen erscheint, welche ihrem ganzen Zusammenhange nach jede Vorstellung und Erinnerung an ein mythologisches Wesen vollständig ausschließen. Die zahllosen Fälle, in welchen mit aller Klarheit und Deutlichkeit des Verständnisses der Ägypter von Gott spricht oder sich an Gott wendet, erwecken den Glauben, als sei bereits in den frühesten Zeiten der ägyptischen Geschichte der eine, namenlose, unerfaßliche, ewige Gott in seiner höchsten Reinheit von den Bewohnern des Niltales bekannt und verehrt worden. In einer der ältesten Handschriften, vielleicht der ältesten, welche die Welt aufzuweisen hat, finden sich Sprüche der Weisheit und Regeln der Lebensklugheit verzeichnet, als deren Urheber der Prinz Ptahhotep aufgeführt erscheint. Von allem mythischen Wesen entkleidet erscheint das höchste Wesen darin in beinahe christlichem Lichte als der Schöpfer aller Dinge im Himmel und auf Erden, als Lenker und Führer des Menschen auf seiner irdischen Laufbahn, als

Erhalter und Fürsorger aller Kreatur und als Belohner des Gerechten und Strafer des Sünders" (Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter S. 90 f.). — Von den Sprüchen dieses Ptahhotep führt Brugsch an: „Wenn du groß geworden bist, nachdem du gering wardest, und wenn du dir Güter geschaffen hast, nachdem du darbstest, und darum der Erste geworden bist in der Stadt, und dir die Einsicht erstanden ist von dem Schicksal, das dir früher beschieden war, so sei nicht hochmütig ob des Reichthums, der dir geworden ist, denn der Urheber der Fülle ist Gott." — Zu gehorchen, das heißt Gott lieben, nicht zu gehorchen, Gott hassen" (a. a. O. S. 91). — Aus den Inschriften teilt Brugsch folgende Sätze über das Wesen Gottes mit: „Gott ist einzig und allein und kein anderer neben ihm." — „Gott ist der Eine, der alles gemacht hat." — „Gott ist ein Geist," — „ein verborgener Geist," — „der große Geist von Ägypten," — „Gott ist der Ewige," — „Gott ist verborgen und seine Gestalt hat niemand erkannt." — „Gott ist die Wahrheit, — er lebt durch die Wahrheit." — „Gott ist das Leben und man lebt nur durch ihn." — „Gott ist Vater und Mutter, — Vater der Väter und Mutter der Mütter." — „Gott erzeugt und ist nicht erzeugt, er gebiert und ist nicht geboren, — er erzeugt sich und gebiert sich selbst, — er erschafft und ist nicht erschaffen." — „Gott ist der Vater der Götter, — der Urvater aller Gottheiten." — „Der Himmel ruht auf seinem Haupte und die Erde trägt seine Füße." — „Der Himmel birgt seinen Geist, die Erde seine Gestalt und die Tiefe verschließt sein Geheimnis." — „Gott ist barmherzig gegen seine Verehrer." — „Er erhört den, welcher ihn anruft" (a. a. O. S. 96—99).

Wenn wir solche Sätze zusammenstellen, bekommen wir den Eindruck, daß der Monotheismus allmählich in Pantheismus übergehe. Brugsch sagt auch über den Gottesnamen Nut: „Er bezeichnete die tätige Kraft, welche in periodischer Wiederkehr die Dinge erzeugt und erschafft, ihnen neues Leben verleiht und die Jugendfrische zurückgibt. Der Inbegriff dieses Wortes deckt sich daher vollständig mit der ursprünglichen Bedeutung des griechischen *physis* und des lateinischen *natura*" (S. 93). „Die vorstehende Blumenlese, welche die Inschriften um ein Erhebliches zu vermehren gestatten, wird jedem unbefangenen Leser die klaren

und verständlichen Beweise liefern, daß die Ägypter zwar die Einheit eines geistigen und ewigen Wesens anerkannten, das von Anfang an bestand und die endliche Schöpfung durch seinen Willen und sein Wort in das Leben rief, daß sie aber nach vollbrachter Schöpfung dieses Wesen als eine Weltseele in die Welt versetzten und alle Teile derselben, d. h. die Glieder des kosmischen Leibes, durchdringen ließen. Die schaffende und erhaltende Kraft dieser Weltseele löste sich in eine Reihe von Emanationen höherer und niederer Grade auf, welche als die Götter bezeichnet wurden und den eigentlichen Inhalt der Mythologie in sich faßten" (S. 99). — Immerhin ist der Pantheismus von den ägyptischen Priestern nicht so bis in die letzten Konsequenzen verfolgt worden, wie von den indischen.

Fragen wir nun aber nach der Entstehung der verschiedenen ägyptischen Götter, nicht in der priesterlichen Theologie, sondern im Volksglauben, so werden wir einerseits wie in Babylonien auf die Schutzgeister der einzelnen Städte verweisen müssen, andererseits auf die Personifikation der verschiedenen Naturerscheinungen. „Im späteren Memphis verehrte man den Gott Ptah, dem seine Gläubigen zuschrieben, er habe das Ei, aus dem die Welt entstanden ist, als Töpfer auf seiner Scheibe gedreht. In Heliopolis war der Gott Atum der städtische Gott, in Chnum war es Dhoute, in Abydos Osiris, in Theben Amon, in Hermopolis der Gott Mont usw. Die Göttin Hathor ward in Dendera verehrt, die Bastet in der später Bubastis genannten Stadt, die kriegerische Neit in dem vielleicht von Haus aus libyschen Sais. Manche dieser Götter werden übrigens schon durch ihren Namen als rein lokale bezeichnet; sie heißen ursprünglich nur ‚der von Ombo, der von Gdfu, die von Bast‘ — sie sind eben nichts als die großen dämonischen Wesen, die in diesen Städten hausen. Viele zeigen sich ihren Gläubigen auch in irgend einem Gegenstand, in dem sie wohnen. Am häufigsten geschieht dies in einem Tiere. So manifestiert sich der Ptah in dem Apis genannten Stiere, der Amon in einem Widder, der Sobk des Faiyum in einem Krokodil u. a. m.“ (Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum II, S. 352).

Unter den Naturerscheinungen, welche zu Göttern per-

sonifiziert wurden, tritt vor allem die Sonne hervor. Lepsius wollte im Sonnenkultus den frühesten Kern und das Gemeinsame des ägyptischen Götterglaubens erkennen, so daß der Sonnengott Ra der Nationalgott Agyptens wäre. Aber daß in der Sonnenstadt Heliopolis, dem biblischen On (ägyptisch Anu) der Sonnengott mit einem andern Namen genannt wird: Tum oder Atum, deutet nicht auf einen ursprünglich gemeinsamen Sonnendienst. — Mond und Sterne werden auch in Verbindung mit mythologischen Göttergestalten gebracht, aber sie treten in der Verehrung weniger hervor als der Nilstrom, dessen Überschwemmungen Agypten befruchten, der als Hâpi göttlich verehrt wird, und der in dem volkstümlichen Osirismythos mit der wiederkehrenden Frühlingssonne verbunden wird.

Eigentümlich für Agypten ist, wie schon angedeutet wurde, der weitverbreitete Tierdienst. Die Agyptologen sind nicht einig darüber, wie derselbe anzusehen sei, ob als ein Überrest aus dem Fetischismus, der sich in dem niederen Volk erhalten habe, oder aus einem der indianischen Religion ähnlichen Totemismus, oder als eine Symbolik der Naturkraft und des Naturgesetzes; ob diese Symbolik erst von den Priestern konstruiert worden sei, weil der Tierdienst im Volke vorhanden war, oder ob sie ursprünglich sei. Tatsache ist, daß selbst hohe Götter mit Tierköpfen oder Tierzeichen abgebildet werden. Brugsch sucht für alles eine symbolische Deutung: „Der Widderkopf ruft die Vorstellung der schöpferischen männlichen Kraft zurück, der Stierkopf die zeugende Kraft, der Kuhkopf die gebärende und nährenden Natur, der Froschkopf das Urfängliche, der Schafalkopf das Hütende und Bewachende, zugleich aber auch das die Begründung Zeigende, der Sperberkopf das Aufstreben nach der Höhe, der Geierkopf das Mütterliche, der Kopf des heiligen Ibis die Sendung und Botschaft usw.“ (Brugsch, Religion und Mythologie der alten Agypter, Vorrede zum zweiten Teil S. XVIII). Es werden wohl nicht alle Leser mit diesen Deutungen übereinstimmen.

Allein es handelt sich in Agypten nicht nur um Abbildung von Göttern mit Tierköpfen, sondern um wirkliche Verehrung lebender Tiere. Am bekanntesten ist der Apisdienst in Memphis. Der Stier, welcher unter dem Namen hapi verehrt wurde, war nach dem Glauben der Agypter von

einer durch einen Mondstrahl befruchteten Kuh geworfen. Er mußte nach Herodot und Diodor von schwarzer Farbe sein, aber mit einem weißen Viereck auf der Stirne, einem adlerartigen Flecken auf dem Rücken, zweifarbigen Haaren am Schwanz und einem käserförmigen Wulst unter der Zunge. Hatte man ein entsprechendes Exemplar gefunden, so wurde der Stier zuerst auf 40 Tage nach Nilopolis geführt, wo er auch für die Weiber zugänglich war, die ihn nachher nicht mehr sehen durften. Dann wurde er auf einem Boot in einem vergoldeten Gehäuse nach Memphis in den Tempel des Ptah gebracht. Dort wurde er aufs beste gepflegt und von angesehenen Männern gefüttert. Man schmückte seine Lagerstätte aufs schönste und gesellte ihm die stattlichsten Kühe bei. Auch an Salben und Weihrauch ließ man es nicht fehlen. Starb er, so trauerte das ganze Land, bis ein neuer Apis gefunden war. Die Apisleichen wurden im Serapeion in der Nähe des heutigen Sakkara beigesetzt, wo man in unterirdischen Gängen die gewaltigen Sarkophage wieder aufgefunden hat, einen der ältesten aus der Zeit Ramses II. Der Apis wird auch mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern und mit der Uräuschlange abgebildet. Die Seele des Osiris soll bei seinem Sterben in den Apis übergegangen sein.

Eine Art Doppelgänger hatte der Apis in dem Mnevis in On und in dem Onuphis in Hermonthis. Dieselbe Idee der Zeugungskraft (vielleicht auch der Segen der Viehzucht) wird verehrt in dem Bock oder Widder zu Mendes und in dem Widder zu Theben. Der weiße Vogel Ibis verzehrt nicht nur das Ungeziefer am Nil, sondern erscheint jedesmal, wenn der Strom steigt, ist daher ein guter Bote und war dem Thot, dem Gott des Zeitmaßes und der Schriftzeichen heilig. Der Vogel Bennu (Phönix), eine Art Reiher mit zwei langen Federn, wurde besonders in On verehrt. Von ihm sagte man, daß er aus der Asche wieder auferstehe. Auf den Denkmälern erscheint er als Symbol der wiederaufgehenden Sonne. Der Sperber gehört als siegreich aufstiegenes Tier dem Gott Horus an. Der Scarabäus, ein Agypten eigentümlicher Käfer, galt als Repräsentant der Urzeugung, da man glaubte, er pflanze sich ohne Weibchen fort. Er ist dem Ptah heilig und erscheint häufig auf den Denkmälern. Die Kake ist als Kater dem

Sonnengott Râ, als weibliche seiner Tochter Bast heilig. Die Reinlichkeit des Tieres und die Veränderung seiner Pupillen nach dem Grade des Lichts scheint den Anlaß gegeben zu haben, daß man es dem Sonnengott beigab. Man hat in vielen Städten Katzenmumien gefunden. Das Krokodil wurde nur in gewissen Landesteilen verehrt, während man es sonst verfolgte. Es war dem Gott Sebek heilig, in Arsinoe, südlich von Theben, und am Mörissee. Von den Schlangen wurden besonders unschädliche verehrt. Ihrer Häutung schrieb man Heilkraft zu. Ein böser Dämon dagegen ist die Schlange Apep, in welcher die Finsternis, schädliche Dünste und das verderbliche Meerwasser dargestellt werden. Der Schakal hat als Anupu (Anubis) die Toten zu geleiten.

Wenn wir nun die bedeutendsten ägyptischen Götter noch näher ansehen, so beginnen wir mit dem Sonnengott Râ (einige neuere Ägyptologen schreiben Re). Der Sonnenkörper selbst wird nicht so genannt, sondern die Sonne ist das Auge des Râ. Abgebildet wird der Gott als männliche Gestalt mit einem Sperberkopf, über welchem die Sonnenscheibe steht, von der Uräuschlange umwunden, dem Symbol der königlichen Macht. Er kämpft täglich mit der Wolfenschlange, Apep, scheint abends von der Finsternis überwunden zu sein, geht aber morgens triumphierend wieder auf. Seine Verehrung läßt sich auf den ältesten Denkmälern nachweisen. König Chafra von der vierten Dynastie (der Chephrem der Griechen), der Erbauer der zweitgrößten Pyramide, nennt sich Sohn des Râ. Die Könige der fünften Dynastie haben einen Kultus des Râ in eigenen Heiligtümern mit zahlreicher Priesterschaft eingerichtet und ihn verbunden mit dem Gott Tum oder Atum, dem Sonnengott von Anu (On, Heliopolis) zu einem Râ-Tum. Viel später machte man, um beide unterzubringen, aus Tum die Abendsonne, welche als Greis auf einen Stab gestützt abgebildet wurde, während die Morgen- sonne Hor als Kind mit dem Finger im Munde darstellt, und Râ die königliche Sonne des Mittags, Chnum die nördliche, unter der Erde weilende Sonne. Aber auch andere Kombinationen kommen vor.

Mit der Sonne steht auch in Verbindung der nie mit einem Tierkopf abgebildete Osiris (ägyptisch Hesiri) mit seiner

Gattin Isis (ägyptisch Usit) und seinem vorhin genannten Sohne Horos (Hor). Plutarch hat die Sage von Osiris und Isis in einer späteren Form dargestellt, in welcher sie auf den Denkmälern bis jetzt nicht gefunden wurde. Osiris hat mit Isis über Agypten geherrscht im goldenen Zeitalter. Er hat im Niltal Dämme und Kanäle gebaut, den Ackerbau eingeführt, durch Musik und Belehrung die gute Gesinnung im Volke gefördert und zu seiner Wohlfahrt auf alle Weise beigetragen. Seine Gemahlin Isis war zugleich seine Schwester. Sie waren Kinder des Seb oder Keb (des männlichen Erdgottes) und der Nut (des sternbesäten Himmelsgewölbes). Aber er hatte einen entarteten Bruder Set (von den Griechen Typhon genannt). Derselbe verschwur sich gegen ihn mit 72 Genossen, verlockte ihn bei einem frohen Gastmahl, sich in eine Lade zu legen, schloß dieselbe zu und trug sie in den Nil hinaus, von wo sie durch die tanitische Nilmündung ins Meer hinauschwamm. Isis zog klagend im Land umher und suchte den Leichnam ihres Gatten, bis sie ihn in Byblus in Phönizien fand. Während sie aber zu ihrem in Buto in Sicherheit aufwachsenden Sohn Horos reiste, fand Set den Leichnam seines Bruders, zerstückte ihn und warf die Teile in den Nil. Isis suchte sie zusammen und fand sie bis auf das männliche Glied, welches die Fische verschlungen hatten. Wo sie ein Glied fand, da setzte sie ein Denkmal; daher die zahlreichen Osirisgräber in Agypten. Unterdessen erschien der verstorbene Osiris seinem Sohn Horos und forderte ihn zum Rachekampf auf. Derselbe besiegte den Set und lieferte ihn gefesselt seiner Mutter aus. Als diese ihn wieder freiließ, zürnte Horos so sehr, daß er seiner Mutter das Diadem vom Kopf riß, worauf ihr der Gott Thot (Hermes) den Kuhkopf aufsetzte. Set wurde in zwei Schlachten geschlagen und nach Vorderasien verjagt (Vertreibung der Hyksos). Osiris aber beherrscht nun die Unterwelt als König.

Der Osirismythos berührt sich mit dem babylonischen Tammuz- und dem phönizischen Adonismythos als eine Darstellung der Jahreszeiten, hängt aber in Agypten mit den Nilüberschwemmungen und mit historischen Erinnerungen zusammen. Den Hor als Sohn des Osiris halten manche Forscher für einen andern als den altägyptischen Himmelsgott Har-em-a-chuti (Horos der

beiden Horizonte), den Harmachis der Griechen, welchen der große Sphinx bei den Pyramiden von Dschiseh darstellen soll, die Sonne, welche ihren täglichen Weg vom östlichen zum westlichen Horizont zurücklegt. In späterer Zeit sind jedenfalls die beiden Horoskulte zusammengefloßen.

Der Gott von Memphis, Ptah, hat wohl durch die Bedeutung der Stadt seine hohe Stellung unter den Göttern bekommen. Er ist der Feuergott, von den Griechen Hephästos genannt, eine unförmliche Gestalt, der schöpferische Anfänger der Welt, Vater der Väter und der Götter. Er hat mit dem Hammer das Weltenei zerschlagen, dessen Schalen Himmel und Erde sind. In der theologischen pantheistischen Spekulation ist er die aus dem feuchten Urgrund aller Dinge, Nun, hervorgegangene schöpferische Kraft.

Chnum oder Kneph, mit seitwärts stehenden, nicht abwärts gekrümmten Widderhörnern, und Min oder Chem (von den Griechen Pan genannt) sind Götter der männlichen Zeugungskraft: Mut oder Buto, der die Spitzmaus heilig war und die an der siebenytischen Nilmündung wie in Theben ihr Heiligtum hatte, Neit oder Nit in Saïs und Hathor in Denderah und Memphis waren besondere Schutzgöttinnen der Mütter.

Wie Ptah in Memphis, so gelangte Amon, der Gott von Theben, durch die Bedeutung der Hauptstadt zum größten Ansehen. Er wurde schon im mittleren Reich mit Râ kombiniert zum Amon-Râ. Er war in einem heiligen Widder verkörpert. Ramses III ließ Bauarbeiten an 65 Tempeln des Amon-Râ ausführen, worunter 9 im Ausland. Die Gattin des Amon-Râ ist die schon genannte Mut. Bekannt ist der Amonstempel auf der Oase in der libyschen Wüste, zu welchem Alexander d. Gr. wallfahrtete.

Es wären noch eine Menge von ägyptischen Götternamen anzuführen, die aber wenig Bedeutung haben. Die Priester haben, wie wir schon angedeutet, die verschiedenen lokalen Götter in eine nähere Verwandtschaft miteinander gebracht. Gewöhnlich wurden drei zusammengestellt, als näher miteinander verwandt, wie Osiris, Isis und Horos. Aber auch eine Ordnung von neun Göttern wurde hergestellt, wahrscheinlich, wie der französische Ägyptologe Maspero nachzuweisen sucht, ursprünglich

in Heliopolis, wo vier Götterpaare mit einem Anführer die Welterschöpfung und Weltordnung darstellen.

Die Ägypter stellten sich im Gegensatz zu andern Völkern den Himmel weiblich, die Erde männlich vor, den Himmel (Nut) als ein über die Erde gebeugtes Weib, das sich mit Händen und Füßen auf dieselbe stützt. Nach andern war der Himmel eine Kuh, die Göttin Hathor. — „Der Lokalgott wurde überall von seinen Verehrern als Schöpfer der Welt angesehen und der Schöpfungsakt je nach dem besonderen Charakter des Gottes verschieden gedacht. Chnum im Kataraktengebiet wurde als Töpfer vorgestellt, der auf seiner Töpferscheibe das Weltei geformt hat, aus welchem alles entstand. Ptah in Memphis hat als Handwerker oder Künstler die Welt gebaut. Neit in Sais war die große Weberin und wurde in dieser Eigenschaft als kosmogonische Gottheit aufgefaßt“ (Lange, in Chant. d. I. Sauff. I, S. 230).

Alles Leben geht aus dem Wasser hervor. Das Urwasser heißt Nun und enthält alle männlichen und weiblichen Keime des Lebens. Nā geht nach einigen Darstellungen aus dem Nun hervor, nach andern entsteht er aus einem Gi als ein Vogel oder als ein Jüngling. Nach der Schöpfungslehre von Heliopolis war der Lokalgott Tum im Anfang, im Chaos oder Urwasser, allein und erzeugte durch Selbstbefruchtung Schu und Tesnet. Keb und Nut lagen im Urwasser, eines vom andern fest umschlungen; Schu drang zwischen sie ein und hob Nut auf, so daß die Sonne ihren täglichen Lauf beginnen konnte. Keb und Nut erzeugten wieder den Osiris, die fruchtbare Erde und den Nil, und den Set, die Wüste, samt zwei Schwestern Isis und Nephthys.

Wieder ein anderes Welterschöpfungsbild fand sich in Hermonthis, der Stadt des Thot, des schriftkundigen Gottes, des großen Zauberers. Die acht Gottheiten, welche mit ihm zusammenhängen, sind ganz abstrakte Wesen, und es ist schwierig, ihre Bedeutung anzugeben. Sie werden zuweilen zu einem Kollektivwesen Chnum, der Achter, zusammengefaßt (Lange, a. a. O. S. 232).

Ein wichtiger Bestandteil in der Religion der alten Ägypter ist ihre Vorstellung vom Leben nach dem Tode, und dem Kultus, welcher darauf beruhte, verdanken wir hauptsächlich die Erhaltung der ägyptischen Denkmäler bis auf unsre Zeit, denn es sind vorzugsweise Grabstätten mit Mumien, Bildern, Inschriften, den Toten mitgegebenen Papyrusrollen, was man aufgefunden hat. Die ägyptischen Städte lagen meistens auf der Ostseite des Nils. Aber auf der Seite, wo die Sonne untergeht, sollten die Toten ihre Wanderung ins Jenseits antreten. Daher wurden die Leichen der Könige und der Reichen, welche sich eine großartige Bestattung erlauben konnten, in einem Schiff über den Nil hinübergeführt und auf der Westseite an einer Stelle beigesetzt, welche den Nilüberschwemmungen nicht ausgesetzt war. Der ältesten Hauptstadt des Reiches, Memphis, lag kein Gebirge gegenüber, in dessen Felsen man die Gräber hätte einhauen können. Daher wurden die kolossalen Pyramiden aufgeführt, welche in ihren kleinen Grabkammern die Mumien der alten Könige vor Zerstörung bewahren sollten. Die Privatgräber aus derselben Zeit, die Mastabas, bestanden gewöhnlich aus drei Teilen: einem Vorzimmer, mit Inschriften geziert und mit einem Opfertisch versehen. Dieser Raum war allen zugänglich. Daneben war in der Regel ein kleiner Raum, nur durch ein kleines Loch mit dem Vorzimmer verbunden, mit den Statuen des Verstorbenen. Endlich führte ein gut versteckter und unzugänglich gemachter Gang zu der Sargkammer, welche tief unter der Erde ausgehauen war. Das Mobiliar der Toten scheint in dieser Zeit noch nicht so groß gewesen zu sein wie später: ein paar Wasserkrüge, einige Statuetten von Dienern und Dienerinnen und eine oder mehrere Statuen des Verstorbenen. Für das mittlere Reich sind besonders die Gräber bei Beni-Hasan typisch. Sie sind in Felsen eingebaut. Mit ungeheurem Fleiß sind große Gallerien ausgehauen; aber der Grundsatz, einen gut versteckten, unzugänglichen Raum für die Mumie und einen zugänglichen für den Totendienst zu schaffen, ist auch hier durchgeführt. Aus dem neuen Reich kennen wir am besten die reich ausgeschmückten thebanischen Gräber. Das Totenmobiliar wurde jetzt reicher: Stühle, Betten, Waffen, Papyrus usw. wurden dem Toten mitgegeben. Schon im mittleren Reich

gehörte zu einer vollständigen Grabausstattung ein kleines Schiff mit voller Bemannung von Holzpuppen. Die Königsgräber der großen thebanischen Zeit sind in einem schwer zugänglichen Tal der libyschen Bergkette gelegen. Sie bestehen aus langen, in Zimmer abgetheilten Galerien, die sich tief in den Berg hinein erstrecken und mit Bildern und Inschriften reich geschmückt sind. — Natürlich konnten nur wenige die Kosten für ein selbständiges Felsengrab und für die vollständige Einbalsamierung bestreiten.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Fortleben nach dem Tode, sofern es nach dem Glauben der Ägypter von diesen Vorkehrungen abhängig war, ein Privilegium der Reichen bildete.

Die Leichen der Ärmern wurden in Natron gelegt, dann einfach in ein Tuch gehüllt und im sandigen Boden verscharrt. Andere fanden einen Platz in einem alten Grabe. In der thebanischen Totenstadt befanden sich auch Gemeingräber, in welchen sich die Ärmern einen Platz kaufen konnten (Vange, a. a. O. S. 216 f.).

Die Bestrebungen der Ägypter konzentrierten sich, wie alle Totengebräuche beweisen, auf die Erhaltung des Körpers. Die Einbalsamierung war ein verwickeltes Geschäft und wurde unter dem Hersagen eines besonderen Rituals ausgeführt. Die Eingeweide und die weichen Teile des Körpers wurden herausgenommen und in Krügen (Kanopen) aufbewahrt. Das Herz wurde durch einen steinernen Scarabäuskäfer ersetzt, der Körper mit Natron und Asphalt behandelt und mit Leinwandbinden ganz umwunden, zuweilen in zwei Särge gelegt. Die Fahrt des Leichenzugs über den Nil wird in mehreren Grabbildern dargestellt. Klageweiber und Priester sind im Gefolge. Die Begräbniszeremonien am Eingang des Grabes waren eine dramatische Darstellung der Zeremonien, durch welche Isis, Nephthys, Horos und Anubis den toten Osiris wieder ins Leben rufen. Unter der Leitung eines Vorlesepriesters wurde die Mumie oder die Statue des Verstorbenen gereinigt. Zwei Ochsen wurden geschlachtet, Mund und Auge der Mumie geöffnet, damit sie von den Opfergaben genießen könne, Schenkel und Herz der Opfertiere wurden ihr angeboten. Dann wurde die Mumie in die tiefe Grabkammer gebracht, und ein Festmahl in dem äußeren

Grabzimmer, bei welchem der Tote als Teilnehmer gedacht wurde, beschloß den Tag (Vange, a. a. O. S. 215).

Wie haben wir uns nun die Vorstellungen der Ägypter vom Leben nach dem Tode zu denken? Es ist nicht leicht, ein deutliches Bild davon zu machen, da sie wohl auch mit der Zeit einigermaßen sich verändert haben und doch gewisse Ausdrücke gleich geblieben sind. — Der Mensch besteht nach dem Glauben der Ägypter aus dem Leib (Chet), der Seele (Ba), dem Namen (Ren) und dem Ka, den wir wohl, ähnlich wie bei den Rägern den Kra, als die Persönlichkeit bezeichnen müssen. Der Ka wird mit dem Menschen geboren, folgt ihm überall, und wenn der Mensch stirbt, stirbt der Ka nicht notwendig mit ihm. Er kann im Grab fortleben, und das Grab wird daher auch das Haus des Ka genannt. Um des Ka willen wird der Leichnam einbalsamiert. Für den Fall, daß die Mumie zerstört wird, können die Statuen, welche die Züge des Verstorbenen tragen, dem Ka als Sitz dienen. Der Ka kann aber vor Hunger und Durst sterben oder aus dem Grab sich entfernen und die Nachkommen quälen. Er ist für seine Ernährung auf die Liebesgaben der Nachkommen angewiesen. Allein es ist auch für einen Ersatz gesorgt. Das überall in den Gräbern aufbewahrte Gebet um Brot, Bier, Gänsebraten, Kleider und alle guten Sachen, von denen die Götter leben, für den Ka des NN. tut denselben Dienst wie die Opfer in natura. Das magische Wort schafft was es sagt. Auch das an die Wände gemalte Mobiliar kann das wirkliche ersetzen. Auch für die Erhaltung der Mumie wird durch Zaubersprüche gesorgt. Es sind beinahe unverständliche Sprüche, welche Schlangen, Skorpionen und andere den Mumien schädliche Tiere abhalten sollen. Daß der Name des Verstorbenen an seiner Grabssäule und bei den Nachkommen erhalten blieb, wurde auch als wesentlich betrachtet für sein Fortleben. Der Ba wurde ursprünglich als ein Vogel gedacht; die Seele war nicht an das Grab gebunden. Sie kann sich aufschwingen und unter den Göttern wohnen. Aber diese Lehre ist wohl erst später im Zusammenhang mit dem Osirismythos entstanden, und es wird daneben noch die Vorstellung vom Ka in den Texten fortgeführt. In den Carugefilden darf der Mensch dem Osiris dienen, wie er auf Erden

dem Pharao gedient hat. Er kann da pflügen und ernten, auf dem Strom segeln und unter schattigen Bäumen ruhen. Wie er die Totengefilde erreichen kann, wird nicht nur mit dem Bild des Vogels dargestellt, sondern auch als eine Überfahrt über ein Gewässer, die man sich erst durch kräftige Sprüche erkaufen muß. Nach der Darstellung in Heliopolis mußte der Tote in der Barke des Ra sein. Die Sonnenbarke mußte während der Nacht die Region der Finsternis, das Duat, durchfahren, um am Morgen wieder im Osten zum Vorschein zu kommen.

In dem 125. Kapitel des zuerst von Lepsius und dann in anderer Redaktion von Naville herausgegebenen Totenbuchs, welches, auf Papyrus geschrieben, den Toten ins Grab mitgegeben wurde, ist eine Gerichtsszene vor Osiris abgebildet. Der Tote wird von der Göttin der Wahrheit, Maat, eingeführt. Sein Herz wird von Horos und Anubis auf der Wage gegen die Feder der Wahrheit gewogen, Thot schreibt das Resultat auf einer Tafel auf. Jenseits der Wage sitzt ein Tier und auf einer Lotusblume die vier Totengötter Amset, Hâpi, Duamutef und Kebehsenuf, ferner Osiris auf seinem Thron und 42 Richter. Der Tote soll die Namen der 42 Richter nennen und eine Art Unschuldsbeichte ablegen, worin er eine Reihe Sünden aufzählt, von denen er sich frei weiß. — Dieses Bild beweist, daß die Ägypter an eine Vergeltung im Jenseits dachten; aber durch die Zaubersprüche und Amulette wird das sittliche Element wieder abgeschwächt, denn dieselben sollen dem Toten die Seligkeit ohne weiteres verbürgen.

In den thebanischen Texten, welche die nächtliche Sonnenfahrt durch das Duat darstellen, kommt auch eine Hölle vor, wo die Verdammten aufs grausamste gepeinigt werden. Aber auch hier spielen die Zaubersprüche eine große Rolle, und die sittliche Wiedervergeltung scheint in Ägypten trotz einiger Ansätze doch nicht recht in den Volksglauben eingedrungen zu sein. Die Vereinigung der Verstorbenen mit den Göttern streift an das Pantheistische, doch nicht so weit, daß eine Auflösung in das All gelehrt wurde. — Herodot behauptet, die Ägypter glauben eine Seelenwanderung, die neueren Forscher bestreiten es. Die Vermengung des Tierischen, Menschlichen und Göttlichen könnte wohl eher dafür sprechen. Es wird darüber das letzte Wort noch nicht gesprochen worden sein.

Daß die Ägypter nicht nur für das Leben nach dem Tode, sondern überhaupt für ihre Religion viel aufgewendet haben, daß sie im ganzen ein sehr religiöses Volk waren, dafür zeugen auch die vielen prächtigen Tempelbauten, welche uns wenigstens aus dem neuen Reich erhalten sind. Das Innerste eines ägyptischen Tempels war die kleine dunkle Kapelle, in welcher das Götterbild stand; vor derselben ein Säulensaal mit kleinen Fenstern unter dem Dach, die Decke mit Sternen geschmückt. Die Säulen waren stilisierte Pflanzenstengel, die aus dem Boden emporwuchsen. Durch einen großen Hof mit ringsum laufendem Säulengang kam man in den Saal. Rechts und links vom Eingangstor zum ganzen Gebäude standen zwei Türme mit Flaggenstangen, Kolossalstatuen und Obelisken. An dem Tempel des Amon-Rä in Karnak haben mehrere Könige bauen lassen, prächtige Alleen mit Sphingen angelegt, den Tempel mit Nachbartempeln verbunden u. dgl.

Der Priesterstand folgte im Rang unmittelbar nach dem König. Ursprünglich waren ohne Zweifel die Gausfürsten auch Priester für die lokale Gottheit. Später schloß sich die Priesterschaft mehr zusammen und gewann oft großen Einfluß im Reich. Doch konnte sie die Autorität des Königs nicht aufheben. Die Priester hatten die Götter mit Speise und Trank zu versehen. Die Rituale waren zum Teil sehr ausführlich, und die Zaubersprüche spielten wie bei den Toten so auch bei den Lebenden eine große Rolle. Feste und Prozessionen waren häufig. Überhaupt wurde die Religion sehr ins Äußerliche gezogen. Aber immerhin zeichnen sich die Ägypter in bezug auf sittliches Leben, in bezug auf die Stellung der Frau und in der Wertschätzung der häuslichen Tugenden vor den vorderasiatischen Heidenvölkern aus.

Zweiter Abschnitt.

Die chinesische und die japanische Nationalreligion.

1. Übersicht.

Im Osten von Asien finden wir zwei große Völker von mongolischer Rasse, welche sich ohne Berührung mit den Vorderasiaten zu einer hohen Kultur aufgeschwungen haben. Ihre

Überlieferungen reichen weit zurück, jedoch nicht weiter als die babylonischen. Die Chinesen wollen von 100 Familien abstammen, welche zuerst am Gelben Fluß sich niederließen und dann nach Süden sich ausbreiteten. Ihre größtentheils glaubwürdige Geschichte reicht bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurück. Sie werden wohl über Hochasien eingewandert sein und sind zu einer großen Nation geworden, welche manche Erfindungen vor den Europäern oder unabhängig von denselben gemacht und ihre nationale und religiöse Eigentümlichkeit Jahrtausende hindurch bewahrt hat. Auch die mongolische und die Mandschu-Herrschaft konnte das eigentümlich chinesische Wesen nicht verdrängen.

Die japanische glaubwürdige Geschichte und Kultur reicht nicht so weit hinauf wie die chinesische. Die ältesten japanischen Geschichtswerke stammen aus dem 8. Jahrhundert n. Chr., aus einer Zeit, da schon von China und Korea her Konfuzianismus und Buddhismus Eingang gefunden hatten, und die japanische Überlieferung datiert zurück bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. Die japanische Religion hat wieder ihr eigentümliches Gepräge, wie auch die japanische Sprache; die japanische Kultur ist eine Tochter der chinesischen, aber die nationale Selbständigkeit hat auch Japan durch Jahrtausende hindurch behauptet, und politisch wurde es niemals von einem fremden Volke beherrscht. Mindestens seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. herrscht dieselbe Dynastie.

Beide Nationen sind auch in religiöser Beziehung einander näher gekommen dadurch, daß in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt von Ostindien her eine Religion nach Ostasien vordrang, welche den Anspruch macht, Universalreligion zu werden: der Buddhismus. Aber in China und Japan hat der Buddhismus die Nationalreligion nicht verdrängen können. Er hat mit derselben eine eigentümliche Verbindung geschlossen, so daß man bei den Laien nicht sagen kann, welche Leute Buddhisten und welche Anhänger der Nationalreligion seien. Nur Tempel und Priester sind geschieden, aber das Volk kann in verschiedenen Fällen bald dahin bald dorthin um Hilfe sich wenden, ohne Gefahr, von den andern in den Bann getan zu werden.

Merkwürdig ist, daß bei der offenbar gemeinsamen Abstammung der Japaner und der Chinesen doch die chinesische Sprache mit ihren durchaus einsilbigen Wörtern einen andern

Charakter hat als die japanische agglutinierende (Silben ansetzende). Man hat schon behauptet, die chinesische, einsilbige Sprachform sei die älteste der Menschheit überhaupt. Allein die Sprachentwicklung auch in späterer Zeit, z. B. zwischen dem Altgermanischen und dem Englischen, oder zwischen dem Altgermanischen und den deutschen Dialekten zeigt, daß die Wörter im Verlauf der Zeit weit mehr abgeschliffen und verkürzt als verlängert werden. So werden wir auch bei der chinesischen Sprache darauf geführt, daß eine wirkliche Sprachverwirrung stattgefunden hat bei Völkern von gemeinsamer Abstammung.

In China und in Japan haben wir es nicht mit einer untergegangenen heidnischen Religion zu tun, wie in Vorderasien und Ägypten. Wir müssen nicht alte Denkmäler ausgraben, um dieselbe zu erforschen, sondern das Heidentum dieser Nationen hat sich bis auf unsere Zeit erhalten und setzt der christlichen Mission einen weit größeren Widerstand entgegen, als das Heidentum der unkultivierten Völker.

Eine ganz andere Art von Religion, eine andere Kultur, andere politische und gesellschaftliche Verhältnisse treffen wir bei diesen ostasiatischen Völkern als in Vorderasien und Ägypten. Ostasien ist vom Verkehr mit den Ländern am Mittelmeer, aus welchen unsere Kultur hervorgegangen ist, Jahrtausende lang abgeschnitten gewesen, aber es ist nicht auf die Stufe der unkultivierten Völker zurückgesunken, sondern hat seine selbständige Kultur entwickelt, in manchen Dingen früher als Europa. Um so fremdartiger mutet uns nun die ganze Denkweise des chinesischen Volkes an, welche mittelst des Konfuzianismus auch in Japan und Korea Eingang gefunden hat. Wenn wir in Babylonien und Ägypten die Entstehung der Vielgötterei zum Teil daraus zu erklären suchten, daß jede Stadt ihren Stadtgott als Schutzpatron hatte, und bei der politischen Vereinigung der Städte zu einem größeren Reich auch die Götter zu einer Familie zusammengefaßt wurden, so finden wir in China und Japan keine solche selbständigen Städte mit ihren Göttern, sondern von alten Zeiten her ein festgeschlossenes Reich, und auch die Einheit Gottes weit mehr gewahrt, wenngleich das persönliche Verhältnis zu demselben immer mehr verblaßte und von einem Heiligen-, Geister- und Ahnendienst über-

wuchert wurde, auch fremde Religionselemente eindringen. China hat niemals eine Mythologie gehabt; es ist ein verständiges, weniger phantasiebegabtes Volk, das stark unter Gesetz und Sitte steht und in seiner Entwicklung stehen geblieben ist. Die Religion geht mehr als anderswo in Moral, Anstandsregeln und Politik auf, und die Kultur kommt jetzt erst in nähere Berührung mit der europäischen.

Im Mittelalter sind die Nestorianer bis nach China vorgedrungen, was durch einen Stein bei Singanfu mit einer chinesischen und syrischen Inschrift aus dem 8. Jahrhundert bezeugt wird, und unter der Herrschaft der mongolischen Khane, welche gegen alle Religionen tolerant waren und von Rußland bis China im 13. Jahrhundert herrschten, konnten die Christen sich ausbreiten. Aber ihre Gemeinden zerfielen, durch den politischen Umschwung von der übrigen Christenheit abgeschnitten, ehe sie auf das Volk einen größeren Einfluß gewonnen hatten. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte die katholische Mission, welche durch Franz Xaver, den ersten Jesuitenmissionar, erneuert worden war, großen Erfolg in China und Japan. Die beweglicheren Japaner schienen bereits für das katholische Christentum gewonnen zu sein. Da erhob sich die nationale Reaktion, und durch furchtbare Verfolgungen schien um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Japan das Christentum völlig ausgerottet zu sein, während es in China trotz wiederholter Unterdrückung bis ins 19. Jahrhundert seine Organisation behielt. Beide Reiche schlossen sich von allem Verkehr mit Europa vollständig ab, bis im 19. Jahrhundert zuerst China und dann Japan den Forderungen der europäischen und amerikanischen Mächte nicht mehr widerstehen und zunächst einige Häfen für den Verkehr öffnen mußte. Nun zogen außer den katholischen auch evangelische Missionare durch die geöffneten Pforten ein. Das allerverschlossenste Japan wollte plötzlich alle europäische Kultur sich aneignen und schickte seine Leute nach Amerika und Europa zur Ausbildung. Die Überlegenheit Japans zeigte sich im Krieg mit China, und dieses so lange widerstrebende große Reich scheint nun infolge des Einmarsches der europäischen Truppen 1901 wenigstens einigermaßen dem Beispiel Japans folgen zu wollen.

Die Fortschritte des Christentums sind in beiden Reichen

nicht rasch. Aber die chinesischen Christen haben in den Verfolgungstürmen sich bewährt, und die alten Religionen werden ihren Einfluß auf das Volk im ganzen nicht behaupten können gegenüber der modernen Kultur. Immerhin wird man damit rechnen müssen, daß die Chinesen und die Japaner nicht so religiöse Völker sind wie die alten Ägypter und die Hindus. Im Ahnendienst und im Staatswesen geht ihre Religion auf. Pietät ist ihnen nicht abzusprechen, und diese Pietät ist ein heilsames Element für das sittliche Volksleben, aber sie geht vielfach in äußeren Dingen auf. Tiefere Sündenerkenntnis und persönliches Heilsverlangen sucht man dabei oft vergebens.

2. Die chinesische Religion.

a) Die chinesische Literatur und die alte Reichsreligion.

Wenn man die chinesische Religion die Religion des Konfuzius nennt, so bezeichnet man einen Mann als Religionsstifter, der allerdings in Tempeln verehrt wird als der größte Heilige des Volks, aber die Religion im eigentlichen Sinn weder gestiftet noch besonders gefördert hat, sondern nur als Moralphilosoph und Politiker den größten Einfluß auf die ganze Denkweise des Volks gewonnen hat.

Das Studium des Chinesischen ist ein außerordentlich schwieriges, obgleich es sich nicht um Hieroglyphen oder Keilschriften eines untergegangenen Volkes handelt. Man muß Tausende von Schriftzeichen kennen, bis man lesen kann. Jedes Schriftzeichen bezeichnet eine Silbe, d. h. ein Wort, aber z. B. das Wort *then* hat eine verschiedene Bedeutung, je nachdem der Vokal in tieferem oder höherem Ton gesprochen wird, wird daher auch verschieden bezeichnet. Dazu kommt der Unterschied zwischen dem Bücherstil (*Wen-li*) und der volkstümlichen Ausdrucksweise, und noch die Verschiedenheit der Volksdialekte. Aber die Zeichenschrift hat dann wieder den Vorteil, daß dieselbe Schrift durch ganz China gelesen und verstanden werden kann. Wie der Deutsche die Ziffern 1, 2, 3: „eins, zwei, drei“, der Franzose dieselben Ziffern: »un, deux, trois« liest, so liest der Chineser die Schriftzeichen je nach seiner Mundart. Man hat in den evangelischen Missionen versucht, das Chinesische wie die afri-

kanischen Sprachen nach dem Lepsius'schen Standard Alphabet zu schreiben, so daß jeder Laut genau bezeichnet wird, natürlich nur in einem einzelnen Dialekt, aber die Chinesen wollen von einer Lautschrift nichts wissen, und so kann dieselbe fast nur zum Unterricht von Mädchen verwendet werden, die sonst gar nicht lesen lernten.

Die chinesischen Klassiker*), die Bücher, welche größtentheils älter sind als Konfuzius und von allen Beamten und Gebildeten für die berühmten Examen studiert werden mußten, geben wenig Aufschluß über die Religion. Es sind die fünf King:

1. Der *Ti-king*, das Buch der Wechsel oder Wandlungen. Es enthält 64 symbolische Strichfiguren mit Erklärungen, die dem König Wen im 12. Jahrhundert v. Chr. zugeschrieben werden, ein dunkles Buch, auf welches man allerlei Astrologisches und Philosophisches und das später noch zu besprechende System der Geomantie aufgebaut hat.

2. Der *Schu-king*, das Geschichtsbuch, das aber keine fortlaufende Geschichte enthält, sondern Reden der alten Fürsten und Staatsmänner, namentlich über die rechte Kunst des Regierens, aus der Zeit von 2350—650 v. Chr., aber nicht lückenlos, denn um 212 v. Chr. ließ der Kaiser, welcher die Tsin-Dynastie begründete und den Bau der chinesischen Mauer begann, die von Konfuzius anerkannten kanonischen Bücher mit Ausnahme des *Ti-king* verbrennen, so daß nachher nur Fragmente gesammelt und mit Zutaten vermehrt wurden.*

3. Der *Schi-king*, eine Liederammlung, welche Konfuzius aus einer viel größeren Zahl ausgewählt haben soll. Es sind wenige religiösen Inhalts. Sie besingen Regententugenden, Tapferkeit, Frauenschönheit, Bruderliebe, Ahnenkultus u. dgl.

4. *Ti-ti*, das Zeremonialgesetz, nicht vorzugsweise für den Kultus, sondern für das tägliche Leben und die Politik.

5. *Tschün-tsieu*, Frühling und Herbst, eine von Konfuzius verfaßte Chronik des Fürstentums Lu, seines Heimatlandes, für die Religion am wenigsten bedeutend.

*) Eine chinesische Ausgabe mit englischer Übersetzung hat der Londoner Missionar Dr. Legge seit 1861 herausgegeben unter dem Titel: *The Chinese Classics*. Derselbe Verfasser hat auch in den *Sacred Books of the East* einen Teil der chinesischen Klassiker übersetzt.

Neben den fünf King werden die vier Schu, d. h. Schriften, als kanonisch angesehen: 1. Lün=ju, Gespräche des Kongtse mit seinen Schülern. 2. Ta=hio, die große Lehre, eine Art Methodik der konfuzischen Schule aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. 3. Tschong=jong, die Lehre von der Mitte, eine spekulative Ausführung konfuzischer Grundsätze aus dem 5. Jahrhundert. 4. Die Schriften des Meng-tse (Mencius), des angesehensten Vertreters der konfuzischen Schule im 4. Jahrhundert v. Chr.

„Unter der Han=Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) wurde die Staatsverfassung in allen Teilen, formell und systematisch, auf den Grundsätzen, Regeln und Antezedentien dieser alten Literatur aufgebaut und geordnet. Gleichzeitig wurden diese Bücher möglichst vollständig hergestellt und kommentiert. So entstand eine klassische, ultrakonservative Staatsverfassung, welche allen folgenden Dynastien als Erbschaft übermittelt, bis heute besteht. Untrennbar verknüpft mit dieser Staatsverfassung wurde eine klassische Staatsreligion, die also volle 2000 Jahre alt ist. Ihre Hauptgrundlagen sind jedoch unbedingt bedeutend älter, größtenteils sogar weit älter als die klassischen Schriften“ (De Groot, Chant. d. l. Sauff. I, S. 58). Neben diesen Büchern wäre noch der Tschou=li oder Tschou=kwan (Riten der Tschou) zu erwähnen, der mit den King und Schu unter der Han=Dynastie vor dem Untergang gerettet wurde. Der Ritualkoder der Han wurde unter späteren Dynastien mehr oder weniger erweitert, die King und die Schu aber galten ohne Änderung als Grundlagen der Staatsverfassung, der Religion und des Ritualwesens. Der Ritualkoder der gegenwärtigen Dynastie trägt den Titel: Ta=Tsching=thung=li (Allgemeines Ritual der großen Tsching=Dynastie). Dieses Buch mit weiteren Erklärungen und Vorschriften für die Ausführung, das 1818 auf kaiserlichen Befehl in 920 Büchern gedruckt wurde, ist die Hauptquelle für unsere Kenntnis der heutigen chinesischen Staatsreligion (a. a. O. S. 60). Es ist überhaupt merkwürdig, welche große Rolle die Bücher von alten Zeiten her bis in unsre Tage im Leben der Chinesen spielen, in welchem hohem Ansehen die Bücherleser stehen, wie viele Aufschriften, Adressen u. dgl. einem entgegengebracht werden. Es wird sich wohl in keinem alten Volk etwas ähnliches nachweisen lassen.

Die altchinesische Reichsreligion kennt nur einen Gott: Ti = Herr, oder Schang-ti = höchster Herr. Ihm bringt heute noch der chinesische Kaiser jährlich einmal, gleichsam als Hohepriester des ganzen Volkes, im stillen Hain bei Peking sein Opfer. Schang-ti hat keinen Leib, und es gibt kein Bild von ihm. Er umfaßt alle Menschen mit gleicher Liebe und vergilt Gutes und Böses in einer moralischen Weltordnung. Diese moralische Weltordnung schließt nach dem Glauben der jetzigen Chinesen eine persönliche Offenbarung, ein Reden Gottes mit dem Menschen, aus. Allein B. v. Strauß und Torney hat nachgewiesen, daß das nach den ältesten Liedern des Schi-king nicht der Fall war, daß da Gott mit dem König Wên redet:

1. Der Herr, der sprach zu König Wên:
Fern sei von dir Abfall, Gegenwehr,
Und fern Gelüsten und Begehr!
2. Der Herr, der sprach zu König Wên:
Die echte Tugend halt ich wert,
Die groß Getön und Färbung gern entbehrt,
Die niemals Leidenschaft und Laune nährt,
Die unerkannt und unverstanden
Nur nach des Herrn Gebot verfährt.
3. Der Herr, der sprach zu König Wên:
Ins Land des Feindes sollst du gehn,
Sollst deine Brüder dir gesellen,
Sollst deine Hackenleitern nehmen
Samt Sturmgerät und Wagentürmen,
Die Mauern Tschungs damit zu stürmen.

Die Größe Schang-tis wird ebenfalls im Schi-king gepriesen:

Groß ist Schang-ti,
Majestätisch überschaut er die untere Welt.
Er überblickt die vier Enden des Reichs
Und sucht einen Stiller des Volks.

Der Kaiser ist also von Schang-ti eingesetzt, um das Volk in Ordnung zu bringen. Missionar Maus faßt die Hauptpunkte, welche in den Klassikern über dieses höchste Wesen ausgesagt werden, in folgendem zusammen: „1. Er ist der Richter; 2. erscheint überall als einer; 3. thront über dem Himmel; 4. ist der Schöpfer des Weltalls; 5. beherrscht Himmel und Erde; 6. setzt Könige ein und ab; 7. beschützt die Menschheit; 8. ist rein; 9. liebt Tugend und Gerechtigkeit; 10. haßt das Böse und be-

straft es, belohnt das Gute; 11. dem Bußfertigen ist er gnädig; 12. er ist Geist. — In der Jetztzeit weiß der Chineser fast nichts mehr von diesem Gott; nur der Studierte kennt den Ausdruck, hält ihn aber für gleichbedeutend mit Himmel. Wenn nun auch Himmel in den Stellen der Klassiker öfters für Gott steht, so doch nie Gott für Himmel; auch sind sie oft auseinandergehalten, so daß der Unterschied von selber in die Augen springt" (Allg. Miss. Zeitschr. 1901 S. 221. 339).

So ist die älteste Staatsreligion Chinas ein entschiedener Theismus, ja Monotheismus gewesen. Aber daneben hat wohl auch schon in den ältesten Zeiten im Volk der Ahnen- und Geisterdienst bestanden, entsprechend dem Schamanismus der verwandten mongolischen Völker, und der Theismus der Staatsreligion ist immer mehr zum Deismus und zur Naturreligion geworden. Gott redet nicht mehr anders als durch Naturereignisse: Dürre, Hungersnot, Erdbeben u. dgl., und der Kaiser und die Beamten müssen ihn versöhnen, denn die chinesische Reichsreligion hat keinen besonderen Priesterstand: die weltlichen Beamten sind auch die Mittler für das Religiöse. Durch Konfuzius und seine Nachfolger wurde an die Stelle des Schang-ti Thien (im Hakka-Dialekt Thien), der Himmel, gesetzt, von dessen Befehlen alles bestimmt wird. So ging die lebendige Anschauung vom Wirken Gottes immer mehr verloren, und um 1200 n. Chr. lebte der Philosoph Tschu-hi oder Tschu-fu-tse, welcher die dunklen Stellen des Si-king in pantheistischem Sinn deutete, und dessen Auslegung für die berühmten Examen maßgebend war.

Aber Götterfrauen hat die chinesische Staatsreligion niemals gehabt. „Es findet sich im ganzen chinesischen Kultus nichts von jener Vergötterung der rohen Sinnenlust, durch welche in so vielen andern heidnischen Ländern die gröblichsten Ausschweifungen der menschlichen Natur gerechtfertigt und legitimiert, zugleich aber die Völker entnervt und die Herzen verunreinigt werden. Weder sind die philosophischen Spekulationen der Chinesen über das Doppelprinzip von Jin und Tang jemals ausgeartet in den schändlichen Lingdienst, wie ihn Indien hat, noch enthalten ihre Göttersagen ähnliche Liebesgeschichten wie die griechische und die indische Mythologie. Wohl sind die Chinesen ein leicht-

fertiges Volk in Wort und Tat; aber sie haben das Laster nie mit religiöser Weihe umgeben, sondern dasselbe wird so viel als möglich ebenso dem Blick entzogen, wie es außer dem Bereich der Religion bleibt, und es wird Keuschheit und Herzensreinheit angepriesen als Mittel, um Leib und Seele der höchsten Vollkommenheit näher zu bringen" (Lechler, Miss.-Mag. 1888, S. 115).

Derselbe Missionar Lechler, welcher 53 Jahre lang unter diesem Volk gelebt und gearbeitet hat, hebt noch einen andern Faktor aus dem sittlichen Leben der Chinesen hervor, der zur Erhaltung des Volks mitgewirkt haben mag: die hohe Ehrfurcht, die dem Alter in China gezollt wird, und die Pietät der Kinder gegenüber den Eltern: „Sowohl die patriarchalischen Einrichtungen, welche bei der sehr mangelhaften Verwaltung in den Riß treten müssen, damit Ordnung gehandhabt und Recht geschafft werde, als auch die Familienverhältnisse, welche in China besser geordnet sind als in irgend einem heidnischen Lande, geben Zeugnis dafür, daß die Lehren des Konfuzius in dieser Hinsicht nicht zur leeren Phrase herabgesunken sind, sondern ein lebendiges Element in dem chinesischen Volksleben bilden" (a. a. O. S. 116). Die „24 Beispiele" von Kindesliebe sind das klassische Büchlein der chinesischen Sittenlehre, und seine Beispiele sind in Tempeln und Schulen, in Herbergen und Teehäusern, in den öffentlichen Ausrufhallen und in vielen Privathäusern an die Wände gemalt, damit jeder Beschauer „das Herz berühre und den Bauch streiche", d. h. sich selbst prüfe, ob er diesen Vorbildern gleich seine Sohnespflicht erfülle (Heidenb. 1902, S. 41). Dabei wird nicht verschwiegen, daß die Pietät gegen die Ahnen zu einem heidnischen Ahnenkultus ausgeartet ist, und daß der ursprüngliche Monotheismus bald mit Polytheismus vermischt wurde (Miss.-Mag. 1888, S. 116).

Hören wir darüber einen andern gründlichen Kenner von China, den † Missionar Dr. G. Faber, welcher die chinesischen Klassiker so studiert hatte, daß sein chinesischer Stil auch von Chinesen als mustergiltig anerkannt wurde, und der die Werke des Mencius, des Micius und des Licius deutsch bearbeitet und herausgegeben hat. Er sagt in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, 1899, S. 228: „Die Religion der

Volksmasse in China besteht in ungeheuerlichem Götzendienste, gepaart mit dem krassesten Aberglauben. Aus den Tausenden von Götzen, die angebetet und angeräuchert werden, seien nur erwähnt: der Gott des Reichtums, der Herdgott, der Feldgott, der Flußgott, der Regengott (Drache), der Kriegsgott, der Medizingott, der Literaturgott, die Himmelskönigin, die Göttin der Barmherzigkeit, die Göttin der Pocken, der Pest, der Gott der Unterwelt, des Donners usw. Tempel und Altäre gibt es unzählige in allen Theilen des Landes, Ahnenhallen selbst in dem kleinsten Dörfchen. Gräberkultus, Wahrsagerei und Zauberei werden allgemein betrieben, Furcht vor Geistern, vor bösen Vorbedeutungen, unglücklichen Orten und Tagen plagen die Leute fast beständig. Man läßt sich's viel Geld und Mühe kosten, um Unheil abzuwenden und Glück zu sichern. Wohltätigkeit wird gepriesen, und doch gibt's kein Land, wo mehr Menschen verhungern, in Rebellionen hingeschlachtet werden oder im Elend hinsiechen, als in China. Auch die Armen werden kaum irgendwo so ausgesogen wie hier. Kindliche Pflicht wird hochgepriesen, aber für die Toten wird wohl besser gesorgt als für die Lebenden. Keine der vorhandenen Religionen kennt die Liebe Gottes des Vaters, keine kennt die Gnade des Heilands, der die Sünder reinigt von aller Missethat, keine kennt die neubelebende und neuschaffende Kraft des heiligen Geistes."

Wenn wir diese Urtheile von zwei so gründlichen Kennern Chinas wie Zechler und Faber zusammenstellen, so werden wir an das Wort des Grafen Waldersee erinnert werden, als er nach seiner Rückkehr aus China sagte, er habe gesucht das chinesische Volk zu verstehen, aber es sei ihm noch nicht recht gelungen. Wir müssen bedenken, daß auch ein Chinese, der Europa bereiste, sehr verschiedene Urtheile über das Christentum geben könnte, je nachdem er dasselbe in Neapel oder in Berlin oder in Herrnhut oder in Schottland kennen lernte. Wir werden in Analogie mit der Entwicklung des Christentums sagen müssen: der ursprüngliche chinesische Monotheismus ist überwuchert worden von einem Heiligendienste, der zu einem förmlichen Götzendienste wurde, weil der eine Gott nicht mehr als der lebendige, ins Leben eingreifende vorgestellt wurde, und die ethische Grundlage, auf welcher die großen Lehrer eifrig gebaut

haben, wird wohl noch allgemein als die Grundlage des Volks anerkannt, aber sie ist zu abstrakt, um das Volk neu zu beleben.

So sagt auch Lechler in bezug auf den Gang der chinesischen Kultur im allgemeinen: „China hätte bei seinen schönen Anfängen in der Kultur und bei den präservierenden Elementen eine hohe Stufe der Zivilisation erreichen können. Aber wir finden eine gewisse Verknöcherung, einen Stillstand auf halbem Wege und zugleich eine Unmacht, um selbst weiter zu kommen. — Die Chinesen, denen schon vor 4000 Jahren der Kaiser Wongti einen Kalender gab, und die zur Zeit der Kaiser Tau und Schun Minister der Astronomie hatten, mußten gleichwohl zu den katholischen Missionaren, welche vor 300 Jahren nach Peking kamen, ihre Zuflucht nehmen, um den Kalender korrigieren zu lassen, da sie die Sonnen- und Mondsfinsternisse nicht mehr richtig berechnen konnten. Es steht seither in dem chinesischen Kalender die Bemerkung, daß er durch die Ausländer berichtigt sei. Die Sonnen- und Mondsfinsternisse werden immer noch als Vorboten von nationalen Kalamitäten angesehen. Bei ihrem Eintritt werfen sich der Kaiser und die Beamten offiziell vor dem Himmel nieder und bitten um gnädige Abwendung des drohenden Unglücks, während das Volk auf dem Glauben gelassen wird, daß der Himmelshund ein Stück aus der Sonne oder dem Mond herausfresse, weshalb mit der Gong und der Trommel großer Lärm gemacht wird, um das Ungeheuer zu verscheuchen. Beim Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1874 bekam Kaiser Tsung Tschi die Pocken, und dieser Zufall wurde von den Chinesen als naturgemäße Notwendigkeit erklärt. — Es ist bekannt, daß die Chinesen schon vor uns das Pulver erfunden haben, aber ihre Komposition enthält zu viel Kohle und zu wenig Sprengstoff, so daß die Tragkraft ihrer Geschosse eine äußerst geringe ist. Ebenso haben sie die Buchdruckerkunst schon vor uns gekannt, haben aber gleichwohl noch keine beweglichen Typen“ (Miff.-Mag. 1888 S. 117).

Von der offiziellen chinesischen Staatsreligion bekommen wir am besten einen Begriff durch die Opfer, welche der Kaiser darzubringen hat als Sohn des Himmels, als Haupt der Staatsreligion. Sie sind in den Ritualbüchern genau bestimmt. „Der wichtigste dem Himmel dargebrachte Opferritus

findet alljährlich statt in der Nacht des Wintersolstitiums, auf dem sogenannten Kunden Hügel (Yuen-khiu) oder Himmelsaltar (Thien-tan), der im Süden des chinesischen Stadtteils von Peking steht. Er ist aus drei runden, aufeinander gestellten und mit Balustraden versehenen Marmorterrassen konstruiert und wird durch Marmortreppen, die genau nach den Himmelsgegenden gelegen sind, bestiegen. Die unterste Terrasse hat etwa 75 Meter im Durchmesser, die obere, welche gegen den Himmel ganz offen ist, 25. Eine weite, von hohen Mauern umgebene Fläche, worin sich auf der Nord- und der Ostseite Tempel und Gebäude verschiedener Bestimmung befinden, und welche teilweise von riesigen Bäumen beschattet ist, umgibt rings diese größte Opferstätte der Welt. Das erwähnte Winteropfer findet mit großartigem Pomp auf der obersten Terrasse statt, wo die Seele des Himmelsgottes selbst durch eine hölzerne Seelentafel, die auf der Nordseite in einem Tabernakel aufgestellt ist, repräsentiert wird. Diese trägt die Inschrift: Hwang-thien Schang-ti, d. h. Kaiserlicher Himmel, Oberkaiser. Auf der Ost- und Westseite befinden sich gleichartige Seelentafeln der 10 verstorbenen Vorgänger des residierenden Kaisers, auf der zweiten Terrasse Tafeln für die Seelen der Sonne, des Mondes, des Siebengestirns, der 5 Planeten, der 28 Mondhäuser und der sämtlichen Sterne und Sternbilder, nebst Tafeln der sogen. Thien-schen oder Himmelsgeister, d. h. des Wolkengottes, des Regengottes und der Götter des Windes und des Donners" (De Groot, Chant. d. l. S. I, S. 61). — Wir sehen hier, wie dadurch, daß Schang-ti in eine deistische Ferne gerückt wurde, eine unzählbare Menge von Naturgeistern entstanden ist, wie die ganze Natur beseelt gedacht wurde, ähnlich wie im Fetischismus, nur daß die Zauberei wenigstens in der Staatsreligion einem kultivierten Opferdienst weichen mußte, und wie der Ahnendienst, die eigentliche Volksreligion der Chinesen, auch hier seine Stätte findet.

Vor jeder Seelentafel ist eine Reihe von Opferspenden aufgestellt: Suppe, Fleisch, Fisch, Gemüse, Datteln, Kastanien, Reis, Reiskuchen, Becher mit Wein usw., alles den alten klassischen Vorschriften gemäß. Den kaiserlichen Ahnen, der Sonne und dem Monde wird überdies ein ganzes geschlachtetes Rind geopfert, den Planeten und Sternen ein Kalb, ein Schaf und ein

Schwein. Und für den Himmel selbst ist auf einem Scheiterhaufen am Südosten des Altars ein Rind zur Verbrennung niedergelegt. Den Kaiser, der vorher gefastet, führt ein langer, aus den höchsten und niedrigeren Reichsdienern zusammengesetzter Zug zum Altar hin. Dasselbst angekommen, wäscht er sich die Hände und während das Feuer des Scheiterhaufens das Rind verzehrt, opfert er an einem zu diesem Zweck aufgestellten Altartisch der Seelentafel des Himmels und nachher den Tafeln seiner Ahnen Weihrauchstäbchen. Darnach legt er knieend vor jede Tafel ein Stück Jaspis und Seide und präsentiert jeder eine Schüssel mit Fleischbrühe. Während er dann dem Himmel einen Becher Reiswein spendet, liest ein Beamter ein geschriebenes Gebet mit lauter Stimme vor und stellt dasselbe vor die Tafel hin. Der Kaiser wirft sich mit den Beamten zur Erde und berührt dreimal mit der Stirn den Marmorboden. Nachdem er auch den Tafeln seiner Vorfahren einen Becher gespendet, besteigen mehrere dazu angewiesene Beamte die zweite Terrasse und opfern den Tafeln der Himmelsgeister Weihrauch, Seide und Wein. Noch mehrere Opfer folgen, darunter die Darbietung eines Bechers mit sogen. „Glückwein“ und einer Schüssel „Glückfleisch“, welche der Kaiser knieend nacheinander gegen die Tafel des Himmels emporhebt. Zahlreiche Hände tragen den Weihrauch, die Seide und die übrigen Opferartikel samt dem geschriebenen Opfergebet zu dazu bestimmten Öfen und werfen alles zur Verbrennung hinein. Nachdem der Kaiser der Verbrennung eine kurze Weile zugeschaut, werden die verschiedenen Tafeln in drei zu ihrer Aufbewahrung bestimmten Tempel nördlich vom Runden Hügel feierlich zurückgetragen und der Kaiser selbst in den Palast zurückgeleitet (a. a. O. S. 62). — Das Verbrennen spielt in der chinesischen Religion eine besonders große Rolle als Mittel, um etwas in die unsichtbare Welt zu versetzen. Wenn man z. B. für die Ahnen Goldpapier und Kleider verbrennt, bekommen sie im Jenseits Gold und Kleider. Auch in einem Tempel auf der Nordseite des Runden Hügel's Ki-nien-tien (Tempel um ein glückliches Jahr), muß der Kaiser dem Himmel, seinen Ahnen und den Himmelsgeistern ein Opfer darbringen, um Regen zur rechten Zeit und eine gute Jahresernte zu erflehen. Der Erde, die an der nördlichen Mauer von Peking in einem ummauerten

viereckigen Flächenraum einen viereckigen offenen Altar hat, muß der Kaiser am Tage des Sommerсолstitiums ein Opfer dargebringen, wobei die Opferartikel nicht verbrannt, sondern vergaben werden. Auch hiebei erhalten die kaiserlichen Ahnen, sowie die niedrigeren Erdgötter, die 15 vornehmen Berge und Hügel des Reichs, die großen Flüsse und die vier Ozeane der vier Himmelsgegenden ihre Gaben. Den kaiserlichen Ahnen wird auf einfachere Weise bei den Seelentafeln im kaiserlichen Haustempel, mit großem Pomp im Großen Ahnentempel (Thai-Miao) im Park des inneren Palastes geopfert. Den frühesten Ahnen des kaiserlichen Hauses werden in ihren Grabstätten bei Mukden vom Kaiser selbst oder von dazu angewiesenen Prinzen oder Würdeträgern Opfer dargebracht (a. a. O. S. 63). — Die Sche-Tsih oder Götter des Bodens und des Getreides haben im großen Park im Südwesten des inneren Palastes ihren großen offenen Altar, und auch ihnen muß der Kaiser opfern, um Regen zu bekommen oder zu starken Regenfall zu beschwichtigen. — Diese Opfer werden in kleinerem Maßstab im ganzen Reich dargebracht auf ähnlichen Altären in den Provinz- und Bezirkshauptstädten von sämtlichen Militär- und Zivilbeamten. Es steht ausdrücklich im Li-ki geschrieben: „Der Himmelssohn opfert an den Himmel und die Erde, die Vasallen an die Götter des Bodens und des Getreides“ (a. a. O. S. 94).

An diese Hauptopfer reihen sich noch Opfer zweiten Rangs an, welche an den Altären der betreffenden Götter dargebracht werden: der Sonne, dem Mond, dem Schen-nung, dem „göttlichen Bauern“, einem Kaiser, der im 28. Jahrhundert v. Chr. dem Volk den Ackerbau lehrte, ferner der Sien-tschan, der ersten Seidenzüchterin, einer Kaiserin aus dem 27. Jahrhundert v. Chr., der die Kaiserin opfern muß, dem Konfuzius und einer Menge von Heiligen, den Wolken-, Regen-, Wind- und Donnnergöttern, den Berg-, Strom- und Ozeangöttern. Die Vasallen opfern nach dem Li-ki den wichtigen Bergen und großen Flüssen, welche sich in ihrem Gebiet befinden. Der Planet Jupiter, das große Jahr (Thai-sui) regelt das Tao, den Weg oder Kreislauf des Weltalls und des menschlichen Lebens. Auch ihm muß geopfert werden.

In dritter Linie stehen die Sien-i, die voresterlichen Ärzte, Kwan-Yü, der Kriegsgott der jetzigen Dynastie, ein Held aus

dem 2. und 3. Jahrhundert, Wen=ts'hhang, ein Stern im Großen Bären, den Schutzgott der klassischen Studien, Beh=ki'h=kuen, der Fürst des Nordpols, Hwo=schen, der Gott des Feuers, die Kanonengötter uff. Auch die Naturgötter werden menschenähnlich gedacht.

b) Die großen Lehrer und ihre Lehre.

Konfuzius oder Kong=tse (d. h. der Lehrer aus dem Geschlecht der Kong; sein Mannsname war Tschung=ni) lebte von 551—478 v. Chr. Er war von angesehener Familie, verlor aber frühzeitig seinen Vater und wurde in kümmerlichen Verhältnissen erzogen. Es war eine Zeit politischer Wirren, in welchen das Reich in Lehensstaaten zerfiel. Wie die Reichsregierung, so waren auch die Regenten der Lehensstaaten durch Adelsgeschlechter sehr bedrängt. Trotz dieser widrigen Verhältnisse hielt es Kong=tse, der im Fürstentum Lu in der heutigen Provinz Schantung geboren war, für seine Pflicht, sich dem Staatsdienst zu widmen. Er machte auch im Gefolge eines adeligen Herrn, in dessen Dienst er stand, eine Reise nach der Reichshauptstadt, wo damals die Dynastie der Tschou herrschte. Dasselbst soll er auch eine Begegnung mit dem älteren Weisen Lao=tse gehabt haben. Erst nach längerer Zeit fand er bei dem Fürsten von Lu eine Anstellung, zuletzt als Minister, so daß er große Reformen herbeiführen konnte. Doch die Fürstengunst dauerte nur vier Jahre, dann wurde die Gewissenhaftigkeit des Weisen dem Fürsten zur Last. Kong=tse wanderte nun 14 Jahre lang als Verbannter herum, bald verehrt, bald verfolgt, bis er durch einen in Lu angestellten Schüler in sein Vaterland zurückgerufen wurde, aber keine politische Rolle mehr spielte. Beim Herannahen des Todes wurde seine Stimmung düster. Er klagte über den Verfall des Reiches und über das Sterben der Weisen. Der Mann, dessen Ideal die Vergangenheit war, fand im Tode keinen tröstlichen Ausblick für die Zukunft. Das Religiöse tritt bei ihm sehr zurück. Auf das Gebet hielt er nicht viel. Wenn er die richtige und andächtige Weise des Opfern betonte, so geschah das mehr aus Anhänglichkeit an die Gebräuche des Altertums, als aus innerem religiösem Trieb. Als ein Schüler ihn über das Jenseits befragte, antwortete er: „So lange du das Leben nicht kennst, wie kannst du über den Tod etwas wissen?“ — Seine Religion

bestand hauptsächlich in der Pietät gegen das, was die Vorfahren gelehrt hatten. Doch wurde seine Moral nicht als eine von Menschen selbst erfundene angesehen. Vom Himmel sollte der Weise die rechte Ordnung des Lebens lernen. Des Himmels großartige Erhabenheit, seine alle Wesen unparteiisch bedenkende Güte, die Demut der Erde, die Regelmäßigkeit des Wechsels der Jahreszeiten und die ganze Zweckmäßigkeit der Einrichtungen der Natur soll für den Menschen vorbildlich sein. Vom Himmel ist auch das Leben jedes einzelnen Menschen bestimmt, und diese Bestimmung (ming) ehrt der Weise und zürnt dem Himmel nicht, wenn es nicht nach seinen Wünschen geht. Die Bestimmung ist aber kein blindes Schicksal, sondern das Gute, das der Mensch tut, hat eine Belohnung, das Böse eine Strafe zur Folge. Das rechte Verhalten aber besteht außer der sorgfältigen Beobachtung der heiligen Gebräuche in der richtigen Stellung 1. zwischen Eltern und Kindern, 2. Mann und Weib, 3. älteren und jüngeren Brüdern, 4. Freunden, 5. Obrigkeit und Untertan. Es gilt überall die rechte Mitte einzuhalten.

In Kong-tses Bahnen gingen Meng-tse (Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des Philosophen Mencius, übersetzt von E. Faber, 1877) und Mi-tse (Die Grundgedanken des alten chinesischen Sozialismus oder die Lehre des Philosophen Micius, übersetzt und erklärt von Faber 1877), während Li-tse mehr als Vertreter des Taoismus gelten kann (Faber, Micius, Der Naturalismus bei den alten Chinesen, sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus, 1877).

Es ist sehr schwierig, die Lehre des Konfuzius und seiner Schüler übersichtlich darzustellen, denn wissenschaftlich im modernen Sinn haben die Chinesen und vor allem Konfuzius nicht gedacht; wir finden daher kein gegliedertes System, wohl aber eine innere Verwandtschaft aller ausgesprochenen Wahrheiten, wie dies Faber in seinem „Lehrbegriff des Konfucius“ darzustellen sucht. Sie lassen von der Wissenschaft nur so viel gelten, als nötig ist, um seine Pflichten zu erfüllen, von den größten Grundsätzen nur die praktischen Folgen, von der Moral nur die nützliche und positive Seite. Große, gelehrte Untersuchungen, spekulative Fragen lassen sie links liegen und halten sich nur an das Positive. „Ihre Religion ist gewissermaßen nur Zivilisation, die Kunst, glück-

lich zu leben" (Huc, Das chinesische Reich II, S. 109). Aber eben deswegen gehört die Moral und Anstandslehre in China mehr als anderswo zur Religion.

Ein einzelner Begriff ist es, der in diesen Schriften am meisten wiederkehrt: der Edle. Für alle, welche nicht von Natur Heilige sind, steht der Weg des Edlen offen. Der Weg des Edlen geht vom Nahen zum Entfernten, von der Erkenntnis und Ausgestaltung des Wahren und Guten zur Umgestaltung der Welt. Im „großen Studium“ wird der ganze Stufengang des Edlen folgenderweise dargelegt: 1. Unterscheidung der Dinge und Studium, 2. Vollständigkeit der Erkenntnis, 3. Wahrhaftigkeit der Vorsätze, 4. Berichtigung des Herzens, 5. Kultivierung der ganzen Person, 6. Besorgung der Familie, 7. Ordnung des Staates, 8. Friedebringung für das ganze Reich.

Der Edle, der beim Essen nicht Sattheit, beim Wohnen nicht Bequemlichkeit sucht, sondern eifrig ist in Geschäften, vorsichtig in Worten, der mit Leuten von festen Grundsätzen verkehrt und sich zu bessern sucht, mag allein ein Freund des Studiums heißen. Bloßes Denken ohne Studium ist schädlich oder doch nutzlos. Gegenstand des Studiums ist Literatur, d. h. die alten Klassiker, besonders der Zi-king. Auch die Beispiele der alten heiligen Kaiser, also Geschichtsstudium, wird empfohlen. Das Studium soll zur Selbstverbesserung dienen, nicht um es vor den Leuten zur Schau zu tragen. Wer drei Jahre lernt, ohne es zu etwas zu bringen, kommt nicht leicht dazu. Aus dem Studium ergibt sich die Vollständigkeit der Erkenntnis, und zwar ist dreierlei zu wissen nötig: die Bestimmung, die Sitte und die Worte oder Beredsamkeit. Vor allem soll man Klarheit bekommen über das, was man weiß und nicht weiß. Die rechte Erkenntnis geht auf Ursache und Wirkung, und ihr folgt dann die Auswahl des Guten. Ihr Zweck ist also ein praktischer, nicht gelehrte Vielwisserei. Die dritte Stufe des Edlen ist die Wahrhaftigkeit der Vorsätze, d. h. zunächst der Gedanken, welche dann in Absichten und Willen übergehen. Der Edle ist auf sich und seine Gedanken aufmerksam, er betrügt sich nicht, sein Wille ist aufs Studium, auf Humanität und auf den Tao, auf den Weg des Menschen gerichtet. Da Gedanken und Wille aus dem Herzen kommen, ist die vierte Stufe die

Berichtigung des Herzens. Denn im Zorn, in Furcht oder Vorliebe oder Betrübniß erlangt man nicht das Korrekte. Die sieben Leidenschaften: Freude, Zorn, Schmerz, Furcht, Liebe, Haß, Lust, lassen sich auf die beiden Begriffe: Vorliebe und Abscheu zurückführen. Die Kultivierung der ganzen Person: In den Worten ist der Edle vorsichtig, er redet und schweigt zur rechten Zeit. Die Rede muß wahr sein und in beständiger Beziehung zum Wandel stehen. Man soll bloßen Worten nicht trauen, sondern den Gesichtsausdruck und besonders den Wandel betrachten. Die kindliche Pietät betrachtet Konfuzius als die Fundamentaltugend des sozialen Lebens. Die Kinder sollen den Eltern, so lange sie leben, nach den Anstandsregeln dienen, wenn sie gestorben sind, sie anständig beerdigen und ihnen nach den Anstandsregeln opfern. Diese Pietät geht auch der Humanität vor, sofern der Sohn den Feind des Vaters töten soll. Ordnung des Staats und Friede für das ganze Reich soll das höchste Ziel des Edlen sein (Frad, Konfuzius, Zeitschr. des christl. Volkslebens 1904, Heft 8, S. 52—60).

Der andere große chinesische Lehrer Lao-tse ist älter als Kong-tse und ein tiefer denkender Philosoph. Über sein Leben ist wenig bekannt. Lao-tse heißt: der alte Meister. Sein Mannsname war Pe-jang. Geboren ist er wahrscheinlich 604 v. Chr. im Fürstentum Tschu. Er war Archivar des Kaiserhauses Tschu in der Residenzstadt. Wegen der Zerrüttung der öffentlichen Zustände soll er im Alter sein Amt niedergelegt haben, um nach Westen auszuwandern. An der Landesgrenze habe ihn dann der dortige Oberbefehlshaber bewogen, seine Weisheit ihnen wenigstens schriftlich zurückzulassen. So sei der Tao-te-king entstanden. Über sein Lebensende wurde nichts bekannt.

Tao heißt eigentlich Weg. Es wird oft mit Vernunft oder Natur oder Urgrund oder Gott übersetzt. Aber es ist nicht der persönliche Gott des alten Volksglaubens (Ti), sondern das Göttliche als abstraktes Prinzip. Es wird unterschieden der unergründliche Tao und der Tao, der begangen werden kann. Wir haben es bei dem unergründlichen Tao nicht nur mit der Lehre des Laotse zu tun, sondern mit den Grundgedanken des Zi-king, die auch von den Konfuzianern als höchste Autorität angenommen werden. Die Seele des Himmels, sagt der Tsi-king,

ist der alles beherrschende Tao, d. h. der Weg, der Lauf der Natur oder des Weltalls und ist aus zwei großen Prinzipien zusammengesetzt: dem Jang, Wärme, Licht, Männlichkeit und der Yin, Kälte, Dunkelheit, Weiblichkeit. Durch das Zusammenwirken der beiden ist alles entstanden und wird auch die jährlich sich erneuernde Schöpfung hervorgebracht. Sie sind aus dem Tchai-ki, dem „großen Gipfel“ hervorgegangen, Jang repräsentiert den Himmel als den befruchtenden Vater der Schöpfung, Yin die hervorbringende Mutter. Der Mensch ist nach dem Li-ki aus beiden zusammengesetzt, die Vereinigung eines Shen von himmlischer Herkunft und einer Kwei von materieller Substanz (de Groot, Chant. d. l. S. I, S. 71). Um den Himmel und die Erde oder den Lauf des Weltalls zu ergründen und dadurch zu lernen, wie man der Segnungen der guten Geister (Shen) teilhaftig werden kann, sind im Yi-king die Kwa dargestellt, gebrochene und ungebrochene Linien: die ungebrochenen (— —), Symbol des Jang, die gebrochenen Symbol der Yin und durch Neben- und Untereinanderstellung bis auf 64 Variationen gebracht. Deren Deutung bildet die national-chinesische Wissenschaft, wie in Babylonien die Astrologie. Daneben wurden aber auch die Himmelslichter als die wichtigsten Vertreter des Shen im Weltall konsultiert. Auch die Schildkröte, die ein hohes Lebensalter erreicht, gilt als kräftig beseelt durch Shen, und durch eine gewisse Bearbeitung von Schildkrötenschild mit Feuer oder heißen Gegenständen kann man auch den Shen konsultieren. Der eigentliche Taoismus und Konfuzianismus läßt sich bei diesen abergläubischen Manipulationen nicht gut scheiden. Die Wu und Shi, die schon in den Klassikern vorkommen als Leute, die Seelen von Verstorbenen und Göttern in sich aufnehmen können, können als Taoistenpriester bezeichnet werden, sind aber in Wirklichkeit nur Zauberer.

Der unergründliche Tao ist nach Laotse der Erzeuger von Himmel und Erde, die Mutter aller Dinge, still und formlos, ohne Veränderung. Der Mensch empfängt sein Gesetz von der Erde, die Erde das ihrige vom Himmel, der Himmel das seinige vom Tao; der Tao ist sich selbst Gesetz. Tao durchdringt auch alle Dinge. Er bekleidet sie mit einem Gewand und macht doch nicht den Anspruch ihr Herr zu sein. Alle Dinge verehren frei-

willig den Tao und kehren wieder in ihren Ursprung zurück. Der Tao tut nichts und doch ist nichts, was er nicht tut. Weil er absichtslos und selbstlos handelt, vollbringt er alles und kann ihm nichts widerstehen. So bewegt sich die Lehre vom Tao in Widersprüchen. Er ist groß über alles und doch anscheinend klein und geringfügig.

Das Gesetz des Tao soll nun der Mensch zu dem seinigen machen. Dieser praktisch angewandte Tao heißt Te = Tugend. Der Mensch muß von allem Vielerlei der Welt sein Gemüt ausleeren um den Tao zu erfassen. Er soll die Selbstlosigkeit des Tao sich aneignen. Als Abbild des Tao wird das Wasser dargestellt, weil es allen wohlthut und ohne zu streiten stets den untersten Platz sich wählt. So soll der Mensch zu den Schwachen und Kleinen sich herablassen und sie dadurch gewinnen. Auch der mächtige Staat soll durch freundliche Behandlung die kleinen Nachbarn gewinnen. Die drei Haupttugenden sind Gütigkeit, Sparsamkeit, Bescheidenheit. Es gehört zum Tao, Ungerechtigkeit zu vergelten mit Gütigkeit. — So hat die Lehre Lao-tses etwas Ansprechendes und berührt sich mehr mit dem Evangelium als die steife Gesetzlichkeit Kong-tses. Aber die Gottheit ist darüber verloren gegangen, und Lao-tses mystischer Idealismus ist von seinen Nachfolgern nicht verstanden worden, sondern in gedankenlosen Aberglauben und geheimnisfrämerische Zauberei übergegangen.

Ungefähr 500 n. Chr. setzte die Gunst des Kaisers Tai-ho den Taoismus zuerst in den Stand, Tempel und Klöster in Nachahmung des Buddhismus zu gründen, während die altchinesische Religion keinen Priesterstand hat. Was man in den taoistischen Tempeln sieht, die drei Gottheiten, sind Nachahmungen des Buddhismus. Der Taoismus hat viele Götter aufgebracht und seine Priester stehen in sittlicher Beziehung auf niedriger Stufe. Ihr Papst hat seinen Sitz auf dem Lung-fu-Gebirge in der Provinz Schansi. Der Geist des ersten Papstes soll in seinen Nachfolgern wiederkehren. — Über das Leben nach dem Tod ist der Taoismus nicht so schweigsam wie der Konfuzianismus. Er lehrt eine Vergeltung in Himmel und Hölle, aber ohne Zweifel vom Buddhismus beeinflusst, den wir später noch

näher betrachten werden. Der Taoismus beschäftigt sich aber auch mit der Kunst das Leben zu verlängern. Im Tao-te-king heißt es, wer den Tao besitze, werde lange leben und bis an sein Ende nicht verwelken. Tao und Himmel seien rein und stille und so soll der Mensch, der mit dem Weltall ewig zu leben wünscht, in der Stille und Einsamkeit himmlische Reinheit kultivieren und zwar möglichst nahe am Himmel selbst, d. h. auf den Bergen. Zahlreiche Überlieferungen reden von sogenannten Sien, die sich in der vor- und nachkonfuzianischen Zeit den Tao erwarben. Sie flossen mit der Klasse der Schen zusammen, denn die Besitzer des Tao sind Schen. Unter den Sien hat es viele gegeben, die bedeutende Lebensverlängerung oder Unsterblichkeit durch Verschlucken von Kräutern, Gesteinen oder andern Substanzen erwarben, welche man sich mit großer Lebenskraft oder starker Schenbeseelung begabt dachte. Solche Lebenselixiere haben in der chinesischen Arzneilehre fortdauernd eine hervorragende Rolle gespielt und noch heutzutage heißen mit tätiger Heilkraft begabte Arzneien: Sienmedizinen. Auch dachte man sich abgelegene Orte und Inseln im Ozean als Fundstätten von Lebenskräutern. Der Kaiser Schi-hwang von der Tschin-Dynastie soll eine Flotte ausgerüstet haben um dieselben aufzufinden.

Was die vielen Götter betrifft, so werden wir uns denken müssen, daß sie theoretisch nur als Schutzheilige galten, faktisch aber statt des einen Gottes im Himmel verehrt wurden. Der Küchen- oder Herdgott erstattet dem Herrn des Himmels alljährlich Bericht über das Betragen der ihm anvertrauten Leute. Die Studenten verehren neben Kong-tse den Wanschtchang, den Gott der Literatur, die Soldaten den Kriegsgott Kwanti. Tsai-schin, der Gott des Reichtums, wird besonders von den Kaufleuten am Ende des Jahrs gefeiert. — Eine ganze Menge von Geistern, welche in Naturgegenständen, im Wasser, in Bergen u. dgl. wohnend gedacht werden, sind ebenfalls Gegenstände einer abergläubischen Furcht und werden durch Opfer beschwichtigt.

c) Der Ahnendienst, die Volksreligion von China.

Nun müssen wir die eigentliche Volksreligion von China, den Ahnendienst, noch näher betrachten. Die katholischen

Missionare, welche im 16. und 17. Jahrhundert zuerst genauere Berichte über die chinesische Religion gegeben haben, berichteten nach Europa, die Ahnenverehrung in China sei kein religiöser Akt, sondern nur der Ausdruck kindlicher Liebe gegen Eltern und Vorfahren. Unter diesem Eindruck standen wohl auch noch die ersten evangelischen Missionare. Aber auf einer Konferenz in Schanghai, 1867, wurde es zuerst von dem amerikanischen Missionar Yates deutlich ausgesprochen und allmählich von allen evangelischen Missionaren angenommen, daß der Ahnendienst heutzutage die einzige das ganze Volk durchdringende und darum die Hauptreligion der Chinesen ist, als deren Anhängsel alle andern Systeme zu betrachten sind (Miss.-Mag. 1878, S. 469 ff.). Daß die chinesischen Klassiker den Ahnendienst bereits vorgefunden hatten, steht fest. Er ist von ihnen sanktioniert und hängt wohl, wie der Geisterdienst der Chinesen, mit der Religion der andern mongolischen Völker zusammen, ist aber in China ausgebildet wie sonst nirgends und beherrscht das ganze Volksleben.

Die Chinesen glauben an die Existenz einer andern Welt, in welcher die abgeschiedenen Geister leben, aber die Mittel zu einer ordentlichen Existenz in derselben, daß sie Schen werden, müssen ihnen von den Menschen dieser Welt geliefert werden, also namentlich den Eltern von den Kindern. Das ist der Grundgedanke des chinesischen Ahnendienstes. Er berührt sich also mit der heidnischen Anschauung, daß die Götter zu ihrer eigenen Nahrung und Erquickung die Opfer der Menschen bedürfen. Da die andere Welt unsichtbar ist, muß das, was dem Verstorbenen dargebracht wird, unsichtbar gemacht, d. h. verbrannt werden. Das Jenseits wird gedacht als ein getreues Abbild des Diesseits, vom Kaiser bis herab zum geringsten Polizeimann, vom Mandarin bis zum Bettler und es herrscht in jener Welt die nämliche Selbstsucht und Gemeinheit der Gefinnung wie im Diesseits. Allerdings sind Gerichte eingesetzt, vor welchen jeder Mensch erscheinen muß, aber auch da herrscht dieselbe Bestechlichkeit wie im Reich der Mitte. Man weiß von keinem Land der Ruhe, der sittlichen Vollendung und der ewigen Seligkeit. Der chinesische Buddhismus kennt allerdings ein westliches Paradies unter Amitabha Buddha; aber abgesehen davon,

daß diese Vorstellung nicht allgemein unter den Chinesen angenommen wird, ist der Zutritt zu demselben auch davon abhängig, was auf Erden für den Verstorbenen geschieht.

Besonders gefährlich für die auf Erden lebenden Menschen sind die Bettelgeister (Kwei), welche keine Verwandte mehr haben, die ihnen Nahrung und Kleidung ins Jenseits schicken, Leute, die auf dem Meer, im Krieg, in fremden Ländern gestorben sind, deren Gräber man nicht kennt. Diese Bettelgeister plagen die Lebenden mit Krankheiten und allerlei Übeln. Deswegen werden für sie alljährlich drei Feste gefeiert, und die Chinesen in einer fremden Stadt bilden zusammen einen Wai-kwan, d. h. einen Verein, der für ein Begräbniß seiner Volksgenossen in der Heimat sorgt, damit sie an dem Segen der Ahnenverehrung teilnehmen. Auf diese Weise werden tausende von Särgen mit Leichen von Chinesen aus fremden Ländern nach der Heimat geschafft.

Hat der Chineser Nachkommen, welche mit kindlicher Liebe an ihm hängen, so geht er verhältnismäßig ruhig dem Tod entgegen, namentlich wenn die Kinder ihm einen schönen Sarg zum Geschenk gemacht haben, denn „tausend Jahre nach ihrem Hinscheiden müssen die Voreltern noch derselben Verehrung gewürdigt werden, wie bei ihren Lebzeiten.“ So ist's in den Klassikern befohlen. „Der Mensch hat nach dem Glauben der Chinesen drei Seelen, eine im Kopf, eine in der Brust und eine in den unteren Extremitäten: 1. die Lebensseele (sang-fun), welche dem Tier- und Pflanzenreich gemeinsam ist, 2. die Empfindungsseele (kok-fun), dem Tier und Menschen eigen, 3. die Intelligenzseele (tin-fun), welche nur der Mensch besitzt. Oder auch bestimmt man das, was wir Seele nennen, als zehnteilige Einheit, die sich zerlegt in drei dem zeugenden Prinzip angehörigen und sieben dem gebärenden Prinzip eignenden Teile. Wird diese Einheit durch Entweichen der einen Kraft aufgehoben, so ist dies der Tod. Selbst das gemeine Volk gibt sich mit diesen Spekulationen ab. Auch nach dem Volksglauben hat man drei Seelen, deren eine nach dem Tode beim Leichnam, bezw. im Grabe verweilt; eine geht ins Reich der Unterwelt und eine nimmt ihren Platz bei der Ahnentafel. Darnach ergibt sich eine dreifache Totenverehrung.

1. die sich um den Leichnam drehende bei der Bestattung und am Grabe,

2. die der ins Schattenreich versetzten Seele oder die Seelenmesse,

3. die sich in der Ahnenhalle vollziehende oder der Ahnendienst" (Schulze, Miss. Mag. 1887, S. 28 f.).

Schon bei der Erkrankung eines Familienglieds opfern und beten die Angehörige vor der Ahnentafel. Es wird eine Anzahl Dins, d. h. Papiere von der Form des gangbaren Silbergelds, oder Goldpapier verbrannt. Wird der Kranke bewußtlos, so stellt sich ein Familienglied mit einer Laterne vor die Haustür und sucht die entfliehende oder gebundene Seele zurückzurufen im Ton der zärtlichsten Besorgnis. Der Kranke darf gewöhnlich nicht in seinem Bett sterben, sondern er wird links von der Ahnentafel auf den Boden gelegt, damit er sogleich bei den Ahnen sei. Ist nun der Tod eingetreten, so begeben sich die nächsten Angehörigen an den nächsten Fluß oder Bach, um von den Geistern etwas Flußwasser zu erbitten zur Waschung des Toten. Am Hause wird ein blaues Plakat mit weißer Aufschrift angeschlagen, um es als Trauerhaus zu bezeichnen, denn weiß und blau sind die Trauerfarben. Dem Verstorbenen werden seine besten Kleider angezogen, zwei und mehr Anzüge übereinander. Bei dem Stamm der Hakkas gibt man dem Toten etwas Silbergeld in den Mund und in jede Hand einen Palmzweig, nicht etwa als Siegeszeichen, sondern damit er die bösen Hungergeister auf dem Weg in die Unterwelt vertreiben kann, und mit zwölf Kuchen soll er die Höllenhunde beschwichtigen.

Ist der Tote besorgt, so beginnt die Totenklage, ähnlich wie bei andern Völkern. Bei der Leiche des Vaters muß der älteste Sohn dem Verstorbenen ein Päckchen Arznei mitgeben gegen alle Krankheitschäden in der Unterwelt; bei der Leiche der Mutter betet er vor einem Geräte, das an die Geburt erinnert. Von den nächsten Verwandten muß er sich mit einem Schuh vor der Leiche prügeln lassen wegen der Versäumnisse der kindlichen Liebe. Sodann wird ihm ein Stocß gegeben aus dem das Haus umgebenden Bambus, der so lang sein muß, daß er das Herz des Sohnes erreicht. Derselbe soll ihm nicht nur zur Stütze, sondern auch als Waffe gegen böse Einflüsse

vom Geist des Verstorbenen dienen. Vor der Ahnentafel bringt der Sohn sein Opfer, bestehend in fünferlei Rohem und fünferlei Gefochtem. Vom Wein wird etwas vor der Leiche auf den Boden gegossen. Während des Opfers kniet der Spendende nieder, verneigt sich wiederholt und liest von einem weißen Blatt eine Opferlitanei zur Verherrlichung des Verbliebenen ab. Der Reihe nach opfern dann die nächsten Verwandten. Die Opfergaben dienen hierauf zum Schmause. Die Anordnung des eigentlichen Begräbnisses ist nicht Sache des Sohns, sondern des Bruders. Dasselbe wird je nach Umständen aufgeschoben, bis der Geomant einen günstigen Platz und einen günstigen Tag gefunden hat. — Der Sarg ist ein so wichtiger Artikel, daß manche Familie sich hier mit einem armseligen Hause begnügt, nur um den Verstorbenen ein besseres zu verschaffen, und ein Lebender wählt sich oft den Sarg aus, oder schenken, wie schon gesagt, Kinder ihren Eltern einen schönen Sarg. Daß der Sarg im nämlichen Raum gezimmert wird, in welchem der Kranke liegt, kann auch vorkommen.

Die Seelenmesse für den Verstorbenen (thai thsam = große Reue, der Familie gegenüber dem Verstorbenen) wird von Taoistenpriestern oder von buddhistischen Mönchen gehalten. Die Familienglieder und Freunde versammeln sich in der mit gestickten, die Macht der jenseitigen Gerichtsbehörden darstellenden Vorhängen geschmückten Ahnenhalle. Die Familie bekennt unter tiefen Verbeugungen ihre Versäumnisse vor der auf einen Tisch gestellten Ahnentafel. Die Priester gehen nach dem Takt einer Schelle singend unter allerlei Verbeugungen umher. Zu der Feier gehören nach Schulze M.-M. 1887, S. 39 ff.) sechs Teile:

1. Beschwichtigung des Herdgotts oder der Herdgöttinnen. Diese steigen am letzten Tag des Jahres auf zu Nyuk song, dem Obersten der Geister, und berichten ihm über die Vorkommnisse im Hause während des letzten Jahres. Es darf daher in der Nähe des Herds nicht gekantet werden, und über einen Verstorbenen darf nichts Nachteiliges berichtet werden. Um die Geister des Herds zu versöhnen, stellt der Priester eine Schale Reis auf, stellt zusammengerolltes Goldpapier aufrecht hinein, ebenso etliche Weihrauchstäbchen, zündet Papier und Weihrauch an und bewegt sich, monotone Gebete singend, um die Schale, bis beides verbrannt ist.

2. Feiung der Hinterbliebenen durch bestimmte Arzneipflanzen, welche in einem Kessel geröstet und mit Reiswein angebrüht von den Familiengliedern getrunken werden.

3. Das Überschreiten des Gelben Flusses, über welchen der Tote gehen muß. Aus Bambusblättern wird ein Schiffchen gemacht und dasselbe auf eine Schale mit Wasser gesetzt. Unter immer stärker anschwellenden Gebeten mit Schellen und Trommel laufen die Priester um die Schale herum, bis sie erklären, der Übergang sei durch ihre Gebete gelungen.

4. Die Versöhnung des Verstorbenen mit seinem Schicksal. Nachdem die Aufmerksamkeit der abgeschiedenen Seele durch Schlagen mit einer Holztrommel erregt ist, wird eine auf weißes Papier geschriebene Adresse an dieselbe verlesen, etwa des Inhalts: „Der Mensch lebt und stirbt; es gibt unter den Bäumen hohe und niedere. Dieser stirbt im 60. oder 70. Lebensjahr, jener im 20. oder 30. Dieser erreicht kaum das Alter von 8 oder 10 Jahren, jener stirbt im ersten oder zweiten Monat seines Lebens. Der Tschong Ku-lau erreichte das Alter von 27 000 Jahren; wo ist er jetzt? Darum sei nicht übermäßig betrübt! Das Sterben früher oder später ist aller Menschen Los.“

5. Die Überreichung von Geschenken an den Verstorbenen. Seine Seele hat in der Unterwelt noch dieselben Bedürfnisse wie diesseits. Darum werden ihm Kleider, Schuhe, eine Kiste und Geld, alles aus Papier gefertigte Sachen, durch Verbrennen nachgesandt. In jedem größeren Ort kann man diese Papiergegenstände kaufen.

6. Die Verabschiedung des Geistes. Für alle Anwesenden wird am Bach etwas Flußsand in den ausgebreiteten Rockzipfel geschöpft. Findet sich darin kein lebendes Wesen, so ist das ein Zeichen, daß der Geist des Verstorbenen zur Ruhe gekommen ist.

Die Ahnenverehrung geht jahraus jahrein fort. Im pietätvollen Hause wird den Ahnen jeden Morgen und Abend Weihrauch gebrannt und frischer Tee aufgefüllt. Mindestens viermal im Jahr werden ihnen Opfer gebracht, außerdem bei allen wichtigen Familienereignissen: Geburt eines Sohns oder Enkels, Hochzeit, Geburtstag und Erlangung eines durch Examen

errungenen Grades. Die größte Halle des Hauses wird gewöhnlich zur Aufstellung der Ahnentafel benützt. Die reichsten Leute errichten ein eigenes Gebäude dafür. „An der hinteren Schmalwand des meist rechteckigen Raumes ist in Kopfhöhe die Ahnentafel entweder in einem Schrein oder auf einem schmalen, etwa 4—5 Fuß langen Altartische aufgestellt. Es ist ein einfaches, in einen Fußsockel eingelassenes, rechteckiges flaches Brett aus härterem Holze, meistens von einem mit Schnitzerei verzierten Rahmen umgeben. Die Größe desselben ist verschieden, durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß hoch und $1-1\frac{1}{2}$ Fuß breit. Die eingravierten Zeichen sind meist vergoldet. In etwas fetteren Zeichen ist zu lesen: „Den verschiedenen Generationen, Urahnen, Ahnen, Urgroßeltern, Großeltern und Eltern“; außerdem Name, Geburt und Tod der Ahnen. In größeren Städten gibt es wegen Mangels an Raum in den Häusern allgemeine Ahnenhallen, wo man sich oft um schweres Geld einkaufen muß“ (a. a. O. S. 82).

Wir haben schon öfter das System der Geomantie (Feng schui = Wind und Wasser) erwähnt, durch welches die Wahl des Platzes für ein Grab oder ein Gebäude bestimmt werden muß. Die damit betrauten Männer, häufig Taoistenpriester, haben durch die Kompliziertheit des Systems eine ähnliche Willkürherrschaft über das gemeine Volk bekommen wie die Fetischpriester und die Schamanen. Ein berühmter Taoist Kof-puk, der 276—324 n. Chr. lebte und ein neunbändiges Werk über Alchemie und Astrologie hinterließ, wird als Vater der Geomantie betrachtet. Sie gründet sich aber hauptsächlich auf die Auslegung des *Ti-king* durch den oben genannten Philosophen Tschu-hi um 1200 n. Chr. Alles, was auf Erden ist und geschieht, hat im Himmel das Vorbild und das den Lauf der Dinge beherrschende Gesetz (*Li*). Die Sonne, die täglich ihre Bahn läuft und alles beleuchtet, hat auf Erden im männlichen Prinzip ihr Gegenbild, der Mond ist Mutter alles Weiblichen. In den fünf Planeten, welche der Chineser kennt, (Jupiter, Mars, Venus, Merkur, Saturn), sieht er die Urtypen seiner fünf irdischen Grundelemente: Holz, Metall, Feuer, Wasser, Erde. Die Fixsterne, bunt am Firmament zerstreut, sieht er in den Bergen mit ihren verschiedenen Formen wieder, und die

Milchstraße (Thien-ho, Himmelsfluß) schaut er auf Erden in den Flüssen und Bächen. Am Firmament lieft nun der Geomant die Geschichte der Völker und das Schicksal des Einzelnen. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß die zwei Grundlinien des Zi-king, die ganze und die gebrochene, oder die männliche, sich ausdehnende, und die weibliche, sich zusammenziehende Kraft, oder der grüne Drache und der weiße Tiger beim Bau eines Hauses oder bei der Anlegung eines Grabs in der richtigen Stellung zueinander sich finden. Der geübte Geomant erkennt jedes Glied, jede Ader dieser beiden Embleme des Hi (Kraft) in der Formation des Landes. Am meisten Kraft ist natürlich in der Nähe des Herzens dieser Ungeheuer. Da, wo sie sich in stumpfem Winkel vereinigen, ist die günstigste Lage für einen Bau oder ein Grab. Jede chinesische Stadt und jedes Dorf hat in den in der Nähe gelegenen Bergen oder Hügeln seinen grünen Drachen und weißen Tiger. Durch den Bau eines Hauses, durch eine Mauer, einen Zaun u. dergl. kann die günstige Lage eines Dorfs oder eines Grabs gestört werden. Umgekehrt kann durch Anlegung eines Turms oder eines Tempels ein fehlendes Glied der fünf Elemente ergänzt werden. Viele Türme und Pagoden in China sind nur aus solchen geomantischen Rücksichten gebaut worden. So haben die Geomanten das Volk in der Hand und können es aufheizen gegen die Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen, gegen den Bau von Missionshäusern u. dgl. Wenn China der europäischen Kultur erschlossen werden soll, muß mit diesem System gebrochen werden.

3. Die japanische Nationalreligion.

Über die religiöse Anlage der Japaner sagt Munzinger, der als Missionar des Evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Japan wirkte: „Der Japaner ist gewiß religiös, so gewiß Religion in dem Geistesleben eines jeden Volks einen Bestandteil und zwar einen Hauptbestandteil bildet; aber für die Geisteshöhen und -tiefen ist er weit weniger empfänglich als die Arier. Der Japaner ist eine Marthanatur, geschäftig, geschickt, praktisch, wohl auch etwas äußerlich; aber er ist nicht sehr viel von einer Marianatur, nicht bemerkenswert tief, innerlich, sinnig

und innig. Die äußere Welt der greifbaren Wirklichkeit steht ihm über der inneren Welt der Herzensideale, das praktisch-sittliche Leben über der Mystik. Das Ziel des Japaners ist nicht, den Menschen zu sich selbst in Harmonie zu setzen, sondern das Verhältnis des Menschen zu seinem Nebenmenschen, des Gatten zur Gattin, des Kindes zum Vater, des Schülers zum Lehrer, des Untertanen zum Herrscher, des Freundes zum Freunde genauer zu bestimmen. Der Japaner ist in hohem Grade eine ethische, in schwächerem eine religiöse Persönlichkeit" (Munzinger, Die Japaner, 1898, S. 187).

Das System des Konfuzius, das seit den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung auch in Japan Eingang gefunden ist, wie wir bei China gesehen, ein von der Religion ziemlich losgelöstes Moralsystem. Es beherrschte bis in die neueste Zeit namentlich die höher gestellten Japaner. Bei der Anlage der Japaner zu einem ästhetischen, graziösen Auftreten wird auch die Ethik mehr ins Äußere gezogen, und bei dem jetzigen Eindringen des modernen Materialismus geht auch die japanische Pietät vielfach in die Brüche. Immerhin wird man sagen dürfen, daß in Japan seit Jahrhunderten das Familienleben und namentlich die Stellung des Weibes, trotz der geduldeten Unsitte, besser gewesen ist als bei den meisten heidnischen und mohammedanischen Völkern. „Als wissenschaftliches System, sagt Munzinger, ist der Konfuzianismus überwunden, aber als Weltanschauung wirkt er fort" (a. a. O. S. 189).

„Die japanische Nationalreligion ist der Schintoismus. Aber wenn man den Japaner fragt, zu welcher Religion er sich rechne, so wird die Antwort fast immer lauten: Ich bin Buddhist. Schintoismus und Buddhismus haben sich schon im Lauf der Geschichte mannigfach innerlich beeinflusst, und im Volksbewußtsein stehen sie sich so nahe, daß man ebensowohl zu dem buddhistischen Gözen Fotofe als zu dem schintoistischen Gott Kami betet, daß man ebensogut zu dem buddhistischen Tempel O tera wie zu dem schintoistischen O miya geht. Warum aber der Buddhismus bestimmenden Einfluß vor dem Schintoismus gewonnen hat, erklärt sich daraus, daß in ihm viel mehr religiöser Gehalt steckt als im Schintoismus" (a. a. O. S. 191 f.). Schin-to ist ein chinesisches Wort und bezeichnet: Geisterweg oder Götterweg.

Die religiösen Urkunden des Schintoismus sind das um 712 n. Chr. verfaßte mythologische Kodschi (Erzählung alter Geschichten) und das um 720 entstandene, mehr chinesisch, konfuzisch beeinflusste Nihongi (Japanische Geschichte). Dazu kommt das im 10. Jahrhundert verfaßte Engishi (Ceremonien aus der Periode Engi 901—922). Nach dem Kodschi existierten im Anfang Himmel und Erde. Zunächst entstanden nun drei Gottheiten, dann zwei, dann wiederum zwei und zuletzt fünf. Diese zwölf Götter sind Personifikationen abstrakter Begriffe und werden nicht mehr verehrt, mit Ausnahme des Götterpaares Izanagi und Izanami. Diese bewegten den Ozean mit einem edelsteinbesetzten Spieß. Als Izanagi denselben zurückzog, fielen Tropfen von der Lanze, und wo einer hinfiel, entstand eine Insel. So wurden die tausend Inseln des japanischen Reiches geschaffen, darunter die erste Onogoro, wo das Götterpaar seinen Wohnsitz nahm. Söhne und Töchter wurden ihnen geboren, aber bei der Geburt des Feuergotts verlor Izanami ihr Leben. In heißer Sehnsucht nach ihr stieg Izanagi in die Unterwelt hinab. Er brach einen Zahn aus seinem Haarkamm und zündete ihn an, um Licht zu haben in der Dunkelheit der Unterwelt. So fand er Izanami, aber schon hatte die Verwesung ihr Werk begonnen. Betrübt und angewidert kehrte er, verfolgt von den Donnnergöttern, in die Oberwelt zurück. Um sich rein zu waschen von der Unreinheit des Todes und der Verwesung, beschloß er im Flusse zu baden. Als er seine Kleider am Ufer niederlegte, wurden plötzlich aus allen Stücken und aus allen seinen Gliedern Söhne und Töchter geboren. Aus seinem linken Auge kam die Sonnengöttin Amatarasu, aus seinem rechten die Mondgöttin Tsukinokami, aus seiner Nase der Regen- und Sturmgott Susano. Letzterer verwüstete das Land (Überschwemmung), worauf Amatarasu sich in eine Höhle zurückzieht, so daß große Finsternis über die Erde kommt. Mit einem Spiegel an einer Edelsteinschnur wird die Sonnengöttin wieder aus der Höhle herausgelockt, und Susano wird aus dem Palast des Himmels hinausgeworfen. Auf der Erde tötet er nun eine achtköpfige Schlange, welche sieben Töchter eines alten Mannes in der Provinz Izumo verschlungen hatte, nachdem er die Schlange mit Reisbranntwein (sake) berauscht hat. Aus ihrem Schwanz

zieht er ein kostbares Schwert, und nun nimmt er die einzige noch übriggebliebene achte Tochter jenes Mannes zur Frau.

Als die Erdengötter (die Menschen) sich mehrten, beschloß Amatarasu, ihren Enkel Ninigi hinabzusenden, damit er über sie herrsche, und gab ihm die Edelsteinschnur mit dem Spiegel und das Schwert mit, welches Susano im Schwanz der Schlange gefunden hatte (das sind noch die drei Insignien des Schintoismus und des japanischen Reichs). Ninigi kam auf dem Gipfel des Takachio auf der Insel Kjuschiu zur Erde herab, baute sich dort einen Palast und vermählte sich. Sein Enkel war Dschimmu Tenno, der Gründer des japanischen Reichs, der von Kjuschiu nach der Insel Hondo, der Hauptinsel, vordrang. Von da an, von 660 v. Chr., datieren die Japaner das Bestehen ihres Herrscherhauses, das manchmal durch Adoption vor dem Aussterben bewahrt wurde. — Wir werden wohl in diesen Sagen den Weg angedeutet finden, auf welchem die Japaner vom Festland herübergekommen sind und die Ureinwohner, die schwachen Ainos, auf die nördliche Insel Jesso zurückgedrängt haben.

Wir sehen: die japanische Religion ist einerseits eine auf pantheistischer Weltanschauung beruhende Naturreligion; die Erscheinungen des Gewitters u. dgl. werden mythologisch dargestellt, andrerseits wird das japanische Herrscherhaus auf göttlichen Ursprung zurückgeführt. Der Mikado ist nicht nur ein Diener Gottes, berufen, über die Nation zu herrschen, sondern der direkte Nachkomme der obersten Gottheit, selbst ein Gott, über alle Menschen und Götter gesetzt, ausgenommen seine eigenen Vorfahren. Dieser göttliche Charakter des Mikado erklärt es auch, daß man in der Zeit, da der Schogun in Japan das weltliche Regiment führte, in Europa den Mikado den geistlichen Beherrscher von Japan nannte.

Neben den Dichtern, Staatsmännern und sonstigen Patrioten, welche durch Dekrete des Mikado unter die Götter versetzt worden sind, werden aber auch die Naturgötter noch verehrt: die Götter des Winds, des Feuers, der Donnergott Raminari, der Reizgott Inari, die Sonnengöttin Amatarasu oder Tenscho Daidschin u. a. „Wenn man morgens früh über die Straße geht, kann man wohl sehen, wie einer oder der andere sich der aufgehenden Sonne gegenüber verneigt und sie mit Hände-

flatschen freudig begrüßt, und wenn man im Hochsommer auf den Gipfel des Fudschisan steigt, so erblickt man Duzende von Pilgern, welche sich auch die weiteste Reise nicht verbrießen lassen, um der Sonne an diesem ihr besonders geweihten Ort ihre Verehrung darzubringen" (Munzinger, a. a. O. S. 198).

Der Ahnendienst besteht auch in Japan, so daß man auf kleinen Hausaltären den Ahnen Speisopfer darbringt, aber eine so beherrschende Stellung im Volksleben wie in China hat er in Japan nicht. Das ganze System der Geomantie fällt weg, und Munzinger ist der Ansicht, daß es mehr vom Konfuzianismus als vom Schintoismus herstamme (a. a. O. S. 199). In Japan sind es die Ahnen des Kaiserhauses, nicht die Ahnen der einzelnen Familien, welchen in erster Linie die Verehrung gebührt. „So ist Odschin Tenno, der Sohn der kriegerischen Kaiserin Dschingo, welche die ersten Feldzüge nach Korea unternahm (um die Mitte des 3. Jahrhunderts), zu dem überaus populären Kriegsgott Hachiman geworden. Der Kaiser selbst wird von dem gewöhnlichen Volke immer noch als Gott betrachtet, und wenn auch die aufgeklärten Klassen längst nicht mehr an das Märchen von seiner Gottessohnschaft glauben, so schweigen sie sich doch klugerweise darüber aus" (a. a. O. S. 199).

„In den ältesten Zeiten gab es keine Tempel. Noch heute kann man die Verehrung der Gottheiten, z. B. der Sonnengottheit, im Freien beobachten. Aus Dschimmus Zeit wird berichtet, daß man zur Verehrung seiner kaiserlichen Vorfahren einen Platz für die Feierlichkeit herrichtete, indem man Bäume ringsherum pflanzte und den Platz mit Steinen umgab. Von Sudschin Tenno im 1. Jahrh. v. Chr. heißt es, daß er die Sonnengottheit mit einer andern zusammen in seinem Wohnhaus verehrt habe, dann aber eine besondere Stätte für die Verehrung derselben herrichten ließ. Erst später wurde der Tempel der Göttin nach seinem jetzigen Standort in Ise verlegt" (R. Lange, Chant. d. I. S. I, S. 158).

Unter den Schintotempeln (O miya) sind zu unterscheiden solche, die von buddhistischem Einfluß ganz oder fast ganz unberührt geblieben, und andere, welche zur Zeit der Vorherrschaft des Buddhismus erbaut worden sind. Von architektonischem Standpunkte sind die letzteren schöner. Zu den ersteren gehören verschiedene der wichtigsten und ältesten Tempel des Landes, die

Tempel in Ise und Izumo, ferner Hirano in Kyoto, sodann einige Tempel aus der allerneuesten Zeit. Die Bauart dieser Tempel ist sehr einfach und stellt wohl das älteste japanische Haus dar. Sie stehen auf Pfählen und sind aus dem Holze des Hinoki (*Chamaecyparis obtusa*) und mit der Rinde dieses Baumes, niemals mit Ziegeln, wie die buddhistischen Tempel, gedeckt. Eigentümlich sind die beiden hochstehenden Gabeln an beiden Enden des Daches, sowie runde, zigarrenähnliche Balken quer über dem First. In der Regel befinden sich die Tempel in einem Hain, in dem meist auch Sakakibäume stehen, und sind von einer oder mehreren Umzäunungen umgeben. Den Eingang bilden ein oder mehrere eigentümlich geformte, in kleinen Abständen aufeinanderfolgende Tore, die Torii (wörtlich Vogelsitz). Am unteren Querbalken hängt oft ein dickes Strohseil (*schimenawa*) mit Papierstreifen, die dem Bösen den Eingang zum Tempel verwehren sollen (a. a. O. S. 158).

Der Tempel ist geteilt in das Haiden, wo die Priester dem Kami (Gott) ihre Verehrung zollen, und das Honden, in welchem der Gott seine Wohnung hat und das stets verschlossen gehalten wird. Kahl und schmucklos wie das Äußere ist auch das Innere. Gözenbilder gibt es in den Schintotempeln nicht; denn der Schintoist denkt sich seinen Gott als Geist, oder vielmehr, da ihm eine unkörperliche Vorstellung doch nicht möglich ist, als Gespenst. Die Gegenstände im Innern sind: eine große Trommel, ein Metallspiegel, einige kleine Holzgehäuse (*tamashiro*), welche Wohnungen für die Geister sein sollen, und zickzackförmig geschnittene, herabhängende weiße Papierstreifen (*gohei*). Dieses *Gohei* ist nach R. Lange ein Ersatz für die in alter Zeit in Stoff dargebrachten Opfer, während jetzt Kupfermünzen geopfert werden. Doch glaubt man allgemein, daß der Gott selbst (*shintai*) in dieses *Gohei* herabsteigt und während des Gebets der Gläubigen darin Platz nimmt. Bei großen Festzügen wird dieser Stab mit dem Papier oft auf ein Pferd gesetzt und stellt so nach der Ansicht vieler den Gott selbst dar. Auch findet man dergleichen auf dem Göttersims im Hause, dem *Kamidana*, und auf den Reisfeldern, wenn der Reis beginnt Ähren anzusetzen, wo es gleichfalls eine das Böse abwehrende Kraft haben soll. Über die Bedeutung des Spiegels gibt es verschiedene

Ansichten. Manche behaupten, es sei das Symbol der Reinheit und Klarheit der Seele, andere halten ihn für eine symbolische Darstellung der Sonnengottheit überhaupt (a. a. O. S. 159).

Oft sind nahe dem Haupttempel einige Gebäude, in denen die täglichen Opfer dargebracht werden. Auf dem Vorhof zum Tempel findet man außerdem ein Steinbecken, aus dem der Besucher Wasser schöpft, um sich für den Besuch des Tempels wenigstens die Hände zu reinigen. Das Wasser spielt als reinigendes und sühnendes Element eine große Rolle im Schintoismus. Bei dem Fest der großen Reinigung (Oharai) das noch heute in der Mitte und am Ende des Jahres in allen Schintotempeln zur Befreiung des Volks von den Sünden, in Ise sogar jeden Monat, gefeiert wird, werden außer den geopfertem Stoffen Puppen von Papier, auf welche die Gläubigen ihre Lebensjahre schreiben, ins Wasser geworfen. Auch kommt es vor, daß einzelne im Winter kalt baden (kangori), um sich zu einem ganz besonderen Bittgang vorzubereiten. Hirata, der schintoistische Gelehrte (geb. 1776, † 1843), der in neuerer Zeit hauptsächlich für Wiederherstellung des Schintoismus gewirkt hat, empfiehlt, sich vor dem Morgengebet Gesicht und Hände zu waschen, den Mund auszuspülen und den Körper zu reinigen (a. a. O. S. 160. 163).

Die Schintopriester sind verheiratet, und das Amt erbt der Sohn. Doch kann derselbe auch einen andern Beruf erwählen. Sie haben keinen Gehalt, sind auf die Opfer der Gläubigen angewiesen und treiben daneben Landbau. Durch ein Zeichen mit der Trommel wird der Gott auf die Darbringung des Opfers aufmerksam gemacht. Namentlich die Erntesorgen geben viel Veranlassung zu Opfern, und die Priester gelten auch als Wettermacher, und sie treiben allerlei Zauberei. Gottesdienst, Religionsunterricht und Seelsorge haben sie nicht. Selbst bei Beerdigungen werden eher Buddhistenmönche als Schintopriester beigezogen.

Die Moral des Schintoismus beruht, wie gesagt, hauptsächlich auf äußeren Reinigungen. Ehe der Priester zum Tempel geht, muß er sich reinigen. Eine große Reinigung (o harai), welche am letzten Juni und am letzten Dezember in Anwesenheit des Bezirksbeamten vorgenommen wird, gilt als Entsühnung des Volks für alle Übertretungen wider den Reisbau, für alle Arten

von Verunreinigung, für Körperverletzung und allerlei Sünden, die mit leiblicher Befleckung zusammenhängen.

Als das altjapanische Sittengesetz, das in der Wertung des Volks und namentlich der Gebildeten höher steht als alle religiösen Vorschriften, werden wir das Bushido bezeichnen müssen. Bushido heißt eigentlich: „Weg der Ritter“ und ist der Inbegriff alles dessen, was nach altjapanischer Überlieferung für einen Samurai, einen japanischen Ritter und Vaterlandsfreund sich schickt. Neben dem Dschu-Dschitsu, der japanischen Methode den Körper zu stählen, wird das Bushido dem Japaner eingeprägt als ein ungeschriebenes Gesetz, als das national-japanische Ehrgefühl, so daß der japanische Soldat mit Todesverachtung in den Kampf geht, wie es in dem russisch-japanischen Krieg besonders hervorgetreten ist, daß er treu zu seinem Kaiser und zu seinen Ahnen steht und auch dem Feinde gegenüber fremdes Elend mitfühlt (Calwer Missionsblatt 1905, S. 59. 69). Wir werden das japanische Bushido in Parallele stellen dürfen mit „dem Edlen“ des Konfuzius, und darin den kriegerischen Charakter der japanischen Nation im Unterschied von der chinesischen erkennen.

Die Geschichte des Schintoismus zerfällt in drei Perioden. Die erste währt bis zur Einführung des Buddhismus und enthält die im Kodschiki, Nihongi und Engischiki enthaltenen Anschauungen und Gebräuche unvermischt. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts kam der Buddhismus nach Japan, und die Pracht des buddhistischen Kultus, die Ethik des Buddhismus und die Aussicht auf ein Leben nach dem Tod in einem Paradies, welche die das Nirwana umdeutende „Schule der großen Überfahrt“ gebracht hatte, scheint dem japanischen Volke mehr zugesagt zu haben, als der einfache, den Menschen wenig in Anspruch nehmende Schintoismus, denn die große Mehrzahl namentlich der niederen Volksklassen fiel ihm zu. Er ging eine Verbindung mit dem einheimischen Kultus ein, durch welchen die Gottheiten des Schintoismus als Wiedererscheinungen von Buddhas bezeichnet wurden und buddhistische Namen erhielten, die Schintempel nach buddhistischem Vorbild erbaut wurden und buddhistische Gebräuche in denselben Eingang fanden. Nur einige der ältesten Tempel bildeten eine Ausnahme. Vom neunten bis zum

dreizehnten Jahrhundert entwickelte sich der Buddhismus auch in Japan selbständig, indem neue Kongregationen entstanden, die wir bei der Geschichte dieser Religion besprechen werden. Die Periode der Verschmelzung von Schintoismus und Buddhismus dauerte bis zur Wiederherstellung der Kaisermacht im J. 1868. Schon nach der Verfolgung des Katholizismus und der Abschließung Japans gegen allen europäischen Einfluß ungefähr um das Jahr 1700 begann eine Opposition gegen die Bevorzugung der fremden Lehren des Buddhismus und Konfuzianismus und eine Agitation für Wiederherstellung der Kaisermacht und des reinen Schintoismus durch mehrere Gelehrte, darunter der letzte der schon genannte Hirata Afsutana. Durch Schriften religiösen Inhalts machten sie den Schintoismus verständlicher und verlangten die Verehrung der alten mythologischen Götter und der Kaiser, die für Abkömmlinge der Götter gehalten werden. Aber erst mit dem Sturz des Schogunats 1868 gewann diese Richtung den Sieg und beginnt die dritte Periode des Schintoismus, in welcher derselbe namentlich die Religion des Hofes geworden ist. Die Schintotempel wurden staatlich unterstützt und nach dem Muster der alten sehr einfach erbaut, während man den buddhistischen Tempeln ihre großen Einkünfte nahm. Aber nur die höheren Klassen sind für diesen wiederhergestellten Schintoismus gewonnen worden, das gewöhnliche Volk hält an beiden Religionen fest und neigt mehr zum Buddhismus (R. Lange, Chant. d. I. S. I, S. 143).

Da Korea künftig unter japanischem Einfluß stehen wird, wollen wir hier einiges über die dortige Religion mittheilen. In Korea ist die eigentliche Volksreligion ein Schamanismus mit männlichen und weiblichen Zauberern (pansu und mutang). Demselben ist der Konfuzianismus und der Buddhismus aufgepfropft, ohne daß sie als verschiedene Religionen gelten; also dasselbe Verhältniß wie in China. Die konfuzianische Wissenschaft bildet die Grundlage aller Erziehung und Bildung, und in jeder Bezirksstadt befindet sich ein Konfuziustempel, zu welchem sich der Magistrat mit seinen Unterbeamten zweimal im Jahr in Prozession begibt, um dem Geiste des weisen Lehrers die übliche

Berehrung darzubringen. Aber auch buddhistische Klöster und Tempel sind über das ganze Land hin zerstreut. Den buddhistischen Bettelmönchen war aber bis zum Ausbruch des japanisch-chinesischen Kriegs der Zutritt zu der Hauptstadt geradezu untersagt.

Als höchstes Wesen gilt den Koreanern Hananim, der chinesische Schang-ti. Diesem zunächst steht (nach der Meinung vieler) Buddha. Dann folgen die zehn Richter des Schattenreichs, deren Bilder in den buddhistischen Tempeln zu sehen sind. Diese Richter sind durch ihre Diener aufs genaueste von allen Vorgängen der Sterblichen unterrichtet. Je nach ihrem Urteilspruch wird die Seele eines Verstorbenen in den buddhistischen Himmel (des Amitäbha) oder in die Hölle verwiesen. Der Glaube an eine Seelenwanderung ist verbreitet, aber nicht allgemein. Daß die Seele ruhelos auf der Erde umherirrt, wenn ihr von den Söhnen nicht geopfert wird, wird von vielen geglaubt (Miss.-Mag. 1904, S. 451). So findet sich in Korea Ahnendienst und Geomantie und daneben die Verehrung von Berggeistern (sausin) und andern Dämonen (kuisin), vor welchen namentlich die Frauen in beständiger Furcht leben.

Dritter Abschnitt.

Die arischen Nationalreligionen in Asien.

Wir kommen nun an die Völkergruppe, welche man die arische, oder indo-germanische oder indo-europäische nennt. Durch die Bekanntschaft der Europäer mit dem Sanskrit, der heiligen, jetzt als Volkssprache ausgestorbenen Sprache in Ostindien, am Ende des 18. Jahrhunderts, ist die Wissenschaft der Sprachvergleichung entstanden, und man hat gefunden, daß die fernen Völker in Ostindien und Persien mit uns Europäern näher verwandt sind als mit den dazwischen wohnenden semitischen Völkern. Aber man muß die Sprachen in ihre ältesten Formen zurückverfolgen, um ihre Verwandtschaft zu erkennen, denn dieselben haben manche Verwandlung durchgemacht, und einzelne Völker haben sich auch in Berührung mit Nachbarvölkern von anderem Stamm selbstständig entwickelt.

Als die Sprachverwandtschaft nachgewiesen war, suchte man das indogermanische Stammland und eine gemeinsame indogermanische Mythologie. Aber es ist nicht gelungen. Chantepie de la Saussaye sagt darüber: „Das indogermanische Stammland hat man schon so ziemlich überall gesucht: auf der Hochebene Pamir, in Armenien, in Süd-Rußland, in Lithauen, in Süd-Schweden, und manche Forscher meinen heutzutage, daß die Frage kaum eine wissenschaftliche Berechtigung hat. — Nur einige allgemeine Schlüsse über nähere Verwandtschaftsverhältnisse zwischen einzelnen Völkergruppen stehen fest. So bilden gewiß die Perser und Inder eine Gruppe, aber auf der andern Seite stehen die Iranier auch mit den Slaven in näherem Zusammenhang. Von einer gräco-italischen Gruppe zu reden ist nicht mehr angängig, hingegen haben die Italiker vieles mit den Kelten gemein. — So wissen wir von der altindogermanischen Religion viel weniger zu erzählen als die Mythologen der älteren Generation. Wußten diese für griechische Götternamen bald eine Sanskritwurzel aufzufinden, welche ihr Wesen und ihre Mythen erklärte, so scheint es uns jetzt zu gewagt, diese Erklärung fast ganz auf die Etymologie zu gründen. Auch die Völkerkunde hat ein Wort mit dareingeredet und für dies und jenes, was man zu dem indogermanischen Grundstock rechnete, Analogien nicht bloß bei Semiten und Aegyptern, sondern sogar bei Rothhäuten und andern Wilden nachgewiesen“ (Chantepie de la Saussaye, Religionsgesch. 2. Aufl. II, S. 2 f.).

Diese Andeutungen können nur die Anschauung der Bibel bestätigen, daß die heidnischen Religionen erst mit der selbständigen Entwicklung der Völker, der einzelnen Nationen, zu einem mythologischen System geworden sind, daß es also keine gemeinsame indogermanische Mythologie gegeben hat, sondern die Verehrung des einen Gottes das Ursprüngliche gewesen ist. Schon bei den am nächsten verwandten arischen Völkern, den Indern und den Persern, welche den Namen Arier, d. h. Edle, für sich in Anspruch nahmen, und welche in Asien geblieben sind, werden wir in der Religion neben den verwandtschaftlichen Zügen auch Gegensätzliches finden. Während das Wort *dēva* im Sanskrit Gott bezeichnet, sind in Persien *daēvas* die bösen Geister im Gefolge des Angromainju (Ahriman). Indra ist in Indien

der hochverehrte Gott, Andra in Persien ein Dämon. Asuras sind in Indien Dämonen, Ahura-Mazda (Ormuzd) in Persien der höchste Gott. So wurden die Inder von den Persern als Dämonenverehrer bezeichnet, während diese eine reinere Religionsform hatten, welche auf die Person des Zarathustra als des Reformators zurückgeführt wurde.

I. Der Brahmanismus.

A. Übersicht.

In Vorderindien treffen wir, wie in China und Japan, ein Volk, dessen heidnische Religion wir von Jahrhunderten vor Christi Geburt bis auf unsere Tage verfolgen können, und zwar ein Volk, in dessen Charakter und Geschichte die Religion viel tiefer eingegraben ist als in jene großen Kulturvölker mongolischen Stammes.

Die Halbinsel von Vorderindien bildete niemals eine politische Einheit, bis sie in unserer Zeit durch die englische Fremdherrschaft unter einen Hut gekommen ist. Eine vollständige religiöse Einheit können wir auch jetzt nicht daselbst finden, denn wir haben die unkultivierten Völker genannt, welche einen von der herrschenden Religion unabhängigen Dämonendienst treiben. Aber diese unkultivierten Völker beugen sich vor dem Kastensystem der herrschenden Religion. Vom Himalaya bis zum Kap Komorin, von der Indusmündung bis zum Meerbusen von Bengalen sind die Brahmanen die Götter der Erde, die Vedas die heiligen Schriften, das Sanskrit die heilige Sprache, das Mahābhārata und das Rāmājana die nationalen Heldengedichte. Während im größten Teil der südlichen Halbinsel, im Dekhan, Sprachen gesprochen werden, die gar nicht vom Sanskrit abstammen, hat doch der Brahmanismus auch die sogenannten dravidischen Völker, soweit sie die arische Religion und Kultur annahmen, zu einer Nation vereinigt. Die tamulische und die kanaresische Literatur hat ganz denselben Nationalcharakter wie die Sanskritliteratur. Nicht die Sprache, nicht die politische Herrschaft, sondern die Religion hat Vorderindien vereinigt, und doch ist diese Religion eine Nationalreligion geblieben, denn die nationalen Schranken sind im Kastensystem zugleich religiös,

wie sonst in keinem Volke. Aber immerhin konnte aus dieser eigentümlichen Nationalreligion der erste Versuch einer Universalreligion hervorgehen, den wir später besprechen werden: der Buddhismus.

Die Religion beherrscht das ganze Volksleben in Indien, wie nicht leicht in einem andern heidnischen Lande. Die Priester stammen von einem besonderen Geschlecht und haben sich in ihrer gesellschaftlichen Stellung selbst über die Könige erhoben. Ihre Satzungen beherrschen das ganze Volksleben. Eine ungeheure Menge von heiligen Schriften ist im Lauf der Jahrhunderte auf Palmblätter geschrieben und bis in unsre Zeit erhalten worden. Eine Menge von heiligen Stätten werden von Pilgern aus weiter Ferne her besucht. Die religiösen Feste, die Melas, sind die indischen Volksfeste. Kein anderes heidnisches Volk hat in theologischem Denken so viel geleistet wie Indien. Theologie, Philosophie und Askese stehen in hohem Ansehen bei dem ganzen Volk, und wenn wir auch bei den berühmten indischen Bäufern sehr wenig wirkliche Frömmigkeit finden, so ist doch die ganze Erscheinung ein Beweis für den religiösen Sinn dieses Volks.

Die indische Religion hat manche Wandlungen durchgemacht, wie wir aus der religiösen Literatur schließen müssen. Denn eine geschichtliche Darstellung suchen wir vergebens. Es ist merkwürdig, wie das indische Volk, welches im Epos und Drama, in Philosophie, Grammatik und Mathematik bedeutendes geleistet, so gar keinen Sinn hat für Geschichte. Das einzige feste Datum aus dem indischen Altertum ist das Todesjahr des Buddha, das wir aus den Berichten anderer buddhistischer Völker erfahren, und dieses schwankt noch zwischen 480 und 477 v. Chr. Wie die Geologen aus den aufeinanderliegenden Gesteinschichten die Geschichte der Erdoberfläche konstruieren, so muß die Geschichte der indischen Religion aus der Sprache und den gegenseitigen Beziehungen der aufeinanderfolgenden Schriften erschlossen werden. Über die Aufeinanderfolge im ganzen ist man ziemlich einig, aber auf welche Zeit die einzelne Schrift zu setzen ist, darüber differieren die Gelehrten um Jahrhunderte.

Als die indischen Arier sich von den persischen getrennt hatten und vom Gebirgsland herabkamen, bewohnten sie zunächst

das Land des Indus und seiner fünf Zuflüsse bis an die im Sand versiegende Saraswati, die hapta hindu (altpersisch) oder sapta sindhu (Sanskrit), das Land der sieben Ströme; daher der Name Indien. Dort entstanden die ältesten religiösen Gesänge, welche im Rig-Weda enthalten sind und noch nichts von dem späteren heiligen Strom, dem Ganges, wissen, sondern den Indus feiern. Dort treibt das Volk mehr Viehzucht als Ackerbau, wie aus den Liedern zu schließen ist. Man hat aus astronomischen Abweichungen im Tierkreis die vedische Kultur bis ins Jahr 4000 v. Chr. zurückversetzen wollen. Allein astronomische Angaben können aus Babylonien hervorgegangen und in späteren Jahren unverändert nach Indien gekommen sein, wenn sie auch nicht mehr ganz zutrafen. Um die Jahre 1500—1200 v. Chr. wird gewöhnlich die Entstehung der ältesten Weda-Lieder gesetzt, und dann nehmen auch die schärfsten Kritiker an, daß diese Lieder viele Jahrhunderte lang nur mündlich, ganz wörtlich fortgepflanzt wurden, eine viel längere Zeit als von Abraham bis Mose, bis in Indien die Schreibekunst aufkam. Die Sprache hatte inzwischen ganz andere Formen angenommen, das Weda-Sanskrit mußte erst studiert werden, wenn man das eigentlich klassische Sanskrit kannte. Dadurch, daß die Hindus selbst die Sprache der Wedas nicht mehr ganz verstanden, wurden sie auf die grammatische Wissenschaft geführt, welche später den Europäern zum leichteren Verständnis der Sprache helfen mußte. Wie im Abendland alle wissenschaftlichen Bücher lateinisch geschrieben wurden, noch Jahrhunderte nachdem das Lateinische als Volkssprache ausgestorben war, so blieb in Indien das Sanskrit bis etwa 1000 n. Chr. die ausschließliche Büchersprache.

Mit dem Namen Weda (Wissen) bezeichnet man in Indien nicht nur die vier Sammlungen von heiligen Liedern, welche man auch in Europa so nennt, sondern auch die dazu gehörigen Lehrbücher des Rituals in Prosa, zum Teil aus viel späterer Zeit, mit allerlei „theologischem Gefasel“ (Max Müller, *Essays*, deutsche Ausg. I, S. 105) und den ersten Anfängen der philosophischen Spekulation. Man unterscheidet also die Weda-Samhitās oder Māntras, die eigentlichen Lieder Sammlungen, die Brāhmaṇas, die Opfervorschriften mit ihren umfangreichen Exkursen, und die Sūtras, in welchen wieder das Notwendigste zur Be-

lehreung zusammengefaßt ist. Die Brähmanas haben einen philosophischen Anhang: die Upanischad (Sitzung). Diese Upanischads stammen nach der Annahme aller Gelehrten aus späterer Zeit als die entsprechenden Brähmanas, sind aber für die Lehre des Brahmanismus in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt die Hauptquelle. Die Rig-Weda-Sanhitâ ist die älteste Hymnensammlung, enthält jedoch auch Lieder aus späterer Zeit. Zum Zweck des Gesangs beim Soma-Opfer wurde dann ein Teil dieser Lieder, zuweilen in anderer Rezension zusammengestellt unter dem Namen Sâma-Weda-Sanhitâ. Die dritte Sammlung, der Jadschur-Weda (Opfer-Weda), ist ohne Zweifel erst im Gangesland entstanden und stellt nicht mehr den heiteren Naturdienst der älteren Rig-Weda-Hymnen dar, sondern repräsentiert die Priesterherrschaft, welche mit einem äußerst verwickelten Opferzeremoniell das Volk beherrscht. Der Jadschur-Weda ist in fünf verschiedenen Rezensionen vorhanden, von denen vier einander näher verwandt der schwarze Jadschur-Weda und eine der weiße genannt wird. Der Jadschur-Weda hat die Eigentümlichkeit, daß hier die Brähmanas nicht als besondere Bücher nachfolgen, sondern an die Lieder angehängt sind. Sie bilden daher die älteste Sanskrit-Prosa. Diese drei Wedas sind gleichsam die kanonischen und werden in ganz Indien als inspiriert, unmittelbar aus der Gottheit hervorgegangen, angesehen. Ein vierter Weda ist der Atharwa-Weda, der neue Hymnen und Zaubersprüche enthält, welche unter dem Volk verbreitet waren. Auch dieser hat wieder seine Brähmanas, hat aber nicht dieselbe kanonische Geltung in allen Gegenden.

Als die Arier im Pandschab nicht mehr Raum genug hatten, drangen sie in das Gangesland vor und unterjochten die dunkelfarbigen Urbewohner, welche fortan unter dem Namen Schudra die vierte, dienende Kaste bildeten neben den Brahmanen (Priester), Kschatrija (Krieger) und Waischja (Bauern und Kaufleute). Die anthropologische Untersuchung durch eine Kommission der englischen Regierung hat ergeben, daß nur im Pandschab, Radschputana und Kaschmir im wesentlichen gleichartige Stämme mit Langköpfen, Schmalnasen, hohem Wuchs, sehr heller Hautfarbe, schwarzen Augen und reichem Haar wohnen, so wie man sich die arischen Einwanderer in Indien denkt.

Schon im Gangesland haben die Bewohner zwar auch Langköpfe, aber die Nasen werden breiter, die Statur kleiner und die Hautfarbe desto dunkler, je tiefer die betreffende Rasse steht. In Bengalen und Orissa finden sich schon breitere Köpfe, den dravidischen ähnlicher als denen im Pandschab, obgleich die Sprache vom Sanskrit abstammt (J. Richter, Indische Missionsgeschichte, S. 17 f.). Wie weit trotz der Abstammung das Klima in alten Zeiten auf den Körperbau eingewirkt hat, darüber wird das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Aber daß das Kastensystem gleichzeitig mit der Unterjochung der dunkelfarbigen Urbewohner befestigt worden ist, werden wir nicht leugnen können.

Ein großer Teil des Volkes ging von der Viehzucht zum Ackerbau über. Die Brahmanen wurden zu Göttern der Erde, denn die Könige der Kriegerkaste brachten es nicht zu einem gemeinsamen Reich. Die verschiedenen Radschas befehdenen einander. Es waren ohne Zweifel ähnliche Verhältnisse wie in Israel zur Zeit der Richter. Die Kämpfe der Kuru und Pandu werden in dem großen Epos Mahābhārata besungen, welches aus späteren Jahrhunderten stammt und allerlei selbständige Einschübsel enthält, wie das von Rückert übersetzte: Nal und Damajanti, und die von W. v. Humboldt so hoch gepriesene philosophische Bhagawad-Gitā.

Allmählich erlahmte im heißen Gangesland die Tatkraft, und auch in der Religion tritt der kriegerische Gott Indra zurück. Statt der großartigen Kopopfer tritt die Askese und Philosophie in den Vordergrund. Unter den vielen Göttern wird eine Einheit gesucht, aber diese Einheit ist das unpersönliche All, die Religion wird immer entschiedener pantheistisch. Die Asketen kommen zu der Überzeugung, daß die Existenz der ganzen Welt vom Übel ist, daß das Brahman oder Atman sich nicht hätte zur Welt entfalten sollen, daß aber konzentrierte Andacht und Buße mächtiger ist als alle Götter. Die Lehre von der Seelenwanderung, von welcher in den Weda-Liedern noch keine Spur zu finden ist, wird so sehr zum alles beherrschenden Volksglauben, daß alle Energie des Menschen darauf gerichtet werden muß, diesem Übel zu entgehen und so bald als möglich die Auflösung der Seele in das Brahman, in das absolute Selbst zu bewerkstelligen.

In dieser Weise hat der indische Pantheismus die Religion und Sittlichkeit nicht ertötet, obgleich die Macht der Götter erblaßt war.

Wie ist die Lehre von der Seelenwanderung auf- gekommen und so sehr zum Mittelpunkt der indischen Religion geworden, daß auch Buddha sie in seine Religion aufgenommen hat, während doch im Rig-Weda keine Spur davon sich findet? Warum ist der Atharwawêda mit seinen Zaubersprüchen so populär geworden, obgleich er eigentlich nicht kanonisch war? Woher stammt der Gott Schiwa mit seinem Lingadienst (Phallus), von welchem ebenfalls keine Spur in den Weda- Liedern sich findet? Warum ist Schiwa bei den drawidischen Völkern in Südindien der am meisten verehrte Gott? — Diese Fragen werden wohl am befriedigendsten beantwortet, wenn wir eine Einwirkung der drawidischen Schudras auf die arische Religion annehmen, obgleich früher die meisten deutschen Gelehrten diese Einwirkung bestritten. Doch sagt v. Schröder in bezug auf die Seelenwanderung: „Es muß die Frage aufgeworfen werden, ob nicht die erste Form des Seelenwanderungsglaubens in dieser oder jener Hinsicht an die abergläubischen Vorstellungen der Urbewohner Indiens, ihren Geister- und Gespensterkultus anknüpft. Es wäre wohl denkbar, daß manche der hier auftretenden schreckhaften Wahngelbilde von dorthier stammen, und die Tatsache, daß die Seelenwanderungs- lehre später so absolut fest im Denken des Volkes wurzelt, dürfte eine solche Annahme wohl unterstützen“ (v. Schröder, Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung, S. 247).

Man könnte vielleicht gegen die Einwirkung der Urbewohner auf die religiösen Vorstellungen der Arier einwenden, daß sie durch das Kastensystem zu sehr voneinander abgeschlossen gewesen seien. Allein die Israeliten waren auch durch ihr Gesetz von den Kananitern und andern Nachbarvölkern abgeschlossen, und doch haben ihre religiösen Vorstellungen auf sie eingewirkt, doch fürchteten sie sich vor den Feldgeistern und dergleichen Wesen, welche die früheren Bewohner verehrt hatten. Der Aberglaube verbreitet sich viel leichter als der Glaube, auch in höheren Ständen.

Die Urbewohner von Indien, welche die Arier vorfanden, scheinen nicht alle von einem Stamm gewesen zu sein. Namentlich

die Mundari- und Larka-Kols und die Santhals wie auch einzelne kleinere Völker unterscheiden sich stark in ihrer Sprache von den dravidischen Stämmen, welche auf der Halbinsel Dekhan den größten Teil des Landes einnehmen. Unter diesen dravidischen Stämmen, über deren Herkunft die Forscher nicht einig sind (wahrscheinlich mongolische Rasse), haben die Tamulen, die Telugus, die Kanareesen und die Malajalen die arische Religion, nicht aber die arische Volkssprache angenommen, während die Tulu und andere kleine Völker bei ihrem Dämonendienste geblieben sind. Das große Epos Ramājana hat ohne Zweifel zur geschichtlichen Grundlage die Verbreitung der arischen Kultur über diese südlichen Völker bis nach Ceylon.

Das Verlangen nach Erlösung tritt in keiner bisher von uns betrachteten Religion so hervor wie in der indischen. Insofern könnte dieselbe besonders verwandt mit dem Christentum erscheinen. Allein, wenn wir näher zusehen, sind doch durch den Pantheismus alle theologischen Begriffe umgewertet. So bietet die Erlösung kein positives Gut, und wo die Persönlichkeit Gottes fehlt, da verliert auch die Persönlichkeit des Menschen ihren Wert.

Die Brahmanen suchten durch Opfer, durch Abtötung des Leibs und durch Versenken der Gedanken in den Ursprung und das Ziel aller Dinge von den Qualen der Seelenwanderung frei zu werden und das Ziel der Erlösung, d. h. das Aufhören der individuellen Seele zu erreichen. Auch den zwei anderen arischen Kasten war der Weg dazu geöffnet. Aber im 6. Jahrhundert v. Chr. schlug ein Königssohn, der mit der brahmanischen Askese vergeblich sich abgemüht hatte, einen andern Weg ein. Er wurde Buddha, der Erleuchtete, und zeigte in wenigen Formeln und Geboten diesen neuen Weg für alle Menschen, und bald hieß es in weiten Kreisen: Der Erlöser ist gekommen, der den Pfad gezeigt hat. Es war eine Person aufgetreten, der man nachfolgen konnte. Buddha wurde der Stifter einer neuen Religion, welche das indische Kastensystem und die indische Nationalität durchbrach und in der Verehrung des Religionsstifters den Ersatz für die abgeblästen indischen Gottheiten fand.

Im 3. Jahrhundert v. Chr., als König Asoka zum Buddhismus übertrat, schien dieser Religion der Sieg in Indien gesichert zu sein, und es muß ihr zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie nicht mit dem Schwert ausgebreitet wurde. Aber der Brahmanismus suchte durch die Erhebung der vollstümlichen Götter Wischnu und Schiwa und durch die Sagen von einer Menschwerdung des ersteren dem Bedürfnis des Volks nach einem persönlichen Erlöser entgegenzukommen. Der Buddhismus verlor seine Anziehungskraft, als er zu einem geistlosen Formalismus geworden war, und um 700 bis 1000 n. Chr. wurde er aus seinem Heimatland ausgetrieben. Er hatte jedoch in andern Ländern festen Fuß gefaßt und trat mit dem Anspruch auf, Universalreligion zu werden. Wir werden ihn deshalb in unserem dritten Teil noch besonders behandeln.

Noch vor Buddha trat in Indien eine andere Sekte auf, welche die Autorität der Wedas verwarf und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wiewohl in kleinen Kreisen: die Dschainas. Da wir später auf sie nicht mehr zurückkommen, wollen wir hier ihre Grundzüge mitteilen. Sie nehmen an, daß in großen Zwischenräumen nacheinander 24 Dschinas, d. h. Sieger, aufgetreten seien, welche die Erlösung gefunden haben. Der letzte derselben, Wardhamana, genannt Mahawira (der große Held), war der Sohn eines adeligen Gutsheeren aus dem Geschlecht der Najas in einem Vorort der Stadt Waisali. Er verließ, 30 Jahre alt, Väterin und Tochter und lebte 12 Jahre in strengster Kasteiung. Dann fühlte er sich vollendet und widmete nun sein übriges Leben der Verkündigung seiner Lehre und der Organisation seines Mönchsordens. Mahawira kannte den Buddha und bekämpfte ihn. Er starb noch vor ihm. Seine fünf Gebote stimmen fast ganz mit denen Buddhas überein. Der Dschaina soll nicht töten, nicht lügen, nicht stehlen, keinen geschlechtlichen Umgang haben und an nichts sein Herz hängen. Aber seine Lehre unterscheidet sich aufs bestimmteste von der buddhistischen dadurch, daß auf die Kasteiung ein großer Wert gelegt wird. „Durch Kasteiung entsteht das Abschneiden der Tat (karman), welche die Wurzel alles Übels ist. Weder das Wissen (von der Entstehung der Tat aus einem Tun) noch

das Unterlassen (dieses Tuns) noch die Gleichgiltigkeit (gegenüber allen Empfindungen und Gefühlen) noch die Sammlung des Geistes reicht hin zur Vernichtung der Tat. Erst die Kasteiung schneidet die Tat (und ihre Folgen) entzwei. Dadurch wird die Seele frei gemacht, von der Seelenwanderung erlöst. Man kasteit den Leib aber durch Fasten bis zum Sichverhungernlassen, ferner, indem man alle Fesseln abstreift, und zwar nicht bloß die sinnlichen Lüfte, sondern auch die Kleider" (Hardy, Indische Religionsgeschichte, S. 83). Es gibt daher eine Abtheilung von Dschaina-Mönchen, welche nackt gehen, die Digambaras, wahrscheinlich die Gymnosophisten, von welchen die griechischen Schriftsteller berichten, während die Swëtambaras weiße Kleider tragen. Die erlösende Vernichtung des Karman geschieht nach der Lehre der Dschaina durch das dreifache Kleinod (triratna): den rechten Glauben, daß Dschina die Welt überwunden, daß er das Heil gefunden hat und für den Glaubenden eine Zuflucht ist, also wie im Buddhismus durch den Anschluß an eine bestimmte historische Person; durch die rechte Erkenntnis, was die Welt sei und wie sie sich überwinden lasse; endlich durch den rechten Wandel, die praktische Unterdrückung der Ursache des Karman, die schon genannten Askese (Chant. d. I. S. II, S. 71). Die Dschainas haben im Unterschied von den Buddhisten auch die zu ihnen haltenden Laien als vollberechtigte Glieder der Gemeinde (samgha) betrachtet und dadurch wahrscheinlich festeren Boden in Vorderindien gewonnen als die Buddhisten. Aber sie haben damit auch ihren streng atheistischen Charakter aufgeben müssen. Ihre Dschina sind zu Göttern geworden mit Tempeln und Bildern, mit Festtagen und mit Spenden von Blumen und Weihrauch. Ihre Mönche haben sich in Klöstern gesammelt und eine Literatur hervorgebracht. Ihre heiligen Schriften sind die 45 Agamas, unter denen die 11 Angas die ältesten und wichtigsten sind. Um 460 n. Chr. wird von Jacobi die schließliche Redaction des Kanons angenommen. Die Dschainas haben wahrscheinlich zuerst die dravidischen Sprachen zu Schriftsprachen erhoben. Ihre Laien sind als Kaufleute vielfach zu Wohlstand und Ansehen gekommen. Ackerbau treiben dürfen sie nicht, damit sie nichts Lebendes töten. Denn vor dem Töten von Tieren hüten sich die Dschainas noch peinlicher als die Buddhisten. Ihre

Nonnen sind nicht zahlreich, es sind fast ausschließlich junge indische Witwen. Schöne Bauwerke haben die Dschainas aufgeführt. Sie durften in Vorderindien bleiben nach der Vertreibung der Buddhisten, denn ihre Askese war eigentlich nur eine Verschärfung der altbrahmanischen.

Nach der Vertreibung des Buddhismus war der Brahmanismus nicht mehr genötigt, so streng zusammenzuhalten, und es bildeten sich zwei Konfessionen: Wischnuismus und Schiwaismus*) mit mehreren Unterabteilungen. Aber der Priester Gott Brahma sollte als der oberste die beiden vereinigen in der Trimūrti, so daß Brahma der Schöpfer, Wischnu der Erhalter, Schiwa der Zerstörer wäre.

Die Kasten haben sich immer mehr zersplittert, so daß es Hunderte von Kasten gibt, die nicht miteinander essen oder untereinander heiraten dürfen. Wenn man sagt, die Kastenunterschiede seien nur die Standesunterschiede, wie sie auch bei anderen Völkern sich finden, so ist das eben in Indien nicht der Fall: jedes Handwerk bildet eine besondere Kaste, und selbst die Brahmanen zerfallen in eine Reihe besonderer Kasten. Wenn in Manus Gesetzbuch und den andern indischen Gesetzbüchern die vier alten Kasten schematisiert und in ihren Pflichten unterrichtet werden, so ist doch aus diesem Schematismus mit seinen Zwischenkasten zu schließen, daß schon in der Zeit, da jene Gesetzbücher verfaßt wurden, weit mehr als vier Kasten in Indien existierten.

Die Volksreligion ist zum groben Götzendienst geworden. Die vielen Köpfe und Arme an den indischen Götterbildern sind charakteristisch für die Maßlosigkeit, durch welche der Hinduismus von der griechischen Religion und Kunst sich unterscheidet. Derselbe ist ein Trümmerhaufen aus verschiedenen Jahrhunderten, der in eigentlich religiöser Beziehung wenig Anziehungskraft mehr hat, dagegen durch das Kastensystem trotz Eisenbahnen und anderen modernen Einrichtungen vom Christentum und der abendländischen Kultur mit großer Zähigkeit sich abzuschließen sucht.

*) Der Ausdruck „Sekten“, welcher seit H. H. Wilson für diese Abteilungen des Hinduismus gebraucht wird, ist ganz unpassend, da es keine Kirche gibt, von der sie sich geschieden haben; sie selbst bilden gleichsam zwei verschiedene Kirchen. Daneben entstanden allerdings wirkliche Sekten wie die Lingaiten.

A. Die Religion der Weda-Lieder.

1. Die Weda-Götter.

Das Wort *dêva*, welches die allgemeine Bezeichnung für Gott ist, wird abgeleitet von einem Zeitwort *div* = glänzen. Es wurde also im göttlichen Wesen das Licht besonders hervorgehoben. Die Zahl der Götter wird in der wedischen Theologie gewöhnlich zu dreiunddreißig angegeben; aber niemand kann die dreiunddreißig Namen aufzählen. Es ist ein willkürlicher Schematismus. In einem späteren Weda-Lied heißt es: „3339 Götter haben dem Agni gehuldigt,“ und der neuere Hinduismus redet in seiner Maßlosigkeit von 330 Millionen Göttern. Neben den Göttern treibt eine unzählige Menge von Dämonen im Volksglauben ihr Spiel. Die dreiunddreißig Götter werden in drei Regionen abgeteilt: Himmel, Luft und Erde.

Durch seinen Namen mit dem Wort *dêva* am nächsten verwandt ist der Gott *Djaus* oder *Djaus Pitara* = Himmel — Vater. Der Name entspricht dem griechischen Zeus, dem lateinischen Jupiter (*Diespiter*), dem germanischen Tyr oder Ziu. Allein er hat in den Weda-Liedern keine große Bedeutung. Er ist weder Donnergott wie in Griechenland, noch Kriegsgott wie bei den Germanen. Wir können also aus der Ähnlichkeit des Namens nicht auf eine gemeinsame indo-germanische Mythologie schließen, die vor der Trennung der Völker bestanden hätte. In den Weda-Liedern wird *Djaus* in der Verbindung mit *Prithiwî* (Erde) genannt, so daß Himmel und Erde als ein Ehepaar gedacht werden mit zahlreicher Nachkommenschaft, aber die Nachkommen haben dann wieder die Eltern erzeugt. Dieser wunderliche pantheistische Kreislauf, wo auch der Priester die Götter schafft, findet sich in der indischen Religion häufig und deutet wohl auf ein nicht sehr hohes Altertum des Liedes Rig-Weda I, 159:

Djaus und Prithiwî preis' ich beim Fest mit Opfer,
 die, groß und weise, am Heiligen sich laben,
 Die, Göttereltern und reich an schönen Taten,
 aufmerksam Schätze zurichten mit den Göttern.
 Den großen, urkräftigen Geist des holden Vaters,
 und den der Mutter verehr' ich mit Anbetung;
 Die kinderreichen Eltern haben geschaffen
 den weiten, ew'gen Erdkreis für ihren Nachwuchs.

Die Söhne, kunstfertig, reich an schönen Taten,
 erzeugten, rasch entschlossen, die großen Eltern.
 Im Reiche dessen, was steht und was beweglich,
 schirmt ihr die Stätte, fürwahr, des treuen Sohnes.
 Diese geschickten Künstler haben gebildet
 das Paar verschwistert, verbunden, gleichen Ursprungs;
 Stets wieder neu Gewebe spannen die Weisen,
 die ruhmreich strahlen, hin zwischen Meer und Himmel.
 Wir ehren heute bei unsres Gottes Spende
 die Gabe des Sawitar, die wünschenswerte;
 Djaus und Prithiwī mögen mit holdem Sinne
 uns Reichthum schenken mit hundertfältigen Gütern!

(Dilger, Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum, S. 21 f.)

Mit Djaus und Prithiwī verbunden erscheint auch zuweilen eine Göttin Aditi (Nichtgebundenheit), die Mutter der Aditjas, unter denen die höchsten Götter Waruna und Mitra genannt werden. Man hat sie schon als die Unendlichkeit, Ewigkeit gedeutet; Oldenberg betont, daß sie nach den Liedern dem Menschen besonders Schuldlosigkeit verschaffen müsse, als das Licht, das die Finsternis vertreibt. Aber als eine besonders handgreifliche Illustration zu Röm. 1, 23 werden wir es ansehen müssen, wenn dieselbe Aditi im Rig-Weda und in jüngeren Texten als Ruh bezeichnet wird: „Tötet nicht die sündlose Ruh, die Aditi“ (Rig-Weda VIII, 101, 15). „Die Milchkuh Aditi strotzt für den Gerechten, für den opferspendenden Menschen, o Mitra und Waruna“ (Oldenberg, Die Religion des Weda, S. 206).

Die brahmanische Theologie gibt sieben Aditjas, Söhne der Aditi, an; aber sowenig als die dreiunddreißig Weda-Götter, können wir die sieben mit Namen aufzählen. Die bedeutendsten sind jedenfalls Waruna und Mitra. Außer diesen kommt noch Arjaman öfter vor. Oldenberg vermutet, diese sieben Aditjas seien Sonne, Mond und die fünf Planeten, deren Verehrung von Babylon her zu den Ariern, den persischen und den indischen gekommen sei, da Indien für diese Himmelskörper noch andere Götternamen habe. Allein wenn auch die Astronomie ohne Zweifel von Babylon nach dem Osten gekommen ist, so hat doch diese Deutung ihre großen Schwierigkeiten. Namentlich Waruna als Mondgott zu fassen, hat zu wenig Anhalt in den Weda-Liedern.

Varuna erscheint unter den Weda-Göttern am entschiedensten mit persönlicher Machtvollkommenheit ausgestattet, unabhängig von den Menschenkindern, als Herr über die Naturordnung und die sittliche Ordnung, das Rita, welches im Brahmanismus eine ähnliche Rolle spielt, wie das Schicksal in der griechischen, aber mehr den Charakter eines Zeremonialgesetzes hat. Varuna wohnt im Wasser und ist später der Wassergott geworden. Er wirkt in der Nacht und weiß, was andere nicht wissen. Wenn wir einzelne Verse an ihn hören, könnten wir auf den Gedanken kommen, er sei der eine, allmächtige, heilige Gott. Aber er erscheint dann doch wieder nicht als der einzige, z. B. Rig-Weda I, 25:

Ob wir die Untertanen auch, o Gott Varuna, Tag für Tag
verlezen mögen dein Gebot —
Gib uns der Waffe doch nicht hin, der tötenden, des, der uns zürnt,
uns nicht dem Grimm des Wütenden!
Zur Huld mit Liedern möchten wir, Varuna, lösen deinen Sinn,
dem angeschrirten Pferde gleich.
Es fliegen meine Wünsche hin, wo sich mir zeigt das höchste Glück,
Wie Vögel zu dem Neste ziehn.
Wann schaffen Varuna wir her, den Mann, dem Herrschaftsglanz erstrahlt,
zur Gnade ihn, der weithin schaut?
Darin sind sich die beiden gleich*): dem Frommen, der die Sägung hält,
sind sie, die Liebenden, nicht fern.
Er, der die Bahn der Vögel kennt, die droben durch die Lüfte ziehn,
Er kennt die Schiffe auch im Meer.
Der Monde Zwölfzahl, was sie bringt und was darnach kommt, kennt er auch,
Er, dessen Ordnung fest besteht.
Er kennt des Windes Wirbelbahn, der breit und hoch und mächtig braust;
die drüber sitzen, kennt er auch.
Varuna hat in seinem Sitz, zur Herrschaft tüchtig, sich gesetzt,
Er, dessen Ordnung fest besteht.
Von dort erschaut er aufmerksam, was wunderbar verborgen ist,
was war und was noch werden soll.
Er, der Aditi weiser Sohn, schaff' jeden Tag uns schöne Bahn,
lang dehne er das Leben uns!
Von Gold er einen Mantel trägt, Varuna trägt ein Prachtgewand;
die Späher sitzen ringsumher.
Nicht schaden ihm die Tückischen, nicht Menschen, die voll Arglist sind;
die Feinde tun dem Gott kein Leid.

*) Varuna und Mitra.

Er, der selbst unter Menschen sich vollkommenen Ruhm erworben hat, —
an unsrem Leibe tat er's auch.

Es ziehn mir die Gedanken fort, wie Rüsse nach der Weide ziehn:

Ihn suchen sie, der weithin schaut.

Laß uns denn Zwiesprach halten nun, da ich dir süßen Trank gebracht,
der dir wie einem Gotar*) schmeckt.

Den Aussichtbaren möcht ich seh'n, auf Erden seinen Wagen schau'n:

Sei dies mein Lied ihm angenehm!

Waruna, höre meinen Ruf und sei du heute gnädig mir!

Dich sehn' ich hilfesuchend her.

Das All, den Himmel und die Erd' beherrschest du, ein weiser Fürst.

Bei deiner Umfahrt höre mich!

Die obere Fessel löse uns, die mittlere, die unt're auch!**)

Damit wir leben, löse du!

(Dilger, a. a. O. S. 26.)

Ein Bußlied an Waruna ist Rig-Weda VII, 86:

„Weise und groß ist wahrlich sein Wesen, der die beiden Welten,
die weiten, auseinandergestützt hat, der das erhabene mächtige Firma-
ment emportrieb und beides ausbreitete, die Sterne und die Erde.

Und mit mir selbst rede ich also: Wann werde ich Waruna wieder
nahe sein? Welches Opfer wird er ohne Zorn annehmen? Wann
werde ich guten Mutes sein Erbarmen schauen?

Ich suche nach meiner Sünde, Waruna; ich begehre sie zu schauen.
Zu den Verständigen gehe ich, nach ihr zu fragen. Einmütig sagen
mir die Weisen: Waruna ist's, der dir zürnt.

Was war die große Sünde, Waruna, daß du deinen Sänger töten
willst, deinen Freund? Das sage mir, Untrüglicher, Freier! Durch
meine Andacht will ich dich eilends versöhnen.

Mache uns los von aller Sünde des Trugs, die wir von den
Vätern ererbt, die wir selbst getan haben mit unsrem Leibe! Mache
den Wasišta los, o König, wie einen Dieb, der Vieh stiehlt, wie ein
Kalb vom Bande!

Es war nicht mein eigener Wille, Waruna; Betörung war es,
Trunk- und Spielleidenschaft und Unbedacht. In des Jünglings Fehl-
gerät der Ältere. Selbst der Schlaf macht nicht frei vom Unrecht.
Wie ein Knecht will ich dem Gnädigen genug tun, dem eifrigen Gott,
daß ich schuldlos sei. Den Unbedachten hat Bedacht gegeben der Gott
der Arier; den Klugen fördert der Weisere zum Reichtum. Dies Preis-
lied soll, Waruna, du Freier, dir zum Herzen dringen. Heil sei uns,
wenn wir ruhen, Heil, wenn wir uns regen! Schützt uns stets, ihr
Götter, und gebt uns Wohlsein!“

(Oldenberg, Die Religion des Weda, S. 206 f.)

*) Priester.

**) Der Sänger scheint von Krankheit gefesselt zu sein, oder der Mensch,
für den das Opfer dargebracht wurde.

Zur Seite des Waruna erscheint Mitra, der in der persischen Religion stärker hervorgetreten ist. Wenn wir die beiden als Repräsentanten des nächtlichen und des Taghimmels bezeichnen dürfen, so entspricht dem eigentlichen Sonnenkörper der Gott Sârja, dem nun ebenfalls die Eigenschaften der beiden andern zugeschrieben werden, z. B. in dem Lied R. V. VII, 60:

Dem Mitra und Waruna nenn' uns heute
bei deinem Aufgeh'n schuldlos doch, o Sârja:
Abiti, dir sei'n in der Schar der Götter,
dir, Arjaman, sei'n wir liebwerte Sânger!
Mitra-Waruna, über beide Welten
geht männerschauend seine Bahn der Sârja:
Allem, was geht und steht, ist er ein Hüter,
der schaut, was recht und unrecht ist bei Menschen.
An seinem Sitz schirrt er die sieben Falben,
die, reich an Butter, her den Sârja fahren:
Der Herde gleich erschaut er eu'r Gefolge,
o Mitra-Waruna, und eure Schöpfung.
Euch steh'n bereit die honigreichen Rösse;
der Sârja steigt herauf durchs lichte Luftmeer,
Er, welchem Mitra, Arjaman, Waruna,
die Abitja, vereint die Wege bahnen.
Ja, Mitra, Arjaman und auch Waruna,
sie sind die Rächer jedes großen Unrechts:
Die in der Wahrheit Haus herangewachsen,
untrüglich sind und stark, Abitis Söhne.
Ja, Mitra und Waruna sind untrüglich,
mit Einsicht lehren sie den Unverständigen:
Wohltuende Gesinnung sie erwecken,
Durch Drangsal führen sie uns schöne Pfade.
Sie, die des Himmels und der Erde kundig,
geleiten wachsam den, der unverständlich:
Die Furt ist da selbst in des Flusses Strömung;
sie führen uns auch jenseits dieser Drangsal.
Da doch Abiti, Mitra und Waruna
heilsamen, starken Schutz dem Sudâs reichen,
Dazu auch Kind und Kindeskind geben. —
Mögen wir euch, ihr Starken, nie erzürnen!
Er weihe den Altar mit Opfergüssen,
er wehre ab die Warunabetrüger:
Mög' Arjaman von Feinden ihn befreien,
die Starken freien Raum dem Sudâs schaffen!
Heimlich ist ja ihr ungezügelter Angriff
und mit verborgner Kraft sie Sieg erlangen;

Von eurer Furcht, ihr Starken, wir erheben:
 seid hold uns durch die Größe eurer Einsicht!
 Der Andacht wendet zu er seine Gnade,
 daß Wohlstand uns und höchster Reichtum werde.
 Des Feindes Grimm besiegen reiche Spender,
 vielfach zur Wohnung weiten Raum sie schaffen.
 Vollbracht ist in den Opfern euch, ihr Götter,
 Mitra-Baruna, dieser Dienst des Priesters:
 Führt hin uns über alle Fährlichkeiten,
 in steter Wohlfahrt wollet uns bewahren!

(Dilger, a. a. D. S. 29.)

Außer Sürja wird noch ein Sonnengott Pūṣhan besungen, der namentlich „die Wege kennt, die Wege zeigt, die Wege führt, vor dem Verirren, dem Verlorengehen bewahrt, das Verirrte zurückzuführen, das Verlorene wiederzufinden weiß“ (Oldenberg, a. a. D. S. 230). Er führt auch die Braut auf sicherem Weg vom Elternhaus zum Haus des Gatten und geleitet den Toten ins Jenseits zu den Vätern. Mit goldenen Schiffen im Meer und im Lustreich tut er Botendienst für die Sonne. Auch der Gott Savitar, der Erreger, Antreiber, steht in Verbindung mit der Sonne. An ihn ist die berühmte Gājatri oder Sawitri gerichtet, das kurze Gebet, welches die Brahmanen als Morgengebet und beim Beginn der vedischen Studien murmeln:

„Sinnen wir nach dem herrlichen, dem Glanz des Gottes Savitar:
 Unfre Gebete fördre er!“

oder nach der Deutung europäischer Gelehrten:

„Unfre Gedanken fördre er!“

Viṣṇu, der später so gefeierte Gott, spielt in den Weda-Liedern eine untergeordnete Rolle. Er ist der Gott, der mit drei Schritten den Weltraum durchmessen hat. Die indische Tradition erklärt die drei Schritte als Aufgang, Höhepunkt und Untergang der Sonne; aber nach R. V. I, 155, 4 hat er den dritten Schritt dahin getan, „wohin niemand sich wagte, auch nicht fliegende Vögel, die leichtbeschwingten.“ Man könnte also auch an die drei Regionen: Erde, Luft und Himmel denken, überhaupt an die Weite des Raumes.

Uṣhas, die Göttin der Morgenröte, ist die liebliche Tochter des Himmels, die hellstrahlende Schwester der Nacht, eine Jung-

frau, die der Welt ihre Schönheit zeigt. Die Aschwin, d. h. Pferdebesitzer, Reiter, stehen ebenfalls mit der Sonne in Verbindung, ein Zwillingspaar wie die griechischen Dioskuren. Es sind zwei strahlende Jünglinge, die beim ersten Morgengrauen auf ihrer himmlischen Bahn einherfahren und den Menschen in allerlei Bedrängnissen Hilfe bringen, namentlich als Ärzte. Daß sie den Morgen- und Abendstern bezeichnen, wie Oldenberg annimmt, stimmt nicht dazu, daß sie immer paarweise auftreten. Man bekommt eher den Eindruck, als ob die Kasse des Sonnenwagens gleichsam abgelöst und als besondere Götter personifiziert würden, als die ersten Boten des Tagesanbruchs, als die hilfreichen Geister in der Nacht der Krankheit.

Während Waruna und seine Genossen in den Himmelhöhen als Hüter der Ordnung, der Naturordnung wie der sittlichen und religiösen Ordnung, anerkannt, aber weniger verehrt werden und mehr als Überbleibsel aus einer sittlich reineren Religionsform erscheinen, die dem Wedasänger Wasischtha zugeschrieben wird, sind die populärsten Götter der Wedalieder der Donnergott Indra und der Feuergott Agni. Ihnen ist die größte Zahl der Lieder und der Opfer gewidmet.

Das Wort Indra hält Jacobi für verwandt mit dem griechischen anēr = Mann. Von Indra werden besonders zwei Heldentaten gefeiert: die Besiegung des Dämons Vritra, welcher die Wasser in den Bergen gefangen hielt, und die Tötung des Geizhalses Pani, welcher die Rüge im Verborgenen gehalten hatte. Der Dämon, welcher die Wasser gefangen hielt, wird auch Ahi (Schlange, Drache) genannt. Indem Indra demselben mit dem von Iwaschtar verfertigten Donnerkeil das Haupt zerschmettert, verschafft er den Wassern Freiheit, so daß sie sich geraden Wegs in das Meer ergießen können. Es liegt wohl am nächsten, zur Deutung dieses Mythos an die Gewitter zu denken, welche nach der alles versengenden Gluthitze die Regenzeit herbeiführen und das Land fruchtbar machen. Die Besiegung des Geizhalses Pani deutet Oldenberg dahin, daß der Geizhals die Rüge nicht opfern wollte. — Indra ist auch der Gott der Schlachten, welcher den Ariern den Sieg verleiht über die Dasyu, die Urbewohner von Indien, die nicht opfern, nicht die religiösen Satzungen der Arier beobachteten. Indra muß aber zu seinen Kämpfen gestärkt

werden durch den berausenden Sômatrank, welchen seine Verehrer ihm spenden, welcher auch im Awesta unter dem Namen Haoma vorkommt. Indra wird von seinen Verehrern aufgefordert, diesen Trank in vollen Zügen zu saufen wie ein durstiger Hirsch oder Ochse. In der rohen Kriegszeit bei der Eroberung des Gangeslands ist Indra vorzugsweise der Nationalgott der Arier. Der sittenstrenge Waruna muß ihm weichen. — Den Writrakampf besingt R. V. I, 32:

Nun will ich Indras Heldentaten rühmen,
 die ersten, die vollbracht der Donnerkeilmann:
 Er schlug den Drachen, machte frei die Wasser,
 den Schoß der Berge hat er aufgespalten.
 Er schlug den Drachen, der im Berge ruhte;
 tosenden Keil hat Twaſchtar ihm geschmiedet.
 Blökenden Kühen gleich die Wasser eilten,
 zum Meere strömten sie geraden Laufes.
 Mit wilber Gier verlangte er den Soma,
 aus dreien Rufen trank er den gepreßten.
 Der Schätzspender nahm den Spieß, den Wurfspeer,
 er schlug damit der Drachen erstgebornen.
 Als du erschlugst der Drachen erstgebornen,
 als du der List'gen Zauberwerk zerstörtest,
 Als Sonne, Himmel, Morgenrot du zeugtest,
 da fandst du keinen ebenbürt'gen Gegner.
 Writra, den schlimmsten, Indra schlug den Wjamsa,
 mit seinem mäch'tgen Keil, der Todeswaffe.
 Wie mit der Art zerhackt liegt das Gezweige,
 so liegt der Drache hingestreckt am Boden.
 Writra, wie ein berauschter Feigling, fordert
 den Helden groß, der wüchtig kämpft und stürmisch,
 Er hielt nicht stand dem Anprall seiner Waffen:
 zerschmettert und zermalmt liegt Indras Gegner.
 Handlos, fußlos bekämpfte er den Indra;
 der schleuderte den Keil ihm in den Rücken.
 Dem Starken wollte Gegner sein der Schwächling.
 Vielsach zerstückelt liegt am Boden Writra.
 Ihn, der da liegt wie ein verschnittner Bulle,
 die Wasser, kühn sich hebend, überströmen,
 Die mit Gewalt der Writra hielt gefangen.
 Zu ihren Füßen liegt er nun, der Drache.
 Der Mutter Writras ging die Kraft zu Ende;
 es schleuderte auf sie die Waffe Indra:
 Oben die Mutter lag, der Sohn lag unten,
 wie mit dem Kalb die Kuh, so lag die Danu.

Da liegt sein Leib inmitten jener Ströme,
 die keinen Stillstand, keine Einkerker kennen.
 Die Wasser strömen durchs Versteck des Britra,
 ins lange Dunkel sank des Indra Gegner.
 Dem Feind vermählt, bewacht vom Drachen, weilten
 die Wasser eingesperrt wie Vieh vom Geizhals;
 Der Wasser Öffnung, die er hielt verschlossen,
 er, der den Britra schlug, hat sie gespalten.
 Als Indra dich, der Gott, allein aufspießte
 an einer Lanze, wurdest du zum Roßschweif.
 Du Held errangst die Rüste und den Soma,
 frei liehest du die sieben Ströme fließen.
 Nichts nützte ihn der Blitz und nichts der Donner,
 nichts, daß er Nebel schuf und Hagelwetter:
 Als Indra und der Drache sich bekämpften,
 siegte für alle Zeit der Schatzspender.
 Wen sahst du, Indra, der den Drachen rächte,
 daß Furcht dir schlich ins Herz nach deinem Kampfe?
 Du setztest über neunundneunzig Ströme,
 wie ein geschreckter Adler durch die Lüfte.
 Den Keil im Arm ist Indra allem König,
 was geht und ruht, was zahm und was gehörnt ist:
 Als König herrscht er über seine Völker,
 umgibt sie wie der Felgenkranz die Speichen.

(Dilger, a. a. O. S. 44 f.)

Indra muß durch den Somatrank, der mit der weiteren Ausbildung des Pantheismus selbst wieder zum Gott geworden ist, geradezu berauscht und zum Kampf gegen seine Feinde gestärkt werden. Man bekommt den Eindruck von einem besoffenen Gott, der nicht hoch über den Fetischpriestern und Schamanen steht, in dem Lied R. V. X, 119:

Ist so wohl oder so mein Sinn? Soll ich erbeuten Rind und Roß?
 Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
 Wie Winde, welche brausend wehn, so regen mich die Säfte auf:
 Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
 Wie Rosse rasch den Wagen ziehn, so regten mich die Säfte auf:
 Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
 Zu mir kam eilig her das Lied, so wie die Kuh zum lieben Kalb:
 Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
 So wie ein Brett der Zimmermann, wend' ich das Lied im Herzen um:
 Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
 Die fünf Geschlechter scheinen mir kaum einem Stäubchen gleich zu sein:
 Hab' ich den Soma wohl geschlürft?

Die beiden Welten sind nicht gleich nur einem halben Teil von mir:

Hab' ich den Soma wohl geschlürft?

An Größe überrage ich den Himmel und die weite Erde: Hab' ich ...

Wohlan, soll ich diese Erde hinsetzen hierhin oder dort? Hab' ich ...

Schnell, wahrlich, will ich zerschmettern die Erde, sei es hier, sei's dort:

Hab' ich den Soma wohl geschlürft?

Im Himmel ist mein einer Teil, den andern Teil zog ich herab:

Hab' ich den Soma wohl geschlürft?

Ich bin doch ganz gewaltig groß, zur Wolkennähe reich' ich hin:

Hab' ich den Soma wohl geschlürft?

Bereit als Diener geh' ich hin, den Göttern trag' ich Opfer zu:

Hab' ich den Soma wohl geschlürft? (Dilger, a. a. O. S. 49 f.)

Im Gefolge des Indra in der Region der Luft erscheinen die Wind- und Regengötter: Wāju und Wāta und die Marutas, eine Schar schönge schmückter Jünglinge mit funkelnden Speeren und Goldschmuck auf der Brust. Wenn sie auf ihren von gefleckten Stuten oder Antilopen gezogenen Wagen einherfahren, begleiten Stürme und Regengüsse ihren Zug. Sie werden aber auch mit dem schrecklichen Gott Rudra in Verbindung gesetzt als dessen Söhne. Rudra haust in den Bergen des Himalaya mit seiner Gattin und seinen Söhnen wie Wölfe, die nach Beute schnappen. An Menschen und Vieh sendet Rudra Krankheit, doch auch wieder Gesundheit, wenn man es versteht, sich seiner Gunst zu versichern. Den Grund, daß an Rudra nur wenige Lieder gerichtet sind, findet Oldenberg darin, daß er um seiner unheimlichen Natur willen nicht in der Reihe der übrigen Götter seine Preislieder beim Somaopfer empfing (Oldenberg, Die Rel. des Weda, S. 216). Auf sein Verhältnis zu Schiwa werden wir noch zu sprechen kommen.

Bei dem Gott Agni ist die Persönlichkeit am wenigsten losgelöst von der Naturerscheinung. Das Feuer in aller Art gehört in sein Gebiet: das Feuer am häuslichen Herd, das Opferfeuer und die feurigen Erscheinungen in der Luft und am Himmel. Agni ist der Bote der Götter zu den Menschen und wiederum der Bote, welcher die Götter herbeiruft zum Empfang des Opfers. An die Naturerscheinung des Feuers erinnert R. V. II, 1—5:

Wie man den Wagen vorwärts treibt, will Agnis Fahrten preisen ich,
Ihn, der huldreich und herrlich ist;

Der seinen Frommen herrlich führt, nicht alternd alt den Feind uns macht,
 Der fettbegossen schön erscheint;
 Den in den Häusern bei dem Licht man abends und frühmorgens preist,
 Des Wirken niemand hindern kann;
 Der wie die Sonn' in ihrem Glanz mit seinen Flammen helle strahlt,
 Mit ewig junger Pracht geschmückt.
 Agni, ihn, der verzehrt, erfreu'n die Sprüche rings in seinem Reich,
 Mit jedem Lichtglanz schmückt er sich. (Dilger, a. a. D. S. 41.)

Wie Indra durch den Somatrank, so wird Agni durch die in das Feuer geworfene Butter besonders erfreut und gestärkt. Er ist der vertraute Freund und Genosse der Menschen am häuslichen Herd. Er ist aber auch als Opferfeuer das Ideal der brahmanischen Priester neben Indra, dem Ideal der arischen Kriegshelden. Agni wird selbst als Priester gefeiert, z. B. R. V. I, 1:

Agni, den Priester, preise ich, den Priester und des Opfers Gott,
 Den Opf'rer, der viel Gut verleiht.
 Agni, den Sängern lobenswert, der frühern und der spätern Zeit, —
 Er bring die Götter uns herbei!
 Durch Agni Reichtum man erlangt, Gedeih'n und Wohlstand Tag für Tag,
 Der herrlich ist und heldenreich.
 Das Opfer, Agni, und das Fest, das ringsum du umfassen hältst,
 Nimmst zu den Göttern seinen Weg.
 Agni, der Opf'rer, weisheitsvoll und wahr, des Stimme laut erschallt,
 Der Gott komm mit den Göttern her!
 Daß, Agni, deinem Frommen du was heilsam ist erweisen wirfst,
 Ist deine Treue, Angiras.
 Zu dir, o Agni, Tag für Tag, Erleuchter, nah'n in Andacht wir,
 Und bringen dir Anbetung dar,
 Der du der Feste Herrscher bist, des Opfers lichter Hüter du,
 Im eignen Hause groß dich zeigst.
 Gleichwie ein Vater seinem Sohn sei, Agni, hilfreich uns geneigt,
 Geleite du zur Wohlfahrt uns! (Dilger, a. a. D. S. 42.)

Wie die Griechen in der Prometheusfage die Herabkunft des Feuers vom Himmel auf die Erde preisen, so haben auch die Weda-Lieder ihren Matarischwan, der das Feuer dem Priester-
 geschlecht der Bhriḡu als Geschenk aus dem Himmel gebracht hat (R. V. I, 60, 1). Agni wird dabei zweigeburtig genannt, weil er nicht nur am Himmel als Sonne und Blitz erscheint, sondern auch auf Erden erzeugt werden kann durch Reiben mit Hölzern. In einzelnen Stellen, wie R. V. X, 45, 1, werden ihm drei Ge-

burten zugeschrieben: im Himmel, bei den Menschen und in den Wassern, so daß unter den Wassern wahrscheinlich die Wolken zu verstehen sind, aus welchen der Blitz hervorzuckt.

Schon beim Agnidienst können wir die Macht des Priestertums beobachten. Wenn das Opferfeuer angezündet ist, müssen die Götter herbeikommen. Diese zauberhafte Kraft tritt noch mehr hervor bei dem Gott Brihaspati oder Brahmanaspati, dem Herrn des Gebets, denn das Neutrum Brahman heißt Erhebung, Andacht, Gebet. Der männliche Gott Brahma kommt in den Weda-Liedern noch nicht vor. Dem Gebet werden in den Liedern an Brahmanaspati selbst die Heldentaten Indras zugeschrieben. Der Gott kann also erst etwas ausrichten durch die Gebete der Priester. Wir sehen, wie die indische Religion immer mehr dem Pantheismus zutreibt, so daß konzentrierte Andacht und Buße mächtiger ist als alle Götter. Ein Lied an Brahmanaspati ist R. V. II, 23:

Dich, der Heerscharen Herrscher, dich rufen wir an,
 dich Weisen aller Weisen von höchstem Ruhme:
 Dich Allherrscher der Gebete, dich Herrn der Andacht:
 nimm hier den Sitz ein, mit Hilfen uns erhöhend!
 In dir, himmlischer, weiser Herr der Gebete,
 haben der Anbetung Los erlangt die Götter:
 So wie die Sonne, herrlichen Lichts, dem Frührot,
 bist den Gebeten allen du der Erzeuger.
 Das Dunkel zu vertreiben, das ringsumhersummt,
 besteigst den lichten Wagen des heil'gen Werks du:
 Furchtbar bist du, Gebetsherr, vernichtest Feinde,
 tötest Unholde, bringst Heil, öffnest den Ruhstall.
 Du führst und schügest das Volk mit schöner Leitung,
 niemals erreicht Bedrängnis den, der dir dienet.
 Feinde der Andacht zermalmt dein Unmut brennend;
 ja deine Größe, Gebetsherr, ist gewaltig.
 Nicht Drangsal, auch Gefahr nicht, woher sie komme,
 nicht Feinde, nicht Betrüger können den fällen,
 Den du, Gebetsherr, ein schöner Hüter, schügest:
 die bösen Geister alle verjagst du ferne.
 Ein Hüter weiten Blickes bahnst du uns Pfade,
 deinem Gesetze singen wir mit Gebeten:
 Wer Frevel an uns übte, Herr der Gebete,
 die eig'ne, glühende Untat mög' ihn zermalmen!
 Wer immer uns, die schuldlos, versehren möchte,
 ein Mensch uns feindlich, ein beutegieriger Räuber,

Den treibe weg, Gebetsherr, von unsrem Pfade!
 Bahn' uns die Wege zu diesem Götterschmause!
 Wir rufen dich an, Beschützer unsrer Leiber,
 der du bist Retter, uns zugetaner Anwalt:
 Gebetsherr, schmett're die Götterfeinde nieder!
 Daß höchsten Wohlstand die Bösen nicht erlangen!
 Herr der Gebete, durch dich, der schön uns fördert,
 laß uns erlangen den Menschen teure Güter!
 Die Feinde nah und ferne, die uns besiegen,
 zermalme du sie und mache sie bestglos!
 Durch dich die höchste Kraft zuteil uns werde,
 freigeb'ger, edler Freund uns, Herr der Gebete
 Nicht zwinge uns der Feind, auf Schaden sinnend!
 O laß gedeihn durch Lieder uns Gutgesinnte!
 Störrigem Stiere gleich eilt er voran zum Kampfe,
 den Feind versengend ist siegreich er in Schlachten.
 Wahrhafter Rächer der Schuld bist du, Gebetsherr,
 dem Starcken ein Bezwinger, der pocht auf Burgen.
 Wer uns zu Schaden trachtet, gottlosen Sinnes,
 uns sucht zu töten, sich allgewaltig dünkend, —
 Nicht treff' uns dessen Keule, Herr der Gebete,
 laß uns besiegen den Zorn des bösen Feindes!
 Er, dem man ruft in Schlachten, sich naht mit Ehrfurcht,
 der kommt in Kämpfen und Beut' um Beute austheilt,
 Er, der Gebetsherr, trieb weg wie einen Wagen
 all unsre Feinde, die Schaden wollten.
 Mit feuriger Glut versenge die Dämonen,
 die dich bewährten Helden gelästert haben!
 Das Preisenswerte wollst du selbst offenbaren!
 Vernichte die Dämonen, die ringsum flüstern!
 Herr der Gebete, daß dir der Fromme wert sei,
 laß klar und kräftig erscheinen bei den Leuten!
 Die herrlich und kraftvoll glänzen, die Güter,
 Opfergeborner, die wollst du uns verleihen!
 Gib uns nicht Räubern, die an der Unheilstätte
 als Feinde lauern, gierig nach unsrer Nahrung!
 Sie achten für nichts die Übermacht der Götter
 und geben nichts auf Lieder, Herr der Gebete!
 Dich zeugte Twaschtar, der Dichter vieler Lieder,
 damit du stehst hoch über allen Wesen.
 Richter und Rächer der Schuld ist der Gebetsherr,
 des Unholds Töter, erhabner Ordnung Hüter.
 Als du, Angiras, der Rinder Stall entleertest,
 gingen die Berge entzwei vor deinem Glanze.
 Vereint mit Indra ließeß du, o Gebetsherr,
 da los der Wasser dunkel umhüllte Wogen.

Sei du, Herr der Gebete, auch diesem Liede
 ein Führer, laß gedeihn auch unsre Enkel!
 Das, was die Götter fördern, ist alles glücklich:
 laß reich an Helden uns laut beim Feste singen!

(Dilger, a. a. O. S. 52—54.)

Jeder Leser der Weda-Lieder wird darüber befremdet sein, daß das, was in einem Lied einem bestimmten Gott zugeschrieben wurde, in einem andern als Tat eines andern Gottes gepriesen wird, daß fast jeder Gott so gepriesen wird, als ob er der Allergöttliche wäre. Dieser Kathenotheismus oder Henotheismus, wie M. Müller ihn nennt, ist kein Monotheismus; es werden tatsächlich viele Götter angerufen; aber er läßt sich aus einem ursprünglichen Monotheismus leichter erklären als aus einem ursprünglichen Polytheismus. Die indischen Götter sind nicht so plastische Gestalten, wie die griechischen; Maßlosigkeit ist das Charakteristische des Hinduismus, und der Henotheismus geht, wie wir in den späteren Weda-Liedern sehen, über in den Pantheismus. Auch in sittlicher Beziehung ist der Übergang vom Waruna zum Indradienst eine absteigende Linie.

2. Das Verhältnis der Menschen zu den Göttern in den Weda-Liedern.

Die Weda-Lieder sind Opferlieder. Da jedoch die erklärenden Brahmana-Schriften größtenteils aus späterer Zeit stammen und die Anschauung einer späteren Zeit in die Lieder hineintragen, ist es schwierig, den Kultus des indischen Volkes zur Zeit der ältesten Lieder genau darzustellen. Immerhin geben die Lieder selbst und die Vergleichung mit der altpersischen Religion einige Anhaltspunkte für die älteste Zeit.

Nirgends findet man in den Liedern eine Spur von Tempeln und Götterbildern. Der Opfernde bestreut einen Platz, der zum Opfern geeignet ist, mit Opfergras, auf welchem die Götter sich niederlassen sollen, um die dargebrachten Gaben in Empfang zu nehmen: Milch, Butter, Reis, Gerste und den Somatrank. Aber auch Tieropfer wurden dargebracht, in älterer Zeit weit mehr als später, wo sie ohne Zweifel durch den Einfluß des Buddhismus reduziert wurden. Das größte und kostbarste ist das Rossoffer, welches die Könige bei feierlichen Gelegenheiten spendeten, wo eine Menge von Priestern funktionierte. Aber auch schon beim gewöhnlichen Opfer begegnen

uns im Rig-Weda vier verschiedene Arten von Priestern: der Gotar hat die Lieder aufzusagen, der Udgâtar hat zu singen, der Adhwarju hat die äußeren Geschäfte zu besorgen, und über den dreien steht der Brahman, der Oberpriester, welcher darüber zu wachen hat, daß alles gesetzmäßig zugehe. Wenn die Bitte nicht gewährt wurde, ließ sich bei dem schon in alten Zeiten komplizierten Ritual irgend ein Fehler nachweisen. Schon von den Brahmanen des Jadschur-Weda sagt v. Schröder: „Wir werden sie nicht freisprechen können von dem Vorwurf, Gebet und Opfer schamanisch zu mißbrauchen. — Das Opfer mit seinen einzelnen Teilen, Sprüchen und Verrichtungen ist zum mächtigen Zaubermittel geworden, das in der Hand der Kundigen zu den höchsten Zwecken verhilft. Sei er Mensch oder Gott: vom Opfer hängt er ab, und Höheres, Mächtigeres kann er nicht erringen als jene felsenfeste Kenntnis des Rituals, die auch in den kleinsten Kleinigkeiten nicht schwankt. Sie wird zur Waffe in seiner Hand, zur gewaltigen, siegreichen Waffe, der sich alles im Himmel und auf Erden beugen muß. — In Maitr. Sanh. 1, 11, 3 heißt es: die Lebenskraft wird durch das Opfer, der Odem wird durch das Opfer, das Auge wird durch das Opfer, das Gehör wird durch das Opfer, der Geist wird durch das Opfer usw.“ (von Schröder, Indiens Literatur und Kultur, S. 118. 141. 137). — So sehen wir schon im Jadschur-Weda die Anfänge der brahmanischen Priesterherrschaft, wiewohl das Kastenwesen noch nicht so ausgebildet ist, wie später, und die pantheistische Weltanschauung muß dazu helfen, daß die Brahmanen zu Göttern der Erde werden. „Die Opfer, die religiöse Ordnung (rita) und der religiöse Glaube, nicht die einzelnen Götter, werden die höchste Großmacht des indischen Völkerlebens“ (Happel, Die religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder, S. 28).

Bitten um geistliche Güter oder um die Gemeinschaft mit Gott, wie in den Psalmen, sucht man vergeblich in den Weda-Liedern. Reichtum an Rügen und Rissen ist die am häufigsten wiederkehrende Bitte, dazu etwa Kindersegens und Gesundheit. Wohl tritt in den Waruna-Liedern das Schuldbewußtsein hervor, aber auch die Sünde wird mehr und mehr nur als eine äußere Übertretung der Satzungen angesehen.

Für das Opferfeuer bildet die Grundlage das Herdfeuer, welches der Hausvater nach der Hochzeit anzünden und mit täglichen Spenden unterhalten mußte (garhapatyâgni). Zu diesem kamen aber bei feierlichen Opfern noch zwei weitere Feuer, die am Herdfeuer entzündet werden mußten: das eigentliche Opferfeuer (âhavaniya), welches die Götter herbeirufen sollte, und das Südf Feuer (dakschinâgni), welches die Dämonen und die abgesetzten Geister abwehren sollte, damit sie das Opfer nicht stören. Man tötete das Opfertier, indem man zu ihm sagte: „du stirbst nicht, dir geschieht kein Leid; zu den Göttern gehst du auf schönem Pfade“ (R. V. I, 162, 21). Die Tötung wurde durch Ersticken oder Erwürgen ohne Blutvergießen bewirkt. Man suchte dabei zu vermeiden, daß das Tier einen Laut ausstieß; die Hauptpersonen des Opfers wandten den Rücken, bis der Tod des Tieres eingetreten war (Oldenberg, R. d. V. S. 359 f.).

Beim Beginn der drei Jahreszeiten, Frühling, Regenzeit und Herbst, sowie an jedem Neumond und Vollmond gab es regelmäßige reichlichere Festopfer. Das größte Jahresfest war die Sômapressung (Agnistôma = Feuerlob) im Frühling. Aber wie wir bei der babylonisch-assyrischen Religion gefunden haben, daß die Zaubersprüche noch in späten Jahrhunderten abgeschrieben wurden und große Verbreitung fanden neben dem offiziellen Kultus, so ist es auch in Indien. Durch den schon genannten Atharva-Weda sind die indischen Zaubersprüche erhalten geblieben. Es ist derselbe Aberglaube, der auch im christlichen Volk noch nicht ausgerottet ist. „Alles, was der Mensch zu befürchten hat oder wovon er los sein will, wie böse Geister, Feinde und Nebenbuhler, Unfälle, Krankheit und Mißgeschick, wird durch Beschwörungen beseitigt, alles, was er erreichen will, mit Hilfe desselben Mittels gesucht: Hier wird die Hexe aus Stall und Gehöft verbannt, hier die Pflanze gepflückt, kraft deren man alle bösen Wesen sieht. Hockt ein Geschwürdämon auf dem Genick des Menschen oder kommt Ausatz Durchfall oder Zerrinn über ihn, dann sind Beschwörungen und Getränke da, um dieses Übel zu vertreiben. Das Horn der hurtigen Antilope soll die Genesung beschleunigen, Wunderpflanzen und alleserhaltende Heilgetränke werden angewiesen, ja der Soma selbst und seine Preßsteine sollen mit Agni und Waruna die Gelbsucht verschrecken“ (Lehmann,

Chant. d. I. S. II, S. 41). — Bei allen Opfern ist, wie wir gesehen, das Südfeuer (dakschinâgni) zur Abwehr der Dämonen bestimmt, und ein Opfer, das nicht den Göttern, sondern den Vätern, Großvätern und Urgroßvätern dargebracht wird, findet gegen Abend am südlichen Feuer statt. Die Väter werden von Priestern eingeladen zu kommen, der Hausherr gießt Wasser auf das Opfergras und legt drei Klöße an die Stellen, wo das Wasser ausgegossen ist, und widmet dieselben den Vätern, auch Kleider und Salbe. Er spricht ein Gebet: „Verehrung eurem Saft und Kraft! Verehrung eurem Leben, eurem Zorn und Schrecken! Von denen, die in jener Welt sind, möget ihr die Tüchtigsten sein; von denen in dieser Welt möge ich der Tüchtigste sein!“ Nachdem die Götter entlassen sind, gibt der Hausherr einen der Klöße seiner Gattin zu essen, damit sie männliche Leibesfrucht empfangen (a. a. O. S. 38).

Mit der Entstehung der Welt und des Menschen beschäftigen sich namentlich einige spätere Weda-Lieder, welche schon entschieden pantheistisches Gepräge tragen. Im Henotheismus der früheren Lieder werden die verschiedensten Götter als Schöpfer und Herrscher der Welt gefeiert: Varuna, Indra, Agni, Surja, Soma u. a. Der Name Wischwakarmā (Weltschöpfer), welcher in früheren Hymnen dem Indra beigelegt wurde, ist in R. V. X, 81 zum Namen eines besonderen Gottes geworden. Der Weltschöpfer wird in diesem Liede als Priester dargestellt, der sich selbst, Erde und Himmel opfert. Er wird als riesenhafter Schmiedemeister dargestellt, der mit seinen mächtigen Armen, welche zugleich als Flügel zum Anfachen des Feuers dienten, die ganze Welt zusammenblies. Wo war sein Standort? Woher nahm er das Material zu diesem Bau? — Diese Fragen werden in dem Liede gestellt, aber nicht beantwortet.

Außer Wischwakarmā wird auch Pradschāpati als Schöpfer genannt. Aber er ist ebenfalls kein vor allem existierender persönlicher Schöpfer, sondern aus dem Urmeer hervorgegangen. Wir fügen noch zwei Lieder aus dem letzten Buch des Rig-Weda bei, welche sich mit der Entstehung der Welt beschäftigen, aber schon sehr die Weltanschauung der folgenden Periode des Brahmanismus verraten. Das eine ist das Nāsadiya Sūkta, R. V. X, 129:

Nicht war das Sein, nicht war das Nichtsein damals,
 kein Luftkreis war, kein Himmel war darüber.
 Was regte sich? wo war's? in wessen Obhut?
 War es Gewässer, schaurig tiefer Abgrund?
 Kein Tod war damals, kein unsterblich Leben,
 von Tag und Nacht gab es noch kein Erscheinen.
 Ruhig, selbstherrlich atmete das Eine,
 und außer diesem Einen war kein andres.
 Dunkel im Anfang war, gehüllt in Dunkel,
 ununterschieden, alles ein Gewoge:
 Als rings umhüllt von Ede war das Leere,
 da durch der Büßung Macht entstand das Eine.
 Zuerst entwickelte sich die Begierde,
 sie war des Geistes früheste Befruchtung.
 Weise, die forschten mit Verstand im Herzen,
 fanden in ihr das Band des Seins und Nichtseins.
 Quer hingespant war damals ihre Meßschnur:
 ob sie wohl unten war, ob wohl darüber?
 Befruchtende, gewaltige Wesen waren's:
 Behagen unten und Gewährung oben.
 Wer weiß es wohl, wer mag es hier verkünden:
 woher entstand, woher kam das Erschaffene?
 Die Götter kamen erst nach seiner Schöpfung:
 wer weiß es dann, woher ist es gekommen?
 Woher ist sie geworden diese Schöpfung,
 ob sie geschaffen ward, ob nicht geschaffen,
 Der davon Zeuge war im höchsten Himmel,
 er weiß es wohl; oder weiß auch er es nicht?

(Dilger, a. a. O. S. 153.)

Während hier Fragen gestellt werden, weiß der Verfasser
 des Puruscha Sūkta (R. V. X, 90) den Hergang genauer dar-
 zustellen, aber so, daß auch hier die Entstehung der Welt
 mit der Idee des Opfers verquickt und ein wunderliches Durch-
 einander von phantastischen Vorstellungen erzeugt wird: V. 6—16.

Als mit dem Urgeist, als dem Opfertiere,
 die Götter einst ein Opferwerk vollbrachten,
 Da diente als das Opferschmalz der Frühling,
 als Holz der Donner und der Herbst als Fettguß.
 Zum Opfer auf der Opferstreu sie weihen
 den Urgeist, der im Anfang ward geboren:
 Mit ihm vollzogen sie das Opfer damals,
 die Götter, welche Sādharma sind und Rishi.
 Aus diesem Opfer, das man ganz verbrannte,
 entstanden da die Riga- und Sama-Lieder;

Die Ischandasmelodien sind daraus entstanden,
 und auch der Iadischusspruch ist draus entsprungen.
 Die stolzen Pferde sind daraus entstanden
 und alles, was besitzt zwei Reihen Zähne:
 Die Rinderherden sind daraus entsprungen,
 Schafe und Ziegen sind daraus entstanden.
 Als sie den Urgeist auseinanderlegten,
 wie viele machten sie aus ihm der Teile?
 Was war da sein Gesicht, was seine Arme?
 Was nennt man seine Schenkel, seine Füße?
 Sein Angesicht war damals der Brahmane,
 der königliche Krieger seine Arme;
 Der Mann des Volks, das waren seine Schenkel
 der Schudra ward erzeugt aus seinen Füßen.
 Der Mond entstand aus seinem innern Sinne,
 aus seinem Auge ward die Sonn' geboren;
 Indra und Agni wurden aus dem Munde,
 aus seinem Odem ist der Wind entstanden.
 Der Luftkreis aus dem Nabel ward; der Himmel
 entsprang dem Haupt, die Erde seinen Füßen,
 Die Himmelsgegenden aus dem Gehöre:
 so haben sie die Welten zubereitet.
 Der Hölzer sieben lagen links im Kreise,
 bereitet waren dreimal sieben Scheiter,
 Als einst die Götter beim Vollzug des Opfers
 festbanden als das Opfertier den Urgeist.
 Opfer durch Opfer weiheten da die Götter.
 So waren sie, die frühesten Gesetze.
 Die Mächtigen gelangten in den Himmel,
 woselbst die Sādhja sind, die frühern Götter.

(Dilger, a. a. O. S. 155 f.)

Dieser Puruscha Sūkta ist also die erste Autorität für
 das indische Kastensystem und für die Inspiration oder viel-
 mehr göttliche Abstammung der Weda-Lieder, die be-
 reits in drei Sammlungen vorgelegen sind. Das Lied muß
 also jedenfalls zu den spätesten Weda-Liedern gehören. Wie die
 Entstehung der Welt durch das Opfer, so wird auch der erste
 Mensch als der erste Opferer dargestellt. Dem Wiwas-
 want bringt Agni selbst vom Himmel herab das Feuer, die
 beherrschende Macht des Opfers. Des Wiwaswant Gebete treiben
 den Soma an zu fließen. „Mit Wiwaswant im engsten Zu-
 sammenhang steht auf der einen Seite Manu, der Mensch, auf
 der andern Wiwaswants Sohn Jama, der Zwilling, der mit

seiner Zwillingsschwester Jami das Menschengeschlecht erzeugt. „Der Vater Manu ist geradezu eine Doublette des Wimaswant: er ist die in der wedischen Zeit lebende Gestalt des ersten Menschen, während hier Wimaswant, der für den Glauben des indo-iranischen Zeitalters im Vordergrund gestanden hatte, im Abblaffen begriffen ist. — In der Gestalt des Jama scheint ursprünglich nicht sowohl die Vorstellung eines ersten Opferers als die eines ersten Herrschers hervorgetreten zu sein. Der Awesta spricht von Jima als dem König eines goldenen Zeitalters, und König nennt den Jama auch der Weda. Hier ist freilich von seinem Königtum nur eine Seite übrig geblieben: der erste Mensch war auch der erste Gestorbene, der zu göttlichen Dimensionen erwachsene König des Totenreichs“ (Oldenberg, R. d. W. S. 275 f.).

In den Weda-Liedern findet sich noch keine Spur von der Seelenwanderungslehre, sondern die Himmelswelt wird als ein Ort der Seligkeit gedacht. Es wird dem Toten in R. V. X, 14, 7 f. zugerufen:

Geh' hin, geh' hin auf jenen alten Pfaden,
 wo vordem unsre Väter hingegangen:
 Die beiden Könige, nach Lust sich labend,
 den Jama mögst du schauen, den Gott Waruna!
 Vereine mit den Vätern dich, mit Jama,
 und mit der Wünsche Ziel im höchsten Himmel!
 Von Tadel frei zur Heimat wiederkehre,
 vereine dich dem Leib in schönster Blüte!

Es wird also ein Fortleben in einem Leib gedacht, und wir werden die Vorstellungen von dem jenseitigen Leben ziemlich sinnlich denken müssen, wenn auch die Worte geistlich gedeutet werden könnten in einem Lied an Soma, R. V. IX, 113, 7—11:

Wo nie ermattend Licht erstrahlt,
 die Welt, in der die Sonne steht,
 In diese bring' mich, Strahlender,
 wo man nicht stirbt und nicht vergeht:
 Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo König ist Wimaswants Sohn,
 des Himmels Heiligtum sich schließt,
 Wo jene raschen Wasser sind,
 dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
 Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo man in Lust sich kann ergehn
 im dreifach höchsten Himmelsraum,
 Wo Lichtgefilbe hold erglühn,
 dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
 Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo Wünsche und Befriedigung,
 der Sonnenröte hoher Plan,
 Behagen ist und Sättigung,
 dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
 Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo Seligkeit und Bönne ist,
 wo Lust und froher Jubel wohnt,
 Wo alle Wünsche sind erfüllt,
 dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
 Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Die göttliche Macht des Feuers in den Weda-Liedern bietet wohl auch den Schlüssel zum Verständnis des Unsterblichkeitsglaubens der alten Arier. Durch das Verbrennen des Leichnams wird der Mensch geopfert und kommt in die Region der Götter. Es werden deshalb auch verstorbene Väter manchmal mit den Göttern angerufen. Die Bestrafung der Gottlosen wird nur selten angedeutet. Die Feinde der Götter und ihre Verehrer sollen in die unterste Finsternis geworfen werden (R. V. X, 152, 4. Ath. V. VIII, 2, 24). Eine gewisse Furcht vor Jamas Weg macht sich trotz der Ausmalung der Freuden des zukünftigen Lebens in einigen Stellen geltend R. V. I, 38, 5; X, 97, 16). — Die sieben Rischis, die Stammväter der großen brahmanischen Familie, welche auch als Dichter der Weda-Lieder bezeichnet werden, sind ganz besonders die Heiligen, welche in die Versammlung der Götter versetzt werden. — Für die Verbrennung der Witwe mit dem Leichnam des Mannes geben die Weda-Lieder keinen Anhaltspunkt. Im Gegenteil wird die Witwe aufgefordert, zur Welt des Lebens zurückzukehren (R. V. X, 18). Roth gibt in der Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Ges. 1854, S. 467 ff. den Nachweis, daß zur Zeit der Weda-Lieder neben der Verbrennung auch das Begräbnis der Toten noch vorgekommen sei.

C. Der ältere Brahmanismus.

1. Die Konsolidierung des brahmanischen Pantheismus in der Lehre von Gott und Welt, Weltübel und Seelenwanderung.

Manche Forscher (z. B. Lehmann in *Chantepie de la Saussayes Religionsgeschichte*, und Hardy, *Indische Religionsgeschichte*) rechnen die Religion der Weda-Lieder und den älteren Brahmanismus als eine und dieselbe Periode. Wir haben ja allerdings den Anfang der pantheistischen Weltanschauung schon deutlich in den jüngeren Weda-Liedern bemerkt. Allein die älteren haben doch einen andern Charakter. Die Religion, welche Buddha vorgefunden hat, ist nicht mehr der heitere Naturdienst, es ist nicht mehr das Bekenntnis vor Waruna, nicht mehr der Kampf des Indra mit den Dämonen, nicht der freundliche Herdgott Agni. Die Wanderung der Arier vom Pandschab in das heiße Gangesland und — wir setzen hinzu, was andere Forscher weniger berücksichtigen: auch das Zusammenleben mit den früheren Bewohnern des Landes — hat in der indischen Religion eine große Veränderung herbeigeführt. „Unter den Einflüssen der neuen Heimat, der indischen Natur, des indischen Klimas hat sich im Leben des Volks ein Wandel vollzogen und der Volksseele jenen schmerzlichen Zug von Leiden und Krankheit aufgeprägt, der ihr durch alle Wechsel der Geschieße geblieben ist und bleiben wird, solange es ein indisches Volk gibt“ (Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, S. 12). Darum wird die Religionsentwicklung doch übersichtlicher werden, wenn wir zwischen den Weda-Liedern und dem Auftreten des Buddhismus eine neue Periode setzen, welche auch neben dem Buddhismus noch hergeht und die wir Brahmanismus im engeren Sinn des Worts oder den älteren Brahmanismus nennen können und für welche die Brahmanaschriften mit ihren Upanischads, zum Teil auch die Heldengedichte, die Gesetzbücher und die philosophischen Schriften die Quellen sind.

Wie wir in den Weda-Liedern von der Entstehung der Welt schon gesehen haben, sind die Brahmanen in ihrem Suchen nach einer Einheit in der Vielheit der Weda-Götter auf eine pantheistische Einheit gekommen und auf eine Emanation der Welt aus dem All. Der goldene Keim (*hiranjagarbha*),

mit welchem in R. V. X, 121 der Anfang alles Daseins gezeichnet wird, erscheint zwar in einigen Versen wie ein persönlicher Gott und wird zuletzt Pradschâpati genannt, aber der beständige Refrain: „wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?“ läßt uns nicht zu klarer Erkenntnis kommen, und in dem Ausdruck „goldener Reim“ ist doch wieder die pantheistische Anschauung gegeben. Deutlicher tritt dieselbe hervor in dem schon genannten Puruscha-Sâkta (R. V. X, 90), wo in den ersten Versen vom Urgeist gesagt wird, er habe tausend Häupter, tausend Augen, tausend Füße, von allen Seiten hülle er die Erde ein und rage zehn Finger breit darüber hervor. Die ganze Welt sei der Urgeist; alle Geschöpfe seien von ihm ein Viertel, die Unsterblichkeit im Himmel drei Viertel. Solche phantastische, maßlose Darstellungen finden wir in der ganzen brahmanischen und buddhistischen Literatur.

Neben dem schon in den Weda-Liedern angebahnten Pantheismus ist das Charakteristische für die zweite Periode der indischen Religion die Priesterherrschaft. Nach der patriarchalischen Zeit der älteren Weda-Lieder ist das indische Volk unter das Gesetz getan worden durch die Herrschaft der Brahmanen, und zwar unter ein sehr kompliziertes Ritualgesetz, das in den Brahmanaschriften niedergelegt ist. Der Priesterstand ist an ein bestimmtes Geschlecht gebunden, und dieses hat auch im bürgerlichen Leben so sehr die Oberhand bekommen, daß selbst in der Heldenzeit die Könige ihm die Ehre gaben, wofür namentlich das Râmâjana zeugt. Nachdem die alten Götter erblaßt sind und kein persönlicher Gott an die Stelle getreten ist, sind die Brahmanen die Götter der Erde geworden.

Zu der Zeit, da die Brahmanaschriften entstanden sind, „bewegt sich die ganze geistige Arbeit, die in Indien getan wird, um das Opfer. Die Welt, die den Brahmanen umgibt, ist der Opferplatz; die Ereignisse, von denen er vor allem andern weiß, sind die des Opferwerks. Das Opfer mit seinen Geheimnissen will er verstehen, denn Verstehen ist allbezwingende Macht. Durch diese Macht haben die Götter die Dämonen gebändigt.“ — „Die Welt der alten Götter kann für sich allein dem Denken der neuen Zeit nicht mehr genügen. Es bildet sich die Atmosphäre, in der

Mysterien und Symbole gedeihen. Was beim Opfer dem Auge erscheint, ist nicht nur, was es ist oder zu sein scheint, sondern es ist noch ein Zweites, das es bedeutet" (Oldenberg, Buddha S. 20. 22).

Wir haben für die Konsolidierung des brahmanischen Pantheismus hauptsächlich zwei Begriffe ins Auge zu fassen: das Brahṁā oder Brahman und den Atman. Viel früher als der Gott Brahṁā oder Brahman kommt das Neutrum Brahman in der indischen Theologie vor. *) Wir haben gesehen, wie es ursprünglich das Gebet, das heilige Wort bezeichnet, und wie dem Gott Brahmanaspati, dem Gebetsherrn, selbst die Heldentaten des Indra zugeschrieben werden, und die ganze Schöpfung dem Gebet des Priesters. So wird nun immer mehr die Kraft des Gebets und der andächtigen Erhebung des Gemüths zur Ursache alles Daseins, zum absoluten Sein erhoben, aus welchem man das Dasein der ganzen Welt, der Götter und der irdischen Wesen, herleitet, denn nach pantheistischer Anschauung gibt es keine selbständige Person über der Welt. Nur im Menscheng Geist kommt der Geist des Universums zur Erscheinung. — Das andere Wort Atman bezeichnet im Rig-Weda den Atem, den Hauch des Menschen. Aber da das Atmen das wichtigste Merkmal des Lebens ist, bezeichnet es auch den Lebenshauch, den Geist, das Selbst des Menschen. Es ist also das innerste Wesen des Menschen, und dieses Selbst wird mit dem Brahman identifiziert. Die Upanishads bemühen sich, diesen Urgrund alles Daseins zu beschreiben, z. B. Brihadaranyaka-Up. III, 8: „Das Brahman ist eben das, was die Brahmanen das Unvergängliche nennen. Es ist nicht grob und nicht fein, nicht kurz und nicht lang; nicht rötlich (wie Feuer), nicht anschniegender (wie Wasser); nicht schattig, nicht finster, nicht lustartig, nicht ätherartig; nicht anklebend, geschmacklos, geruchlos; ohne Augen, ohne Ohren, ohne Stimme, ohne inneren Sinn, ohne Glanz, ohne Atem, ohne Mund, ohne Maß, ohne Inneres, ohne Auseres; es ist nicht und wird von niemand

*) Die Sanskritnamen werden gewöhnlich nicht nach dem Nominativ, sondern nach der Grundform angeführt. Die Grundform ist für Maskulinum und Neutrum gleich: Brahman, dagegen der Nominativ für das Neutrum: Brahṁā, für das Maskulinum: Brahṁā.

geessen. Nach dem Willen dieses Unvergänglichen stehen Sonne und Mond geschieden. Nach dem Willen dieses Unvergänglichen stehen Minuten und Stunden, Tage und Nächte, Halbmonate und Monate, Jahreszeiten und Jahre voneinander geschieden. Nach dem Willen dieses Unvergänglichen strömen die Flüsse von den Schneebergen, die einen nach Westen, die andern nach Osten, oder nach irgend einer andern Richtung. Nach seinem Willen preisen die Menschen diejenigen, welche freigebig sind, streben die Götter nach dem Opferer, die (verstorbenen) Väter nach dem Opferlöffel (der Totenspende). Fürwahr, wer, ohne dieses Unvergängliche in dieser Welt schon zu kennen, Opfer und Gottesdienst verrichtet und viel tausend Jahre lang Selbstkasteiung treibt, dem wird nur Endliches zuteil. Wer aber mit der Erkenntnis dieses Unvergänglichen aus dieser Welt scheidet, der ist ein Brahmanverwandter" (Dilger, a. a. O. S. 81). — Das unpersönliche Brahman hat also doch einen Willen, nach welchem Götter und Menschen sich richten müssen, es ist das wirkende Prinzip in allen Bewegungen des Weltlebens. (ähnlich wie in Schopenhauers Schule „die Welt als Wille“). Seine Unvergänglichkeit wird auch Kathaka-Up. I, 2 geschildert:

Das Selbst wird nicht geboren, niemals stirbt es,
entspringt aus keinem, ihm entspringt auch keiner;
Geburtslos ist's auf ewig und von jeher.
Wenn man den Leib erschlägt, wird's nicht erschlagen.
Wer schlagend glaubt den andern zu erschlagen,
und wer geschlagen meint, er werd' erschlagen,
Die beiden haben nicht das wahre Wissen:
das Selbst erschlägt nicht und wird nicht erschlagen.
Kleiner als klein und größer als das Große
liegt still das Selbst im Innern des Lebend'gen.
Wer willenlos, schaut neidlos diese Größe,
das Selbst bei heitrer Ruhe seiner Sinne.
Indem es ruht, geht's hin in weite Ferne,
Im Schläfe wandert es nach allen Seiten.
Wer außer mir vermag sie zu erkennen,
die stets aufs neue freudetrunk'ne Gottheit?
Selbst ohne Leib ist es in allen Leibern,
unwandelbar in allem Wandelbaren.
Der Weise, der das Wesen groß, durchbringend,
als eignes Selbst erkennt, ist frei von Kummer.

(Dilger, S. 82.)

Dieses Brahman ist also das Ewige, Unsichtbare, das absolute Sein. Es wird auch als das absolute Licht bezeichnet, 3. B. Cvetagv. Up. IV, 14.

„Nicht strahlt die Sonne dort, nicht Mond und Sterne,
auch diese Blitze nicht, nicht irdisch Feuer:
Ihm nach, dem Strahlenden, nur strahlet alles,
von seinem Glanz erstrahlt das ganze Weltall.“

Es ist auch erhaben über alles Leiden, allen Kummer, es ist leidensfreie Seligkeit, aber dabei doch kein persönliches Wesen.

Wie wenig das Brahman als Persönlichkeit gedacht wird, das geht auch aus den mystischen Spielereien hervor, welche mit der Silbe om getrieben werden. Diese Silbe om soll die symbolische Darstellung des Brahman sein, und wenn wir durch die bisher angeführten Stellen überrascht sind von den erhabenen Ideen, welche sich in den Upanishad finden, so wird uns im folgenden in denselben Schriften auch das Lächerliche entgegen-treten. Nach der indischen Grammatik ist O ein aus A und U zusammengesetzter Laut, so daß die Silbe Om aus A, U, M besteht. Wenn man jeden Laut einzeln nimmt und dann die drei zusammen, bekommt man vier Bestandteile oder Beziehungen dieser Silbe. So heißt es Mändūkya Up. I, 1: „Die Silbe om ist das Weltall. Die Deutung derselben ist: das was gewesen, das was ist, das was sein wird. Alles ist nur die Silbe om. Und was sonst über die dreifache Zeit erhaben ist, das alles ist nur die Silbe om. Denn das alles ist Brahman; dieses Selbst ist Brahman; und dieses Selbst ist vierteilig. — 1. Das erste Viertel ist das Selbst in wachem Zustand: nach außen erkennend, mit 7 Gliedern und 19 Öffnungen ausgestattet, das Grobfinnliche genießend, in allen Menschen wohnend. 2. Das zweite Viertel ist die Seele im Traumschlaf: nach innen erkennend, mit 7 Gliedern, 19 Öffnungen, das Feinsinnliche genießend, aus Lichtglanz bestehend. 3. Die Seele im Tieffschlaf hegt kein Begehren und träumt keinen Traum. Das dritte Viertel ist die Seele im Tieffschlaf: mit sich selbst geeinigt, eine unterschiedslose Masse von Erkenntnis, aus Seligkeit bestehend, Seligkeit genießend, zugänglich durch das Bewußtsein, mit höchster Einsicht ausgestattet. Dies ist der Allherr, dies der Allwissende, dies der innere Lenker, dies der Mutter Schoß aller Dinge, woraus alle Geschöpfe hervorgehen

und wohin sie zurückkehren. 4. Das was weder nach innen noch nach außen noch in beider Beziehung erkennt, nicht eine Masse von Erkenntnis, weder erkennend noch auch nicht erkennend ist, das Unsichtbare, was nicht Gegenstand praktischer Betätigung sein kann, das Unbegreifliche, Merkmallose, Undenkbare, Unnennbare, das nur durch die Erkenntnis von der Einheit des Selbst zu Erreichende, das, worin das Mannigfaltige sich aufhebt, das Stillruhige, Selige, Alleinige, — das wird für das Vierte gehalten. Dies ist das Selbst, dies das zu Erkennende. Das Vierte ist nicht ein einzelner Laut, sondern die ganze Silbe öm, kein Gegenstand praktischer Betätigung, die Auflösung des Mannigfaltigen, die Seligkeit, das Alleinige. Das Selbst geht durch das Selbst ein in das Selbst, wenn man solches erkennt" (Dilger, a. a. S. S. 87—91).

Wie die Entstehung der Welt durch Ausfluß aus dem Urgeist (Puruscha) schon in der späteren Weda-Zeit dargestellt wurde, haben wir beim Puruscha-Sūkta gesehen. Dieses Hervorgehen der Welt aus dem Brahman wird auch in den Upanishad unter allerlei Bildern dargestellt, z. B. Mund. Up. I, 1: „Wie die Spinne ihre Fäden herausläßt und wieder einzieht, wie aus der Erde Kräuter hervorsprossen, wie aus den Menschen Haupt- und Körperhaare, so geht aus dem Unvergänglichen hier dieses All hervor.“ In demselben Upanishad heißt es:

„Wie Funken aus dem hell entflammten Feuer
zu tausenden von gleicher Art hervorsprühn,
So gehn hervor aus dem, was unvergänglich,
vielsält'ge Wesen, dorthin gehen sie zurück.
Ja himmlisch ist der Urgeist und gestaltlos,
außen ist er wie innen, ungeboren.
Nicht atmend, nicht empfindend, hell erglänzend,
steht hoch er über dem, was unvergänglich.
Der Lebenshauch, aus ihm wird er geboren,
der inn're Sinn zusamt den äußern Sinnen,
Die Luft, der Äther, auch das Licht, die Wasser,
die Trägerin von allem auch, die Erde.
Sein Haupt ist Agni, Sonn' und Mond die Augen,
die Himmelsgegenden sind seine Ohren,
Die Stimme die geoffenbarten Weben,
sein Odem ist der Wind, sein Herz das Weltall;
Aus seinen Füßen ging hervor die Erde:
das ist das Selbst im Innern aller Wesen.“

(Dilger, a. a. D. S. 161.)

Wenn es bei der Entstehung der Welt nach der Bibel heißt: „Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut,“ so ist es dagegen nach brahmanischer Anschauung ein Unglück, daß das eine, selige Atman oder Brahman es erwählt hat, sich in der Welt der Vielheit, des Werdens und Vergehens zu offenbaren: die Existenz der ganzen Welt ist vom Übel. Mit der Welt ist auch das Böse, das Leiden, die Kummernis entstanden. Der Mensch hat zwar auch den Atman oder Puruscha „daumengroß“ in sich, aber die Einzelexistenz ist vom Übel, eine Aufhebung des Übels ist nicht möglich außer dadurch, daß der Mensch auf seine Einzelexistenz verzichtet, und die ganze Welt wieder aufgelöst wird in das Brahman. Dieser Pessimismus ist so sehr zum indischen Dogma geworden, daß ihn auch Buddha herübergenommen hat in seine Religion.

Die Entwicklung der Welt ist eine fortwährende Verschlimmerung derselben. Das wird zunächst ausgedrückt durch die drei Grundsubstanzen (guna) der wirklichen Welt:

1. Die Grundsubstanz Sattva, d. h. Güte, die göttliche Seite des Universums, die erste Station der Ausströmung aus dem Brahman, die Region des persönlichen Brahmā oder Ishwara und der Götter, die Welt des Lichts, der Tugend und Weisheit.

2. Die Grundsubstanz Radschas, d. h. Leidenschaft, Aktivität, schwankend und kämpfend zwischen göttlichen und ungöttlichen Wesen, die Welt des Menschen.

3. Die Grundsubstanz Tamas, d. h. Finsternis, die letzte Stufe der Entäußerung des Brahman, die Religion der Unreinheit und des Todes, die Welt der Tiere, der Pflanzen und der toten Materie.

In volkstümlicher, mehr mythologischer Gestalt wird die fortwährende Verschlimmerung der Welt dargestellt in den vier Weltaltern, ganz ähnlich wie bei den alten Griechen und Römern. Es findet sich diese Darstellung im Mahābhārata (Vanaparv. II, 234 ff.) und in Manu's Gesetzbuch (I, 72 ff.).

1. Das Krita-juga, d. h. das Zeitalter, in welchem alles getan wurde und nichts zu tun übrig blieb, dauerte 4800 Götterjahre (1 Götterttag = 1 Menschenjahr). Die Pflicht wurde treulich erfüllt. Es gab weder Götter noch Dämonen. Es wurde nicht gekauft und verkauft. Die Vedas wurden nicht unterschieden als

Sāman, Ritsch und Jadschuch. Die Erde brachte ihre Frucht hervor auf den bloßen Wunsch der Menschen um ihrer Gerechtigkeit und Enthaltksamkeit willen. Die Menschen fühlten keine Beschwerden des Alters. Das höchste Brahman war der erhabene Sammelpunkt dieser Jogin (Asketen). Obgleich die Kasten verschiedene Pflichten hatten, hatten sie doch nur einen Weda und erfüllten ein Gesetz.

2. Im Trêta-juga, d. h. Alter der Dreiheit, der drei heiligen Feuer, begann das Opfern, und die Gerechtigkeit nahm ab um ein Viertel. Die Menschen gewöhnten sich an eine Gerechtigkeit, die von Ceremonien abhing. Das Opfer wurde vorherrschend mit einer Mannigfaltigkeit von Gebräuchen. Die Menschen suchten einen sichtbaren Gegenstand ihrer Verehrung und Belohnung für ihre Gottesdienste und Gaben. Das Trêta-juga dauerte 3600 Götterjahre.

3. Im Dwāpara-juga, d. h. dem auf zwei folgenden, war von der ursprünglichen Gerechtigkeit nur noch die Hälfte übrig. Der Weda wurde vierfach. Da die Schriften so zerstreut waren, wurden die Ceremonien verschieden und das mit Andachtsübungen und Opfern beschäftigte Volk sehr leidenschaftlich (râdschasi). Manche Unglücksfälle trafen die Menschen und veranlaßten sie zu Büßungen und Opfern. Es dauerte 2400 Götterjahre.

4. Das Kali-juga (Streitalter), unser jetziges Zeitalter, dauert nur 1200 Götterjahre. Von der ursprünglichen Gerechtigkeit ist nur noch ein Viertel übrig. Die Vorschriften der Wedas werden nicht befolgt. Werke der Gerechtigkeit werden unterlassen. Unglücksfälle, Sünden, Jorn, Angst nehmen überhand und alles geht abwärts.

Eine Flutsage erzählen auch die indischen heiligen Schriften in zwei verschiedenen Berichten. In beiden ist der indische Noah Manu, der erste Mensch; in beiden ist es ein Fisch, der ihn errettet, ein Fisch, der zuerst klein gewesen und ihn um Errettung vor den großen Fischen gebeten und ihm dabei die Flut vorausgesagt hat. Manu errettet ihn, indem er ihn in ein immer größeres Wasser, zuletzt in das Meer bringt. Der Fisch wird entsprechend größer und errettet nun den Manu. Er befiehlt ihm ein Schiff zu bauen und in dasselbe zu steigen. Das Schiff wird an das Horn des Fisches befestigt, die Flut verbreitet sich über das ganze

Land, aber das Schiff kommt glücklich an den nördlichen Berg. Dort wird es angebunden, und Manu steigt herab, dem Fallen des Wassers entsprechend. In dem älteren Bericht (Catapatha-Brahm. I, 8) ist nur von Manu die Rede, in dem jüngeren dagegen (Mahabh., Vanaparv. 12 747 fg.) besteigen mit Manu die sieben Rischis das Schiff (also im ganzen acht Personen, nur keine Frauen darunter), gut verproviantiert und mit allerlei Samen versehen. Viele Jahre lang zieht der Fisch das Schiff über die Wasser und bringt es endlich an den höchsten Gipfel des Himalaya. Dann sagt er freundlich lächelnd zu den Rischis: bindet das Schiff sogleich an den Gipfel, der daher den Namen Naubandhana (Schiffsanbindung) hat. Nun spricht der Fisch: „Ich bin Pradschapati Brahmā. In der Gestalt eines Fisches habe ich euch aus dieser großen Not errettet. Manu soll alle lebenden Wesen schaffen, Götter, Asuras, Menschen, mit allen Welten und allen beweglichen und unbeweglichen Dingen. Durch meine Gunst und durch starke Askese soll er vollkommene Einsicht in das Schöpfungswerk bekommen und nicht darin gestört werden.“ Nachdem der Fisch so gesprochen, verschwand er. Da Manu Geschöpfe ins Dasein zu rufen wünschte und in seiner Arbeit gestört wurde, legte er sich eine strenge Andachtsübung auf. Dann begann er alle lebenden Wesen zu schaffen. Die schöpferische Kraft der Andacht tritt also auch hier in den Vordergrund. Nach dem älteren Flutbericht opferte Manu das Pâsaopfer; er warf geklärte Butter, Dickmilch, Molken und Quark in das Wasser. Daraus entstand nach einem Jahr eine Frau. — In der indischen Sage fehlt also die Begründung der Flut durch die Sünden der Menschen, und das Eingreifen eines persönlichen Gottes wird erst am Schluß offenbar. Er hat sich in eine Tiergestalt verhüllt. Die Schöpfung des Menschengeschlechts geschieht durch Askese. Es wird also alles brahmanisch konstruiert, aber die Flut selbst macht doch desto mehr den Eindruck einer alten Überlieferung, weil sie in der brahmanischen Sage eigentlich gar nicht motiviert ist.

So ernst die Lebensanschauung im ganzen ist, welche der indische Pessimismus hervorgerufen hat, so wird doch der Begriff der Sünde, wie wir als Christen ihn fassen, die Verantwortlichkeit des einzelnen für sein Tun, dabei sehr abgeschwächt.

So wenig als die Persönlichkeit Gottes kommt im indischen Pantheismus die Persönlichkeit des Menschen zu ihrem Recht. Ein vollständiger Fatalismus ist die Folge. Dem Menschen ist seine Bestimmung auf den Schädel geschrieben, — das ist der allgemeine indische Volksglaube. Und weil keine sündlose Welt möglich ist, will der Fromme lieber gar keine Welt und keine persönliche Existenz. Die Erlösung, welche der Hindu hofft, ist kein persönlicher Genuß, keine selige Gemeinschaft mit der Person Gottes, sondern eine Auflösung der Einzeleristenz in das All, eine Rückkehr der aus dem Brahman entfalteten Welt in das Brahman. Die Einzeleristenz ist an und für sich ein Übel, von welchem der Mensch sich zu befreien hat; aber das *karma*, d. h. das notwendige Resultat, welches seine in einer früheren Existenz begangenen Handlungen in seiner jetzigen Existenz zur Folge haben, bezieht sich nur auf die äußeren Momente und die Bedingungen derselben, nicht auf seine geistige und sittliche Kraft. Man meint manchmal Anklänge an die christliche Lehre von der Erbsünde zu finden, aber bei näherer Betrachtung sind die Begriffe umgewertet; es ist alles ins Außerliche gezogen. Der indische Büsser kann der selbstgerechteste Mensch sein. Es sieht aus, als ob er in tiefem Gefühl seiner eigenen Schuld und der Gesamtschuld der ganzen Menschheit und des ganzen Alls sich selbst zum Opfer gäbe, und daß er wirklich sein Fleisch so kreuzigt, muß als ein religiöser Akt anerkannt werden, zu welchem nicht jedermann willig und fähig wäre; aber es ist nicht das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit und Unfähigkeit, was ihn bewegt, sondern er ist in bezug auf seine sittliche Kraft völlig frei und kann sich durch Eingehen auf den richtigen Pfad vollständig frei machen, er kann sich selbst aus den Banden der Endlichkeit ganz erlösen, ja er kann Götter bezwingen, er kann alles schaffen.

Als Beispiel dafür, wie die brahmanische Weisheit herumtastet, um die Verantwortlichkeit für das Tun des Menschen zu erklären, wollen wir eine Stelle aus dem *Mahābhārata* (XII, 32, 12—22) anführen, wo der König Yudhishthira anfragt, ob es recht sei, Krieg zu führen und damit das Leben so vieler Menschen auf das Spiel zu setzen, und von dem Büsser *Bjāsa* die Antwort bekommt, der Überlieferung gemäß gebe es

eine vierfache Ursache des menschlichen Tuns. Der Urheber könne sein 1. Gott (igvara), 2. der Mensch (puruscha), 3. die Notwendigkeit (hatha), das Schicksal, 4. das Gesetz der Werke, was er in einer früheren Geburt getan hat:

Gott kann der Täter sein von unsern Taten,
 oder der Mensch, nach dem was überliefert:
 Der Zwang kann herrschen in der Welt, Bhārata,
 oder die Frucht, die aus dem Werk geboren.
 Ist's nun nach dem Geheiß des höchsten Herrschers,
 o Bhārata, daß Gutes oder Böses
 Der Mensch vollbringt, so fällt dem höchsten Herrscher
 die Frucht der Werke zu, die er vollbracht hat.
 Es ist das so, wie wenn ein Mann im Walde
 mit seiner Art den Baum zur Erde hinstreckt.
 Die Schuld gehört dem, der den Baum gehauen,
 und nicht der Art, die ihm als Werkzeug diente.
 Oder es sei, daß sich die Frucht der Werke
 ergibt als einer gleichen Ursach' Wirkung:
 Dann ist die Sünde nur des Werkzeugs Wirkung
 und nimmer kann sie finden sich im Menschen.
 Es geht nicht an, daß das als Schuld gebüßt wird,
 o Königssohn, was eines andern Tun ist:
 „Ihn mög' es treffen!“ — schieb mit diesen Worten
 du es dem Schöpfer zu, von dem es herkommt.
 Oder es sei auch, daß der Mensch der Täter
 der Werke ist, ob gut sie sind, ob böse;
 So gibt es dann kein Höheres als dieses,
 und dieses muß als gutes Werk dir gelten.
 Kein einziger kann ja jemals, o König,
 sich dem entziehen, was ihm bestimmt ist:
 Die Wirkung nur des Werkzeugs ist die Sünde
 und nimmer wird im Menschen sie gefunden.
 Oder es sei, daß du dir denkst, o König,
 Notwendigkeit allein sei das, was feststeht:
 So ist in diesem Fall auch nie begangen
 ein böses Werk und nie wird eins geschehen.
 So drehen in der Welt sich stets im Kreise,
 o Bhārata, umher der Menschen Werke.
 Daraus erwachsen Früchte, gut und böse;
 das ist's, was ich von dieser Sache halte.
 Jedwede böse Tat ist nur die Wirkung
 von einer frühern Tat nach ihrem Wesen:
 So gib es auf denn, o gewalt'ger Herrscher,
 und überlaß dein Innres nicht der Trauer.

(Dilger, a. a. D., S. 275 f.)

So wird der Mensch möglichst freigesprochen von der Schuld, und schließlich bleibt dieselbe am Gesetz der Werke hängen, die er in einer früheren Geburt getan hat. Damit kommen wir auf die Lehre von der Seelenwanderung, auf dieses indische Zentraldogma, noch näher zu sprechen. Jeder Tat muß die ihr zukommende Belohnung oder Strafe zuteil werden. Geschieht die Vergeltung nicht in diesem Leben, so wird sie in einem andern folgen. Mit dieser Lehre hat der indische Pantheismus noch einen sittlich-religiösen Gehalt. Der Mensch darf nicht denken, mit seinem Tode sei alles aus, wie der moderne Pantheismus es denkt. Wenn er auch die Auflösung in das All als das letzte Ziel seiner Wünsche betrachtet, so wird ihm dieses Ziel durch die brahmanische Lehre in immer weitere Ferne entrückt, und zunächst droht ihm, nach seinem Tod als unglücklicher kastenloser Mensch, ja als unreines Tier oder gar als von höllischer Pein gequälter Geist wieder geboren zu werden. Durch reichliche Opfer, Almosen, Selbstpeinigungen u. dgl. kann er es zunächst dahin bringen, daß er bei seiner nächsten Geburt in eine höhere Kaste aufrückt. Die unmittelbare Auflösung in das Brahman wird nur wenigen zuteil. Selbst die Götter sind noch der Seelenwanderung unterworfen. Diese wahrscheinlich vom Buddhismus zuerst aufgestellte Hereinziehung der Götter ist auch in den Brahmanismus eingedrungen. So sagt Jadschnawalkjas Gesetzbuch (III, 137—139) mit Anwendung der drei Grundsubstanzen auf die Seelenwanderung: „Wer den Geist erkennt, rein und bezähmt ist, Buße übt und die Erkenntnis der Wedas besitzt, dieser mit der Güte (sattva) Begabte wird als Gott geboren. Wer nicht an guten Taten Lust hat, unbeständig ist, an der Sinnlichkeit hängt, dieser mit der Leidenschaft (radschas) Begabte wird als Mensch wiedergeboren. Wer schläfrig ist, grausam handelt, der Gierige, Gott Leugnende usw., dieser mit der Finsternis (tamas) Begabte wird als Tier wiedergeboren.“ Dabei werden auch nach Manus Gesetzbuch die Schudras und die kastenlosen Leute geradezu unter die Tiere gerechnet. In einzelnen Stellen kommt sogar eine Verwandlung in Pflanzen vor, aber das scheint nicht allgemeiner Volksglaube geworden zu sein. Dagegen die Höllenstrafen werden vielfach schematisiert und ausgemalt. Nur gibt es keine ewige Höllenstrafe. Allein die indische

Maßlosigkeit rechnet auch hier ins Ungeheuerliche, und Manus Gesetzbuch (VI, 61) sagt: „Der Mensch möge bedenken, welche Wanderungen die Seele durch seine Schuld übernehmen müsse, er gedenke der Wiedergeburt aus zehn Millionen Mutterschößen.“ Auch die himmlischen und die höllischen Wesen werden als aus einem Leib geborene betrachtet. So ist die klassische Stelle für die Lehre von der Seelenwanderung Rām. II, 7, 113 f.:

Durch frühern Lebens Werke wird die Seele
stets wiederum mit neuem Leib geboren;
Und wiederum durch neuen Lebens Werke,
so ist der Leib das stete Loos der Seele.
Gleichwie man alte abgetragne Kleider
ablegt und neue Kleider wieder anzieht,
So legt den alten Leib die Seele nieder,
um neuen Leib sich wieder anzulegen.

(Dilger, S. 294.)

Aber die Vergeltung in der Seelenwanderung will uns doch wieder als Ungerechtigkeit erscheinen, da der Mensch selbst von seinen früheren Geburten und den Taten in denselben nichts weiß. Es kommt schließlich doch alles auf einen dunklen Fatalismus hinaus, denn es fehlt eine Person, die den Menschen liebt und ihm hilft, und es ist merkwürdig, daß die Furcht vor der Seelenwanderung das indische Gemüt so tief bewegt, und der Mensch sich um denselben willen so weh tut, wenn er doch als vernunftloses Tier oder als ein andrer Mensch gar kein Bewußtsein von seinen früheren Taten hat. Wir werden immerhin sagen müssen: die Stimme des Gewissens ist im Hindu so mächtig, daß er trotz der Konsequenzen seiner pantheistischen Weltanschauung ein religiöser Mensch bleibt. „Wie ein Kalb unter tausenden von Kühen seine Mutter herausfindet, so wird die in früheren Geburten getane Tat den Täter verfolgen und finden“ — heißt es im Mahabharata. Aber wir müssen trotzdem einen Unterschied zwischen der Angst des Christen in bezug auf das zukünftige Leben und der des Hindu hervorheben: „Was den Hindu plagt, ist nicht das Schuldbewußtsein, sondern die Existenz und die sie begleitenden Nöte. Wornach er sich sehnt, ist nicht Vergebung und Friede mit Gott, sondern traumlose Ruhe“ (Frohn Meyer, Missionsarbeit in Indien; Basler Missionsstudien, Heft 29, S. 18).

2. Die Erlösung.

„Es taucht zugleich mit dem Seelenwanderungsglauben und als sein notwendiges Komplement die Vorstellung auf, daß aus dem ziellosen Wechsel von Geburt und Sterben dem Geist ein Ausweg offen steht; der Gedanke und das Wort ‚Erlösung‘ schickt sich jetzt an, in den Vordergrund des religiösen Lebens zu treten“ (Oldenberg, Buddha S. 47). Keine der heidnischen Religionen, welche wir bis jetzt betrachtet haben, stellt uns so das Seufzen der Kreatur unter dem Dienst des vergänglichen Wesens vor Augen, wie die indische, und wenn wir auch bemerkt haben, wie dabei der einzelne Mensch sehr selbstgerecht sein kann, so hat doch der indische Pessimismus die Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit im ganzen klargestellt wie keine andere heidnische Religion, und ernstlicher als andere nach Mitteln zur Erlösung gesucht. Wir müssen das anerkennen, mögen die Mittel richtig oder falsch sein.

Die Weda-Lieder sprechen noch kein Verlangen nach Erlösung aus. Sie begehren Regen und fruchtbare Zeiten, Rinderherden, reiche Nachkommenschaft, Sieg über die Feinde u. dgl. Den Tod fürchten sie allerdings und wünschen sich „reichlich hundert Herbst“ (R. V. X, 18 f.). Doch wenn nun der Tod kommt, so hofft man, wie wir gesehen, in Jamas Reich ein glückliches Dasein, wenn man hier Opfer gebracht hat.

In den Brahmanaschriften finden wir den Übergang zu der späteren Vorstellung einer Vereinigung mit dem absoluten Brahman, indem die Weda-Götter noch als Mittelspersonen gedacht werden. So heißt es Catap. Brahm. XI, 4, 4, 1: „Derjenige, der ein Brandopfer darbringt, gelangt durch Agni an Brahmas Türe; durch Agni an Brahmas Türe gelangt, gewinnt er Vereinigung mit Brahma und Wohnung in derselben Welt.“ Dr. Muir (Orig. Sanscr. Texts V, 320) faßt hier das Wort Brahma als Maskulinum, als den Gott Brahmā, Dilger als Neutrum, das absolute Brahman (Dilger a. a. O., S. 336).

Auch in den Upanischad lebt die Vorstellung von der Seligkeit der Himmelswelten noch fort (wie im Buddhismus), aber die Brahmawelt erscheint als die höchste Spitze der Seligkeit, und in der indischen Philosophie verliert die Götter-

welt immer mehr ihre Realität, und alles geht im Brahman auf. In der Maitrājana-Upaniṣad wird ein Lehrer von seinen Schülern gefragt, welcher von den besonderen Göttern (Agni, Viṣṇu usw.) der beste sei und sich somit am meisten zur Verehrung empfehle, und gibt darauf die Antwort: „Diese sind nur die Haupterscheinungsformen des höchsten, unsterblichen, leiblosen Brahman. Wer einem derselben fromm ergeben ist, ist hier fröhlich in der Welt derselben. Brahman fürwahr ist dieses alles; und man kann betrachten, verehren oder auch verwerfen alle diejenigen, die nur seine Haupterscheinungsformen sind. Mit ihnen geht er zu immer höheren Welten. Und wenn alles in nichts vergeht, wird er eins mit dem Selbst, ja mit dem Selbst“ (IV, 6; Dilger a. a. O., S. 343).

Die Auflösung in das Brahman wird manchmal unter dem Bilde der Flußmündung in das Meer beschrieben, z. B. Mund. Up. IV, 2, 8:

Wie Flüsse strömend untergehn im Meere,
indem sie Namen und Gestalt verlieren,
Geht, los von Namen und Gestalt, der Weise
ein in den göttlichen, den höchsten Allgeist.

Die Seligkeit der Brahmawelt wird (Chand. Up. VIII, 2) in einem Rechenexempel, das die Glückseligkeiten aller höheren Wesen immer verhundertfacht, so berechnet, daß sie eine Billion mal das Glück eines gesunden Menschen in fürstlichen Verhältnissen übersteigt. Aber die Qualität dieser Seligkeit ist nicht verschieden von der des irdischen Glücks, und sie ist schließlich doch eine bloß negative Erlösung von Geburt, Leiden, Tod und Seelenwanderung, eine Seligkeit ohne persönliches Selbstbewußtsein.

Der Ausdruck Nirvāna = Verwehen, Erlöschen, welcher, wie wir sehen werden, im Buddhismus eine so große Rolle spielt, kommt auch im Brahmanismus vor für die Vereinigung der Seele mit dem Brahman, z. B. Bhagavadgītā V, 24—26:

Wer in sich selbst sein Wohlsein, sein Vergnügen
und wer das Licht im eignen Innern findet,
Der Fromme ist vereinigt mit dem Brahman,
im Brahman wird ihm seliges Erlöschen.
Die heil'gen Weisen, die von Sünden los sind,
die los vom Zweifel, die sich selbst bezwungen,

Die sich erfreuen an aller Wesen Wohlsein,
finden im Brahman seliges Erlöschen.
Die von der Lust, vom Zorn sind frei geworden,
die Büsser, die den eignen Sinn bezwungen,
Die in sich selbst das wahre Selbst erkennen,
finden im Brahman seliges Erlöschen.

Ebenso Mahābh. XII, 177, 48:

Nachdem ich in das Brahman eingegangen,
gleich' ich dem kühlen See im heißen Sommer:
Ich bin im Frieden nun, bin im Erlöschen,
einsam genieße ich vollkommenes Wohlsein.

Wir werden wohl annehmen müssen, daß das brahmanische Nirvāna eine Umdeutung des buddhistischen sei, nicht umgekehrt, wie überhaupt die Einwirkung des Buddhismus auf den Brahmanismus unverkennbar ist in der Herabsetzung des Opfers gegenüber der philosophischen Erkenntnis.

3. Der Weg zur Erlösung.

a) Die Opfer.

Die Brahmanaschriften enthalten sehr ausführliche Opfervorschriften, und auf alle einzelnen Zeremonien wird der größte Wert gelegt. Davon, daß dieselben richtig ausgeführt werden, hängt die Gültigkeit des Opfers ab; nach der Gesinnung des Herzens wird nicht gefragt. Es ist ein gewaltiges gesetzliches Joch, das die Brahmanen dem Volk aufgelegt haben, nicht erst in späterer Zeit, sondern schon im Tadschur-Weda, dessen altertümlichere Sprache dafür zeugt, daß diese kleinlichen Ritualgesetze viel älter sind als die Upanishad, welche wir einigermaßen mit den Propheten vergleichen können, sofern sie eine geistigere Auffassung der brahmanischen Religion darstellen.

Bei den Opfern werden noch die alten Weda-Götter angerufen, und die Opfer werden mit einem Fahrzeug oder einer Brücke in die Himmelswelt verglichen, die der Gott Agni spannt, z. B. Taitt. Br. II, 4, 2:

Agni hat hingespant den Himmelsfaden:

Du, Agni, bist der Faden uns, die Brücke;

Du bist der Pfad, der hinführt zu den Göttern:

laß uns mit dir zum höchsten Himmel steigen!

„Solange man aus jenem wirren Getriebe grotesk-symbolischer Ungefallen noch nicht den Weg zur Idee des Atman, des All-

Einen gefunden hat, tragen auch die Vorstellungen von der Erlösung denselben Stempel willkürlich phantastischer Außerlichkeit, welcher für die geistigen Hervorbringungen jener Zeit charakteristisch ist. Das Opfer, die große Grundpotenz und das Grundsymbol für alles Sein und alles Geschehen, ist auch die Macht, durch welche sich der Mensch den Banden des Todes entreißt, und neben dem Opfer hat das heilige Wissen vom Opfer erlösende Macht. Vor allem das tägliche Opfer an die beiden Lichtspender des Tages und der Nacht: das Morgenopfer an die Sonne (die Gājatrī S. 164) und das Abendopfer an Agni, die Sonne der Nächte, beide begleitet von einer schweigend dargebrachten Spende an Pradschāpati, den Herrn der Geschöpfe" (Oldenberg, Buddha, S. 48).

Wir wollen nicht die verschiedenen Arten von Opfern aufzählen, die doch im Verlauf der Zeit durch den Einfluß des Buddhismus immer mehr an Bedeutung verloren; wir wollen nur noch die Frage berühren, ob im Brahmanismus Menschenopfer vorgekommen sind. Eine Stelle im Schatapatha-Brāhmana heißt: „Die Götter nahmen anfangs den Menschen (puruscha) als Opfertier. Da wick von ihm der mēdha (die Opferfähigkeit) und ging in das Roß. Sie nahmen das Roß; da entwich auch diesem der mēdha und ging in das Rind" uß. bis zu Reis und Gerste, die nun im Opferkuchen die Hauptbestandteile des Tiers enthalten sollen. Allein so wenig als man die 33 Weda-Götter aufzählen kann, ebenso wenig ist durch diese Stelle bewiesen, daß wirklich Menschenopfer stattgefunden haben. Das Wort puruscha steht hier offenbar mit Bezug auf das Puruscha-Sūkta, jenen Schöpfungshymnus, der keine Darbringung eines wirklichen einzelnen Menschen enthält. Auch die ausführliche Beschreibung des Menschenopfers (in Vādschas. Sanh. XIII, 41 ff.) ist allegorisch zu verstehen. Oldenberg (Rel. des V. S. 102) findet die einzige vollkommen zuverlässige Spur für ein Menschenopfer in dem sogenannten Bauopfer bei der Errichtung eines Altars. Ein Abscheu der Arier gegen das Menschenopfer spricht sich namentlich im Mahābharata (Sabhap. v. 864 f., Muir, S. T. IV p. 246) aus, wo ein König dem Schiwa gefangene Könige schlachten will, und Krischna ihm ein solches Opfer als etwas Unerhörtes und dem Gott Mißfälliges vorstellt.

b) Reinigungen, Bußen und Selbstpeinigungen.

Um in der Seelenwanderung nicht zurückgeworfen zu werden, muß der Hindu vor allem nach jeder Verunreinigung genau die in den Gesetzbüchern vorgeschriebenen Reinigungen bei sich vollziehen. Jede Kaste ist für sich ein heiliges, abgesondertes, reines Volk, und die Vorschriften für dieselbe, für Opfer und Gebete, für Essen und Trinken und tägliches Leben sind so kompliziert, daß auch eine pedantische Frömmigkeit der Verunreinigung nicht leicht entgehen kann. Jeder unbefangene Beurteiler wird das alttestamentliche Gesetz noch geistvoll und milde nennen gegenüber den indischen Dharma-Schastras. Dieses äußerliche Zeremonienwesen hat wohl auch mitgewirkt, daß trotz der tieferen Auffassung des Bösen in der indischen Lehre vom Weltübel der eigentlich sittliche Begriff von Sünde und Schuld dem Hindu gänzlich verloren gegangen ist, und er unter Sünde nur eine solche äußerliche Verunreinigung versteht. Es verunreinigt, wie im Alten Testament, der Tod und die Berührung einer Leiche, aber auch die Geburt und was mit dem Geschlechtsleben zusammenhängt. Aber besonders greift in das gesellschaftliche Leben ein die Berührung mit einem Fremden oder einem Menschen von niedriger Kaste. Ja, die Absonderungen des eigenen Körpers, der Schweiß, die Feuchtigkeit der Augen, auch das Betreten einer Stelle, wo Überreste eines Menschen oder Thiers, Knochen, Haare, Nägel u. dgl. gelegen sind, macht den Menschen unrein. Glücklicherweise sind aber die Reinigungsmittel nicht so schwer zu beschaffen: es ist hauptsächlich Wasser und Kuhmist, überhaupt alles, was mit der Kuh in Zusammenhang steht; denn dieses Tier ist bei den Hindus so heilig, daß von der Kuh selbst das sonst Unreinste als Reinigungsmittel gilt. So wird der Erdboden gereinigt, wenn man Kühe eine Nacht darauf lagern läßt, der Fußboden der Häuser, wenn man ihn mit Kuhmist bewirft, Gewebe und Kleider, wenn man sie mit Kuhharn besprengt, und der Sterbende kann noch von allen seinen Sünden befreit werden, wenn er den Schwanz einer Kuh festhält. — Zur Reinigung mit Wasser gibt es viele heilige Badeplätze (tirtha), namentlich an Stellen, wo mehrere

Flüsse sich vereinigen. Einzelne Flüsse gelten für besonders heilig, vor allen der Ganges. Der Hindu soll sich überhaupt täglich baden, um die Verunreinigungen zu entfernen.

Auch für die eigentlichen Bußen haben die Gesetzbücher mancherlei Vorschriften. Für Sünden von geringerer Bedeutung ist Fasten von drei Tagen bis zu einem Monat verordnet, oder soll der Mensch schweigend nur heißes Wasser, heiße Milch und heiße Butter genießen und hundertmal den Atem anhalten, oder er soll einen Tag lang ein Gemisch von Butter, Milch, Kuhmist und Kuhharn genießen und dann 24 Stunden fasten. Wer die Gajatrî einen Monat lang tausendmal täglich wiederholt, der kann sich dadurch von einem großen Vergehen reinigen, wie die Schlange ihre Haut abwirft (Manu XI, 211 ff.).

„Wenn eine Brahmane die drei Welten zerstörte und eine Speise genösse, die er von irgendwoher erhalten, so würde er keine Schuld auf sich laden, wenn er nur den ganzen Rig-Weda im Gedächtnis hätte. Wenn er dreimal mit andächtigem Sinn die Sanhitâ des Rik oder Jadschusch oder den Sama mit den Upanischads wiederholte, so wäre er befreit von allen seinen Sünden. Gleichwie ein Erdentloß, in einen großen See geworfen, sich auflöst durch die Berührung mit dem Wasser, so sinken alle Sünden in den dreifachen Weda“ (Manu XI, 261 ff.). Für das Essen verbotener Speisen wird unter anderem die sogenannte Mondbuße angesetzt. Der Betreffende muß 30 Tage lang nichts als Reis essen, und zwar am ersten Tag des abnehmenden Monds 15 Mund voll und jeden Tag einen Mund voll weniger, bis er am 16. Tag fastet. Von da an ißt er wieder bei zunehmendem Mond jeden Tag einen Mund voll mehr, bis der Bußmonat vorüber ist (Manu XI, 216 ff.).

Furchtbar streng sind die Strafen für Berausung; aber es läßt sich nicht verkennen, daß sie abschreckend gewirkt haben. Wer sich berauscht hat, soll entweder kochendes Reisswasser oder kochenden Kuhharn oder kochenden Saft des Kuhmistes so lang trinken, bis er daran stirbt. Bei den Strafen für Tötung wird die Tötung einer Kuh wichtiger genommen, als die eines Menschen von niedriger Kaste. Beim Ehebruch werden namentlich für einen Brahmanenschüler und die Frau

seines Lehrers furchtbar schmerzhaftes Strafen bestimmt, welche zum Tode führen.

Sittlichkeit ist in Indien nicht handelndes Gestalten der Welt, sondern Sichloslösen von der Welt. Jede Tat (karman), auch die gute, bleibt in der Endlichkeit befangen; sie findet ihren Lohn, aber nur einen endlichen, sie kann nicht von der Seelenwanderung befreien. Der Mensch muß daher allerlei Mittel versuchen, um sich von der Welt abzufondern, und ihr Leben mit vollkommener Gleichgültigkeit zu betrachten. Höher als alle Gaben, die man dem Agni übergibt, steht daher das innere Sichselbstverbrennen des Menschen, die Glut (tapas) der Askese, und die Selbstpeinigungen haben von einer Zeit schon vor Alexander dem Großen bis auf unsere Tage in Indien eine große Rolle gespielt. Zu der indischen Askese haben aber nur die drei höheren Kasten, die Zweimalgeborenen (dvīdvasas) Zutritt. Ein Schudra kann mit aller Selbstverleugnung höchstens das erreichen, daß seine Seele in der nächsten Geburt zu diesen Glücklichen gehört. Die Askese ist auch nicht für jedes Lebensalter bestimmt: eine Ehelosigkeit für das ganze Leben wird vom Brahmanismus nicht verlangt.

Der Zweimalgeborene soll zuerst zu einem Brahmanen als seinem Guru in den Unterricht gehen; das ist die erste Lebensstufe, die des Brahmatščāri. Dann soll er heiraten; die des Hausvaters (Grihamēdhi) ist die zweite. Dann erst, wenn er merkt, daß seine Muskeln schlaff und seine Haare grau werden, wenn er den Sohn seines Sohnes sieht, soll er das Haus verlassen und als Waldeinsiedler (Vānaprastā) leben. Das ist die dritte Lebensstufe (Manu VI, 1 ff.). Seine Frau kann er mitnehmen in die Einsamkeit, wie es die alten Helden häufig getan haben, oder sie zurücklassen bei den Söhnen. Auch das heilige Feuer nimmt er vom Hause mit, um in der Einsiedelei die fünf täglichen Opfer zu verrichten. Er kleidet sich in ein Kleid von Baumrinde oder in das Fell einer schwarzen Antilope. Sein Bett soll die Erde sein, seine Nahrung Früchte von den Bäumen oder die Wurzeln des Waldes, und Wasser, das durch ein leinenes Tuch gegossen ist, damit er kein Tierlein tötet. Haare, Bart und Nägel läßt er wachsen. Fasten soll er

häufig und sich von allen Begierden lossagen, so daß ihn kein Ereignis in seiner Andacht stören kann. Namentlich beim Aussprechen des Wörtleins *öm!* soll er den Atem möglichst lang anhalten. Dadurch wird die Finsternis der Sinne ausgebrannt. Nur mit heiligen Dingen, namentlich mit dem Lesen der Wedas und mit der Betrachtung des höchsten Wesens soll er sich beschäftigen, indem er Leib, Haupt und Nacken unbeweglich hält, fest sitzt, die Augen auf die Nasenspitze gerichtet. Will er aber vorwärts kommen in der Heiligkeit, so muß er sich auch noch Selbstpeinigungen auflegen. Er soll auf der Erde hin- und herrutschen oder den ganzen Tag auf den Beinen stehen, fortwährend aufstehen und sich wieder setzen, in der kalten Jahreszeit nasse Kleider tragen oder ganz nackt sich den Regengüssen aussetzen, in der Sommerhitze zwischen vier Feuern sitzen u. dgl. Diese Selbstpeinigungen bilden ein Lieblingsthema der Dichter, und als ihr Protektor wird namentlich der Gott Schiwa gepriesen.

Ein religiöser Selbstmord wird von einem Brahmanen erzählt, der Alexander den Großen nach Persien begleitete und in Pasargadä „nach väterlicher Sitte den Scheiterhaufen bestiegend starb“. Hier erwähnen wir auch die Witwenverbrennung, für welche es kein eigentliches Gesetz gab, sondern nur Beispiele aus der Heldenzeit, das älteste Mādri, die Frau des Pandu (Mahabh. XIII, 125). Es war eine Tat freiwilliger Askese, welche davon ausging, daß die Frau nach ihrem Tod in keinem Fall ein glücklicheres Los erlangen könne, als der Mann. Die Witwenverbrennung war übrigens auch vor dem Verbot der englischen Regierung nicht allgemeine Sitte, sondern nur bei den höheren Klassen, hauptsächlich in Bengalen. Im Dekhan kam es fast nur bei Fürstenleichen vor, daß Frauen mitstarben. (Nach einer handschriftlichen Mitteilung von Dr. Gundert.)

Die vierte und höchste Lebensstufe des frommen Hindu ist das Leben des Sannjāsin, d. h. des Entsagenden. Der Sannjāsin ist gleichgültig gegen alles. Er bringt keine Opfer mehr, sondern ruht gänzlich in dem höchsten Wesen, jedem Gefühl entsagend. Er soll weder den Tod noch das Leben wünschen. Mit einem irdenen Wassergefäß und einem Stab

wandelt der Sannjāsin nackt und einsam bettelnd umher, schweigend und unbekümmert um alles Sichtbare. Wenn er Almosen bekommt, soll er sich nicht freuen, wenn er nichts bekommt, soll er sich nicht betrüben. Wenn er eingesehen hat, daß die Welten durch das karman entstanden sind, durch die Tätigkeit des Brahman und der Geschöpfe, so gehe er zum Entwissen (nirvêda). Durch den Untergang der Taten kommt die Andacht zustande. Mit dem Wörtlein om versenkt er sich völlig in das Brahman. — Das ist das Ideal der brahmanischen Frömmigkeit!

Ein anschauliches Beispiel für die Macht der indischen Askese gibt die im Mahābhārata und im Rāmājana erzählte Sage von Wiśhwāmitra und Waśiṣṭha. Der König Wiśhwāmitra kam zu der Einsiedelei des Brahmanen Waśiṣṭha und wünschte eine Wunderkuh zu besitzen, welche dem Einsiedler alle Wünsche gewährte. Doch vergeblich bietet er dafür dem heiligen Mann 100 000 gewöhnliche Kühe an, vergeblich sucht er sie ihm mit Gewalt zu entreißen. Die Kuh erschafft durch ihr Brüllen ganze Kriegeheere, welche Wiśhwāmitras Heere besiegen. Die 100 Söhne Wiśhwāmitras, welche auf den Heiligen einstürmen, verbrennt er mit der Glut seiner Andacht. Beschämt erkennt der König die Überlegenheit des Brahmanen über den Rishatrija, aber er beschließt, ihn durch Büßungen zu überwinden. Er geht in den Wald, steht 100 Jahre auf den Beinen, lebt von Luft allein und bekommt dafür vom Gott Śhiva himmlische Waffen, mit denen er Waśiṣṭhas Hütte in Brand steckt. Allein selbst die göttliche Feuerwaffe wird ausgelöscht durch den Stab des Brahmanen, wie Feuer durch Wasser. Nun geht Wiśhwāmitra nach dem Süden und legt sich die schwersten Kasteiungen auf, um sich selbst zum Brahmanen zu machen. Doch nach 1000 Jahren erklärt ihn der Gott Brahma erst für einen frommen König (Rādscharchi), für einen König, der zugleich Weda-Sänger ist. Dennoch kann er schon Großes ausrichten. Der fromme König Triśhanku wünscht durch ein großes Opfer lebendigen Leibes zum Himmel erhoben zu werden. Nachdem er vergeblich den Waśiṣṭha darum gebeten, wendet er sich an Wiśhwāmitra, und dieser versucht es im Vertrauen auf das Verdienst seiner Büßungen. Aber Indra wehrt dem Triśhanku den Eintritt in seinen Himmel. Nun beginnt Wiśhwā-

mitra zornig im Süden einen neuen Himmel, sieben neue Rischis und einen Kranz von neuen Sternen zu schaffen. Ja er will einen neuen Indra schaffen. Da bitten die Götter den Wischwāmitra demütig, von Trischankus Himmelfahrt abzustehen. Allein er hats ihm versprochen, und die Götter geben soweit nach, daß die neugeschaffenen Sterne bleiben sollen, doch außerhalb der Sonnenbahn, und daß Trischanku wie ein Unsterblicher, mit dem Haupt abwärts gekehrt, unter ihnen scheinen und im Himmel wohnen soll. Nun geht Wischwāmitra in den Westen, um weiter zu büßen. Nach 1000 Jahren erklärt ihn Brahma für einen Frommen (Rischi), noch immer nicht für einen Brahmanen. Er beginnt neue Bußen, wird aber von einer Apsarase (Nymphe) verführt und liegt 10 Jahre in ihren Fesseln. Doch er macht sich los, beginnt strengere Büßungen und wird nach 1000 Jahren für einen großen Frommen (Mahārschi) erklärt. Die Götter haben Angst vor ihm. Deshalb schickt ihm Indra eine neue Verführerin. Er läßt sich nicht von ihr fangen, verwandelt sie aber im Zorn in einen Stein, und zornig sollte ein Heiliger nicht werden. Nun begibt sich Wischwāmitra in den Osten, um dort die härteste Buße zu tun. Er spricht kein Wort und steht 1000 Jahre lang auf einem Bein. Da bitten endlich die Götter den Brahmā, er möchte den Wischwāmitra zum Brahmanen machen, sonst werde dieser durch die Kraft seiner Buße die drei Welten zu Grunde richten; schon erlösche die Sonne vor der Majestät des Büßers. Brahmā willigt ein, und nun gehen sämtliche Götter zu Wischwāmitra, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen und ihn als frommen Brahmanen (Brahmārschi) zu begrüßen. Auch Wasischtha erkennt seine neue Würde an.

Wischwāmitra ist Hymnendichter; die berühmte Gājatri wird ihm zugeschrieben. Der korrekte Brahmanismus wollte wahrscheinlich nicht zugeben, daß einem aus der Kriegerkaste ein Weda-Hymnus eingegeben worden sei. So mag diese Sage entstanden sein, welche uns ein Bild von der indischen Maßlosigkeit, Geschmacklosigkeit und Tatenlosigkeit gibt und darstellt, wie konzentrierte Andacht und Buße mächtiger ist als alle Götter. Ein solches Beispiel hat wohl zur Popularität der indischen Askese mehr beigetragen als alle Bestimmungen der Gesetzbücher.

c) Die Philosophie.

In Indien gehört die Philosophie in die Religionsgeschichte, mehr als in anderen Ländern, denn 1. erkennen die sechs philosophischen Systeme des Brahmanismus die Autorität der Wedas formell an, sie wollen nicht vom menschlichen Denken aus, unabhängig von der Religion, den letzten Grund aller Dinge untersuchen, wenn sie auch faktisch die Weda-Nieder nach ihrem Sinn umdeuten. 2. Materiell ist ihre Absicht nicht bloß ein klares Denken über die höchsten Wahrheiten, sondern die Erlösung der Seele von den Banden der Seelenwanderung (môkscha). 3. Ihr Einfluß auf die Volksreligion ist zwar nicht allenthalben durchschlagend, aber immerhin größer als der Einfluß der Philosophie in anderen Religionen.

Von den sechs philosophischen Systemen (darçana), deren Schriften nicht zu den geoffenbarten (gruti), aber zur Überlieferung (smriti) gehören, stehen je zwei in näherer Gemeinschaft miteinander:

1. Njâja und Waiçêçhika,
2. Santhja und Joga,
3. Mimânsa und Wedânta.

Das Njâja-System greift weniger in die Religionsgeschichte ein, denn es beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Weg, auf welchem der Mensch zur Erkenntnis der Wahrheit kommt. Aber es ist keine bloß theoretische Logik, sondern dringt auf die Unterscheidung und Scheidung von Leib und Seele, so daß diese von den Leidenschaften und von der Werftätigkeit frei wird, durch welche sie eine Belohnung für sich zu erwerben suchte.

Das Waiçêçhika-System läßt die Welt aus ewigen Atomen entstehen, welche sich zu den mannigfaltigen Formen der Erscheinungswelt vereinigen infolge des Schicksals, d. h. der angehäuften Frucht von früheren Geburten. Es ist also der gegenwärtigen Welt eine frühere vorausgegangen, und es sind Seelen vorhanden, welche am Dasein hängen, ähnlich wie wir es im Buddhismus finden werden. Deswegen entsteht wieder eine Welt, nicht etwa nach einem Ratßchluß Gottes.

Noch entschiedener atheistisch ist das Santhja-System in seiner äußersten Konsequenz. Aber auch hier läßt man die

Weda-Götter bestehen. Sie sind nur Seelen, welche auf dem Weg zur Erlösung einen gewissen Vorsprung erreicht haben. Das Wort sankhya bezeichnet: „Aufzählung“, und das Charakteristische dieses Systems ist, daß es nicht alles in dem einen Brahman aufgehen lassen will, sondern die Welt als eine Vielheit betrachtet, welche aus 25 Prinzipien entstanden ist. Davon gehören 24 zu der Materie oder Natur (prakriti) und erst das 25. ist der Geist (puruscha). Aber es ist nicht ein Allgeist, sondern eine Vielheit von einzelnen Seelen. Die Frage nach einem schöpferischen Gott wird ausdrücklich verneint. Sie wird damit abgetan, daß gesagt wird, ein solcher ewiger Gott (nitya-vara) wäre entweder eine erlöste oder eine unerlöste Seele. Im ersteren Fall wäre er in einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit und frei von Störungen und Begierden. Es könnte ihn nichts zum Schaffen bewegen. Wäre er aber nicht erlöst, so wäre er in das Weltleben gebunden, und würde ihm die Macht fehlen, eine Welt ins Dasein zu rufen. — Wir sehen, wie dieses atheistische Denken zu einem Ideal der Macht und der Liebe sich nicht emporheben kann.

Es ist also im Sankhya-System die Materie (prakriti) die Wurzel des Weltlebens. Sie hat mit dem Entfalteten, der aus ihr entwickelten Welt, die drei Grundsubstanzen: Güte (sattva), Leidenschaft (radschas) und Finsternis (tamas) gemeinschaftlich. Wie sich durch Gärung die Milch in Rahm, Quark und Molken scheidet, so entfaltet sich die vernunftlose Prakriti zur vielgestalteten Welt. Die drei Grundsubstanzen verlieren ihr Gleichgewicht, jede ringt mit der andern um die Oberhand. Die Anregung dazu geht vom Puruscha aus, nicht von einer Weltseele, sondern von Einzelseelen, mit denen die Prakriti gleich ewig ist; denn sie trägt den Trieb in sich, zu Gunsten des Puruscha tätig zu sein, ohne daß dieser als Schöpfer gedacht wird. Auch seine Einwirkung ist unbewußt, wie der Magnet das Eisen anzieht. Während der Weltauflösung waren auch Verdienst und Schuld eingeschlafen. Aber alles, was in der vorigen Weltperiode an Lohn nicht genossen, an Strafe nicht abgebußt wurde, erwacht am Anfang einer Weltperiode, und dieser Rest der Werke setzt die Urmaterie in Bewegung zum Anfang einer neuen Weltperiode. Diese hält vermöge ihrer

drei Grundbestandteile die Seele im Leib gefangen. Je nach dem Vorherrschenden des einen von diesen drei qualifiziert sich die Götter-, die Menschen- und die Tierwelt. Die Seelen sind also eingegangen in die Natur. Wäre die Seele nur eine, sagen die Santhja-Philosophen, so könnte sie nicht um dieselbe Zeit in dem einen Menschen Freude empfinden, in dem andern Schmerz. Die erste Hülle der Seele ist der innere, unsichtbare Leib (*linga carira* oder *linga dêha*), welcher die Seele durch alle Seelenwanderungen begleitet und aus 19 von den genannten 25 Prinzipien besteht. Daneben erhält sie noch einen materiellen Leib, der aus den fünf groben Elementen (Äther, Luft, Licht, Wasser, Erde) besteht. Dieser wird bei jeder Geburt von Vater und Mutter erzeugt. Die Seele selbst übt gar keinen Einfluß auf die Natur aus: sie erkennt und beobachtet nur. Wenn sie tätig zu sein scheint, ist es nur der Urleib, welcher handelt und alle Veränderungen durchmacht. Hier liegt nun die praktische Aufgabe und die erlösende Kraft der Philosophie: der Puruscha kann etwas, was die Prakriti mit ihren Bestandteilen nicht vermag, er kann durch die unterscheidende Erkenntnis die Erlösung erlangen. Diese Erkenntnis (*dhyâna*) soll die Seele von der Natur losmachen, denn dieses Leben ist ein fortwährendes Leiden. Wenn die Seele weiß, daß sie nicht die Natur ist, daß die Prinzipien in der angegebenen Weise sich zueinander verhalten, daß so vieles, was man der Seele zuschreibt, vom Urleib herkommt, so lebt sie zwar noch im Leibe fort, wie die vom Töpfer angetriebene Scheibe noch eine Weile sich umdreht, aber mit dem Tode des gegenwärtigen materiellen Leibes hört die Tätigkeit des Urleibes auf und damit die Notwendigkeit einer neuen Geburt.

Das Joga-System, als dessen Urheber Patandschali bezeichnet wird, beruht auf dem Santhja-System, sofern es nicht das eine Brahman, sondern eine Mehrheit von Seelen annimmt, aber es teilt nicht den Atheismus desselben. „Gott ist eine besondere Seele (*puruscha-viçêsha*), unberührt vom Leiden, von der Frucht der Werke und von allem Begehren (Yoga Sûtra I, 24). So hat diese philosophische Schule den Glauben an einen persönlichen Gott, aber die anzustrebende Erlösung wird nicht in einer Vereinigung mit Gott ge-

sucht, sondern auf demselben Weg wie in der Sankhja-Philosophie.

Mit dem Namen Joga wird nun überhaupt die indische Askese bezeichnet, die weltberühmten indischen Büsser werden Jogin genannt, denn Patandjiali hat hauptsächlich die Askese schematisiert in acht Stufen:

1. Zügelung (yama): Nichttöten, Wahrhaftigkeit, Nichtstehlen, Enthaltbarkeit, Nichtnehmen von Geschenken.

2. Vorschrift (niyama): äußere und innere Reinigung, Zufriedenheit, Selbstpeinigung, Studium des Weda und Gottesverehrung.

3. Stellung (āsana): die Wirbelsäule ist freizuhalten, indem man aufrecht sitzt und Brust, Hals und Kopf in gerader Linie hält.

4. Regelung des Atems (prānāyāma): das Ausatmen, Einatmen und Zurückhalten des Atems in der Lunge. Dadurch soll die Hülle des Denkens, die aus Radjas und Tamas besteht, entfernt werden, damit das Denkvermögen, das aus Atomen von Sattva besteht, seinen Glanz entfalten könne.

5. Zurückziehung (pratyāhāra): die Tätigkeit der Sinne muß von äußeren Dingen völlig zurückgezogen und nach innen gerichtet werden.

6. Stille Sammlung (dhāranā): die Richtung des Denkens auf einen bestimmten Gegenstand.

7. Frommes Sinnen (dhyāna): ein ununterbrochener Zufluß der Erkenntnis des Selbst.

8. Versenkung (samādhi): wenn das Dhyāna alle Form aufgebend nun über die Bedeutung des Puruscha nachdenkt (Yoga Sūtra II, 30 bis III, 3. Dilger a. a. O., S. 415 ff.).

Die Mimāṃsa oder Pārva-Mimāṃsa ist nicht ein eigentliches, selbständiges philosophisches System, sondern nur eine Anleitung zum Nachdenken über die Wedas, die Opfervorschriften und das Verdienst, welches man sich durch die Werke erwerben kann; es ist eine niedrigere Stufe des Vedānta-Systems.

Vedānta heißt: Ende des Weda. Es soll also damit das Ziel bezeichnet werden, welchem die Weda-Religion zuführen will, und wir können sagen: dieses System zieht wirklich die Konsequenzen des brahmanischen Pantheismus, der

in den jüngeren Weda-Liedern schon angebahnt ist. Es ist das einflußreichste unter den philosophischen Systemen des Brahmanismus geworden und hat auch in Europa und Amerika Bewunderer gefunden. Es verhält sich zu den Upanischad ungefähr wie in der christlichen Theologie die Scholastiker zu den Kirchenvätern.

Als Urheber des Vedānta-Systems gilt Bādarājana auch Wjāsa genannt. Er soll das schwer verständlich Brahma-Sūtra verfaßt haben. Den bedeutendsten Kommentar dazu hat neben einigen selbständigen Werken Šaṅkarātschārja (der Lehrer Šaṅkara), der um 800 n. Chr. in Malabar lebte, geschrieben und aus noch späterer Zeit stammt die Vedānta-śāra, welche dem Sarananda zugeschrieben wird. Wir kommen somit hier, wie auch bei der Ausbildung des Santhja-Systems, bis in die Zeit des neueren Brahmanismus. Wir betrachten jedoch hier die philosophischen Systeme im Zusammenhang, um später nicht mehr darauf zurückzukommen.

Das Vedānta-System (Uttara Mīmāṃsa) übernimmt die Spekulationen der Upanischad über das Brahman in ihrem ganzen Umfang, sucht die Aussagen derselben in Übereinstimmung zu bringen, verfolgt sie bis in ihre äußersten Konsequenzen und bereichert sie mit eigenen Zutaten. „Was der indische Denker im eigenen Ich erkannt hat, überträgt sich ihm mit unwiderstehlicher Notwendigkeit auf die Außenwelt; für ihn spielen Mikrokosmos und Makrokosmos unablässig ineinander, und weisen von hüten und drüben gleiche Gestaltungen bedeutungsvoll aufeinander hin. Wie das menschliche Auge dem kosmischen Auge, der Sonne, gleicht, wie den menschlichen Atemkräften ähnlich im All die Götter als die Atemkräfte des Universums walten, so tritt auch der Atman, die zentrale Substanz des Ich, hinaus über den Bereich der menschlichen Person und wird zur schaffenden Gewalt, die den großen Leib des Alls bewegt. Er, der Herr der Atemkräfte, der Erstling, aus dem die Glieder des Leibes geworden sind, ist zugleich der Herr der Götter, der Schöpfer der Wesen, der die Welten aus seinem Ich hat hervorgehen lassen: der Atman ist Pradśāpati. Ja es fällt gar das Wort: „Der Atman ist das All“ (Oldenberg, Buddha S. 27).

Die Seele eines jeden Menschen ist also nach der Vedāntalehre nicht ein Teil, ein Ausfluß des Brahman, sondern voll und ganz das ewige, unteilbare Brahman. Das Brahman ist Sein, Denken und Seligkeit. Das einzige was man von dem attributlosen Brahman aussagen kann, ist, daß es nicht nicht ist. Insofern ist es das Seiende. Faßt man aber den Begriff des Seins im empirischen, vulgären Sinn, so ist das Brahman das Nichtseiende. Das Sein im wahren Sinn des Wortes, nicht so wie wir Menschen es uns vorstellen, kommt also nur dem absoluten Selbst zu. Alles übrige, was sonst zu sein scheint, ist nur Schein und Täuschung, Maya, das Gebilde des Nichtwissens, Avidya. Zu dieser Erkenntnis führt die Verehrung des Brahman noch nicht. Diese kann nur Gedeihen der Werke, Glück und etwa eine höhere Stufe auf dem Weg zur Erlösung bringen; erst die Erkenntnis des höchsten Brahman, die Erkenntnis der Identität der Einzelseele mit der Weltseele versetzt den Menschen auf einmal in die absolute Erlösung. Die individuelle Existenz ist etwas vom Atman Verschiedenes und darum ein Leiden. Die Befreiung der Seele kann aber nicht durch Werke geschehen, denn diese, die guten wie die bösen, fordern ihre Vergeltung und treiben den Menschen in die Seelenwanderung. Auch nicht durch moralische Läuterung kann man die Befreiung erreichen, denn eine solche Läuterung kann nur bei einem der Veränderung fähigen Gegenstand geschehen, der Atman aber ist unveränderlich. Daher kann die Erlösung nicht in irgend einem Werden zu etwas oder Betreiben von etwas bestehen, sondern nur in der Erkenntnis eines schon Vorhandenen, aber infolge Nichtwissens Verborgenen; aus der Erkenntnis der Erlösung. Der Glaube hat im indischen Pantheismus keine Stätte, da es keinen persönlichen unsichtbaren, allmächtigen Gott gibt, das Wissen muß den Menschen beseeligen, es sind also hier nicht die Gegensätze: Werke und Glaube, sondern: Werke und Wissen, und das Aufgehen des Einzelnen im All führt als letzte Konsequenz zu dem im Vedāntasāra deutlich ausgesprochene Dilemma: „Entweder existiert das Brahman und die Welt existiert nicht, oder die Welt existiert und das

Brahman existiert nicht. Nun aber existiert das Brahman, es ist die einzige reale Existenz (*vastu*), die verschiedenen Objekte, namentlich die individuellen Seelen sind unreal (*avastu*), also die Welt existiert in Wahrheit nicht. Das Unreale wird dem Realen beigelegt durch Dafürhalten, wie man ein Seil aus der Ferne für eine Schlange halten kann. Das kommt vom Nichtwissen oder der Täuschung.

Doch es drängt sich jedem Menschen die Realität der äußeren Welt so unwillkürlich auf, daß auch die Vedantisten drei Stufen des Seins unterscheiden mußten:

1. Der bloße wesenlose Schein (*prätibhāsika*): die Luftspiegelung in der Wüste, ein Seil, das man für eine Schlange hält u. dgl.

2. Das praktische Dasein (*vyāvahārika*): *Īṣvara*, der höchste persönliche Gott und das ganze Heer der Götter, die Einzelseelen in der Menschenwelt, Himmel, Hölle, Seelenwanderung mit ihren Leiden und das ganze Dasein der empirischen Welt. Alle diese Dinge sind im Grunde Täuschung (*māyā*), Erzeugnisse des Nichtwissens (*avidyā*). Ihnen kommt nicht mehr und nicht weniger Realität zu als den Gestalten und Ereignissen, die uns im Traume begegnen. Aber sie beeinflussen das Denken, Fühlen und Handeln des Menschen, als ob ihnen reales Sein zukäme. Deswegen werden sie praktisches, konventionelles Sein genannt.

3. Wahres reales Sein (*pāramārthika*) kommt allein dem absoluten Selbst, dem reinen Brahman zu, im vierten Zustand. Ihm gehören auch die verlorenen Strahlen, die Reflexe des Seins an, welche sich in die Dinge der zweiten Kategorie hinein verirrt haben.

Die Entstehung der Welt wird von *Śaṅkara* als ein Ausatmen des Brahman bezeichnet, oder aber, da doch die Veda-Lieder von einer Erschaffung der Welt reden und die Vedanta-Philosophen sie nicht verwerfen wollen, wird (ähnlich wie in der Hegelschen Philosophie) ein Weltbild für die Sphäre der Vorstellung gezeichnet. Der Schöpfer ist das Brahman in der niedrigeren Gestalt des *Īṣvara*, des persönlichen Gottes. Dieser *Īṣvara* überlegte: „ich will schaffen, ich will mich vervielfältigen.“ Er wird als der bezeichnet, aus dem alles kommt, als der, welcher

alles trägt. Aber die Frage, wie aus dem einen geistigen Brahman die vielgestaltige, unreine, grobstoffliche Welt hervorgehen könne, läßt Schankara unbeantwortet, denn für den Weisen ist die Welt doch nur trügerischer Schein. So heißt es Atmabodha 8:

Aus dem sie kommen, der sie alle trägt,
im höchsten Herrn erlangen alle Welten
Ursprung, Bestand und Auflösung am Ende,
gleichwie im Wasser flücht'gen Schaumes Blasen.

In derselben Schrift des Schankara (47) heißt es:

Dies ganze Weltall ist fürwahr das Selbst nur;
verschieden von dem Selbst gibt es nichts anderes:
Wie Töpfe eben nur bestehen aus Erde,
so sieht im eignen Selbst das All der Weise.

Die Erlösung besteht also nach der Vedantalehre in der Erkenntnis, daß das empirische Selbst mit dem absoluten Selbst identisch ist: Ich bin das, d. h. das Brahman. Der Philosoph, der, gereinigt durch religiöse Zeremonien, seine Gedanken von der Außenwelt ablenkt und auf seines Lehrers Unterricht sorgfältig merkt, denkt nach über den großen Spruch: „Das bist Du (tat tvam asi); Du bist das einzige Wesen.“ Er erkennt, daß alle Zweiheit Täuschung ist.

Wenn durch Erkenntnis erst der Seele Dunkel,
wie vor dem Morgenrot die Nacht, verschwindet,
Dann offenbart der ew'ge Geist von selbst sich,
so wie im Strahlenglanz die Sonne aufgeht.

(Atmabodha 42; Dilger, S. 432.)

Die Vergegenwärtigung des Brahman soll so oft wiederholt werden, bis das Schauen desselben eintritt, wie man das Korn so lange fortdrischt, bis alle Körner ausgedroschen sind. Für den, der zur Erkenntnis: „Das bist Du“ gekommen ist, ist solche Wiederholung nicht mehr nötig. Wenn einer noch Schmerz empfindet, soll er denken, die Schmerzempfindung sei nur ein Wahn, wie einer, dessen Kinder oder Freunde leiden, selbst zu leiden meint. Im traumlosen Schlaf hören ja auch die Schmerzempfindungen auf.

Die Hauptfrage, wie die erlösende Erkenntnis entstehe, weiß aber Schankara nicht klar zu beantworten. Das eine Mal erscheint sie als Gnadengeschenk des Ischwara, das andre Mal

als Frucht der eigenen Werke des Menschen. So leidet das vielbewunderte, vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückschreckende Wedantafsystem doch an mancherlei Inkonssequenzen.

4. Die volkstümlichen Götter Wischnu und Schiwa und der Gott Brahmā.

Der Brahmanismus hat die Wege gezeigt, auf welchen der Mensch sich selbst erlösen kann von dem Jammer der Seelenwanderung: Opfer, Bußen und Selbstpeinigungen, Versenken der Seele in den Grund aller Dinge. Aber kann dieser Weg von allen Volksklassen betreten werden? Wird eine solche Religion Volksreligion werden? — Nein, schon deswegen nicht, weil der Weg der Askese nur für die drei oberen Kasten eröffnet ist. Das zahlreichere niedrigere Volk muß auf andere Weise seine religiösen Bedürfnisse befriedigen, aber immerhin im Zusammenhang mit den brahmanischen Priestern, den Göttern der Erde.

Wir sehen schon in der späteren Weda-Zeit, namentlich im Atharwa=Weda, wie neben dem offiziellen Dienst der Weda=Götter eine Zauberreligion fortbestanden ist und ein Geisterdienst, der uns an die Religionen der unkultivierten Völker erinnert. In Südindien und unter den isolierten Bergvölkern der Kols, Santhals u. a. hat sich derselbe, wie wir gesehen, ohne Zusammenhang mit dem Brahmanismus bis auf unsre Zeit erhalten. Aber im Atharwa=Weda und den sich an denselben anschließenden Brahmanaschriften sehen wir, wie die Brahmanen es nicht verschmäht haben, die volkstümlichen Zaubermittel in ein künstlerisches Gewand zu hüllen mit Wortspielen, künstlichem Versmaß u. dgl. „Das Eigentümliche daran beschränkt sich freilich auf das Kleid, in dem sie uns erscheinen. Es ist eine Maske, die sie tragen und in der sie mitunter bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Ihre Bestimmung war, das Opfer zu würzen, an dem die großen und gütigen Götter sich laben; oder, wenn man so will, die (teilweise) Zerstörung ihrer Selbstständigkeit war der Preis, den sie für die ihnen gewährleistete Fürsorge zu zahlen hatten“ (Hardy, Indische Religionsgeschichte S. 33). Es handelt sich hier nicht bloß um den Dienst der Väter, welche uns manchmal in der Umgebung der indischen Götter begegnen, um gute oder böse Menschen, welche nach ihrem Tod als Geister umhergehen, sondern auch um Erdgeister,

Baumgeister, Berggeister, Flußgeister und allerlei lokale Schutzgeister, denen Spenden dargebracht wurden. Namentlich ist der Schlangendienst ein altindischer Brauch, der durch alle Jahrhunderte und in allen Volksklassen vorkommt. Beim Eintritt der Regenzeit werden Schlangen bewirtet, aber auch an Zaubersprüchen (mantra) zur Abwehr derselben fehlt es nicht. Wenn die Störung eines Opfers für die Götter durch Geister zu befürchten ist, bringt man ein Gegenopfer dar. Die Geister werden auch irregeleitet oder auf andere Menschen oder auf Tiere verwiesen, u. dgl.

Wenn schon in der Weda-Zeit die eigentliche Volksreligion nicht ganz übereinstimmte mit der offiziellen priesterlichen und doch von den Priestern besorgt wurde, so dauerte das fort und wurde ohne Zweifel durch das Auftreten des Buddha noch befördert. Der Mensch braucht einen Erlöser, eine menschliche Person, der er sich im völligen Glauben anvertrauen kann. Diese Erkenntnis bricht sich Bahn, nachdem der Brahmanismus die Erlösung als das Ziel aller Religion hingestellt hat, denn die Selbsterlösung ist nicht für alle Menschen zugänglich und auch für die oberen Zehntausend nicht immer erreichbar. Nach buddhistischer Anschauung ist dieser Erlöser in der Person des Buddha gekommen. Der Brahmanismus will seine alten Götter nicht aufgeben, aber auch dem Verlangen nach einem persönlichen Erlöser sich nicht entziehen, um das Volk von der Nachfolge des Buddha zurückzuhalten. Die menschlichen Persönlichkeiten, welche vom Volk zum persönlichen Gott erhoben wurden, suchte man unter den Heroen des indischen Altertums. Der Grieche Megasthenes erzählt im 3. Jahrhundert v. Chr. von einem indischen Herakles, welcher die ganze Erde und das ganze Meer durchzogen und vom Übel gereinigt habe. Das kann wohl niemand anders sein als Krischna, dessen Verehrung somit für die vorchristliche Zeit konstatiert ist. Aber in den alten buddhistischen Sutren kommt sein Name noch nicht vor. „Wir können im ganzen schließen, daß zu Buddhas Zeit verschiedene vedische Götter, namentlich Indra, im Volk verehrt wurden, daß der männliche Gott Brahmā eine wichtige Rolle spielte, auch Wischnu und Schiwa Verehrung genossen, im ganzen aber die drei großen Götter noch nicht die hohe Stellung erhalten hatten, die ihnen

in der Folge zuteil wurde" (v. Schröder, a. a. O. S. 322). Es wird also die Verehrung des Krishna als eines menschengewordenen Gottes erst nach Buddhas Zeit aufgekomen sein. Neben Krishna, der hauptsächlich im Mahabharata gefeiert wird, ist durch das Ramajana der Held Rama, der durch das Dekhan bis nach Ceylon vorgedrungen ist, zu einer als Gott verehrten Person geworden.

In der Bhagawad-Gita finden wir bereits den Grundsatz ausgesprochen: „So oft eine Erschlaffung des Gesetzes und eine Erhebung des Unrechts eingetreten ist, kommt Wischnu herab in irgend einer Gestalt.“ Mit dem christlichen Begriff von der Menschwerdung Gottes hat diese Idee des Herabsteigens, des Awatara, die Ähnlichkeit, daß allerdings ein Herabsteigen der Gottheit in die menschliche Natur, nicht bloß ein Aufsteigen von Heroen für möglich und wirklich gehalten wird. In Rama und Krishna macht die Gottheit ein ganzes Menschenleben durch; es ist nicht nur eine vorübergehende Erscheinung. Auch der Zweck des Herabsteigens ist eine Erlösung von der Ungerechtigkeit. Aber bei näherer Betrachtung sind diese Awataras des Wischnu von der Menschwerdung Christi ebenso verschieden, wie die indischen Büßungen von der christlichen Buße. Da die indische Religion mit der Lehre von der Seelenwanderung die Gottebenbildlichkeit des Menschen aufhebt, erscheint der Gott in Tierleibern wie in Menschenleibern. Aber auch da, wo Wischnu als Mensch auftritt, in der Person des Krishna, ist sein Leben so unheilig, daß zwischen ihm und Christus nur eine Namensähnlichkeit stattfindet, und einige Züge aus der Kindheitsgeschichte verglichen werden können. Ja, wir werden die ganze Idee der Awataras aus dem indischen Pantheismus so erklären müssen, daß der Gott auf Erden nichts ausrichten kann, wenn er nicht als Mensch oder Tier auftritt. Auch ist die Wirkung der Inkarnation vorübergehend: das Unheil nimmt wieder überhand und erfordert eine neue Inkarnation; eine ewige Erlösung ist nicht gefunden. Ferner wird das Übel sehr äußerlich gefaßt: es ist keine Erlösung von der Sünde. Endlich sind die Awataras keine Entäußerung der göttlichen Herrlichkeit. Der Gott existiert neben seiner Inkarnation noch fort, ohne daß man über dieses Verhältnis Rechenschaft gibt. So ist der Awatara schließlich doch nur eine potenzierte menschliche Kraft.

Der Gott Wiſchnu, dem die Awatāras zugeſchrieben werden, ſpielt, wie wir geſehen, in den Weda-Liedern nur eine untergeordnete Rolle. Er iſt der Gott der drei Schritte, der den ganzen Weltraum durchmißt. Im Aitarēya Brāhmaṇa (I, 1) hat beim Opfer Agni den niederſten, Wiſchnu den höchſten Platz. Er begegnet uns in den ſpäteren Schriften unter verſchiedenen Namen: Hari, Narājana, Waſudēwa u. a. v. Schröder nimmt an, daß das ſelbſtändige Götter einzelner Stämme geweſen ſeien, welche im Kampfe gegen den Buddhismus in den Wiſchnu-Kultus aufgenommen worden ſeien (v. Schröder, a. a. O. S. 327). Der Gott Wiſchnu war der geeignetſte Träger für die Idee der göttlichen Welterhaltung, denn er durchſchreitet in einem Augenblick alle Welten und kann die mannigfaltigſten Formen annehmen, weil ſein Weſen in den Weda-Liedern noch nicht näher beſchrieben iſt. Als Waſſergott Narajana wird er abgebildet auf der zuſammengerollten Schlange ſheſha (Überreſt) oder Ananta (endlos) ruhend über den Fluten des Urmeers. Indem er auf dem Garuda, einem Vogel mit goldenen Fittichen, einherfährt, ſteht er in Beziehung zur Sonne. Er trägt nach der Beſchreibung ſeiner Erſcheinung im Rāmājana in den Händen eine Muſchel, eine Wurffcheibe und eine Keule, wurde alſo wahrſcheinlich damals ſchon mit vier Händen abgebildet, von denen eine frei iſt. Sein Palaſt oder ſein Himmel wird Waiṣṇanṭha genannt.

Seine Gattin iſt Lakſmi oder ſchri, die Göttin der Liebe, der Guld, der Fruchtbarkeit, der Ehe und des Reichthums. Ihr Feſt iſt das Feſt der Ernte, ihr Symbol die Lotoſblume. Ihr iſt die Nahrung ſpendende Kuh geweiht.

Die Awatāras des Wiſchnu werden wir im neueren Brahmanismus, wo ſie vollſtändiger ausgebildet ſind, im Zusammenhang betrachten.

So groß das Anſehen des Wiſchnu, namentlich als Kriſhna und Rāma, durch die Heldengeſchichte geworden iſt, ſo hat er doch von alten Zeiten her einen Nebenbuhler in einem Gott, deſſen jetziger Name zwar in den Weda-Liedern gar nicht vorkommt, dem aber heutzutage mehr als die Hälfte der Bewohner von Vorderindien faſt excluſivlich dient, in dem Gott ſhiva.

Wir haben den wediſchen Sturmgott Rudra erwähnt, den gewaltigen Zerstörer, der auf dem Himalaya haust, an den nur

wenige wedische Lieder gerichtet sind. Die Forscher stimmen immer mehr darin überein, daß verschiedene Götter mit diesem Rudra identifiziert worden seien, und zwar so, daß die hohe Verehrung, welche der Gott schon in alten Zeiten genoß, nicht von den Ariern, sondern von den Dravididen her stammt, denn es ist auffallend, wie der Gott Schiwa (d. h. der Gütige) oder Mahādēwa (der große Gott) oder Schankara (der Heilbringende) im Dekhan von den dravidischen Völkern und in Hindostan von den Leuten aus niedrigen Kasten vorzugsweise verehrt wird. v. Schröder nimmt an, daß er in den ersten Jahrhunderten nach Buddha zum höchsten Gott erhoben und auf ihn die Eigenschaften des Agni und des Sava übertragen worden seien (v. Schröder, a. a. O. S. 349). In Südindien verbindet sich der Schiwadienst selbst mit dem schon genannten Bhuten- oder Dämonendienste der unkultivierten Volksstämme, während der Wischnukultus demselben ferne bleibt. Nicht bloß Schiwa, sondern auch seine Gattin Kali und seine Söhne Ganēśha und Kartikēja genießen durch ganz Indien eine hohe Verehrung, ohne daß ihre Taten durch das nationale Epos so verherrlicht worden sind, wie die Avatāras des Wischnu. Ferner haben die Opfer für diese Schiwa-Familie einen andern, mehr blutdürstigen Charakter und gehören nach einigen Andeutungen in den heiligen Schriften nicht in die Reihe der anerkannten Opfer für die Hindugötter. Endlich findet sich für die allgemein verbreitete Verehrung des Schiwa unter dem Symbol des Linga (Phallus) bei dem wedischen Rudra keine Spur. Dr. Kittel bestreitet zwar in einem als Manuskript vorhandenen Quartalsbericht an die Basler Missionsgesellschaft von 1874 den dravidischen Ursprung des Lingadienstes, weil die Tulus und Kurgs diesen Dienst nicht haben, allein der wedische Ursprung kann ihm ebensowenig nachgewiesen werden. Wenn er auch aus dem Norden von Indien nach dem Dekhan gekommen ist, kann er doch von den nichtarischen Schudras herkommen. Auf die eigentliche Lingaitensekte kommen wir beim neueren Brahmanismus zu sprechen. Die Verehrung des Schiwa unter dem Symbol des Linga ist so weit verbreitet, daß man sich eine falsche Vorstellung von diesem Gott macht, wenn man ihn nur als den zerstörenden Gott betrachtet. Als der zeugende Gott genießt er die größte Verehrung.

Schiwa ist der starke Gott, der nicht durch Büßungen und Opfer überwunden werden kann, denn er ist selbst der größte Affet, der Schutzpatron aller Büßer. Dort im Himalaya, wo der Ganges mit gewaltigem Getöse von schwindelnder Höhe herab durch schauerliche Felsklüfte sich seinen Weg in die hindostanische Ebene bahnt, ist Kailāsa, der Palast des Schiwa, zu suchen. Er ist der Herr der Berge (giriṣa). Als Sinnbild seiner Gewalt führt er den Dreizack (triṣūla) und eine Jagdschlinge (pāṣa) oder hat er eine Antilope, zuweilen auch eine Feuerflamme in der Hand. Häufig trägt er eine Halskette von Totenschädeln. Auf der Stirne hat er ein drittes Auge. Der heilige Stier, Nandi, gehört zu seiner Umgebung. Zuweilen wird er mit fünf Köpfen abgebildet, zum Zeichen seiner Überlegenheit über den vierköpfigen Brahma.

Während sonst die Frauen der Götter in der indischen Mythologie eine viel geringere Bedeutung haben als in der griechischen, ist das bei der Frau des Schiwa nicht der Fall. Sie wird genannt Umā (Mutter), Durgā oder Pārwati (die schwer zugängliche, auf den Bergen hausende), oder Kālī (die schwarze, die verzehrende). Es gibt sehr verschiedene Abbildungen dieser Göttin, welche mit ihrem Gemahl auf Kailāsa wohnt. Auch sie wird mit einem dritten Auge auf der Stirne, mit einer Halskette von Totenschädeln und mit einem greulichen Angesicht abgebildet. Daneben gibt es aber Bilder, wo sie nicht häßlicher erscheint als andere Göttinnen. Ihr Kultus erinnert sehr an die Zauberreligionen der wilden Völker. Ihr nichtarischer Ursprung wird feststehen, da sie nicht früher erwähnt wird als in den jüngeren Upaniṣad.

Die Verehrung von Wiṣṇu und seinen Awatāras, sowie von Schiwa ist im Unterschied von der brahmanischen Afese die persönliche Hingabe an den Gott, der in einem Bilde dargestellt ist, die Bhakti, welche schon in der Bhagawad-Gita gepriesen wird und im neueren Brahmanismus stärker hervortritt.

Wenn so die Götter Wiṣṇu und Schiwa vollstümlich geworden sind, mußten die Brahmanen ihr unpersönliches Brahman auch zum persönlichen Gott Brahmā machen, wozu in dem wedischen Brahmanaspati schon der Ansaß gegeben war. In den buddhistischen Sutrās wird bereits dieser männliche Gott

Brahmâ genannt. Er hat zwar bis auf den heutigen Tag keine Tempel und keine Opfer, aber er wird im Göttersystem als der höchste bezeichnet. Er ist Pradschâpati (Herr der Geschöpfe) und wird mit vier Köpfen abgebildet. Unter ihm stehen die acht Welthüter (lôkapâlas), welche die acht Himmelsgegenden gegen die bösen Geister zu beschützen haben (Indra, Agni, Varuna, Sûrja, Ischandra oder Sôma als Mondgott, Waju, Jama und ein in den Wedas noch nicht vorkommender Gott des Reichtums: Kuwêra). Brahmâ wird in den Mythen und Heldensagen wenig berührt.

Seine Gattin ist Saraswati, welche nicht mehr als Flußgöttin erscheint, sondern als Göttin der Ordnung, der Harmonie, der Sprache, überhaupt der klaren Erkenntnis. Sie wird angerufen, wenn man die Kinder reden oder lesen lehrt. Auf Abbildungen hat sie eine Buchrolle oder ein Musikinstrument in der Hand.

5. Das Kastensystem und die Familienordnung.

Das gesellschaftliche und religiöse Leben im Brahmanismus hat durch das Kastensystem eine so eigentümliche Gestalt bekommen wie bei keinem andern Volke, und der Hindu hängt daran mehr als an seinen Göttern.

Standesunterschiede gibt es ja überall, und sie lassen sich auch im Christentum nicht verwischen, ja das Zusammenhalten des Standes gibt manchem noch einen sittlichen Halt. Allein das Eigentümliche des brahmanischen Kastensystems ist, daß es nicht bloß Standesunterschiede sind, sondern das Volk in Hunderte von Kasten gegliedert ist, und daß jede Nichtbeachtung der sozialen Unterschiede auch religiös verunreinigt.

Wir haben gehört, daß nach dem Puruscha Sûkta (S. 218) die Brahmanen aus dem Haupt, die Kschatrijas oder Radtschanjas aus den Armen, die Waischjas aus den Schenkeln, die Schudras aus den Füßen des von den Göttern geopfertem Puruscha hervorgegangen sind. Wie hier aus dem Puruscha, so gehen sie in Manus Gesetzbuch aus dem Gott Brahma hervor, und ihre Obliegenheiten werden in den Gesetzbüchern genau beschrieben. Aber schon Manu führt neben den vier noch sechzehn gemischte Kasten auf, welche durch Zwischenheiraten entstanden

sein sollen, von denen aber einzelne Namen von dunkelfarbigem Volksstämmen sind, andere z. B. Vaidya = Arzt, einen bestimmten Beruf angeben. So werden wir darauf geführt, daß es schon zu Manus Zeiten mehr als vier Kasten gegeben hat, und daß die soziale Scheidung immer weiter vorgeschritten ist bis auf unsre Zeit.

Das Sanskritwort für das portugiesische *casta* ist *varna* = Farbe, und der erste Blick auf das indische Volk im Norden wie im Süden verrät es, daß es aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt ist. Die Brahmanen haben eine viel hellere Hautfarbe als die Schudras, und diese wieder als die Paria oder Pulajer und andere als kastenlos bezeichnete Volksstämme. Wir können also mit Max Müller (Essays, deutsche Ausg. II, 285) eine ethnographische, eine politische (Priester, Adel, Bürger, Sklaven) und eine professionelle Kaste (Weber, Palmbauern, Fischer usw.) nachweisen.

Die Schudras sind unter den nichtarischen Stämmen immer noch der am höchsten geachtete, denn sie haben arische Sprache und Religion angenommen. Die Urvölker, welche eine andere Sprache reden, werden Nischadas genannt; sofern sie sich vom brahmanischen Gesetz fernhalten, Dasjus. Aber auch diese müssen im gesellschaftlichen Leben sich nach dem brahmanischen Gesetz richten und einem Brahmanen in der vorgeschriebenen Entfernung ausweichen.

Das Erbteil der Brahmanen ist nach dem Gesetzbuch Weisheit, Tugend und Heiligkeit, das der Kschatrijas Stärke und Macht, das der Waischjas Reichtum, das der Schudras Untertänigkeit und Verachtung. Die zwei mittleren Kasten sind fast ganz ausgestorben, so daß namentlich im südlichen Indien nach den Brahmanen sogleich die Schudras kommen, aber in verschiedenen besonderen Kasten, und gegenüber den Kastenlosen noch eine höhere gesellschaftliche Stellung haben.

Die drei arischen Kasten dürfen als die zweimal Geborenen (*dvidschas*) die heilige Schnur anlegen, die Wedas lesen und die Gajatri (S. 205) täglich hersagen. Die heilige Schnur soll den Brahmanen im achten, den Kschatrijas im elften, den Waischjas im zwölften Lebensjahr angelegt werden. Der Vorrang der Brahmanen selbst vor den Königen hängt wohl mit dem religiösen

Sinn des Volkes und dem pantheistischen Charakter der indischen Religion zusammen. Aber ganz ohne blutige Kämpfe scheint nach der später zu besprechenden Sage von Paraschu-Räma der Vorrang nicht anerkannt worden zu sein.

Das indische Kastensystem hängt mit der Familienordnung eng zusammen. „Die Tendenz der letzteren ist, die Individualität vollständig zu vernichten. Das Hindukind befindet sich in einer Familie, bestehend aus Großeltern, Eltern, Onkeln, Tanten und Vettern bis zum zweiten oder dritten Grad. Der Großvater oder vielleicht der ältere Bruder des Großvaters ist das Haupt der Familie, und wenn derselbe stirbt, folgt der jüngere Bruder oder der älteste der zweiten Generation nach. Der Hindu Sohn ist verlobt worden, ehe er etwas davon verstand, oder sucht in seinem siebenten oder achten Lebensjahr das Familienoberhaupt eine Frau für ihn, und ein großes Freudenfest findet zur Verlobung statt. Unter seinen Schwestern ist eine, der er kein Geschenk geben und die keinen Schmuck tragen darf. Sie war als Kind verlobt. Ihr Bräutigam starb, als sie noch wenige Jahre alt war. Sie ist nun Witwe, mit einem Fluch gebrandmarkt und muß bis an ihren Tod die Ungnade und die Schmähungen der Familie tragen. Der Hindu Sohn hört von nichts anderem als von den Angelegenheiten seiner Kaste. Er hat keine andere Laufbahn vor sich, als seinem Vater oder seinen Onkeln in ihrem Handel oder Gewerbe beizustehen, und wenn er etwas gewinnt, gehört es nicht ihm persönlich, sondern der ganzen Familie. Wenn er 17 oder 18 Jahre alt ist, bringt er seine Frau in seines Vaters Haus, und ein neuer Zweig ist der Familie hinzugefügt“ (Robson, *Hinduism and its relations to Christianity*. Edinb. 1875, p. 121 f).

D. Der neuere Brahmanismus oder Hinduismus.

1. Die geschichtliche Entwicklung, die konfessionelle Sonderung und die Union in der Trimūrti. Die Literatur des Hinduismus.

Der mehr als tausendjährige Kampf zwischen Brahmanismus und Buddhismus endigte mit der völligen Vertreibung des letzteren aus seinem Heimatland, doch nicht ohne Einwirkung des Buddhismus auf den Brahmanismus. Der Brahmanismus erstarkte

wieder, indem er vollstümliche Religionselemente und buddhistische Ideen in sich aufnahm. Die Brahmanen waren nicht gewohnt, der Kriegerkaste, aus welcher Buddha stammte, sich zu unterwerfen. Gewalt hat der Buddhismus niemals angewendet zur Unterwerfung eines Volks, aber es gelang ihm auch nicht, das ganze Volk in seinem Heimatlande für sich zu gewinnen. Als die erste Begeisterung vorüber war, als die Jünger Buddhas in einen leeren Formelraum verfallen waren, gewannen die Brahmanen wieder die Oberhand.

Über die Geschichte des Kampfes, der zwischen 600 und 1000 n. Chr. stattgefunden haben muß, gibt es nur dürftige Nachrichten. Es mag zur Vertreibung des Buddhismus beigetragen haben, daß die Träger der Religion in Vorderindien seit der Zeit von Christi Geburt einem fremden Volk angehörten. Es waren die Juetschi oder Indo-Skythen, ein turanisches Nomadenvolk, welches dem griechisch-baktrischen Reich ein Ende gemacht und das Gangesland erobert hatte. Diese Juetschi hatten sich zum Buddhismus bekehrt, aber allerlei abergläubische Elemente demselben beigemischt. Sie wurden im 6. Jahrhundert von dem Könige Wikramaditja in Uddschajini (Ossene) am Nordende des Windhjaberges besiegt; und nun begann eine neue Blütezeit des Brahmanismus. Unter diesem König lebten die sogenannten neun Edelsteine: neun berühmte Dichter, darunter der bedeutendste, Kalidāsa, der Verfasser des Dramas Sakuntala. Auch die Fabel- und Märchenpoesie, die Roman- und Spruchdichtung, die Astronomie, Grammatik und Philosophie, kamen empor. Mit diesem nationalen Aufschwung werden wir uns auch ein Erstarken des Brahmanismus verbunden denken müssen. Damals bestanden die beiden Religionen noch friedlich nebeneinander. Aber im 8. Jahrhundert soll Kumārila Bhatta, ein brahmanischer Philosoph, den König Sudhanwan zur blutigen Verfolgung der Buddhisten getrieben haben. Durch Schankara wurde der Vedantismus, wie wir gesehen, neu belebt und damit die Autorität der Wedas gegenüber dem Buddhismus gehoben. Schankara soll in Malabar die vier ursprünglichen Kasten in 72 verwandelt haben, d. h. er hat die vielen bereits existierenden Kasten auch theoretisch als solche anerkannt. Er soll in Südindien manche Klöster (mathas) gegründet haben,

darunter das bedeutendste Schringagiri in den Westghats bei den Quellen des Tungabhadra. So hat der Brahmanismus, dem Buddhismus folgend, an die Stelle des Einsiedlerlebens das Klosterleben gesetzt. Nachdem Schankara weit herumgewandert und viel mit Dschainas disputiert hatte, soll er in Kaschmir sich auf den Thron der Saraswati gesetzt haben und 132 Jahre alt im Himalaya gestorben sein. Obgleich er Wischnuit gewesen sein soll, sind doch die Smärta-Brahmanen in Südbindien, welche ihn als ihren Stifter betrachten, Schiwaiten. Die konfessionelle Sonderung, wie sie heutzutage unter den Brahmanen hervortritt, scheint also damals noch nicht so stark gewesen zu sein. Aber nach der Vertreibung des Buddhismus gingen die Brahmanenschulen auseinander, und jede zog einen Teil des Volks an sich und verfertigte ihre eigenen religiösen Schriften. So konnte die Restauration des Brahmanismus kein einheitliches Gebäude zustande bringen. Professor Monier Williams vergleicht daher den Hinduismus mit einem alten überwachsenen Gebäude, das nicht nach einem einheitlichen Plan gebaut zu sein scheint. Es ist geflickt, mit neuen Steinen versehen, nach allen Seiten erweitert, inwendig nach den mannigfaltigsten Ideen eingerichtet; und obgleich es aussieht, als ob es jeden Augenblick in Trümmer fallen könnte, sucht es doch noch über jedes Loch und jeden Winkel von erreichbarem Boden sich auszubreiten. Es wird zusammengehalten und bleibt stehen, weil es von der festen Grundlage des Brahmanismus und der Kaste getragen wird (M. Williams, *Hinduism* p. 85).

Die politische und religiöse Unabhängigkeit Vorderindiens ging aber aufs neue in die Brüche, da seit dem 11. Jahrhundert die Mohammedaner den Indus überschritten und 1526 das Reich des Großmoguls gründeten. Unter der Regierung des toleranten Akbar (1556—1605) hatte dieses Reich seine Blütezeit und erstreckte sich weit in das Innere des Dekhan. Aber später fielen die Sikhs im Pandschab, die Radschputen, die Maharratten, Audh, Bengalen und Haiderabad im Dekhan ab und gründeten selbständige Reiche.

Inzwischen waren auch an den Küsten des Dekhan fremde Völker und Religionen erschienen. Die Thomaschriften hatten im 6. und 7. Jahrhundert ihre Blütezeit und haben sich mit

syrischer Kirchensprache in den Fürstentümern Kotschin und Travankor bis auf unsere Zeiten erhalten, aber das Christentum nicht weiter ausgebreitet. Die Portugiesen haben seit dem 16. Jahrhundert von Goa aus große Küstenstriche unterworfen, und unter ihrer Herrschaft haben römisch-katholische Missionare das Christentum verbreitet, auch einen Teil der Thomaschristen mit der Papstkirche unierte. Aber ihre Herrschaft wurde immer mehr zurückgedrängt, namentlich durch die Engländer, welche seit der Schlacht bei Plasseny (1757) einen einheimischen Fürsten um den andern entthronten oder in Abhängigkeit brachten, der mohammedanischen Herrschaft ein Ende machten und nun Vorderindien beherrschen. Unter ihrer Regierung hat erst im 19. Jahrhundert auch die evangelische Mission größere Ausdehnung gewonnen. Aber noch immer ist die Zahl der katholischen und evangelischen Christen gegenüber dem Brahmanismus und dem Islam gering.

Die konfessionelle Sonderung im Brahmanismus machte Fortschritte, als die Wischnuiten im 12. Jahrhundert in Rāmanudscha und im 14. in Rāmananda und Madhwātscharja Häupter erhielten, welche in Philosophie und Askese hervorragten und beim Volke großen Anhang fanden. Rāmanudscha stammte aus der Gegend von Madras und erneuerte die Lehre der Bhāgawatas, einer Partei, die schon im Mahābhārata genannt wird, und welche die Bhakti, die Gottesliebe, betonte. Sein Brahma war nicht das unpersönliche Wesen des Schankara, sondern ein persönlicher Gott, der die reale Welt aus sich hervorgebracht hat, und Seelen, die durch Glauben und Liebe sich Gott nähern sollen, und dieser Gott ist Wischnu in der Person des Rāma, in welchem er Mensch geworden ist. Seine Anhänger werden Rāmanudschas genannt.

Ebenfalls einen Rāmakult hat Rāmananda im 14. Jahrhundert im Gangesland gestiftet. Seine Anhänger schrieben nicht in Sanskrit, sondern in der dortigen Volkssprache, dem Hindi, ihre heiligen Schriften. Darunter das Rāmājana des Tulasī Dāsa aus dem 16. Jahrhundert, das die Rāmāsage in anderer Weise behandelt als das bekannte Rāmājana des Valmiki. Unter seinen Schülern ragt Kabir hervor, der eine zum Monotheismus neigende Wischnuitensekte gründete, indem er den Gottes-

begriff der Mohammedaner mit der indischen Religion zu verbinden suchte. Nicht Opfer, sondern allein Wahrhaftigkeit und Reinheit im Handel und Wandel soll den einen Gott ehren. Der Tempel soll ein Haus des Gebets sein, nicht des Götzendienstes.

Die Madhwer, welche von dem im 14. Jahrhundert in Schringagiri erzogenen Anandatirtha oder Madhwätscharja herkommen und in Udapi an der Küste von Kanara ihren Hauptsitz haben, scheiden zwischen dem individuellen Leben (dśhivātma) und dem höchsten Leben (paramātma), aber so, daß das erstere unauflöslich mit dem letzteren verbunden ist. Sie wollen keine Auflösung in das Brahman, aber sie glauben durch Verehrung des Wiśhnu von der Seelenwanderung erlöst zu werden und die Seligkeit in Waikuntha zu erlangen.

Die Wallabhātschāris, welche im 16. Jahrhundert entstanden sind, haben ein anderes Gepräge. Sie leben gar nicht asketisch und sind spezielle Kriśhnaverehrer. Sie schreiben demselben einen Himmel über dem des Wiśhnu und der anderen Götter zu in Goloka (Ruhwelt), und stellen hauptsächlich das Jugendleben des Kriśhna unter den Hirtentöchtern bei den Anbetungen in ihren Tempeln symbolisch dar. Ihre Lehrer (Gosain) sind verheiratet und lassen sich von ihren Anhängern tan, man und dhan = Leib, Seele und Geld übergeben, was auch bei den Anhängerinnen sehr wörtlich genommen wird. Im Gangesland und in Gudžharat ist diese Partei sehr zahlreich, namentlich unter den Kaufleuten. In Bengalen sind die Anhänger des Tschaitanja, welcher im 16. Jahrhundert einen Glauben ohne Werke predigte, ebenfalls zu sehr unzüchtigen Kriśhnaverehrern geworden.

Die schiwaitischen Brahmanen werden im Norden Dandis, im Süden Smārtas genannt. Sie halten die Advaita-Lehre (Unzweiheitslehre), den Pantheismus des Schankara, fest und verehren den Schiwa unter dem Symbol des sthāvāra linga, des im Tempel stehenden Linga, sind jedoch nicht so ausschließliche Schiwaiten, daß nicht die Smarter mit den wiśhnuitischen Madhwern essen und sich verheiraten würden, wenn nicht provinzielle Verschiedenheit sie trennt. Die Frau folgt dabei der Konfession des Mannes. — Andere Schiwaiten, die wir nicht als Konfession, sondern als Sekte bezeichnen müssen, da sie mit den Wedas nichts zu tun haben, werden wir später besprechen.

Die konfessionelle Sonderung sollte doch nicht zu einer völligen religiösen Trennung führen, und so sehen wir, wie die drei großen Götter, welche allmählich über die alten Weda-Götter den Vorrang gewonnen hatten, auch untereinander in nähere Beziehung gesetzt werden, so daß Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter, Schiwa als Zerstörer dargestellt wird. Diese sogenannte indische Dreieinigkeit, welche man in Geographie- und Geschichtsbüchern lange Zeit als Grundlage der indischen Religion bezeichnet hat, die Trimüti d. h. Dreigestalt, stammt aus sehr später Zeit. Zuerst erscheint diese Idee im Hariwanscha, einem beträchtlich jüngeren Gedicht als das Mahabharata, wo es heißt: „er, der Wischnu ist, ist auch Schiwa, und er, der Schiwa ist, ist auch Brahma: ein Wesen, aber drei Götter: Schiwa, Wischnu, Brahma“ (v. Schröder, a. a. O. S. 359). Während hier die Einheit mehr pantheistisch gedacht wird, finden wir im 15. Jahrhundert die Notiz, daß ein König Dewaraja im Dekhan einen Tempel dem Hiranjagarbha (Brahma), Wischnu und Schiwa habe bauen lassen. Aber er scheint damit keine Anregung zur Fortsetzung eines solchen gemeinsamen Kultus gegeben zu haben, wenn auch ein dreiköpfiges Bild aus einem Stein, das vorn den Brahma mit dem Almosentopf und dem Rosenkranz, rechts den Wischnu, links den Schiwa darstellt, noch öfter gefertigt wurde, und die Idee der Zusammengehörigkeit der drei Götter in Indien theoretisch festgehalten wird. Zu einer praktischen Union, zu einer gemeinsamen Anbetung der drei Götter ist es nicht gekommen. Namentlich wird Schiwa von seinen Anhängern keineswegs nur als der zerstörende Gott betrachtet, und die Darstellung des Brahma verrät die nachbuddhistische Zeit.

Blicken wir in die Literatur des neueren Brahmanismus, in die Purānas, d. h. Alten, welche die alten Sagen über die Weltentstehung u. dergl. in neuer Form, nicht nur für die Brahmanen, sondern für das Volk bestimmt, enthalten, so finden wir wohl darin die drei großen Götter, aber in den wischnuitischen Purānas ist Wischnu, in der schiwaitischen Schiwa der höchste Gott, dem die beiden andern untergeordnet sind. „Ähnlich wie die Purānas mit dem Mahabharata in näherer Verwandtschaft stehen, wenngleich sie durch eine bedeutende Kluft von demselben geschieden sind, reihen sich an das Rāmājana

noch eine Anzahl anderer, jüngerer Rāmja oder Kunstgedichte. Am bedeutendsten und selbständigsten sind unter denselben zwei Dichtungen, welche dem Kalidāsa zugeschrieben werden, also wohl dem 6. Jahrhundert n. Chr. entstammen: der Raghuwanscha, d. h. das Geschlecht der Raghu, und der Kumārasambhawa, d. h. die Geburt des Liebesgotts, beide durch bedeutende Schönheiten ausgezeichnet und aller Wahrscheinlichkeit nach echt" (v. Schröder, a. a. O. S. 514). Die Tantras aus viel späterer Zeit sind ritualistische Schriften, die oft nur aus Häufungen von Namen und leeren Formeln bestehen, Zauberbücher, die hauptsächlich zu dem unzünftigen Geheimkultus des Schaktidienstes benützt werden.

Im neueren Brahmanismus sind auch in Volkssprachen heilige Schriften entstanden. Die in Hindi verfaßten der Ramanandas haben wir bereits genannt. Im Tamil ist die schöne Spruchsammlung Kural des Tiruwallumar (übersetzt von Graul in seiner Bibliotheca Tamulica, Leipzig 1856) und der Syriker Māniffa Wāsatscher hervorzuheben, der ein Hauptkämpfer gegen den Buddhismus gewesen sein soll. In kanaresischer Sprache sind die gehaltreichsten Schriften von Dschainas geschrieben. In derselben Sprache sind auch die heiligen Schriften der Lingaitensekte verfaßt: das Basawa-Purāna und das Tschanna-Basawa-Purana (im Auszug übersetzt von Miss. Würth, Miss.-Mag. 1853 und Manuskript im Archiv des Basler Missionshauses).

2. Wischnu und seine Awatāras.

Zum Verständnis der ersten Awatāras des Wischnu müssen wir zunächst die indische Weltbeschreibung uns vergegenwärtigen. Die Erde schwimmt nach indischer Darstellung wie ein mächtiges Fahrzeug auf dem Urmeer. Der Mittelpunkt des von einem freisförmigen Gebirge (lōkalōka) umschlossenen Erdkreises ist der Berg Meru, der nach dem Wischnu-Purāna der Samenfknospe einer Lotusblume gleicht, so daß er an seinem Fuß einen Durchmesser von 10 000 Jōdschana hat, dagegen auf dem Gipfel einen Durchmesser von 32 000 Jōdschana. Über dem Meru erhebt sich der Himmel in verschiedenen Stockwerken, von denen die zwei obersten, der Būßerhimmel und der Wahrheits-himmel, bei einer Zerstörung der Welt nicht mitzerstört werden. Auf

der Oberfläche der Erde sind nach der älteren Darstellung, welche auch im Buddhismus sich findet, vier Erdteile, nach der späteren sieben, und ebensoviele Meere: das Salzmeer, das Zuckermeer, das Weinmeer, das Buttermeer, das Mollenmeer, das Milchmeer und das Wassermeer.

Das Mahābhārata gibt die Zahl der Avatāras des Viṣṇu auf 10 an. Das erst aus später Zeit stammende Bhagawata-Purāṇa zählt 22 auf und sagt dann: „Die Avatāras des Hari (Viṣṇu) sind unzählig, wie die 1000 Kanäle, welche von einem unerschöpflichen See ausgehen: die Riṣhis, die Manus, die Pradīśāpatis, die Dēvas usw. sind lauter Offenbarungen von verschiedenen Teilen des Hari selbst, Kriṣṇa allein ist der ganze Bhagawat. Aber alle diese Offenbarungen sind bestimmt, in jedem Yuga die durch die Feinde des Indra unterdrückte Welt zu trösten“ (Bhag. Pur. I, 3, 26—27).

In den 10 Avatāras, welche man gewöhnlich annimmt, ist eine gewisse Stufenfolge zu bemerken. Die drei ersten sind Inkarnationen in Tiere (vielleicht entstanden, um den Tierkultus von unkultivierten Stämmen in den Hinduismus aufzunehmen), in der vierten wird Viṣṇu Mensch und Löwe zugleich, die folgenden sind menschliche Lebensläufe aus der Heroenzeit, aber die siebente und achte mehr eine theoretische Union verschiedener Kulte als eine wirkliche Stufenfolge.

1. Die Fisch-Inkarnation (Matsyāvatāra) ist eine wisch-nuitische Variation der Flutsage (S. 228 f.). Viṣṇu, nicht Brahma, ist nach dem Matsya-Purāṇa der Fisch, welcher dem Manu die Flut ankündigt und ihn auf dem Schiff durch dieselbe bis an einen Berg in Kaschmir geleitet.

2. Die Schildkröten-Inkarnation (Kūrmāvatāra) wird in zwei verschiedenen Sagen erzählt. Nach der einen wollten die Götter das Milchmeer mit dem Berg Mandara ausbuttern, um die Götterspeise Amrita zu gewinnen. Da sie den Berg nicht loslösen konnten, fuhr Viṣṇu in die unterste Tiefe hinab, verwandelte sich in eine Schildkröte und riß die Wurzel des Berges los. Auf seinem Schild konnten nun die Götter mittelst der Schlange Vāsuki, die sie als Seil gebrauchten, den Berg als Stöpsel umdrehen, bis die Amrita und allerlei Kostbarkeiten aus dem Milchmeer hervorkamen. — Nach der andern Sage

begann die Welt in das Urmeer zu versinken. Um sie zu tragen, wurde Wischnu eine Schildkröte und stützte so die Erde auf dem Urmeer.

3. Die Eber=Inkarnation (Varāhavatāra) wird nach dem Mahabharata dadurch hervorgerufen, daß im Krita-yuga die ganze Erde viel Unheil zu leiden hatte durch die Asuras und deshalb 100 Jödschana tief ins Urmeer versank. Aber Wischnu verwandelte sich in einen Eber und trug sie auf seinen Hauern an ihren alten Ort.

4. In der vierten Inkarnation als Mensch=Löwe (Narasinhavatāra) tötet Wischnu einen Daitjakönig, der die drei Welten in seine Gewalt gebracht hatte, so daß die Götter von ihren Sitzen vertrieben waren. Dessen Sohn war aber ein eifriger Wischnuverehrer geworden. Der Dämonenkönig verhöhnte sein Vertrauen auf den überall gegenwärtigen Wischnu und fragte: „wenn Wischnu überall ist, warum ist er nicht in dieser Säule?“ Damit schlug er an eine Säule in seinem Palast. Plötzlich tritt Wischnu aus derselben heraus, halb Mensch halb Löwe, und zerreißt den Dämonenkönig mit seinen Zähnen.

5. In der Zwerg=Inkarnation (Vāmanavatāra) erscheint Wischnu wie in den Wedas als der Gott der drei Schritte. Ein Daitjakönig Bali wollte durch 100 große Opfer den Indra aus seiner Herrschaft verdrängen. Bereits war er am hundertsten, als Wischnu ihm in der Gestalt eines zwerghaften Brahmanen erschien und soviel Gebiet zu seiner Wohnung verlangte, als er mit drei Schritten durchmessen könne. Bali sicherte es ihm mit einem Eide zu. Der Zwerg aber dehnte sich zu einem Riesen aus; es war der Gott Wischnu; er durchschritt mit drei Schritten Erde, Luft und Himmel, so daß dem Daitjakönig nur ein Platz in der Unterwelt blieb.

6. Als Paraschu=Rāma (Beil=Rāma) ist Wischnu der Sohn eines Brahmanen, dessen Vater von einem König Urdschuna beleidigt und von dessen Söhnen getötet worden ist, und schwört, er wolle das ganze Geschlecht der Kschatrijas ausrotten. Einundzwanzigmal veranstaltet er ein großes Blutbad unter ihnen mit der von Wischnu erhaltenen Streitart und dem ehernen Bogen des Wischnu. Dann schenkt er die Erde den Brahmanen. Aber der fromme Kschjapa bedeutet ihm, es schicke sich nicht für

ihn, auf einem weggeſchenkten Boden zu wohnen. Nun bringt er es durch Büßungen dahin, daß der Meeresgott Varuna ihm ſoviel Land zum Wohnplatz zuſagt, als der Wurf ſeines Schlachtheils umfaſſe. Er wirft dasſelbe von Kanja Kumâri (Kap Komorin) bis nach Gofarna (in Nordkanara). Da weicht das Meer zurück und es entſteht die Malabarküſte. Dies iſt die einheimiſche Sage über die Entſtehung dieſes Küſtenlands. Die Tulu fügen noch hinzu, wie Paraſchu-Kâma vom Gebirge herabgeſtiegen ſei an das Meer, habe er Fiſcher gefunden, welche ihre Netze ausbreiteten. Er habe ihre Netze zerriffen und ihnen davon die heilige Schnur umgehängt, ſie zu Prieſtern geweiht und ihnen ſeinen Schutz verſprochen. Das ſind die Tulu-Brahmanen, deren dunklere Hautfarbe ihren nichtariſchen Urfprung verrät.

7. Die Kâma- oder Kamatſchandra-Inkarnation bildet den Hauptinhalt des Kâmajana. Auf der Inſel Lanka (Ceylon) wütete ein zehnköpfiger Rieſenkönig Kâwana gegen die frommen Einſiedler, und Brahma hatte demſelben verſprochen, daß er weder von Göttern noch von Dämonen getötet werde. Daß Menſchen ihn nicht töten können, hatte Kâwana vorausgeſetzt, und nun wird Viſhnu von den Göttern aufgefordert, Menſch zu werden und ſich von den drei Frauen des frommen Königs Daſcharatha in Adjodha (Audh) gebären zu laſſen. Der Gott erſcheint nun dieſem König und reicht ihm eine Schale, aus welcher er ſeine drei Frauen trinken laſſen ſoll, die erſte die Hälfte, die zweite $\frac{3}{8}$, die dritte $\frac{1}{8}$. Die erſte wird Mutter des Kâma, die zweite des Raſchmana, die dritte des Bhârata. So wären eigentlich alle drei Inkarnationen des Viſhnu, aber Kâma in höherem Grad. Kâma und Raſchmana werden in der Schule eines frommen Einſiedlers zu frommen und tapferen Jünglingen herangebildet. Nach Adjodha zurückgekehrt, hätte eigentlich Kâma König werden ſollen. Allein ſein Vater hatte der dritten Frau verſprochen, daß ihr Sohn Bhârata zur Regierung komme. Kâma willigt ein und geht in die Waldeinſamkeit. Seine Gattin Sita erkennt es als ihre Pflicht an, bei ihrem Mann zu bleiben, denn ſie könne nicht ohne ihn glücklich ſein. Würde ſie auch noch ſo eifrig den Göttern dienen, ſo ginge ſie doch den Weg der Frevler, wenn ſie ihren Mann nicht pflegte. So gehen Kâma und Sita in die Wälder des Dekhan, welche von Raſchafen (Dämonen)

und wilden Tieren bewohnt sind. Râma erhält Bogen und Schwert des Indra, um die Rakſchase zu töten. Darüber entbrennt der Zorn ihres Königs Râwana. Während Râma und sein Bruder Lakſchmana auf der Jagd sind, schleicht er in der Gestalt eines brahmanischen Bettlers in die Hütte des Râma und sucht die Sita zu verführen. Da sie ihn mit Entrüstung abweist, nimmt er seine wahre Gestalt an und schleppt sie mit Gewalt durch die Lüfte nach der Insel. Während sie schreiend und wehlagend durch die Lüfte geführt wird, sieht sie fünf Affen auf einem Berge sitzen und wirft diesen ihren Schmuck zu in der Hoffnung, er werde auf irgend eine Weise den Weg zu Râma finden und demselben zu einer Spur ihres Aufenthalts verhelfen. Die Affen übergeben den Schmuck ihrem König Sugrîwa, und zu diesem kommen Râma und Lakſchmana auf ihren Nachforschungsreisen und leisten ihm Beistand im Streit gegen seinen Bruder Bâli. Nun sendet derselbe seine Truppen nach allen Seiten aus, um die Sita zu suchen. Der Befehlshaber der südlichen Armee, Hanumân, hat als Sohn des Windgottes Wâju übernatürliche Kraft und hat mit einem Sprung über die Meerenge gesetzt, welche Ceylon vom Festlande trennt. Dort hat er die Sita in einem Lustgarten bei Râwanas Palast gefunden und als Gesandter des Königs Sugrîwa ihre Auslieferung verlangt. Aber der erzürnte Râwana hätte ihn getötet, wenn nicht sein Bruder die Unverletzlichkeit der Gesandten ihm vorgestellt hätte. Doch sollte ihm zur Strafe sein Schwanz verbrannt werden. Allein mit dem brennenden Schwanz hüpfte Hanumân auf den Dächern herum und zündete die Stadt an. Nachdem er sich versichert hatte, daß Sita in dem Brande nicht umgekommen, machte er wieder seinen Sprung auf das Festland und brachte dem Sugrîwa die Nachricht. Nun wird ein mächtiges Heer von Affen und Bären gegen die Rakſchase auf Ceylon aufgeboten. Sie werfen Steine und Felsblöcke in das Meer und bauen so eine Brücke nach der bisher unangreifbaren Insel. Das ist das Felsenriff, welches von dem nördlichen Ceylon nach dem Festland sich hinüberzieht, von den Hindus Râmasbrücke, von den Mohamedanern Adamsbrücke genannt. In dem furchtbaren Kampf, der sich nun entspinnt, leistet Hanumân wieder treffliche Dienste durch rasche Herbeischaffung von heilsamen Kräutern für die

Verwundeten. Am ſiebenten Tage erliegt endlich Râwana den Geſchoſſen des Râma, und nachdem Sita durch die Feuerprobe bewieſen hat, daß ſie ihrem Gatten auch im Palaſt des Räubers treu geblieben iſt, kehrt Râma mit ihr nach Ujôdhja zurück, Bharata tritt ihm die Herrſchaft ab, er bringt 100 Roßopfer und lebt noch viele Jahre in Glück und Freude, bis er nach ſeinem Tode mit Sita im Himmel auf dem Râmagiri thronen darf. — Die Râma-Sage bildet die Grundlage nicht nur für den Râma-Kultus, ſondern auch für den Kultus des Hanumân, der eine der beliebteſten Gottheiten namentlich im ſüdlichen Indien geworden iſt, und deſſen Bild man vielfach auch in Tempeln von andern Göttern ſieht. Er iſt wohl auch eine Gottheit der erſten Bewohner des Landes, die in das brahmaniſche Religionsſyſtem aufgenommen wurde.

8. Die Kriſhna-Inkarnation bildet den Höhepunkt des Wiſhnu-Kultus, kommt im Mahabharata zuerſt vor und iſt in den Purânas am mannigfaltigſten behandelt. Im hiſtoriſchen Theil des Mahabharata erſcheint Kriſhna als Wagenlenker des Panduſohns Urdſchuna und verhilft ihm durch ſeine Kühnheit und Liſt zum Sieg über die Kuru. Zur Strafe für ſeine Grausamkeit, mit der er früher ſein eigenes Geſchlecht getödet hat, wird er ſpäter in eine Gazelle verwandelt und von einem Jäger getödet. — Als Inkarnation des Wiſhnu iſt Kriſhna in der Werthſchätzung vieler Hindus an die Stelle des Dämonentöters Indra getreten, vielleicht auch an die Stelle eines Hirtengotts Gowinda. — Der König Rânſa in Mathura an der Jamuna übte eine ſolche Tyrannei auf der Erde aus, daß die Götter den Wiſhnu um Hilfe baten. Dieſer riß ſich zwei Haare aus, ein ſchwarzes und ein weißes, und verſprach, dieſelben ſollen auf die Erde herabſteigen und ſie befreien. Von Dêwaki, der Schwefter des Rânſa, der Gattin des Waſudêwa, wird das weiße Haar als das ſiebente Kind, Bala Râma, das ſchwarze als das achte, Kriſhna (der Schwarze) geboren. Da dem Rânſa prophezeit worden war, das achte Kind der Dêwaki werde ihm Thron und Leben nehmen, ließ er alle ihre Kinder töten. Das ſiebente wurde auf wunderbare Weiſe vor der Geburt einer andern Frau des Waſudêwa zugeteilt; das achte wurde über die angeſchwollene Flut der Jamuna

hinüber zu einem Hirten Nandā gerettet, dessen Frau ein Mädchen geboren hatte, und dieses der Dēvaki gebracht. Kāṇṣa wollte nun alle neugeborenen Knaben in seinem Reich umbringen, indem weibliche böse Geister als Ammen über das Land verbreitet wurden, welche durch ihre giftige Milch die Kinder töteten. Als eine solche auch den Kriṣṇa vergiften wollte, ergriff er ihre Brust mit beiden Händen und sog sie mit solcher Hestigkeit aus, daß sie tot niederstürzte. Auch schlug er schon als Knabe mit der Keule alles nieder, was gegen ihn ausgesandt wurde. Er wurde von den Hirtinnen gepflegt, von den Göttern mit Gaben von Spielzeug und Schmuck beglückt. Kriṣṇa als Kind (Bala-kriṣṇa) wird daher häufig in kleinen Figuren dargestellt. Als Liebling der Hirten gab er ihnen den Rat, nicht mehr dem Indra zu opfern, der kein Gott der Hirten sei. Die Geister der Berge wandern durch die Wälder und verwandeln sich in Löwen und Tiger, um die Herden zu zerreißen, wenn man sie nicht gebührend ehre. Darum sollen die Hirten die Geister der Berge und des Viehs verehren.*) So schlägt er ein Opfer für den Berg Gōwardhana vor. Die Hirtenmädchen (Gōpīs) sollen mit Herbstblumen geschmückt um die Röhre herumtanzen und die Brahmanen reichlich gespeist werden. Der siebenjährige Kriṣṇa stellte sich auf die Spitze des Berges und rief: „Ich bin der Berg.“ Da ließ Indra zur Strafe ein furchtbares Gewitter mit mächtigen Wassergüssen kommen. Allein Kriṣṇa erhob den Berg und hielt ihn sieben Tage lang zum Schutz für die erschrockenen Hirten in die Höhe. Auch als Schlangentreter wird Kriṣṇa häufig abgebildet. Die Schlange hat aber nichts mit der Sünde zu tun. Es ist eine giftige Schlange Kalijā. Kriṣṇa stürzte sich in ihren Pfuhl und wurde von ihr erfaßt, so daß die Hirtenmädchen voll Verzweiflung vom Ufer aus zusahen. Aber sein Bruder Bala Rāma, der mit ihm bei den Hirten erzogen wurde, ermahnte ihn, er solle doch als Träger der ganzen Welt seine göttliche Kraft gebrauchen, und nun drückte er ihr den Kopf zusammen und tanzte darauf herum, auf der Flöte spielend, so daß das ganze Schlangengeschlecht sich vor ihm beugte und von ihm die Erlaubnis bekam, sich vom Fluß in das Meer zu be-

*) Offenbar eine Legitimation des Bhutendienstes, S. 64.

geben. — Die Hirtenmädchen waren so trunken von Liebe zu ihm, daß er seinen Leib vervielfältigen mußte, damit 64 zugleich mit ihm tanzen konnten. Besonders wird in dem lyrischen Drama Gītagowinda seine Liebe zu einer derselben, Rādhā, mit Zwist und Versöhnung in feurigen Farben geschildert. Der Kriṣṇa-Kultus dieser Richtung ist namentlich bei der schon genannten Partei der Vallabhatschāris ein unzuchtiger. — Als eine ganz andere Person erscheint Kriṣṇa in der Bhagawadgītā, jener philosophischen Episode des Mahābhārata, welche zu den edelsten Produkten des indischen Geistes gehört. Dort hält er dem Pandufürsten Arjūna, der Bedenken trägt, eine Schlacht zu liefern, welche vielen Menschen das Leben kostet, eine Rede über die Vergänglichkeit des Einzel Lebens, über die Seelenwanderung, die Erlösung und den Weg dazu. Er geht die verschiedenen philosophischen Systeme durch, beginnend mit dem Sankhya-System, und kommt schließlich zu dem Ergebnis: „Weihe dein Herz mir! Bete mich an! Opfere dich mir auf! Beuge deinen Willen vor mir! So wirst du zu mir kommen. Komm zu mir als dem alleinigen Zufluchtsort! Ich werde dich von allem Übel erlösen“ (Bhag. G. XVIII, 64—66). Also nach allen pantheistisch-ästhetischen Versuchen eine bhakti, ein Kriṣṇa-Monothismus! — Wir sehen, es ist kein einheitliches Bild, das uns die Person des Kriṣṇa bietet, und wir haben nicht nötig, christliche Einflüsse dabei anzunehmen. Es läßt sich auch in der Bhagawadgītā aus dem Gegensatz gegen die Person des Buddha die persönliche Hingabe an Kriṣṇa erklären.

9. Merkwürdig ist nun, daß als neunte Inkarnation die Inkarnation in Buddha angegeben wird. Aber es ist, wie so oft in Indien, eine bloße theoretische Aufzählung, um alles in den Rahmen des Brahmanismus zu bringen. Es ist durchaus kein Kultus damit verbunden.

10. Als Kalkin, der tapfere Ritter, soll Viṣṇu am Ende des Kali-juga erscheinen, wenn die Ungerechtigkeit zu sehr überhand genommen hat; er soll alle bösen Geister und Menschen vertilgen und eine neue Menschheit, ein neues Krita-juga herstellen. Daß er auf einem weißen Roß mit einem zweischneidigen Schwert erscheint, ist eine sehr späte Darstellung. Sie findet sich noch nicht einmal im 14. Jahrhundert.

3. Schiwa und die Lingaitensekte.

So sehr im klassischen Epos die heitere, allezeit hilfreiche, der mannigfaltigsten Verwandlungen fähige Gestalt des Wischnu in den Vordergrund tritt, so hat doch dieser Gott in der Verehrung des Volks einen gewaltigen Nebenbuhler in Schiwa, dem im Süden die große Mehrzahl, im Norden wenigstens ein bedeutender Bruchteil der Bevölkerung anhängt. Wir haben schon davon gesprochen, daß der Schiwadienst wahrscheinlich vor der Einwanderung der Arier im Gangesland und im Dekhan von den früheren Bewohnern getrieben und erst später in den Brahmanismus aufgenommen wurde. Schiwa ist eine festere Persönlichkeit als die verschwommenen Weda-Götter. Er läßt sich nicht durch Kasteiungen überwinden; er steigt nicht herab in tierische und menschliche Leiber, sondern nur Wesen in seiner Umgebung tun das, aber er kann einzelnen erscheinen. In den schiwaitischen Purānas werden die Awatāras des Wischnu auch erzählt, ebenso die Entstehung der Welt aus dem Brahma-Ei und die Tätigkeit des Brahma bei der Schöpfung. Aber Schiwa ist der Urgrund aller Dinge; von ihm ist Brahma und Wischnu allezeit abhängig. Ziegenbalg, der erste evangelische Missionar in Indien, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts die indische Religion im Tamilgebiet kennen lernte, sagt, die Brahmanen erzählen von 1008 Erscheinungen des Schiwa an verschiedenen Orten; an diesen 1008 Plätzen habe er verschiedene Namen bekommen, und jeder dieser Plätze habe eine besondere Historie, die stets in der Pagode desselben Orts gelesen oder gesungen werde (Ziegenbalg, Genealogie der malabarischen Götter, herausg. von Germann, S. 48). Es gibt also ohne Zweifel eine umfangreiche schiwaitische Literatur, die aber in Europa weniger bekannt ist, da sie mehr in den Volkssprachen geschrieben wurde.

Die Dandis oder Smārtas, die schiwaitischen Brahmanen, welche an drei wagrechten Strichen auf der Stirne kenntlich sind (die Wischnuiten tragen senkrechte) und den Schiwa unter dem Symbol des stehenden Linga, eines obeliskenförmigen Steines in den Tempeln und auf dem Felde, verehren, schließen den Dienst anderer Götter nicht aus. Dagegen ist zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert in Südmahratta eine Partei entstanden, die sich Wīra Schaiwas, d. h. starke Schiwaiten

nennt, und die wir als Sekte bezeichnen müssen, weil sie sich vom brahmanischen Organismus losgesagt hat. Diese Lingaitensekte bildet im Kollektorat Dharwar $\frac{1}{3}$, in Belgaum $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung. Jedes Mitglied trägt von Kind auf das Linga in einem Büchsen um den Leib gehängt (Dschangama linga), das herausgenommen wird zur Anbetung. Wer sein Linga verliert, meint, er müsse sterben. Die andern Hindu-Götter werden gegenüber dem Schiva geringschätzig behandelt, und die Vorrechte der Brahmanen werden nicht anerkannt. Dagegen steht das Volk, wie im Buddhismus, vollständig unter der Herrschaft der zahlreichen Mönche.

Unter einem König Bidschala, der 1168 starb, soll dessen Minister Basawa in Kaljana als Inkarnation des Schiva-Stiers Nandi allerlei alberne Wunder getan und gegenüber den Dschainas, Buddhisten und Brahmanen die Schiwareligion unter der Priesterschaft der Dschangama-Mönche und unter dem Symbol des Dschangama Linga aufgerichtet haben. Ihm zur Seite soll sein Neffe Tschanna-Basawa gestanden sein als erster Lehrer des Dschangama-Lingaismus. In ihm soll die Tschittakalè, der Lichtglanz des Schiva, Mensch geworden sein. Er hat die heilige Kenntniss der sechs Plätze bekommen. Das ist die eigentümliche Philosophie der Lingaitensekte, welche das Tschanna-Basawa-Purāna enthält. Die sechs Plätze sind verschiedene Arten und Stufen der Versenkung in Schiva, dem Wortlaut nach angelehnt an das „das bist du“ des Wedantasystems, aber faktisch doch bhakti, die Versenkung in den persönlichen Gott Schiva. Die Bedeutung des Linga als Zeugungsglieds scheint dabei — zum Vorteil für den sittlichen Charakter der Sekte — ziemlich in Vergessenheit geraten zu sein. Das Tschanna-Basawa-Purāna ist nach der eigenen Angabe des Verfassers erst 1586 verfaßt worden und enthält am Schluß Weissagungen auf die Mohammedaner und ihre schließliche Vertreibung. Die ganze Organisation der Lingaitensekte deutet auf das Vorbild des Buddhismus und Dschainismus. Die Mönche bilden gleichsam die Kirche, an welche die Laien nur angegliedert sind. Aber der Erfolg war offenbar die Vertreibung der Dschainas aus jener Gegend. *)

*) Näheres über die Lingaitensekte und ihre Philosophie, s. Wurm, Geschichte der indischen Religion, S. 249—260.

4. Die Frauen der drei großen Götter und die bedeutendsten unter den übrigen Göttern des Hinduismus.

Der neuere Brahmanismus hat der männlichen Trimūrti von Brahma, Wiſchnu und Schiwa auch eine Vereinigung der drei Frauen: Saraswati, Lakſchmi (oder Schri), Pārwati (oder Dewi, Umā, Durga, Kālī) nicht zu einem dreiköpfigen Bild, wohl aber zu einer gemeinsamen Verehrung unter dem Charakter einer bestimmten Sekte, der Schakti, und mit eigenen heiligen Schriften, den schon genannten Tantras, zur Seite gestellt.

Die mächtigste unter diesen drei ist nicht bloß im Schakti-Dienst, sondern überhaupt im Glauben des Volkes die Gattin des Schiwa. In den schiwaitischen Purānas erscheint Pārwati oder Umā als die wohlthätige, freigebige, überaus mächtige Göttin. Was die Wiſchnuiten von Lakſchmi sagen, sie sei die Mutter der Welt, das Sprechen, die Klugheit, die Erkenntnis, die Frömmigkeit, die Schöpfung, die Erde, das Opfer, das Gebet usw., das wird von den Schiwaiten auf die Frau des Schiwa übertragen. Aber nach andern Schriften ist sie eine rohe, blutdürstige Göttin. Im Markandēja-Purāna ist Durga eine besondere Liebhaberin von starken Getränken. Als Kālī wird sie oft mit einem Schwert in der einen, mit einem abgehauenen Menschenhaupt in der andern Hand abgebildet, eine Kette von Menschen Schädeln um den Hals, auf dem Leib ihres Gatten Schiwa stehend, der sich auf die Bitten der Götter unter die Leichname der Riesen gelegt haben soll, um ihrem maßlosen Schlachten Einhalt zu tun, so daß sie nun aus Erstaunen über diese Begegnung mit ihrem Mann ihre lange Zunge ausstreckt (Ward, Literature and Mythology of the Hindoos III, 107). Kālī ist die Choleragöttin in Indien, überhaupt die Göttin der Epidemien. Zu ihrer Sühnung sind blutige Opfer nötig, nicht nur Geflügel, sondern auch Böcke und Schweine. Wahrscheinlich sind ihr auch Menschenopfer dargebracht worden. Das Kālī-Purāna erklärt, das Opfer eines Menschen oder eines Löwen besänftige sie für 1000 Jahre, durch ein Opfer von drei Menschen könne man sie für 100 000 Jahre versöhnen. Der Opfernde soll den Namen Kālī anrufen mit den Worten: »Hrang, hring, Kālī, Kālī! O du Göttin mit den schrecklichen Zähnen! iß,

schlachte, zerstöre alle Bösen, schlage mit dieser Art! binde, binde! fasse, fasse! trinke Blut! fahre los! halte sie fest! Verehrung der Kāli!" (Garrett, A classical Dictionary of India, p. 305). — In Südindien wird die Kāli zu den Grāmadēvatas (Dorfgöttern) gerechnet, die eine Mittelstellung zwischen Göttern und Bhuten einnehmen, und deren Dienst Graul als Halbbrahmanentum bezeichnet (Graul, Reise in Ostindien IV, S. 125). Die Tamulen reden von neun verschiedenen Schaktis oder Ammen: Ummammen, Mariammen, Ankalammen, Bhadra-Kāli, Pidāri, Tschāmundi, Durgā, Pāranai, Pudkalai, welche wahrscheinlich als lokale oder für besondere Verhältnisse berechnete Gestaltungen der Göttin Kāli zu betrachten sind. Daß sie nicht arischen Ursprungs sind, liegt auf der Hand.

Der Schaktidienst, mit welchem Namen die Verehrung der drei Götterfrauen bezeichnet wird, will das weibliche Prinzip, den Mutterchoß der Natur, zu seinem Recht bringen, im Gegensatz gegen die Vedāntaphilosophie, welche die Vielheit der Wesen für eine bloße Täuschung hält. Es soll die Realität der Natur, die Freude an der Schöpfung und an der Fortpflanzung des Geschaffenen zum Ausdruck kommen. Aber der Schaktidienst ist in einen gottlosen Naturalismus verfallen. Namentlich die Anbeter der linken Hand (Vāmatschāris) feiern schändliche, nächtliche Orgien, bei welchen aller Kastenunterschied aufhört. Nachher sondern sie sich wieder in Kasten ab und halten ihre Zusammenkünfte sehr geheim.

Unter den übrigen Göttern des Hinduismus nennen wir vor allem die Söhne des Schiwa, von welchen in den Vedas keine Spur zu finden ist, die aber im neueren Brahmanismus sehr hervortreten.

Ganēśa, der Gott der Klugheit, mit dessen Verehrung jedes Buch anfängt (Namō Ganēschāja!) und den man zum Beginn eines jeden Unternehmens anrufen soll, ist einer der populärsten Götter. Er ist leicht kenntlich an seinem Elefantenkopf, und sein Bild findet sich fast in allen Tempeln, aber auch in den Häusern, denn als Beschützer des Hauses ist er an die Stelle des vedischen Agni getreten. Über seine Geburt und seinen Elefantenkopf gibt es allerlei Sagen, die aber nicht erklären, warum der Gott der Klugheit einen Elefantenkopf haben müsse.

Eine besondere Sekte, die Ganapatjas, glaubt an eine Inkarnation dieses Gottes in dem Geschlecht des Morôba, aber sie ist nicht zahlreich geworden.

Kartikêja oder Skanda, im Dekhan Subhramanja genannt, auch Schanmukha, der sechsköpfige Kriegsgott, ist ebenfalls ein Sohn des Schiwa. Das Skanda-Purâna läßt ihn als Sohn des Schiwa aus dem Ganges hervorgehen. Er ist dazu bestimmt, den Dämon Sûra oder Târaka aus der Welt zu schaffen. Die Sage von seiner Geburt ist eine schiwaitische Nachbildung der Krishna-Legende. In Südbindien vertritt die Kamêri die Stelle der Gangâ, und Subhramanja ist namentlich der Gott der Burgen. Seine Pagoden krönen manche Bergspitzen. Am Westabhang der Kurgberge befindet sich ein weit besuchtes Heiligtum dieses Gottes. Seine Feste zeichnen sich aus durch Musik und auf den Bergen angezündete Feuer, welche die Siegesfeier der heimkehrenden Krieger bedeuten sollen. Die Tempeldirnen, welche ihm ergeben sind, tragen nicht zur Hebung der Sittlichkeit in jenen Gegenden bei.

Die Tamulen verehren noch einen dritten Sohn des Schiwa, den Ajenâr, ein Mittelglied zwischen Schiwa und den Bhuten. Aber im Westen des Dekhan findet sich dieser Dienst nicht.

Zur Familie des Schiwa gehört auch Gangâ, die berühmte Flußgöttin. Ihre Entstehung wird in den Purânas mit dem dritten Auge des Schiwa in Verbindung gebracht. Pârwati fand einmal ihren Gatten nach längerem Suchen in einem Hain unter einem Mango-Baum, schlich sich von hinten zu ihm und bedeckte mit ihren Händen seine zwei Augen. Da wurde die ganze Welt in Finsternis gehüllt. Nun öffnete Schiwa sein Feuer-auge auf der Stirne. Die Finsternis floh, aber die Welt war in Gefahr zu verbrennen. Die Götter schrien zu Schiwa um Hilfe. Pârwati zog ihre Hände zurück, und augenblicklich ergossen sich aus seinen Augen so mächtige Tränenbäche, daß eine Überschwemmung drohte. Da tauchte der Herr der Welt seine Haarbüschel in das Gewässer und zog das Wasser an sich. Aber wie ist die Gangâ vom Himmel auf die Erde herabgekommen? Davon erzählt schon das Râmâjana. Die 60000 Söhne des Königs Sagar waren von dem frommen Kapila in Asche verwandelt worden und in die Unterwelt gekommen, weil sie ihn in

seiner Andacht gestört hatten, um ein von Indra geraubtes und bei Kapila verstecktes Opferpferd wieder zu holen. Sagars Jammer um seine Söhne bewog selbst den Kapila zu dem Versprechen zur Befreiung seiner Söhne zu helfen, wenn einer seiner Nachkommen die Gangâ vom Himmel herab in die Unterwelt leiten könne. Das tat Bhagiratha durch tausendjährige Bûßungen mit Wischnus Hilfe. Die Gangâ kam zunächst auf den Himalaya. Sie war einmal 12 Jahre lang in einer Hôhle eingeschlossen, bis Indras Elefant den Felsen mit seinen Stoßzähnen spaltete. Die Aufsaugung in den Haarlocken des Schiwa wird nach andrer Darstellung auch auf diesen Weg versetzt. Wischnu muß das Haar des Schiwa auflösen bei Haridwara (wo der Ganges aus dem Gebirge in die Ebene tritt). Deshalb ist der Fluß an dieser Stelle besonders heilig, ferner bei Allahabad, wo die Jamunâ einmündet, bei Benares und beim Ausfluß in das Meer, dem Sagar-Ende. Hier steigt die Gangâ in die Unterwelt, um Sagars Söhne zu befreien, die nun zum Himmel emporfahren dürfen. So hat das Baden in der Gangâ besonders reinigende Kraft. Wer am Ganges stirbt, hat nach dem Skanda-Purâna Auflösung in das Brahman zu erwarten. Die Göttin wird abgebildet in lieblicher Gestalt, mit einer Lotosblume in der Hand.

Dakṣha, einer der alten Aditjas, kommt in den Purânas häufig vor als ein Heiliger, der in dem vorhin genannten Haridwara, am Fuß des Himalaya, ein großes Roßopfer bringt. Dabei hat er aber für Mahadewa (Schiwa) keinen Anteil am Opfer bestimmt. Empört über diese Behandlung läßt Schiwa auf Betreiben der Kâli ein schreckliches Ungeheuer aus seinem Munde hervorgehen, den Wirabhadra, mit 1000 Köpfen und 1000 Füßen, das 1000 Keulen schwingt und 1000 Speere wirft, geschmückt mit dem wachsenden Mond, gekleidet in ein bluttriefendes Tigerfell. Mit Kâli überfällt dieser Wirabhadra die beim Opfergelage schmausenden Götter, Dakṣha (das personifizierte Opfer) wird enthauptet, Indra zu Boden geschlagen und mit Füßen getreten, dem Jama sein Stab gebrochen, der Saraswati die Nase abgeschnitten usw. Endlich unterwirft sich Dakṣha dem Mahadewa und sagt seine 8000 Namen her. Diese Zerstörung des Dakṣhaopfers ist ein Lieblingsgegenstand für die Bildhauerkunst der schiwaitischen Richtung und findet sich namentlich in den Felsen-

tempeln von Ellora und Elephanta. Sie spricht offenbar für die nichtarische Herkunft des Schiwadienstes.

Von den übrigen Göttern des neueren Brahmanismus nennen wir noch die acht Welthüter (Lôkapālas) an den verschiedenen Himmelsgegenden, zu welchem Amt die alten Weda-Götter degradiert worden sind: Indra, Waruna (der Gott des Wassers geworden ist), Agni, Sârja, Sôma oder Ischandra (als Mondgott), Wâju, Jama, der die Seelen durch seine Boten holen läßt und über sie richtet, ob sie in die Hölle versetzt, oder auf Erden in einen neuen Leib zurückgeführt, oder in eine Himmelsregion aufgenommen werden sollen. Zu diesen sieben alten Göttern kommt noch als Welthüter Kuwêra, der Gott des Reichtums, der in den Bergwerken von Kailâsa haust. Dort halten seine zwerghaften, häßlichen Diener Wache, können aber durch Zaubermittel gewonnen oder gezwungen werden, etwas von den Schätzen herzugeben. Kuwêra wird als ein häßlicher Geizhals abgebildet.

Zur wischnuitischen Familie gehört Kâma, der Gott der Liebe, der, auf einem Papagei reitend, mit seinem Pfeil diejenigen verwundet, welche Liebe empfinden. Schiwâs, des strengen Asketen Auge hat ihn zu Asche verbrannt, aber sobald Schiwâ die Pârwati heiratet, wird er wieder geboren als Sohn des Krischna. Ihn begleitet die schöne Kâti, welche er sich aus dem Hause des Riesen Sambara erobert hat.

5. Verfassung und Kultus im neueren Brahmanismus.

Wir können hier bei der großen Verschiedenheit in verschiedenen Gegenden von Vorderindien und bei den verschiedenen religiösen Parteien nur einige charakteristische Punkte hervorheben.

Die Brahmanenkaste ist zu zahlreich, als daß alle durch den Gottesdienst ihren Unterhalt gewinnen könnten. Es sind sehr viele in Staatsämtern, im Militär- oder Polizeidienst oder in Handel und Gewerbe beschäftigt. Nur den Pflug zu halten, ist ihnen untersagt; aber bei leichteren Feldgeschäften legen sie mit Hand an. Es dienen sogar arme Brahmanen bei reichen Schâdras als Köche, wobei der unreine Herr seines heiligen Koches Küchengeräth nicht berühren darf.

Unter den mit priesterlichem Amt bekleideten Brahmanen gibt es hierarchische Stufen:

1. Die höchsten Autoritäten des Volks in religiösen Dingen sind die Kirchenfürsten und Klostergeistlichen, die Swâmis und Gurus. Sie müssen unverheiratete Sanjâsin sein. Wie im Buddhismus, so sind auch im neueren Brahmanismus die Klöster Sitze des Kirchenregiments. Die Aufgabe des Swâmi, des Abts, ist zugleich die des Bischofs für die Umgegend. Es gibt keine unabhängige Weltgeistlichkeit. Allerdings leben nicht alle Priester im Zölibat und im Kloster, aber der Swâmi macht Visitationsreisen, bei welchen Ausschliefungen aus der Kaste und Wiederaufnahme u. dergl. stattfinden und der Swâmi mit seinem Gefolge glänzend bewirtet und beschenkt werden muß. Das Wort Guru bedeutet: „schwer, würdig“, entspricht also dem hebräischen Rabbi. Die Gurus sind mit dem Unterricht der Bratmatshâris und sonstigen Angelegenheiten des Klosters beschäftigt. Der Guru soll als Sishchakarta (Herr der Unterweisung) in der Religion unterrichten und die Übertretung der Klostergebote bestrafen, als Ditschakarta (Herr der Einweihung) in die Geheimnisse einweihen, seinen Segen spenden, sein Fußwasser zum Trinken austheilen u. dgl.; als Mötschakarta kann er durch seinen Unterricht und seinen Weihespruch die Seele vollends von den künftigen Geburten befreien.

2. Die Purôhitas oder Hauspriester sind in der Regel verheiratet und haben die Zeremonien zu verrichten für die übrigen Brahmanen, für Fürsten und reiche Kaufleute. Nur selten lassen sie ihren Segen auch bevorzugten Schâdra-Familien zukommen. Ihre Einkünfte sind so groß, daß ein gewöhnlicher Purôhita, der in zehn bis zwölf Familien erblicher Hauspriester ist, als ein wohlversorgter Mann angesehen wird. Das Lesen der Wedas ist ihre Pflicht. Manche begnügen sich aber damit, außer ihren Ritualbüchern 20—30 liturgische Weda-Abschnitte auswendig zu lernen. Andere lesen täglich einen Abschnitt aus dem in der Familie vererbten Weda-Zweig. Den Mangel an Verständnis des Textes ersetzen dabei die vorausgegangenen Waschungen, die Haltung des Körpers beim Lesen, der nâselnd singende Ton u. dergl. Der Ehrentitel der Purôhitas ist Utschâri. Eigentlich gelehrte Utschâris oder Panditas finden sich am ehesten an Fürstenhöfen oder an Sitzen von Swâmis. Die Purôhitas wohnen besonders zahlreich an den heiligen Badeplätzen (tirthas) und in eigenen steuerfreien Brahmanendörfern (agrahara).

3. Die Dschjötischas oder Astrologen werden mit dem Titel Bhatta begrüßt und sind in jedem Dorf so unentbehrlich wie die nötigsten Handwerker, denn sie haben nicht nur den Kalender zu machen, sondern sind auch Hauspriester für die niedrigeren Kasten und haben namentlich bei jedem Unternehmen und jedem Ereignis anzugeben, ob die Planetenstellung eine günstige oder ungünstige sei.

4. Die Pudscharis oder Tempeldiener, welche die Opfer den Göttern darzubringen haben, gelten als die niedrigsten unter den Priestern. In vielen Tempeln werden dazu nicht einmal Brahmanen angestellt, namentlich in Kali-Tempeln. Der Pudschari bekommt die Hälfte der Opfergabe, die andere Hälfte wird dem Opfernden als des Gottes Gnadengeschenk zurück-erstattet.

Die Madhwer in Uldapi machen eine Ausnahme in der Wertschätzung des Tempeldiensts, indem dort die Swamis selbst die Opfer darbringen.

Abgesehen von der schon besprochenen konfessionellen Scheidung sind die Brahmanen auch national oder provinziell so geschieden, daß sie nicht miteinander essen. Die nördlichen Brahmanen werfen den südlichen vor, daß sie ihre Frauen und Töchter unverschleiert gehen lassen, die südlichen den nördlichen, daß sie Fische essen und der Kali blutige Opfer darbringen u. dgl.

Was den Kultus betrifft, so hat uns die niedrige Stellung des Pudscharis schon darauf hingewiesen, daß die gewöhnlichen Tempel in Indien eine untergeordnete Rolle spielen, daß überhaupt die Ortsgemeinde nicht als kirchliche Gemeinde abgegrenzt ist. Dagegen gehören die Wallfahrten nach den berühmten Heiligtümern und die dort gefeierten großen Feste (mêlas), welche zugleich die Jahrmärkte sind, zu den notwendigen Erfordernissen des religiösen Lebens in Indien. Die großen Tempel oder Pagoden bilden gewöhnlich ein längliches Viereck, von einem Wall und Vorhof umgeben. Ein großes Tor, über welchem sich ein hoher, mit Bildhauerarbeit geschmückter Turm in Form einer abgestumpften Pyramide erhebt, bezeichnet den Haupteingang. Im Vorhof steht der Gözenwagen, auf welchem der Gott bei den Festen hinausgeführt wird, da die Volksmenge

nicht Platz hätte innerhalb der Mauern. Der Tempel selbst, von vielen Steinsäulen getragen, ist gewöhnlich kein großes Gebäude. Er enthält ein Heiligtum (sabha) und ein Allerheiligstes (garbagriha). Aber diese Teile sind nicht vor dem Volk abgeschlossen, wenigstens nicht vor den höheren Kasten, welche zunächst die mit Götterbildern geschmückte Veranda umwandeln, dann eintreten, indem sie an der Glocke am Eingang mehrmals anschlagen und an der Schwelle des Allerheiligsten dem diensttuenden Priester ihr Opfer von Blumen, Reis, Früchten usw. darbringen. Sie werfen sich auf die Knie, murmeln ein Gebet und gehen wieder nach Haus.

Die zu den Tempeln gehörigen Gebäude dienen häufig als Absteigequartier für Fremde ohne Unterschied der Religion. Viele Tempel haben ihre Tempeldirnen, welche durch Gesang und Tanz die Besucher fesseln sollen.

Die Feste dauern häufig eine ganze Woche. Sie haben ihre Bedeutung zum Teil in den Jahreszeiten (Frühling, Ernte u. dgl.), zum Teil in der indischen Sage (Geburtsfest des Krishna und anderer Götter) und bieten allerlei Vergnügungen für alt und jung.

In bezug auf die Götterbilder, wie auch im Tempelbau, hat der Buddhismus weit mehr Geschmack gezeigt als der Brahmanismus. Die indische Maßlosigkeit tritt hier besonders in die Erscheinung durch die vielen Köpfe und Hände, mit denen die übermenschliche Größe des Gottes zum Ausdruck kommen soll. Die Frauen der Götter sind immer viel kleiner dargestellt als die Männer. Jeder bedeutende Gott hat sein Fuhrwerk oder sein Tier, auf dem er reitet (Brahma einen Schwan, Wischnu seinen Vogel Garuda oder seine Schlange, Schiva seinen Nandi-Stier, Indra seinen Elefanten, Rama seinen Papagei usw.).

Die zu Hause verrichteten sakramentalen Handlungen umspannen namentlich in Brahmanenfamilien das ganze Leben. Schon vor der zu erwartenden Geburt eines Kindes werden zu drei verschiedenen Zeiten Opfer für dasselbe dargebracht, das vierte findet statt, wenn dem Neugeborenen mit einem goldenen Löffel geklärte Butter eingeträufelt wird, ferner die Namengebung, 12 Tage nach der Geburt; sodann wenn dem Kinde zum erstenmal Sonne und Mond gezeigt werden; weiter das Entwöhnen,

die Durchbohrung der Ohren für den Goldschmuck, das Scheren des Haars mit Anfaß zum Brahmanenzopf, das Anlegen der heiligen Schnur, die erste Einweihung in die Wedas, die Trauung; endlich das Sterbsakrament, wobei der Sterbende den Schwanz einer Kuh in die Hand nehmen muß, die Leichenbestattung, gewöhnlich Verbrennung der Leiche (von den Brahmanen werden nur die Sanjâsin-Gurus begraben, und ihre Gräber sind häufig Wallfahrtsorte) und das Totenopfer.

Selbst die Lingaitensekte, welche ihren Gott im Büchsen am Leibe trägt, hat bei ihrem häuslichen Gottesdienst eine völlige Priesterverehrung.

Das Gebet ist wie im Buddhismus zu einem völligen Mechanismus, zu einem maßlosen Plappern geworden. Die Rosenkränze finden sich in Indien früher als in Europa und es werden mit ihrer Hilfe nicht nur kurze Gebete, wie die Gajatri, sondern auch bloße Namen möglichst oft hergesagt, z. B. Râm, Râm! Râm, Sita! Die gewöhnliche schiwaitische Formel ist: »Namas Schiwaja!« (Verehrung dem Schiwa!), eine wischnuitische: »Om! Schri-Nârâjanâja namas!« Die Schiwaiten haben Rosenkränze mit 32 oder 64 Beeren von der Rudrâkschastaude (*Elaeocarpus*), die Wischnuiten mit 108 Knöpfchen von der Tulasipflanze (*Basilienkraut*).

6. Die Religion der Sikhs.

Eine Mischreligion zwischen Hinduismus und Islam müssen wir hier noch erwähnen, denn sie ist in einem indischen Stamm Volksreligion geworden: die Religion der Sikhs.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Islam nicht nur die politische Herrschaft über Nordindien erlangt, sondern auch etwa ein Drittel der Einwohner bekannte sich zur Lehre Mohammeds. Die in Persien entstandene mystische Richtung des Islam, der Sufismus, fand bei dem grübelnden Hinduvolk Anklang, denn der schon genannte Kabir (um 1450) hatte eine zum Monotheismus neigende Wischnu-Sekte gegründet. Da trat im Fünfstromland ein Mann auf, welcher Hinduismus und Islam zu einer Religion zu verschmelzen suchte.

Nanak wurde 1469 in Talwandi am Ravi geboren. Er war eine in sich gefehrte Natur, aber freundlich gegen jedermann

und von heiligem Eifer beseelt, das in Unwissenheit und Unglauben versunkene Volk zur Verehrung des höchsten einen Wesens zurückzuführen, man möge es Hari oder Allah nennen. In einem wunderlichen Aufzug, begleitet von seinem Spielmann Mardana, zog er durch das Land und erklärte sich für den wahren Guru, der die, welche sich ihm anvertrauen, über den Ozean der Einzelexistenz hinüberzuführen versprach. Er wollte dabei den Brahmanismus nicht verwerfen. Aber durch den vierten Guru Nāmdās (1574—1581) bekam die Partei eine festere Organisation. Derselbe errichtete in der Mitte eines Teichs, den er Amritsar (Nektarteich) nannte, ein Heiligtum ohne Gözenbild. Die Stadt, welche um den Teich entstand, wurde der Mittelpunkt der Sekte. Der Gebildetste unter den Guru war Ardschun (1581—1616), der selbst viel gedichtet und das heilige Buch der Sekte, den Adi Granth, zusammengestellt hat. Dasselbe war in der Volkssprache, dem Pandschābi oder Gurumukhi verfaßt und verdrängte allmählich den Weda. „Am Granth erhielten die Sikhs ihre Bibel, die jeder zu lesen und teilweise auswendig zu lernen verbunden war; davon bekam die Volkssprache eine feste, gültige Norm, die auf die Ausbildung derselben großen Einfluß ausübte“ (Trumpp, Die Religion der Sikhs, S. 64). Unter den späteren Guru, namentlich unter Gowind Singh (1675—1708), wurde die Sekte allmählich ein kriegerischer Volksstamm, der seine besonderen Satzungen hatte. Trotz den Kriegen mit dem Großmogul behaupteten sich die Sikhs als politische Macht bis zum Tode Randschit Singhs (1839). Zehn Jahre später kam das Land unter englische Herrschaft.

Die Religion der Sikhs ist durch Dr. E. Trumpp genauer erforscht worden, der im Dienst der Englisch-kirchlichen Mission in Pandschāb stationiert war.*) Nanaks Losungswort war: „Wisse, daß es zwei Wege gibt (Hinduismus und Islam), aber nur einen Herrn. Dieser eine Herr ist Schöpfer aller Dinge.“ Aber die Schöpfung wird dann doch wieder pantheistisch als Ausbreitung dargestellt. Von den strengen Denkern wird Gott

*) Dr. E. Trumpp, The Adi Granth, traslated from the original Gurumukhi. London 1877. — Dr. E. Trumpp, Die Religion der Sikhs, nach den Quellen dargestellt. Leipzig 1881.

als unpersönlich und unbewußt gedacht, aber dann wieder als Vater und Beschützer angerufen. Der eine Gott wird auch mit den Hindunamen Hari, Brahm, Paramesur bezeichnet und die Hindugötter nicht geleugnet, sondern wie im Buddhismus zu untergeordneten Wesen degradiert. Der Bilderdienst wird verworfen und verspottet, und die monotheistische Richtung hat im Kampf verschiedener Parteien doch den Sieg davongetragen.

Die Seelenwanderung wird gelehrt. Durch den höchsten Lenker ist das Schicksal geschrieben. Wie er es macht, so ist das Gewand einer jeden Kreatur. Demnach wird dem Menschen sein Tun zugerechnet und vergolten, je nachdem er in Güte, Leidenschaft oder Finsternis gelebt hat, wie im Hinduismus. Nicht das Paradies der Mohammedaner ist das Ziel der Wünsche, sondern das Nirban (Nirvāna), das Verwehen oder die Auflösung in das All. Um zu diesem Ziel zu kommen, muß der Sikh dem Guru mit Leib und Seele sich überlassen, denn dieser allein kann den Namen Haris so anrufen, daß die Erlösung erfolgt. Vier Stufen hat der Schüler bis zu seiner Vollendung durchzumachen, bis er ohne Begierde und Hoffnung das höchste Brahm selbst ist.

Die Vorleser des Granth, die Granthis, treten an die Stelle der Brahmanen. Das Mönchtum spielt keine Rolle in der Sikhreligion. Aber die Einweihung in die Khalsa, in die vollständige Nachfolge des Guru, der Pahul, welcher beim Eintritt in die Reife am liebsten am Teich von Amritsar vorgenommen wird, ist ein wichtiger Akt. Dort steht der einzige Tempel der Sikhs. Sonst haben sie nur Religionshallen (Dharmasālas), in welchen der Granth vorgelesen wird. Verboten ist den Sikhs der Rauchtobak, das Würfelspiel, der Besuch von Bordellen, der Genuß von Kuhfleisch und von allem Fleisch, das nicht von einem Sikh geschlachtet ist. So hängt dieser Sekte der Hinduismus noch stark an. Ihre Anhänger haben sich vermindert seit dem Ende ihrer politischen Selbständigkeit.

Die Versuche einer Mischreligion zwischen Hinduismus und Christentum, wie sie einzelne Sekten in Süd-Mahratta und in Bengalen der Brahma-Samadsch unter

Ram Mohun Roy und Reschab Tschander Sen machten, haben im Volk so wenig Boden gefunden, daß sie für die Religionsgeschichte keine Bedeutung haben. Es wurde vielleicht in Europa und Amerika mehr darüber geredet als in Indien. Auch der Versuch des Swami Wivekananda, den Vedantismus mit europäischer Wissenschaft neu aufzuputzen, wird schwerlich auf die Volksreligion größeren Einfluß gewinnen. Der Arya-Samadsch, der einen gereinigten Weda-Hinduismus darstellen möchte, hat mehr Anhänger gefunden als der Brahma-Samadsch, doch wird auch er nicht volkstümlich werden.

II. Der Parsismus.

1. Übersicht.

Von Indien gehen wir hinüber zu dem nächstverwandten Volk, den persischen oder iranischen Ariern. Die älteste Sprache derselben, welche dem Sanskrit am nächsten steht, hat man eine Zeitlang die Zendsprache genannt, da ihre heiligen Schriften, welche noch jetzt den Parsi in Indien als Grundlage ihrer Religion dienen, der Zend-Awesta genannt werden. Allein man hat neuerdings gefunden, daß das Wort Zend nicht die Sprache bezeichnet, sondern die zum ursprünglichen Text gegebene Erklärung, also Zend-Awesta = das erklärte Gesetz. Die Erklärung ist größtenteils in einer anderen, späteren Sprache geschrieben, im Pehlevi oder Fuzwareseh, dem Mittelpersischen, welches zur Zeit der Sasanidenherrschaft (vom dritten Jahrhundert n. Chr. bis zur Eroberung des Landes durch die Araber) die Landessprache oder wenigstens die Schriftsprache war. Da man schon damals die Sprache des Awesta nur noch ungenügend verstand, sind die Übersetzungen der alten heiligen Schriften in das Pehlevi, welche von den für die Wiederherstellung der altpersischen Religion besorgten Königen veranstaltet wurden, nicht in allen Stücken zuverlässig. Die Vergleichung der alten Awesta-Sprache mit dem Sanskrit der Weda-Lieder gibt manchen Aufschluß. Doch muß man auch hier vorsichtig zu Werke gehen, und so bietet namentlich die Übersetzung der ältesten Bestandteile des Awesta, der Gathas, Schwierigkeiten, die mit der Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschriften

in Parallele gestellt werden können. Spiegel, der nach der Tradition übersezt, und Haug, der vom Sanskrit ausging, kommen oft zu ganz verschiedenen Deutungen. Mills, der in den *Sacred Books of the East* eine möglichst wörtliche, durch Klammern und Anmerkungen motivierte englische Übersetzung gibt, stimmt im ganzen mehr mit Spiegel als mit Haug überein, doch weicht er auch manchmal von beiden ab.

Ein Teil der Schriften, welche die heutigen Parsi noch besitzen, kam zuerst 1723 durch einen Engländer in Indien in die Bodleianische Bibliothek in Oxford. Da niemand das Buch lesen konnte, hängte man es an einer Kette auf, um es als Merkwürdigkeit den Besuchern der Bibliothek zu zeigen. Ein Faksimile von vier Blättern dieser Handschrift kam an einen Orientalisten in Paris. Dort sah es ein 20 jähriger Bögling der Schule für orientalische Sprachen, Anquetil du Perron. Er faßte den Entschluß, seinem Vaterland die Bücher des Zoroaster und die erste Übersetzung derselben zu verschaffen. Als auf eine Bitte an die Regierung um Unterstützung zu diesem Zweck lange Zeit keine Antwort kam, ließ der feurige Jüngling sich anwerben als gemeiner Soldat im Dienst der französisch-ostindischen Kompagnie, 1755. Nachdem er drei Jahre lang unter vielen Abenteuern als französischer Soldat in Ostindien gedient und dann drei Jahre unter den Parsi in Surat zugebracht hatte, um ihre Sprache und Sitten zu erlernen, bekam er nach manchen vergeblichen Versuchen ihre heiligen Schriften in die Hände und veröffentlichte sie 1771 nach der Pehlewi-Übersetzung.

Die drei Sammlungen des eigentlichen Awesta sind:

1. Das *Wendidād* (*vi-daēva-dāta* = gegen die Dämonen gegeben), eine Sammlung von religiösen Gesetzen, namentlich Reinigungsgeetzen, nebst einigen Sagen über Zarathustra u. a.
2. Das *Wispered*, eine kleine Opferlitanei.
3. Das *Jasna*, das Opferbuch mit den Hymnen, die bei den Opferhandlungen rezitiert wurden. Zwischen die aus neuerer Zeit stammenden Hymnen sind die *Gatha*s eingefügt, siebenzehn Hymnen unter fünf Rubriken, welche durch ihre Sprache, ihre Ausdrucksweise und ihre den Metren der Weda-Lieder entsprechenden *Metra* sich als der älteste Teil der Sammlung kennzeichnen.

Darmesteter bringt es allerdings fertig, entgegen seinen eigenen früheren Aussprüchen sie für den jüngsten Teil des Awesta, aus der Zeit um 120 n. Chr., zu erklären — aus einer Zeit, da kein Mensch mehr die alte Awesta-Sprache verstand — und ihren monotheistischen Charakter aus jüdischen Einflüssen abzuleiten.*) Während man früher gesagt hatte, den Teufelglauben haben die Juden im Exil von den Persern angenommen, hat er also den Stiel umgedreht. Aber eine solche horrende Sprachfabrikation trauen doch die meisten deutschen Gelehrten den Parsipriestern nicht zu.

Zu dem eigentlichen Awesta kommt noch das Rhorda-Awesta oder kleine Awesta, welches die Jaschts, Lobgesänge an die später verehrten Geister, die Gäh, und einige kleinere Schriften enthält.

An diese Schriften schließt sich unter der Sasanidenherrschaft eine umfangreiche Literatur in der Pehlew- und Farsi-Sprache an, darunter die bedeutendste Schrift der Bundehesch, der wahrscheinlich erst nach der Eroberung des Landes durch die Mohammedaner geschrieben wurde. Auch in dem Epos des persischen Dichters Firdäsi, dem Schah-Name (Königsbuch), finden sich altpersische Sagen.

So nahe die persischen Arier in der Sprache mit den indischen verwandt sind, so hat doch in politischer wie in religiöser Beziehung jeder Stamm seine besondere Entwicklung. Während die Hindus niemals zu einer politischen Einheit gekommen sind, haben bekanntlich die Perser ein großes Weltreich gegründet, welches in seiner Blütezeit vom Indus bis zum Ägäischen Meer und bis nach Ägypten sich ausdehnte. Aber auch in religiöser Beziehung sind sie verschiedene Wege gegangen. Wir haben schon darauf hingedeutet, daß das Wort *dēva*, welches im Sanskrit Gott bezeichnet, in der Sprache des Awesta für die Dämonen gebraucht wird. Aber besonders charakteristisch für die iranischen Arier ist es, daß hier die Persönlichkeit eines Religionsstifters und die Persönlichkeit des einen Gottes hervortritt, wie wir sie in Indien nicht finden. Allerdings steht dem einen Gott von Anfang an ein böses Wesen gegenüber, das aber zuletzt überwunden werden

*) Annales du Musée Guimet, T. XXIV, 1893; v. Drelli, S. 536.

muß. Das Böse wird hier in einer Realität aufgefaßt wie sonst nirgends im Heidentum. Die in den ältesten Schriften enthaltene Religion ist so frei von allen mythologischen Elementen und so sittlich rein, daß wir in dem Mann, der als Religionsstifter angegeben wird, Zarathustra oder Zoroaster, wie die Griechen ihn nannten, eine Persönlichkeit suchen müssen, die wir einem Abraham, Melchisedek und Mose an die Seite stellen dürfen, wenn auch die Offenbarung, welche ihm zuteil wurde, nicht von äußeren Erscheinungen begleitet war und nicht den vollen Wahrheitsgehalt der alttestamentlichen Prophetie hatte. Eine gesetzliche Religion ist auch die des Zarathustra. Die Reinigungen spielen eine große Rolle.

Man hat schon die Ansicht ausgesprochen, die Feueranbetung, welche sich durch alle Jahrhunderte erhalten hat, sei das Ursprüngliche der iranischen Religion, und wie in der Weda-Religion das Licht als das Göttliche hervortritt und der Feuergott Agni eine große Rolle spielt, so sei auch in Iran das natürliche Licht das ursprünglich Göttliche und der Gegensatz von Licht und Finsternis zunächst nicht der sittliche, sondern der natürliche. Für den Kultus des Volks mag es zutreffen, daß der natürliche Gegensatz die Grundlage für den sittlichen war, aber in den ältesten Schriften ist der Gegensatz durchaus ein sittlicher und tritt der natürliche gar nicht hervor. Eben darum werden wir dieselben nicht als Produkt des Volkes, sondern einer prophetischen Persönlichkeit betrachten müssen, eines eigentlichen persönlichen Religionsstifters. In den Gathas tritt Zarathustra als eine menschliche Persönlichkeit auf, die mit ihrem Flehen für ihr bedrängtes Volk bei dem einen Gott Ahuramazda eintritt und dessen Lob singt. Die Amescha Spentas, die Gehilfen des Ahuramazda, sind keine mythologischen Götter, sondern Personifikationen, ungefähr wie die Weisheit in den Sprüchen Salomos. Der später hochgefeierte Gott Mithra kommt hier gar nicht vor. Erst in den späteren Schriften wird die Person Zarathustras mit allerlei Legenden umgeben.

Daß Zarathustra einen tiefen Eindruck auf sein Volk gemacht und daß er dasselbe auf eine höhere Stufe der Religion gehoben, dürfte namentlich bei der Vergleichung mit der Religions-

entwicklung des stammverwandten indischen Volkes nicht zweifelhaft sein. Wo tritt in Indien eine solche religiöse Persönlichkeit in den Vordergrund? Wo wird ein solcher Schöpfer alles Guten angerufen als der Helfer in allen Nöten? — So schön die Weda-Lieder an Waruna sind, so tritt doch diese Gestalt hinter Indra, Agni und andere Götter zurück. Dagegen in Persien bleibt Ahuramazda der Schöpfer, der heilige Gott, Zarathustra der heilige Prophet für alle Zeiten, und seine Gathas werden als Grundlage der persischen Religion noch gesungen, auch wenn sie nicht mehr verstanden werden, wie die Weda-Lieder in Indien. Haug nimmt geradezu an, daß die Götzendiener, welche in den Gathas bekämpft werden, die Hindus seien, aber andere Forscher denken dabei doch lieber an die turanischen Völker. Daß Zarathustra der Verfasser der Gathas oder wenigstens eines Theils derselben sei, nehmen Haug und Mills an; als eine historische Person wird er von der Mehrzahl anerkannt, während Tiele, Kern, Darmesteter, Ed. Meyer einen Gott aus ihm konstruieren. Dagegen sagt Lehmann: „Die alten Gathahymnen sind nicht legendarisch: hier stehen wir keiner Gottheit oder Sagengestalt gegenüber, vielmehr sehen wir einen Menschen und Mann, vom Geiste und Glauben eines Propheten getragen, einen Mann, der gelebt und gelitten, gehofft und gekämpft hat, und dessen Persönlichkeit und Gedanken der Religion wirklich ihr Gepräge gegeben haben. Denn diese ist keineswegs eine von selbst emporgewachsene Volksreligion, deren Vorstellungen und Gebräuche, wie etwa in den Weden, mit Aberglauben und Zauberei reichlich versezt, ein buntes Gemenge bilden; wir sehen vielmehr hier eine von Haus aus scharf durchdachte und in System wie in Praxis konsequent durchgeführte Theologie, die gegen den Volksglauben, auf dessen Boden sie entstanden ist, eine ganz bestimmte Position einnimmt und alles streng verurteilt, was sich mit dem Systeme nicht verträgt. Aber ein solches System weist mehr auf die energische Wirksamkeit einer einzigen Persönlichkeit hin, als auf zufällige Selbstbildung religiöser Ideen, und wäre es selbst in priesterlichen Kreisen. Wäre die Existenz Zarathustras auch nicht im Awesta so reichlich bezeugt, wie man es in einem solchen Buche überhaupt erwarten darf, so würde man schon aus dem Charakter seines Werkes

auf einen Mann wie ihn zurückschließen können" (*Chantepie de la Sauffaye*, II, S. 170).

Für das Alter der Zarathustra-Religion haben wir ebensowenig einheimische Zeugnisse wie für die Weda-Lieder, denn Geschichtschreibung ist auch nicht die Vorliebe der alten Perser gewesen. Aber zwei Anhaltspunkte sind uns gegeben:

1. Die Angaben der Griechen über Zoroaster und seine Religion, die ihn allerdings zum Teil bis 6000 Jahre vor Plato oder 5000 Jahre vor dem trojanischen Krieg hinauffetzen. Doch die Tatsache, daß die Religion der Perser schon zur Zeit Herodots den Charakter hatte, wie er im Awesta dargestellt ist, steht fest. Er erwähnt bereits den seltsamen Gebrauch, den Toten nicht zu begraben, ehe er von einem Hund oder Vogel umhergeschleift worden sei, allerdings nur als einen Gebrauch der Magier, nicht des ganzen Volkes (*Herod.* II, 140). Für diesen Gebrauch findet sich in den Gathas noch keine Spur. Es muß also doch wohl schon eine weitere Religionsentwicklung vorangegangen sein.

2. Die Keilschriften auf den Grabmälern der persischen Könige. Die Tatsache, daß sie sich begraben ließen, deutet darauf hin, daß das Verbot des Begrabens und Verbrennens der Leichen, welches im Wendidad ausgesprochen ist, damals jedenfalls nicht allgemein anerkannt wurde. Aber der Gott Auru-mazda wird auf dem Grabmal des Darius Hystaspis so verherrlicht, wie man es von einem Jünger Zarathustras erwarten kann. Daß der böse Geist Angromainju in den Grabschriften nicht vorkommt, beweist nicht, daß der Dualismus damals nicht gelehrt wurde.

Cyrus scheint sehr tolerant gegen alle Religionen gewesen zu sein. Wie er nach Esra 1, 2 dem Gott Israels einen Tempel bauen ließ, so schreibt er nach einem in Babel aufgefundenen Tonzylinder seinen Sieg über das babylonische Reich dem Gott Marduk zu. Auch sein Sohn Kambyses hat nach ägyptischen Denkmälern dem Apis gehuldigt. Aber deswegen kann doch schon vor Darius die zoroastriische Religion die Religion der Perser gewesen sein. Der Umstand, daß ein König Wistasp in den Gathas als Beschützer und Anhänger des Zarathustra vorkommt, hat ohne Zweifel den römischen Schriftsteller Ammi-

anus Marcellinus veranlaßt, den Zoroaster in die Zeit des Darius Hystaspis zu versetzen. Allein die meisten Forscher nehmen an, daß in den Gathas ein viel älterer Wistasp gemeint sei. Mills ist geneigt, die Abfassung der Gathas und das Leben des Zarathustra in die Zeit zwischen 1500 und 900 v. Chr. zu setzen (Sacred Books of the East Vol. XXXI, p. XXXVII).

Über das Vaterland Zarathustras sind die Gelehrten nicht einig, ob Medien oder Baktrien. Zu letzterem neigen Haug und Mills, zu ersterem die meisten andern. Jedenfalls werden wir nach den Angaben der Griechen annehmen müssen, daß die Magier erst unter Cyrus aus Medien, wo sie einen angesehenen Stand bildeten, nach Persien gekommen seien (Xenophon, Cyropädie 8, 1, 23). So haben die Perser die zoroastrische Religion erst angenommen, und wie in Indien die Weda-Religion durch dravidische Religionselemente vielfach geändert wurde, so werden wir uns denken müssen, daß die Perser nicht die reine Zarathustrareligion angenommen haben, und daß hier mythologische Elemente hereingekommen seien, welche Zarathustra ferne zu halten suchte.

Der spätere Awesta wird also wohl unter der Achämenidenherrschaft entstanden sein. Aber es ist nicht derselbe Dialekt wie in den Inschriften auf den Königsgräbern. Der Awesta-Dialekt ist also wohl der medische oder baktrische, der als heilige Sprache der Magier auch in Persien fortgepflanzt wurde.

Die Perser erzählen, Alexander der Große habe ihre heiligen Schriften in Persopolis verbrannt. Aber es ist jedenfalls nicht der ganze Awesta damit untergegangen. Hermippos (im dritten Jahrhundert v. Chr.) berichtet, Zoroaster, der Urheber der Lehre der Magier, habe zwanzig Bücher verfaßt von je 100 000 Versen, aus denen er einige Vorschriften angibt. Die griechische Herrschaft wurde 256 v. Chr. verdrängt durch die Arsaciden, welche das Partherreich gründeten. Einer dieser Könige, Wakkasch (Bologeses), soll die zerstreuten heiligen Schriften gesammelt und die verlorenen aus dem Gedächtnis der Priester ergänzt haben. Noch einen entschiedeneren Aufschwung nahm die altpersische Religion unter der Herrschaft der Sasaniden von 226 n. Chr. bis zum Einfall der

Mohammedaner. Der erste König aus dieser Dynastie, Ardeschir (Artaxerxes), soll die Feststellung des Kanons der heiligen Schriften veranstaltet haben. Nun entstanden die Übersetzungen in das Pehlevi und neue Schriften in dieser Sprache. Später trat das Farsi an die Stelle. Nach der mohammedanischen Eroberung konnte sich die alte Religion in Persien nur in kümmerlichen Resten noch halten, in Fezd und Kerman. Eine Anzahl Parsi wanderte nach der Westküste von Indien aus, wo man sie gegenwärtig auf 90 000 Seelen schätzt. Sie lesen ihre alten heiligen Schriften im Gottesdienst, ohne sie zu verstehen. Eine nach dem Pehleвитext gefertigte Übersetzung derselben ins Gudscharati dient ihnen zum Verständnis. Die Feuertempel werden von vermummten Priestern in weißem Gewand bedient, die Dakhmas, die Türme des Schweigens, dienen zur Aufbewahrung der Leichname und werden von Aasvögeln umkreist. Man hütet sich, das Wasser, das Feuer, die Luft und die Erde zu verunreinigen. Die Parsi verwahren sich dagegen, daß sie Feueranbeter seien. Das Feuer sei nur der Abglanz der Gottheit, an dem sie ihre religiösen Gefühle entzünden. Auch den Dualismus wollen sie nicht zugeben. Gegen das Christentum sind sie sehr ablehnend, ein sittlich strenges, aber sehr selbstgerechtes Völklein.

2. Die Religion der Gathas.

Bei dem geringen Umfang der Gathas und den Differenzen in ihrer Auslegung ist es natürlich nicht möglich, ein vollständiges Bild von der religiösen Anschauung zu geben, welche diesen Liedern zugrunde liegt, aber einige Züge möchten wir doch hervorheben, damit die Leser einen Eindruck von der ältesten Form dieser Religion bekommen.

Ahura Mazda = Herr, Allwissender (neupersisch Ormazd) wird angerufen als der eine persönliche, vollkommen reine, heilige, allweise Gott und Schöpfer der Welt. Er wird auch angerufen unter dem Namen Spento Mainju, d. h. vermehrender Geist, im Gegensatz zu Angro Mainju, dem schlagenden Geist. Während man bei mythologischen Göttern oft nicht einig ist über die ursprüngliche Bedeutung des Namens, sind die Boten und Gehilfen des Ahura Mazdas, die Amescha Spentas (Amsha-

spands) = unsterbliche Heilige, schon durch ihre Namen kenntlich als Personifikationen göttlicher Eigenschaften. „Wenn sie mehr von ihrer ethischen Seite, ja oft geradezu als Abstracta aufgefaßt scheinen, so ist dies nicht auf die Gathas beschränkt, sondern läßt sich das ganze Avesta hindurch nachweisen“ (Spiegel, Avesta III, S. VIII). Die beiden größten sind *Bohumanō* = der gute Gedanke, die gute Gesinnung, wir können's oft geradezu mit „Güte“ übersetzen, und *Aša Vahišta* = die beste Gerechtigkeit, die sittliche Weltordnung. Diese zwei bilden oft mit *Mhura Mazda* eine Dreieheit. Ferner: *Ašathra Vairija* = das erwünschte Reich oder das Reich des göttlichen Willens; *Spenta Armaiti* = die heilige Demut, die Frömmigkeit, und das Paar *Haurvatāt* und *Ameretāt* = Gesundheit und Unsterblichkeit. Dazu kommt noch als siebenter *Sraoša* = der Gehorsam.

Daß die *Amesha Spentas* in den Gathas nicht als selbstständige Wesen neben *Mhura Mazda*, sondern als seine Geschöpfe gedacht werden, geht z. B. aus *Jasna* 31, 7. 8 hervor.

Nach Spiegels Übersetzung ist der Sinn dieser Verse:

7. Er kam als erster Bildner (als) mit den Lichtern Glanz sich mischte,
Er (bildete) die reine Schöpfung, er erhält den besten Geist mit
seinem Verstande.

Du lässest beides auf himmlische Weise wachsen, o *Mazda Mhura*,
der du auch jetzt der Herr bist.

8. Dich habe ich gedacht, o *Mazda*, als den zuerst zu preisenden mit
dem Geiste,

Als den Vater des *Bohu-manō*, da ich dich mit Augen erblickte,
Den wirklichen Schöpfer der Reinheit, den Herrn der Welt in Taten.

(Spiegel, Avesta II, S. 122.)

Haug übersetzt:

7. Der, welcher durch sein eigenes Licht der Himmelslichter Menge
uranfänglich erfand,
Der schafft durch seine Einsicht das Wahre, wodurch besteht der
gute Sinn.

Dies lässest du gedeihen, weiser Geist! der du derselbe bleibst zu
aller Zeit.

8. Dich dacht' ich als den urersten, Weiser! als den Hohen in der Natur
wie im Geiste,

Als den Vater des guten Sinnes, da ich dich mit Augen schaute;
Als der Wahrheit Wesenheit, als des Lebens Schöpfer, als den
Lebendigen in deinen Handlungen.

(Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlands, 1. Bd. 1858, S. 28 f.)

Mills übersetzt:

7. Er, der diese zuerst erfand, kleidete sie herrlich in die Sterne.
 Er ist durch seinen Verstand der Schöpfer der rechten Ordnung (Amša)
 und gleicherweise erhält er seinen rechten Sinn (Bohmanō).
 Und diese mögest du gedeihen lassen durch deinen Geist, o Ahura
 Mazda! du, der du bist immer derselbe.
8. Darum dachte ich dich zuerst, o Ahura Mazda! als den einen, der
 anzubeten ist im Geist in der Schöpfung,
 Als den Vater der guten Gesinnung (Bohmanō) bei uns, da ich
 dich sah mit meinen Augen,
 Als den wirklichen Schöpfer unsrer Gerechtigkeit, als den Herrn der
 Taten des Lebens.

(Sacr. Books of the East, Vol. XXXI, p. 43 f.)

Trotz aller Verschiedenheit der Übersetzungen wird doch jeder Leser in diesen Versen bei jeder Übersetzung mehr Anklänge an das Alte Testament als an heidnische Religionen finden. Ahura Mazda tritt als der eine, heilige Gott und Schöpfer hervor, und die Amescha Spentas sind keine mythologischen Gestalten. Sie sind die Lebensmächte, welche Mazdas Satzungen überwachen. Die Schöpferherrlichkeit Ahura Mazdas wird auch Jasna 44, 3 ff. gepriesen:

3. Das frage ich dich, sage mir das Richtige, o Ahura,
 Wer war der Vater der reinen Geschöpfe vom Anfang?
 Wer hat der Sonne, den Sternen den Weg geschaffen?
 Wer (anders als) du (macht), daß der Mond wächst und abnimmt?
 Das, Mazda, und anderes wünschte ich zu wissen.
4. Das will ich dich fragen, sage mir das Richtige, o Ahura!
 Wer hält die Erde und die Stützenlosen (Sterne oder Wolken?),
 so daß sie nicht fallen; wer die Gewässer und Bäume?
 Wer hat mit dem Winde und den Wolken die Schnelligkeit geeinigt?
 Wer, o Mazda, ist der Schöpfer des Bohu-manō?
5. Das will ich dich fragen, sage mir das Richtige, o Ahura!
 Wer hat gutwirkend gemacht das Licht wie die Finsternis?
 Wer gutwirkend den Schlaf und das Wachen,
 Wer die Morgenröte, die Mittage, die Nächte?
 (Wer) den, welcher bedenkt die Maße des Gesetzes?

(Spiegel II, 146 f.)

Die andern Übersetzungen weichen in diesen Versen nicht so sehr ab von der Spiegels. — „Ahura Mazda und seine heiligen Unsterblichen machen miteinander die Gottheit aus, ein monistischer Komplex, wo jeder Genius für sich allerdings einen Kultus haben, keiner aber ohne Mazda gedacht werden kann, denn sie sind alle

nur als Funktionen seines Willens vorhanden. Mit den frommen Menschen (und den reinen Tieren und Pflanzen) bilden die ahurischen Wesen das Gottesreich (Kšathra). Dieses Reich zu erweitern war die Sache jedes Gläubigen; die vollkommene Herrichtung des idealen Zustandes war aber nur in der Zukunft zu erwarten; eben „das Reich“ soll Mazda am jüngsten Tage als die leibhaftige Darstellung seiner Wünsche bringen. In dieser eschatologischen Erwartung münden alle Gedanken der Gathalehre aus, und sie sind ohne diesen Abschluß nicht verständlich. — „Das Reich des Awesta hat denselben prägnanten Sinn wie in der jüdischen oder christlichen Eschatologie“ (Lehmann, *Ch. d. I. S. II*, S. 192 f.).

Durch die oben angeführten Verse aus Jasna 44 bekommen wir den Eindruck, als ob in den Gathas der Dualismus überhaupt noch nicht vorhanden wäre. Angro Mainju kommt allerdings in denselben noch nicht als Eigennamen vor, aber zwei Geister bestanden von Anbeginn, der gute (vohu) und der schlechte (ako), oder der gnädige, wohlthätige (spenta) und der angreifende (angra). Droben in den höchsten Sphären ist der Ort der unbeschränkten Herrschaft des allweisen Herrn, unten im tiefsten Abgrund das Reich seines mächtigen Gegners, der doch am Ende unterliegen muß. Der Gegensatz ist ein ethischer, ein religiöser, aber allmählich wird die Scheidung auf die ganze organische und anorganische, materielle und geistige Schöpfung erstreckt. In den Gathas ist Ahura Mazda noch Schöpfer von allem (Ziele-Söderblom S. 282). Aber daneben lesen wir Jasna 30, 3 ff. (nach Haugs Übersetzung):

3. Von Anbeginn gibt es ein Zwillingspaar, zwei Geister, jeder von eigener Tätigkeit;
Sie sind das Gute und das Böse in Gedanken, Wort und Tat.
Wählet unter beiden, seid gut, nicht böse!
4. Und diese zwei Geister begegnen sich und schaffen das erste (Irdische),
Das Sein und Nichtsein, und das letzte (Geistige);
Den Bignern wird das schlimmste Dasein, dem Wahrhaftigen das beste.
5. Von diesen beiden Geistern wählt einen, entweder den lügenerischen,
das Schlimmste vollbringenden,
Oder den wahren heiligsten Geist! Wer jenen wählt, erwählt das härteste Los,
Wer diesen, verehrt den Ahura Mazda gläubig und in Wahrheit
durch seine Taten.

6. Diesen beiden könnt ihr nicht dienen. Irgend ein böser Geist, den wir vernichten wollen,
überfällt die sich Beratenden und spricht: Wählt den schlechtesten Sinn!
Dann scharen sich diese Geister zum Angriff gegen die beiden Leben,
die die Propheten laut verkündigten.
7. Und diesem irdischen Leben kam Armaiti mit irdischer Macht, der Wahrheit und dem guten Sinn zu Hilfe;
Sie, die Ewige, schuf die Körperwelt,
Der Geist aber ist bei dir, Weiser! in der Zeit das erste bei den Schöpfungen.
8. Wenn der Geist in irgend welches Übel kommt,
So wird von dir, o Weiser! ird'scher Besitz nebst guten Sitten verliehen;
Aber die straft er, deren Versprechen Blige, nicht Wahrheit ist.
9. So laßt uns denn als Forterhalter dieses Lebens wirken,
Dessen eifrigste und wahre Förderer die lebendigen Weisen selbst sind.
Dort nur ist der Verständige, wo Einsicht wohnt.
10. Gerade sie ist die rechte Hilfe gegen das Böse, sie ist die Zerstörung des Verderbens.
Vollkommenes wohnt nur in dem schönen Haus des guten Sinnes,
Des Weisen und des Wahren, die als gut berühmt sind.
11. Abet aus die Lehren, von Mazdas eigenem Mund gesprochen,
Die er den Menschen gab, den Aignern zum Schaden, zur Vernichtung,
Dem Wahrhaftigen zum Heil! In ihnen ruht das Glück.

(Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlands I, S. 27.)

Nach Spiegels und Mills Übersetzung ist B. 5 f. nicht eine Aufforderung zum Wählen, sondern eine Darstellung, wie die bösen Geister das Gute nicht wählen können, und wie durch die Amescha Spentas das Reich für Ahura Mazda gewonnen wird. Aber nach allen Übersetzungen sind Ahura Mazda und Angro Mainju von Ewigkeit her nebeneinander. Wo sie herkommen, wird nicht gesagt. Später wird das Zervana akarana, die unendliche Zeit, als das Prinzip bezeichnet, aus welchem die Zwillinge geboren sind. Von den Daēwas und Drudšchas, den bösen Geistern und Lügengeistern, wird Jasna 32, 3—6 gesagt:

3. Ihr Daēwas seid alle die Abkömmlinge des Afo-manō,
Wer euch viele Opfer bringt, gehört den Drudšchas und der schlechten Gesinnung.
Ihr kommt zu mir nach euern Betrügereien, ihr, die ihr Unglauben verbreitet auf der siebenfältigen Erde.
4. Was immer Gutes ist, das verkehren die schlechten Menschen.
Sie heißen Freunde der Daēwas, abgefallen von Bohn-manō,
Sich entfernend vom Verstande Ahura-Mazdas und der Reinheit,

5. Um beides betrügt den Menschen: um Fülle und Unsterblichkeit,
Wenn euch, die Daewas, durch schlechte Gesinnung Aka-mainju
Schlechte Taten und Worte lehrt — die Herrschaft für die Schlechten.
6. Viele Strafe erlangt der Mensch, wenn so, wie er es verkündigt hat,
Offenbar abrechnen wird Ahura, er, der kundig ist durch den
besten Geist.

In deinem Reiche, o Mazda, wird die Lehre des Ascha vernommen.
(Spiegel II, S. 126 f.)

Die bösen Geister werden nicht angerufen, sondern als Waffe
gegen dieselben erscheint das Gebet und Opfer an Ahura Mazda,
das Feuer und die Reinheit der Gesinnung des Betenden, z. B.
Zasna 34, 4 f.:

4. Wir wünschen herbei dein starkes Feuer, o Ahura, samt Ascha,
Das sehr schnelle, kraftvolle, offenbar Schutz gewährende für den,
der es erfreut,
Das dem Peiniger aber, o Mazda, durch mächtige Waffen Strafe
bereitet.
5. Was ist euer Reich, welches euer Begehr für das Handeln? Denn
euch, o Mazda, gehöre ich,
Mit Reinheit und guter Gesinnung will ich eure Armen ernähren,
Euch aber allen entsagen wir: den Daewas und den verkehrten
Menschen.
(Spiegel II, S. 132.)

Gebete und gute Taten haben ihren Lohn im Reiche Ahura
Mazdas, z. B. Zasna 43, 5 f.:

5. Für den Heiligen hielt ich dich, Mazda-Ahura,
als ich dich zuerst gesehen habe bei dem Entstehen der Welt,
als du es bewirktest, daß die Taten und Gebete ihren Lohn finden,
schlechten für den Schlechten, guten Segen für den Guten,
bei der letzten Auflösung der Schöpfung durch deine Tugend.
6. Bei dieser Auflösung wird kommen zu deinem Reiche,
o heiliger, himmlischer Mazda, durch gute Gesinnung,
der, durch dessen Taten die Welt an Reinheit zunimmt,
Armaiti lehrt ihnen die Führer
deines Geistes, den niemand betrügt.
(Spiegel II, S. 144.)

Die Tschinwat-Brücke, über welche die Frommen in den
Himmel gehen, und von der die Gottlosen in die Hölle zu den
Drudschas hinabstürzen, kommt schon in einer der Gathas,
Zasna 46, 10. 11 vor.

Neben den erhabenen Stellen finden sich aber in den Gathas
auch solche, die uns abstoßen. Namentlich sehen wir, wie im
Parfismus die Ru h eine ähnliche Rolle spielt wie im Hinduismus.
Selbst das Unreine, das von ihr herkommt, hat reinigende Kraft.

Als Schöpfer der Rûhe wird Ahura Mazda besonders gepriesen (Zasna 31, 9). Die Seele des Stiers (nach Spiegels Übersetzung) oder die Seele der Rûhe (nach Mills) klagte Zasna 29 über die Verwüstung des Landes (Haug übersetzt: „Erdseele“, hat aber damit keinen Beifall gefunden), und sucht Schutz bei Ahura Mazda. Zarathustra wird von ihm erwählt, daß er den Manthra (Opferspruch) des Wachstums den Sterblichen verkündige. Wir werden nicht leugnen können, daß schon in den Gathas dem Gebet und dem Feuer eine gewisse magische Kraft zugeschrieben wird, aber so geistlos wie im späteren Awesta erscheint die Frömmigkeit nicht.

Über die persönlichen Verhältnisse des Zarathustra erfahren wir in den Gathas nur (Zasna 53) die Verheiratung einer Tochter, die ihren Vätern nachzueifern verspricht in Verehrung des Ahura Mazda, und es wird daran eine Ermahnung an die Gespielen geknüpft, auf dem Pfad der Reinheit zu wandeln, damit es ihnen wohl gehe.

Die Gathas sind später, wie die Vedas in Indien, zu einem magisch wirkenden Mittel geworden. Sie werden geradezu angerufen und wie Götter behandelt. So werden sie als ein kostbares Erbstück überliefert, aber nicht mehr verstanden. Immerhin ist die Überlieferung derselben ein Beweis dafür, daß Zarathustra wirklich ein persönlicher Religionsstifter gewesen ist, der einen tiefen Eindruck auf Priesterschaft und Volk gemacht hat.

3. Die weitere Entwicklung der parsischen Religion.

a) Ahura Mazda und die guten Geister.

Die religiöse Grundanschauung Zarathustras, die Verehrung des einen, persönlichen, heiligen Gottes, dem gute Geister zu Dienst stehen und das Reich des Bösen in beständigem Kampf gegenübertritt, ein Reich des Bösen, das zwar von Anfang der Welt an besteht, aber endlich überwunden wird, und von dessen Befleckung der Mensch durch Reinigungen loskommen kann und durch Opfer für den Gott, dessen Symbol das Feuer ist, — diese religiöse Grundanschauung Zarathustras ist durch alle Jahrhunderte hindurch das Charakteristische des Parsismus geblieben. Die Religion in Iran hat sich nicht so stark verändert wie in Indien, sie ist nicht in Pantheismus verfallen und nicht vom

Polytheismus so überwuchert worden wie in Indien. Aber, wie wir schon bemerkt, werden wir wohl annehmen müssen, daß bereits zu Zarathustras Zeiten das Volk seine Gedanken nicht in ihrer Reinheit angenommen habe, und daß namentlich bei der Verbreitung derselben unter den Nachbarvölkern der Naturdienst und damit eine tatsächliche Vielgötterei eingerissen oder fortgepflanzt worden sei. Aber ganz verloren gingen dabei doch die zoroastrischen Elemente nicht, wie auch bei Entartungen des Christentums die Bibel immer noch auf ein höheres Ziel hinweist als der Volksglaube.

Es wird auch in den späteren Teilen des Awesta Ahura Mazda als der Schöpfer der Welt und der Schöpfer aller von den Menschen verehrten Wesen anerkannt. Auch von dem später so hoch verehrten Mithra, dessen Dienst in der Kaiserzeit bis nach Rom vordrang, wird im Mihr-Zast XXVI, 103 gesagt: „welchen als Beherrscher und Beaufsichtiger schuf Ahura Mazda für die ganze lebendige Natur, der ohne zu schlafen die Geschöpfe des Ahura Mazda durch seine Wachsamkeit schützt.“

In einer Inschrift des Königs Darius heißt es: „Ein mächtiger Gott ist Auramazda. Er hat diese Erde hier unten gemacht, Er hat diese Himmel da oben gemacht, Er hat die Sterblichen gemacht.“ So ist er durch alle Phasen des Parsismus hindurch der Schöpfer aller Dinge, der Inbegriff alles Lebens, alles Lichts, alles Guten. Nur Angro Mainju wird, wie wir gesehen, schon in den Gathas als nicht von ihm geschaffen dargestellt. Die furchtbare Macht des Bösen wird im Awesta mehr als in andern heidnischen Religionen anerkannt. Der heilige Gott kann nicht der Urheber des Bösen sein. So weiß Zarathustras Religion keine andere Auskunft, als daß das böse Wesen gleich anfangs dem heiligen Gott gegenübergestanden sei, daß Ahura Mazda und Angro Mainju Zwillinge seien. Aber niemals werden Angro Mainju und seine Geister durch Opfer verehrt, um ihren Zorn abzuwenden. Angro Mainju ist nicht allwissend wie Ahura Mazda, er täuscht sich über den Verlauf der Welt und wird schließlich zugrunde gehen.

Die dem Ahura Mazda zunächst untergeordneten Geister, die Ameschaspentas, haben, wie wir gesehen, schon in den Gathas Namen, welche göttliche Eigenschaften und Attribute ausdrücken. Auch im späteren Awesta sind sie keine mythologischen

Gestalten, wiewohl sie etwas sinnlicher dargestellt werden und ihr besonderes Gebiet auf Erden zur Aufsicht bekommen: Wohu-mano, die gute Gesinnung, wird Schutzgeist des Viehs, so daß selbst sein Name zur Bezeichnung desselben gebraucht werden kann; Ascha wahista, die beste Gerechtigkeit, die sittliche Weltordnung, beaufsichtigt das Feuer; Rschathra wairja, die vollkommene Herrschaft, hat die Metalle unter sich; Armâiti, die Frömmigkeit, beschützt die Erde; Haurwatât, die Gesundheit, hat ihr Gebiet in den Bäumen, Ameretât, die Unsterblichkeit, im Wasser.

Sraoscha wird im späteren Awesta nicht unter die Ameschaspentas gerechnet, sondern der siebente derselben ist Ahura Mazda selbst, wie im Alten Testament in dem Wort Elohim alle Erscheinungen aus der himmlischen Welt, Gott und Engel, zusammengefaßt werden.

Unter den Ameschaspentas steht eine unbegrenzte Zahl von Yazatas (Zeds), Verehrungswürdigen. Unter diese wird Sraoscha gerechnet, der Genius des Gehorsams. Er ist der erste, der die Gatha und die andern heiligen Hymnen gesungen hat; er ist der personifizierte Manthra, das göttliche Wort oder das Gebet. Er lehrt das Gesetz. Er schläft nicht und beschirmt durch seine Wachsamkeit die Menschheit. Er kämpft gegen die Dämonen, namentlich gegen Aeschma Daêva (Asmodi Tob. 3, 8) und ist gegen sie anzurufen. Er ist auch Totenrichter. Mithra (Mihr), der in den Weda-Liedern vorkommt, aber nicht in den Gathas, wird ebenfalls unter die Yazatas gerechnet. Er ist von Ahura Mazda so verehrungswürdig, so preiswürdig geschaffen wie Ahura Mazda selbst. Er besitzt weite Triften und verleiht angenehmes Wohnen den arischen Stämmen. Er wird angerufen, daß er komme zur Heilung, zum Sieg, zur Zubereitung, zur Heiligung. Er hat 1000 Ohren und 10000 Augen, so daß er nicht betrogen werden kann. Er steigt als der erste himmlische Yazata über die Berge vor der Sonne, der unsterblichen, mit schnellen Pferden begabten. Er ergreift zuerst mit goldener Gestalt die schönen Gipfel und umfaßt dann den ganzen Ariersth. Er ist der Beherrscher und Beaufsichtiger der ganzen lebenden Natur und schützt sie durch seine Wachsamkeit usw. (Mihr-Zast im Rhorda-Awesta XXVI, Spiegel III, S. 79—106).

Lehmann nimmt an, daß Mithra besonders von den adeligen Kriegergeschlechtern verehrt und dadurch in den Mazdaismus hineingezogen worden sei, wie er ja noch in der römischen Zeit der Gott der Soldaten war (Ch. d. l. S. II, S. 195). Er ist aber auch Bundesgott. Wer ihm Treue bewahrt und wer ihn fromm und gerecht mit Opfergaben verehrt, dem verleiht er Glück und Segen und Sieg. Da die Sonne alles an den Tag bringt, ist er im späteren Parsismus auch Totenrichter. Mithra ist ein viel konkreterer, mit der Natur verwachsener Gott als die ahurischen Gottheiten, aber wegen der Energie, mit welcher er das Böse zu bewältigen sucht und dem Licht und der Wahrheit zum Siege verhilft, hat er seinen Platz im Awesta. Einen volkstümlichen Kult hat er als Sonnengott genossen. Der Tag Mithragan, der Geburtstag der Sonne, war ein lustiges Fest, wo der Großkönig selbst im Prunkgewande, die Sonnenkrone auf dem Haupt, am Trinkgelage teilnahm (a. a. O. S. 196).

Der besondere Kriegsgott des jüngeren Awesta ist Werethragha. Der Name ist derselbe wie der Beiname des indischen Vritratöters. Er offenbart sich als Sturm, als Stier, als weißes Pferd, als Kamel, als Eber, als der Habicht Warghna, als vornehmer Jüngling, als bewaffneter Edelmann, kann also wie der indische Wischnu auf allerlei Weise erscheinen. Zu Mithras Kreis gehört auch sein richterlicher Gehilfe Raschnu Kazišta, der ihm beim Gericht beim Wägen der Seele zur Hand ist. Ihn ruft man bei Gottesurteilen an. Keiner kann ihm entfliehen. Wer bei seinem Namen falsch schwört, bekommt 700 Schläge. Der dritte beim Totengericht ist Sraoscha, der Seelenführer. Auch die Naturgötter Wata und, Waju, die Windgötter, und der Flurgott Rama Hwastra werden dem Mithra zur Seite gestellt.

Tischtrija, der lichte strahlende Stern (Sirius), der uns gute Wohnstätten bereitet, der Stern, „nach dem Herden und Triften und Menschen sich sehnen“, wird Fast 7 angerufen. „Wann wird Tischtrija aufgehen, der weiße, leuchtende Stern, wann werden die Quellen strömen mit schäumenden Wellen?“ In allerlei Gestalten tritt dieser Tischtrija auf und begehrt Opfer um den Menschen zu helfen. Als weißes Roß mit goldenen

Ohren und goldenen Zügeln muß er mit dem schwarzen fahlen Roß, mit dem Dämon Upaoscha kämpfen um den himmlischen Regenteich, den See Wourukascha; aus welchem alle Gewässer herströmen. Zweimal wird Tischtريا von dem See weggetrieben. Dann ruft er Ahura Mazda um Hilfe an; dieser opfert dem bedrängten Stern und verleiht ihm dadurch die Kraft, das schwarze Roß von dem See zu vertreiben, und nun öffnen sich die Ströme des Sees und fließen nach allen Seiten auf die Erde hinaus (a. a. O. S. 185). Man sieht in Persien wie in Indien, daß das Seufzen des Volks nach Regen in der Religion eine große Rolle spielt.

Als heiliges Wasser wird aber auch der mächtige Strom Ardwisûra angebetet. Die Nixe dieses Stromes ist zugleich die Göttin der Fruchtbarkeit, auch der menschlichen Fruchtbarkeit, und durch Artaxerxes Mnemon wurde ihr Kult mit der semitischen Göttin Anahita verschmolzen. Diese Anahita wird als mächtige Frauengestalt dargestellt, stark und hoch, hell und schön, mit vollen weißen Armen, mit schwellenden Brüsten; sie fährt mit einem prächtigen weißen Biergespann, besiegt die Dämonen und beglückt die Gläubigen, sie sehnt sich nach dem Preis der Männer und wird von ihnen gelobt. Strabo berichtet, daß sie unter vielen Zeremonien an Strömen und Seen verehrt wurde, und junge Mädchen, auch aus den besten Familien, sich dieser Göttin zu Ehren prostituierten (a. a. O. S. 197).

Es ist merkwürdig wie diese Göttin der weiblichen Schönheit und der sinnlichen Lust bei verschiedenen, nicht stammverwandten Völkern Eingang gefunden hat (Istar, Astarte, Anahita, Kybele, Aphrodite), und wie sie offenbar bei mehreren Völkern nicht zum ursprünglichen nationalen Kultus gehört, wie aber diese Vergötterung der Fleischeslust ansteckend von einem Volk auf das andere gewirkt hat. Wir werden darin eine weitere Stufe in der Entwicklung des Heidentums erkennen.

Haoma entspricht dem indischen Sôma und spielt auch im Awesta eine große Rolle. Wie der Haoma personifiziert wird, so wird im späteren Awesta auch Atar, das Feuer, in der Liturgie als persönlich angerufen als Sohn des Ahura Mazda, der sogleich nach dem Ameschaspentas kommt. — Es werden

fünf verschiedene Gattungen von Feuer aufgezählt, und der paraische Altar hat seine Heiligkeit in sich selbst, nicht nur als Vermittler des Opfers, wie der vedische Agni. — Die Frawaschis sind Schutzgeister der einzelnen Stämme und einzelnen Menschen. Sie werden später auch mit den Sternen kombiniert. Da sind vielleicht auch babylonische Einflüsse zu bemerken.

Wenn es in Israel nicht möglich war, heidnische Elemente vom Eindringen in die Volksreligion abzuwehren, so können wir's im Zoroastrismus noch weniger erwarten, denn da traten keine neuen Propheten auf.

b) Das Reich des Bösen und der Kampf.

Angromainju (Ahriman), d. h. der schlagende Geist, der Geist der Dual, ist wie Spentamainju oder Ahuramazda eine durchaus geistige Macht, umgeben von einer Menge von bösen Geistern und Unholden, welche seine schlimmen Pläne im Weltleben ausführen und das lügnerische Wesen darstellen. Sie werden Daëwas (persisch Dems) genannt, also mit demselben Wort bezeichnet, welches im Sanskrit „Götter“ heißt. Ihre Zahl ist aber nicht bloß sieben. Doch erscheinen einzelne als besondere Gegner von einzelnen Ameschaspentas, so ist Akomano der Gegner von Wohu-mano, Andra (der indische Indra) von Aschawahista, Naoghaiti von Spenta-Armaiti, Tauru und Zairitscha Gegner des Haurwatat und Ameretat (Spiegel, Awesta III, S. XLVII f.). Von diesen kommt Akomano schon in den Gathas vor, außerdem Aëschma, der Gegner des Graoscha, später des Mithra, der Dämon des Zorns, der Widersacher der Seelen. Ihrem Wesen nach werden die Dämonen auch Drufh (Drudschas) genannt, trügerische Geister. Namentlich geringere weibliche Teufel werden mit diesem Namen bezeichnet. Die ganze Welt ist mit solchen Wesen erfüllt, kein Haus, kein Mensch ist vor denselben sicher, und es müssen tägliche Reinigungen, Opfer und Beschwörungen vorgenommen werden, um dieselben abzuhalten. Doch wird den bösen Geistern selbst kein Opfer dargebracht. Ihre Wohnung ist die Hölle (duzhaka), ihre Haupteigenschaft die Finsternis. Seit Zarathustra in die Welt gekommen ist, müssen sie sich in die Erde verbergen, während sie vorher in der Gestalt von Männern auf der Erde herumgelaufen waren

(Zasna IX, 46). Darin liegt wohl eine Erinnerung an die Bekämpfung des Dämonendienstes durch Zarathustra.

Eine ausführliche Beschreibung der Welterschöpfung findet sich im Avesta nicht, aber die im Bundehesch enthaltene entspricht im ganzen den Andeutungen im jüngeren Avesta. Nach dieser Darstellung wohnten im Anfang Ahuramazda und Angromainju voneinander geschieden, der eine im höchsten Licht, der andere in tiefster Finsternis, der eine die höchste Vollkommenheit, der andere der Ausbund alles Schlechten. Ihre Macht ist gleich, aber nicht ihr Wissen. Angromainju weiß die Folgen seiner Handlungen erst, wenn er gehandelt hat. Zwischen beiden ist ein leerer Luftraum, der sie voneinander trennt. Angromainju faßt, sobald er erkennt, daß Ahuramazda vorhanden ist, den Entschluß, denselben zu vernichten. Ahuramazda hätte den Angromainju sogleich vernichten können, aber es soll durch einen Kampf offenbar werden, wem Recht und Macht gehört. Deshalb schließt er mit Angromainju einen Vertrag, daß der eigentliche Kampf erst nach 9000 Jahren beginnen solle. Seine guten Geister hatte er schon vor diesem Vertrag geschaffen, ebenso Angromainju seine Daëwas und Drudschas. Nachdem der Vertrag geschlossen war, sprach Ahuramazda das Gebet, welches wie ein Zauberspruch von den Parsen behandelt wird, das Gebet Ahuna vairja (Honover): „Der Wille des Herrn ist das Gesetz der Gerechtigkeit; der Lohn des Himmels für die Werke, die hier in der Welt für Mazda geübt werden; das Reich schenkt Ahura demjenigen, der die Armen unterstützt.“ — Durch dieses Gebet wird Angromainju so bestürzt, daß er vor Schrecken 3000 Jahre lang ruhig in der Hölle bleibt. Diese Ruhezeit benützte Ahuramazda zur Schöpfung der Körperwelt in dem leeren Raum zwischen den beiden feindlichen Wesen. Er schuf zuerst den Himmel in 45 Tagen, dann das Wasser in 60, die Erde in 75, die Bäume in 30, das Vieh in 80, die Menschen in 75 Tagen, so daß die ganze Schöpfung in 365 Tagen vollendet wurde.

Als die sichtbare Schöpfung 3000 Jahre lang ihres Daseins sich gefreut hatte, erholte sich Angromainju von seinem Schrecken und schuf in 3000 Jahren alle die bösen Geister, die tödlichen, quälenden, verderblichen Dinge. Im 1. Kapitel des Vendidad zählt Ahuramazda dem Zarathustra auf, wie er 16

gute Länder geschaffen habe, aber für jedes habe Angromainju eine Plage bereitet: den Winter mit seiner Kälte, gefährliche Fliegen, böse Begierden, Ameisen, Moskitos, Hochmut, unnatürliche Sünden, Leichenverbrennung usw. — natürliche Plagen und sittliche Schäden.

Nach dem Bundehesch war die Erde ursprünglich als ein Ganzes geschaffen, aber durch die Bedrängung der bösen Geister wurde sie in 7 Teile, die 7 Karëshwaras zerbrochen. Die uns bekannte Welt ist nur der siebente Karëshwara, Kaniratha genannt. Er zerfällt in 7 Klimas: Iran, Turan, Mazendiran, China, Rüm (das römische Reich), Sind und Turkestan. Zwischen Kaniratha und den übrigen Karëshwaras werden Meere gedacht, das wichtigste Wouru-fascha, östlich von Iran. Aus ihm steigen segensreiche Gewässer auf, welche dann Tischnria herabregnen läßt (Vend. V, 56 ff.). Im Westen ist der See Puitika, wohin die unreinen Gewässer fließen, die dann gereinigt werden und wieder in den See Wourufascha gelangen. Am Wourufascha ist der Baum Gaokerena, welcher den weißen Haoma trägt, auch andere Bäume, von denen der Same auf die Erde herabgeregnet wird, und verschiedene Vögel. In der Mitte des Sees steht der dreibeinige Esel (Jasna 41, 28), der mit seinem Geschrei die bösen Wesen vertreibt und alles Wasser, das mit unreinem Wesen in Berührung gekommen ist, sogleich reinigt.

In dieser Welt wurden nach den späteren Schriften zuerst zwei Wesen geschaffen: der Urstier (gâus aêvo dâto), aus dessen Samen die verschiedenen Tierarten hervorgegangen sind, und der Urmensch (gayo-maratan). Diese beiden Wesen können aber nicht leben, weil Angromainju zu mächtig ist. Aus dem Samen des Gayomaratan geht das erste Menschenpaar hervor: Meschia und Meschiana. Nachdem durch ihre Nachkommen die Welt bevölkert war, begann der Kampf mit den Mächten der Finsternis, für welche in den späteren Schriften eine Reihe von fabelhaften Königen aufgezählt wird, unter ihnen Zima (persisch: Dschemschid), der wedische Jama, der Herrscher in einem goldenen Zeitalter. An Zimas Person knüpft sich eine Sage, die Paradies und Sintflut vereinigt. Mhuramazda kündigt ihm an (Vend. II), es werde eine Zeit des Winters und der Überschwemmung kommen; er soll deshalb einen großen viereckigen

Garten anlegen und dahin den Samen der Menschen und aller Pflanzen und Tiere bringen, ebenso das Feuer. Der Garten soll nur eine Türe haben und durch ein Fenster das Licht empfangen. So wurde die Menschheit gerettet. Nach Jast 19, 34 hörte die glückliche Zeit auf „als Zima lügnerische, unwahre Rede zu lieben anfang. Da entfloß sichtbarlich mit dem Körper eines Vogels die Majestät von ihm hinweg“. Er wurde sterblich. Nach Zimas Tod kommt Azhis Dahaka, die beißende Schlange, ein Gebilde Angromainjus, zur Herrschaft. Ihr Wohnsitz ist Bawri, d. h. Babylon. Von dorthier erobert Azhis Dahaka Iran, wird aber von Thraëtona getötet, der nun (Jast 13, 131) als Helfer gegen alle Schlangenbisse angerufen wird.

Die segensreichste Zeit in der Folge ist das Auftreten des Zarathustra, der das gute Gesetz Ahuramazdas, welches Zima nicht verkündigen wollte, der Welt mitteilte. Sein Leben wird in den späteren Schriften mit mancherlei Fabeln umgeben. Seine Waffen gegen die Dämonen sind kultische und magische. Allerdings stirbt auch Zarathustra. Aber an einen künftig erst das Licht der Welt erblickenden Sohndesselben knüpft sich die Hoffnung auf gänzliche Überwindung der bösen Macht. Derselbe wird geboren am Ende des zwölften Jahrtausends von einer Jungfrau, die in einem See gebadet hat, wohin durch besondere Umstände der Same Zarathustras geraten ist, den er sterbend zurückließ. Dieser Sohn bekommt den Namen Saoschjant (Soschjosh), d. h. der wachsen machen wird.

Das Kommen des Reichs ist schon in den Gathas verkündigt. In den späteren Schriften werden die Weltperioden, der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechend, weiter ausgedehnt. Aber die Erwartungen der Perser für die letzte Zeit werden unter den unglücklichen politischen Verhältnissen stets lebendig erhalten und weiter ausgemalt. Die zwei letzten Jahrtausende vor der Geburt des Saoschjant sind eine Zeit des furchtbarsten Kampfes gewesen. Durch ihn erfolgt nun Frashokereti = das Vorwärtsschaffen, d. h. die Welterneuerung, zunächst die Auferstehung der Toten.

Die einzelne Seele muß, nachdem sie drei Tage noch bei dem Körper gewilt, von Sraoscha geleitet und durch Feuer vor

Dämonen behütet, über die Brücke Tschinwat in das Jenseits gehen. Mithra, Sraoscha und Raschnu sind die drei Totenrichter. Die Werke der Menschen werden auf der Wage gewogen, und wenn die Seelen über die Brücke gehen, so fallen die Bösen hinab in die Hölle, deren Schlucht unter der Brücke schrecklich gähnt. Der Gerechte kommt, von Sraoscha geleitet, glücklich über die Brücke. Die balsamischen Lüfte des Paradieses wehen ihm entgegen; eine strahlende Jungfrau, die Personifikation seines guten Bekenntnisses, führt ihn zu den guten Gedanken, zu den guten Worten und zu den guten Werken. Durch diese drei Vorhöfe des Paradieses gelangt er in das ewige Licht. So ist die Seele erlöst. — Aber auch der Leib soll auferstehen. Seine Teile sind in den verschiedenen Elementen aufgegangen: die Gebeine in der Erde, das Blut im Wasser, das Leben im Feuer, das Haar in den Pflanzen usw. Diese Körperteile wird die Seele am jüngsten Tage zusammenlesen, und in voller Körperlichkeit wird der Mensch an der Stelle, wo er verschied, wieder auferstehen, der gute wie der böse. Zuerst wird der Urmensch Gajomard seine Gebeine aus der Gruft erheben, dann das erste Menschenpaar und nach und nach die ganze Menschheit. Jeder wird seine guten und bösen Taten vor sich sehen, und der Böse wird sogleich zu erkennen sein, wie ein schwarzes Schaf unter den weißen. Die Bösen werden drei Tage lang in der Hölle gepeinigt werden, und es wird ein großes Weinen geben. Dann werden alle Berge und Hügel zerschmelzen, und es wird sich ein Strom von geschmolzenem Metall über die Erde ergießen, durch welchen die Menschen gehen müssen. Für die Bösen wird es ein verzehrendes Feuer sein. Wenn die Feuerprobe bestanden ist, werden alle Menschen den Ahuramazda preisen. Die bösen Geister werden von den Ameschaspentas, die Schlange Azhi von Sraoscha, Angromainju von Ahuramazda vernichtet werden. Dann ist die Welt vollkommen rein, und alles, was lebt, geht in die Unsterblichkeit und himmlische Vollkommenheit ein.

Für die jüngste Darstellung dieser Kämpfe und Siege sind der Zeit nach wohl jüdische, christliche und mohammedanische Einflüsse möglich, aber die Grundgedanken der strengen Scheidung des Guten und Bösen und des endlichen Sieges sind jedenfalls

vorchristlich und echt zarathustrisch. Daß die Perser eine Auferstehung der Toten glauben, erwähnt schon der griechische Geschichtsschreiber Theopompos, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte.

4. Kultus, Sitten und Verfassung im Parsismus.

Wir haben die Religion Zarathustras in bezug auf Gotteserkenntnis und Scheidung zwischen Guten und Bösen entschieden höher stellen müssen als die bisher betrachteten heidnischen Religionen. Die spätere Entwicklung hat, wie wir gesehen, naturalistische Elemente aus dem Heidentum der Nachbarvölker aufgenommen. Auch die Sittenlehre ist nicht auf der Höhe geblieben, sondern in eine kleinliche Mückenfeigerei ausgeartet, so daß nach dem Wendidad manche äußere Verunreinigungen härter bestraft werden als sittliche Vergehen. Gesetz war schon die Religion Zarathustras, verbunden mit der Verheißung eines Reichs, in welchem das Böse vom Guten überwunden sein wird. Aber dieses Gesetz wird im Wendidad, der doch zu den früheren Schriften nach den Gathas gehört, so ausgesponnen und so harte Strafen für Verunreinigungen festgesetzt, daß man zweifelhaft sein muß, ob dieser priesterliche Kodex auch wirklich angewandt worden ist.

In Indien ist uns die Macht und magische Wirkung des Opfers als ein charakteristisches Merkmal der Religion entgegengetreten und damit der alles beherrschende Einfluß des Priesterstandes. In Iran ist Ahuramazda wohl entschieden stärker als die Weda-Götter, aber die magische Wirkung von Opfer und Gebet tritt auch hier manchmal in befremdlicher Weise hervor. So klagt Tischtirja im Kampf mit Apaoscha dem Ahura, daß er keine Opfer von den Menschen bekomme, und Ahura selbst bringt ihm ein Opfer, welches ihn so stärkt, daß Apaoscha fliehen muß (Zast 8, 23 f.).

Beim Opfer wird heiliges Fleisch, heiliges Wasser und Haoma dargebracht. Der letztere Trank, der ja in Indien so viel vermag und auch bei den Skythen gebraucht wurde, galt für besonders wirkungsvoll. Da der Mensch durch den Hunger, welchen der böse Dämon ihm auferlegt hat, genötigt ist, reine Tiere zu töten und zu essen, so hat er beim Schlachten eines

solchen dem Gott Haoma das linke Auge des Tieres, sowie seine Kinnbacken und seine Zunge zu weihen. Dadurch bleibt die Lebenskraft des Tieres der guten Schöpfung erhalten. Der Trank Haoma wurde nicht nur von den Priestern genossen, sondern auch medizinisch verwendet.

Der Zauber der Gebetsformeln ist in Persien nicht geringer als in Indien. Besonders mächtig ist das Ahuna vairja (Honover), mit welchem, wie schon bemerkt, Ahuramazda den Angromainju aus der Fassung gebracht hat, aber auch das Aschem vohu, das beim Schlafengehen und Erwachen gesprochen werden soll: „Gerechtigkeit ist das beste Gut; selig der Mann, dessen Gerechtigkeit vollkommen ist“ (nach Lehmanns Übersetzung, Chant. d. I. S. II, S. 208). Bei der Darbringung der Gebete hatte der Priester ein Bündel von Zweigen in der Hand, das Varesma (Varjom). Die Zweige sollten von Granatapfel- oder Dattellbäumen genommen werden, jedenfalls von einem Baum ohne Dornen, und mußten unter besonderen Zeremonien gepflückt werden. Die heutigen Parsi haben sie durch Messingdrähte ersetzt, welche, einmal geweiht, fortwährend gebraucht werden können (v. Drelli, S. 553).

Daß in der ältesten parsischen Religion Tempel und Götterbilder so wenig vorhanden waren als in der ältesten indischen, läßt sich erwarten. Herodot bezeugt es noch für seine Zeit. Wahrscheinlich erst als die Perser mit den Babyloniern in nähere Verbindung gekommen waren und die Könige durch Bilder und Inschriften sich verewigen wollen, wurde Ahuramazda abgebildet und Tempel erbaut. In der Sasanidenzeit wurde dann die griechische Kunst zum Vorbild genommen.

Die Heilighaltung des Feuers bleibt durch alle Jahrhunderte dieselbe. Es ist, wie wir gesehen, im Parsismus nicht nur Mittel zum Opfer, sondern an sich heilig; es verscheucht die Dämonen und erfreut die guten Geister. Daher soll auch das häusliche Herdfeuer von aller Unreinigkeit ferngehalten werden. Man darf es nicht mit dem Mund anblasen, da der Atem verunreinigt. Man darf keine unreine Stoffe darein bringen. Es muß gereinigt werden, wenn ein Topf übergelaufen ist, indem man es zu heiligem Feuer bringt, das in völlig finstrem Raum an heiliger Stätte brennt. Die Priester müssen dasselbe mit ver-

hängtem Munde bedienen. Auch tragbare Feueraltäre wurden von den Perserkönigen auf Feldzügen mitgenommen.

Die verschiedenen Stufen des menschlichen Lebens wurden auch im Parsismus von Kultushandlungen umrahmt. Die Geburt eines Kindes machte Reinigungen für dieses und seine Mutter nötig. Mitglied der mazdajanischen Gemeinde wird es, nachdem es in den Wahrheiten der Religion unterrichtet worden ist. Im fünfzehnten Jahr wurde der Parsi mit dem heiligen Hemd bekleidet und mit dem heiligen Gürtel umgürtet (bei den heutigen Parsi schon im siebenten). Daß der Gürtel bei den heutigen Parsi fünfmal täglich abgenommen und sorgfältig wieder angelegt werden muß unter Anrufung Ahuramazdas um Vernichtung aller bösen Geister und um Sündenvergebung (Monier Williams, *Modern India*, p. 180), ist vielleicht eine Nachahmung des mohammedanischen Gebets. Bei der Mündigkeitserklärung muß er sich einen Fozata als Schutzpatron und einen Destur (Beichtvater) aussuchen, dem er wie den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig ist. Bei der Eheschließung hat der Priester wieder seinen Segen zu spenden. Die Ehe stand als heiliger Vertrag unter Mithras Schutz. Die Frau mußte zwar dem Mann untertan sein, aber sie war nicht rechtlos. Bei Kinderlosigkeit war es gestattet, eine zweite Frau zu nehmen, ohne die erste zu verstoßen. Auch waren die Fälle festgestellt, wo der Mann sich scheiden lassen durfte. Unzucht wurde als Dämonenwerk streng gestraft (v. Drelli, S. 557).

Im täglichen Leben gilt es, das Feuer, das Wasser und die Erde vor aller Unreinheit zu bewahren. Überall, wo Totes ist, muß das Wasser abgeleitet werden. Das Feld, wo ein toter Mensch oder Hund gelegen ist, muß ein ganzes Jahr brach liegen. Alle Geschirre, Kleider, Betten müssen vor Befleckung gehütet oder mit endloser Sorgfalt gereinigt werden. Nicht nur Exkremente, sondern auch abgeschnittene Haare und Nägel sind unrein und müssen unter Beschwörungen in die Erde versenkt werden. Eine Wöchnerin muß nach einer Mißgeburt auf einer trockenen Stelle, fern vom Feuer, fern vom Vieh, fern von den Gläubigen und von den Barsombündeln in einem hölzernen Pferch drei Tage und drei Nächte liegen und Ochsenharn mit Asche gemischt trinken, damit die Stelle des Todes in ihr gereinigt

werde; später darf sie geringe Rationen von gekochtem Essen zu sich nehmen; Wasser darf sie aber erst nach Vollziehung einiger Zeremonien trinken. Ähnlich wird die Frau im gewöhnlichen Falle der Unreinheit behandelt, und sie wird dann zu äußerst strenger Diät gezwungen, damit der Teufel in ihr verhungere. In Krankheitsfällen werden mit Vorliebe Beschwörungen angewandt und nach der Genesung allerlei Desinfizierungen mit Sorgfalt vorgenommen (Chant. de la Sauff. II, S. 210).

„Die Ethik der Perser hat einen streng formalen Charakter; sie schätzt im Leben des Einzelnen Wahrheit, Selbstzucht und Tätigkeit, im gesellschaftlichen Leben Gerechtigkeit, Ordnung und Eintracht am höchsten. Für den Aufbau einer Kultur und eines politischen Lebens ist diese Moral vorzüglich, auch kann es nicht fehlen, daß sie durch die Reinheit ihrer Gesinnung und die Unerschütterlichkeit ihrer Bestimmungen einen erhabenen Eindruck macht. Ihre Kehrseite aber zeigt eine abstrakte Steifheit, die sich dem Leben nicht anpassen will und sich mit ihren sinnlosen Konsequenzen oft gegen das Leben richtet; dazu eine Härte, die oft zur Brutalität wird. Wie die Gerichtspraxis der Perser überaus grausam war, so verrät sich auch eine gewisse Roheit in der Rücksichtslosigkeit, mit der sie in ihrer Ethik immer nur zwischen Gut und Böse zu unterscheiden weiß und den Zwischenbestimmungen der Wirklichkeit jeden Spielraum verschließt. Die uninteressierten Gefühle haben für die Perser wenig Geltung gehabt; auch in dem religiösen Gefühle vermißt man nur allzu häufig die lyrische Seite, fühlt aber um so öfter den Druck der Gesetzmäßigkeit. Dementsprechend wird die Religion im Awesta Gesetz (daëna) genannt, und die Perser konnten zwischen diesen beiden Begriffen sprachlich nicht unterscheiden“ (a. a. O. S. 216 f).

Jede Sünde wirkt eine doppelte Strafe, eine auf Erden und eine in der andern Welt. Die erste wird durch Reinigungen und Bußen gesühnt, die andere durch religiöse Leistungen. Der gewöhnliche schwere Fall der Sünde macht den Menschen zu einem Peschôtanu (der an seinem eigenen Leibe büßen muß), der wenigstens 200 Schläge mit der Pferdepeitsche bekommt. Ein Sündenbekenntnis, das zur Befreiung von den jenseitigen Strafen führt, wird das Patet genannt. Es

wird namentlich auf dem Sterbebett abgelegt und tritt in den Fürbitten bei der Totenfeier hervor.

Zu den Sterbenden wird der Priester geholt, damit er ihnen nicht nur das Patet vorsage, sondern ihnen auch den Haoma, das Getränk der Unsterblichkeit, in Mund und Ohr gieße. Schon vor dem Tode wird der Sterbende gewaschen und neu gekleidet. Aber nach dem Tod erfolgt noch eine Waschung, worauf der Tote auf die eiserne Bahre gelegt wird und niemand außer dem Leichenbereiter und den Leichenträgern ihn anrühren darf. Denn schon vor dem Augenblick des Todes hat Angromainju die Leichendrukh Nasu in Gestalt einer Aasfliege an das Sterbebett gesandt. Um den Dämon zu bannen, wird ein vieräugiger Hund, d. h. ein Hund mit zwei Stirnflecken, in die Stube geführt, denn der Blick des Hundes vertreibt die Teufel. Das Zimmer wird durch Feuer desinfiziert. An dem Feuergefäß sitzt der Priester und rezitiert die Totengebete des Awesta. Immer müssen zwei Personen in der Nähe der Leiche bleiben, um die Dämonen abzuwehren. Auf der Bahre, die nicht von Holz sein darf, wird der Leichnam, vom Leichenzug begleitet, bei Tag, nicht bei Nacht, nach dem Dakhma, dem Leichenturm, gebracht. Die Leichenverbrennung wird im Awesta scharf getadelt, aber auch das Begraben wird nicht gestattet, wegen Verunreinigung der Erde. So werden die Leichname den aasfressenden Tieren und den Einwirkungen der Luft preisgegeben. Dakhma ist ein weites, ca. 12 Fuß hohes, zylinderförmiges Gebäude von massiven Steinen, mit schräger, nach innen geneigter Dachfläche. In der Mitte ist eine brunnenartige Höhlung, in welche von allen Seiten Wasserkanäle münden. Wenn der Leichnam abgefressen oder eingetrocknet ist, wird das Gerippe von den Leichenträgern in den Brunnen geworfen, wo es liegen bleibt, solange der Dakhma steht. — Ein Trauerfest für den Toten wird drei Tage lang gehalten, denn so lange dauert es, bis die Seele über die Brücke Tschinwat gegangen ist. Sie wird dem Seelenführer Sraoscha durch Patet, Gebete und Gaben an die Priester und an die Armen befohlen.

Für die persischen Priester kommt schon bei Herodot der Name Magier vor, und dies scheint auch die vollstümliche Benennung gewesen zu sein, denn der Name Mobed, welcher

bei den heutigen Parsi gebräuchlich ist, wird von Mogh-pati abgeleitet. Ihr Name im Awesta ist aber Athrawan (Feuerpriester), und ihr ehrwürdigster Name Zaotha, welches den Oberpriester bezeichnet, der die heiligen Texte rezitiert und die heiligsten Handlungen verrichtet. Mit dem Magiernamen wurden auch babylonische Priester von den Griechen bezeichnet, und an solche haben wir wohl in Matth. 2, 1 zu denken. — Die Athrawans bilden eine Kaste, in welche keine Leute von andrer Herkunft aufgenommen werden können, und die religiösen Funktionen werden ausschließlich der Priesterschaft vorbehalten. Nach dem Bundehesch stammen alle Mobeds vom König Minokhir ab. Auch bei den jetzigen Parsi ist zwar der Sohn eines Destur nicht genötigt, ein Destur zu werden, aber keiner kann einer werden, der nicht Sohn eines Destur ist (Darmesteter, S. B. of the East III, XLVIII). In Vend. XVIII werden auch sittliche Anforderungen an den Priester gestellt: „Manchen gibt es, ehrwürdiger Zarathustra, welcher die Mundbinde trägt, der aber nicht seine Lenden mit dem Geseß gegürtet hat. Wenn solch ein Mann sagt: ‚Ich bin ein Athrawan‘, dann lügt er; nenne ihn nicht Athrawan, sagte Ahuramazda. Den aber sollst du Priester nennen, ehrwürdiger Zarathustra, der die ganze Nacht hindurch wach dasitzt und nach der heiligen Weisheit verlangt, die den Menschen furchtlos und freudigen Herzens an der Todesbrücke stehen läßt, nach der Weisheit, durch die er die heilige, herrliche Welt des Paradieses erreicht“ (Ch. d. I. S. II, S. 204). Aber im ganzen ist der Kult der Athrawan doch ein sehr mechanischer, und das Wort magisch, das wir für zauberisch gebrauchen, wird nicht so ganz mit Unrecht von den späteren Awestapriestern abgeleitet, denn die Wirkung ihrer Gebetsformeln wird gar häufig als eine zauberische vorgestellt. Immerhin stehen sie damit nicht unter dem Durchschnitt der heidnischen Nationalreligionen.

Vierter Abschnitt.

Die europäischen Nationalreligionen.

I. Die griechische Religion.

1. Das eigenthümliche Gepräge der griechischen Religion.

Wie aus düstern Klostermauern in eine schöne, sonnige Landschaft unter ein heiteres Volk kommen wir vom Brahmanismus und Parsismus zu der griechischen Religion. Sind denn aber nicht diese asiatischen arischen Religionen näher verwandt mit den europäischen? — Über die Sprachverwandtschaft ist kein Zweifel, und eine gemeinsame indo-germanische Mythologie hat man gesucht, aber vergebens. Es sind wohl einzelne gemeinsame Gottesnamen nachgewiesen, wie z. B. der wedische Himmelsgott Djaus und der griechische Zeus. Aber in ihrer Stellung und Bedeutung unter den Göttern sind sie verschieden. Man hat auch für die Namen anderer griechischen Götter ähnliche Wörter in den Weda-Liedern gefunden, man hat Prometheus von pramantha (Drehstab zur Erzeugung des Feuers aus zwei Hölzern), Erinyas aus Saranju (der Mutter Jamas) abgeleitet und allerlei Vermutungen über die ursprüngliche Bedeutung der griechischen Gottheiten, oft recht weit abliegende von ihren späteren, darauf gebaut. Durch solche Kleinrämerei sind die Gelehrten des 19. Jahrhunderts davon abgekommen, die einzelnen Religionen in ihrer Grundrichtung und ihrem inneren Zusammenhang bestimmter ins Auge zu fassen. Die Unfruchtbarkeit und Verschiedenheit dieser Vermutungen hat es aufs neue bestätigt, was wir als die Anschauung der Bibel in der Einleitung festgestellt haben, daß die Göttersysteme erst ausgebildet wurden zu der Zeit, da die einzelnen Stämme zu selbständigen Nationen zusammengewachsen sind.

Während in Indien die henotheistische Naturreligion bald in eine pantheistische Askese unter priesterlicher Herrschaft überging, und in Persien durch einen Reformator eine dualistische Religion, ebenfalls unter starken priesterlichen Einflüssen, aufkam, treffen wir in Griechenland eine unter Leitung der Staatsbehörden stehende Volksreligion, ein künstlerisches Schaffen, das die Naturphänomene: Sonne,

Mond, Gewitter, Meer ußf. in ideal menschliche Persönlichkeiten verwandelt und eine Götterfamilie oder einen Götterstaat herstellt, welcher in seiner Mannigfaltigkeit und Schönheit die Phantasie eines Menschen mehr befriedigen kann als eine rein geistige Religion, so daß ein Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ nach derselben sich zurücksehnen konnte. In der griechischen Religion ist mehr als in allen andern die Mythologie ausgebildet worden. Die Naturerscheinungen sind umgekehrt worden in menschenähnliche, unsterbliche Persönlichkeiten, die miteinander verkehren, auch in geschlechtlicher Beziehung den Menschen ähnlich, welche einzelne Menschen beschützen, andere verderben, je nach ihren Sympathien und Antipathien. Aber diese Götter stehen unter einem Haupte, Zeus, der sie auf dem Götterberg Olymp versammelt, um mit ihnen zu beraten. Sie bedürfen zur Erhaltung ihrer Unsterblichkeit der Götter Speise und des Göttertranks: Ambrosia und Nektar. Es ist neben den aus Naturerscheinungen hervorgegangenen eine ganze Anzahl von übermenschlichen Wesen erdichtet worden, welche mit denselben in Zusammenhang stehen. Auch göttliche Eigenschaften sind personifiziert worden, und wie in Babylonien und Ägypten, so sind auch in Griechenland Lokalgötter, welche in einer Stadt seit alten Zeiten verehrt wurden, in den Namen eines allgemein bekannten Gottes eingefügt worden mit einem lokalen Beinamen, z. B. der lykäische Zeus in Arkadien, der amykläische Apollon in Amyklä unterhalb Sparta. Neben den eigentlichen Göttern (theoi) wurden Dämonen verehrt, aber der Name daimon bezeichnet ursprünglich nicht ein böses Wesen, wie wir ihn jetzt gebrauchen, sondern er wird in der ältesten griechischen Literatur ungefähr so gebraucht wie im Hebräischen Elohim: eine Erscheinung aus der unsichtbaren Welt, mag es Gott oder ein Engel sein.

Obgleich die homerischen Gedichte eigentlich ein weltliches Epos sind, und Hesiods „Werke und Tage“ und seine „Theogonie“ Privatschriften, haben sie doch auf die griechische Religion stärker eingewirkt als auf die indische des Mahābhārata und das Rāmāyana, und dem in viele politische Gemeinwesen zersplitterten Volk eine religiöse Einheit gegeben.

Die Persönlichkeit der Götter tritt in der griechischen

Religion ganz anders hervor als in der indischen. Wenn sie auch ihre Sympathien und Antipathien haben, so fühlt sich doch der Mensch zu diesem Kreise hingezogen, der in seiner bunten Mannigfaltigkeit die Phantasie befriedigt, nicht in starrer Erhabenheit über dem Menschen steht, wiewohl er ihm den nötigen Schutz verheißt. „Die homerischen Menschen bedurften ihrer Götter und erwarteten deren mächtige Hilfe. Sie standen ihnen aber nicht mit einem ungestillten Sehnen und ungelösten Fragen gegenüber. Dies erklärt die geistige Ruhe, welche uns aus den homerischen Epen entgegenweht. Die geistigen Bedürfnisse waren noch nicht erwacht, der innere Zwiespalt noch nicht geboren. Deswegen fühlte man die Unzulänglichkeit der seligen Götter nicht“ (Chant. d. I. S. 2. Aufl. II, S. 253). Dieses Ausruhen in der Gegenwart unterscheidet die griechische Religion aufs bestimmteste vom Brahmanismus und vom Parsismus. Die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Macht des Bösen beunruhigt die Geister nicht allzusehr. Aber eben darin liegt auch die Schwäche der griechischen Religion und der Grund dafür, daß tiefer angelegte Geister schon frühzeitig ihre Kritik an Homers und Hesiods Göttern übten, und daß manche zu Mysterien und auswärtigen Kulte sich hingezogen fühlten. Die Gottheit wurde in Griechenland nach dem Bilde des Menschen geschaffen, zuerst poetisch, dann plastisch, aber nicht in indischer Maßlosigkeit, mit vielen Köpfen und Armen, sondern maßvoll, wirklich schön, ideal menschlich. Aber in dieser bunten Mannigfaltigkeit ging die Einheit, im Sichtbaren das Unsichtbare verloren, und es wurde zuletzt der wahre Gott als der unbekannte verehrt (Apg. 17, 23). Auch die Ethik kam über der Ästhetik nicht zu ihrem Recht.

2. Die Hauptpunkte in der Entwicklung der griechischen Religion.

„Die griechische Religion, als eine gewordene, nicht gestiftete Religion, hat den Gedanken und Gefühlen, die sie von innen bestimmen und nach außen gestalten, niemals begrifflichen Ausdruck gegeben. In religiösen Handlungen allein stellt sie sich dar; sie hat keine Religionsbücher, aus denen der tiefste Sinn und der Zusammenhang der Gedanken, in denen der Grieche

zu den göttlichen Mächten, die sein Glaube ihm schuf, in Beziehung trat, sich ablesen ließe. Gedanken und Phantasie griechischer Dichter umspielen den, trotz des Mangels begrifflicher Entwicklung, oder vielleicht eben deswegen, wunderbar sicher bei seiner ursprünglichen Art verharrenden Kern griechischer Volksreligion. Dichter und Philosophen bieten in dem, was von ihren Schriften auf unsere Zeit gekommen ist, die einzigen Urkunden griechischen religiösen Gedankenlebens dar" (Kohde, Psyche, Vorwort zur 1. Aufl., S. III). Obgleich uns die griechische Literatur viel länger zugänglich ist als die indische, und obgleich die Griechen für Geschichte mehr Sinn hatten als die Hindu, ist also doch die Geschichte der griechischen Religion nicht leicht darzustellen, denn Mythologie ist noch nicht Religionsgeschichte.

Für die Zeit vor Homer haben wir feste Anhaltspunkte nur in den Ausgrabungen bei Mykenä und andern Orten. Da man keine Tempel und keine Götterbilder gefunden, nur auf Ringen und Gefäßen einzelne mythologische Figuren. Es geht ferner aus den Ausgrabungen mit Sicherheit hervor, daß die Griechen in früherer Zeit ihre Toten nicht, wie es in den homerischen Gedichten allgemein angenommen wird, verbrannt haben, sondern begraben, auch die Könige. Man hat Spuren davon, daß sie auf den Gräbern Totenopfer dargebracht haben (Kohde, S. 31), während bei Homer nur zur Bestattung solche dargebracht werden, und zwar bei der Bestattung des Patroklos selbst Menschenopfer (Il. 23, 20 ff.).

Als den ältesten und höchsten Gegenstand der Verehrung im griechischen Volke hat F. G. Welcker in seiner 1857—63 erschienenen „Griechischen Götterlehre“ den Zeus Kronion angenommen, so daß Zeus damit als der über den Zeiten stehende (kronos = chronos) bezeichnet werde, und seine Geburt von Kronos und der Rhea erst eine spätere Deutung dieses Namens wäre, denn bei Homer werde er niemals wie bei Pindar ein Sohn der Rhea genannt (Welcker, a. a. O. I, S. 142). „An der fernsten Grenze des griechischen Altertums treten uns die Wörter theos und daimon und die Namen Zeus und Kronion entgegen: etwas Älteres gibt es für uns in der griechischen Religion nicht. Hiernach aber waren von Anbeginn Gott und Götter diesen Völkern (wenn auch nicht allgemein) als himmlische und geistige,

Zeus als der ewige Himmelsgott, im Gegensatz alles Gewordenen, Sichtbaren bewußt. — Im Gefühl ist der große Geist auch den ungebildetsten Völkern offenbart: in der Art, dies Gefühl sich zum Bewußtsein zu bringen und zu erklären, liegen die Unterschiede, und aus diesem Bemühen entspringen alle kindischen Vorstellungen, die dem ersten kindlichen Gefühl so wenig zu entsprechen scheinen (a. a. O. S. 129 f.). Neben diesem Zeus Kronion wären dann Naturgötter verehrt worden, aber so, daß seine Stellung damit nicht umgestoßen wurde.

Gegen diesen henotheistischen Anfang der griechischen Religion machte Preller zunächst in der Rezension von Welckers Griech. Götterlehre geltend, daß ihm der reine Monotheismus, für welchen er einzig den jüdischen gelten lassen könne, überhaupt nicht der Anfang der Religionsgeschichte zu sein scheine, sondern erst das Resultat einer gewissen Epoche derselben, denn er beruhe wesentlich auf Abstraktion und Negation. Darauf antwortet Welcker in der Vorrede zum 3. Band, S. XV: „So viel steht fest, daß wir bei den ältesten und edelsten Stämmen auf griechischem Boden von Anfang an Verehrung des Zeus voraussetzen dürfen, und daß diese im Zusammenhang steht mit der Uridee der Menschen der uns bekannten Art. Diese Uridee mußte in der langen Periode langsamster Entwicklung sich so sehr in dem Geschlecht befestigen, daß sie nie wieder ganz ausgehen konnte.“

Die meisten späteren Forscher haben Preller zugestimmt, obgleich Welcker nicht eigentlich historisch, sondern nur dogmatisch widerlegt wurde. Welcker sagt nun über die weitere Entwicklung: „Der alte Naturdienst geht nicht unter. — Die Verehrung des Helios, Poseidon, Hephästos, der Flüsse und Nymphen und anderer physischen Dämonen behauptet sich vielfach. Aber die Belange des städtischen Lebens und seiner wunderbar vorschreitenden Zivilisation, das Geistige, Ethische, Politische gewinnen die Oberhand über das Ländliche und die ersten Bedürfnisse, sowie über die Taten und Tugenden der stolzen Burgherrschaften. Athene wird hier und da dem Ackerbau nicht ganz entfremdet, noch weniger Hermes der Viehzucht, aber ihre Hauptwirksamkeit geht nicht mehr die Natur an“ (Welcker,

a. a. D., II, S. 6). — „Es kommt darauf an, in der Betrachtung der einzelnen Götter wahrzunehmen, wie sie allmählich immer mehr, jeder in seinem Kreis, um sich greifen in dem menschlichen Gebiete des Glaubens, Dichtens und Denkens, aller höheren menschlichen Bedürfnisse und Anliegen, Fähigkeiten und Tätigkeiten. Die Kultur entwickelt sich an und in den Kulturen; jeder hat eine Hauptidee und Bestrebung, ein Talent, eine Richtung des hellenischen Wesens, eine Stufe oder Lage, Erfahrung oder Aufgabe menschlichen Lebens und Loses, die der Aufrichtung und Mitempfindung, der Ermunterung und Macheiferung bedürfen, übernommen und es ist daher auf diese Kulte das gesamte öffentliche und individuelle Leben und Tun, mit allen Früchten und allen Übeln der Kultur, die fortwährend unter den alten Patronaten gehegt und gepflegt worden war, zurückzuführen. Sinnbilder der Natur von Anfang; werden die Götter nun mehr und mehr Abbilder der Kultur, die den gesamten Organismus hellenischen Dichtens und Trachtens darstellen“ (a. a. D. S. 7).

Daß die homerischen Gesänge nicht die Dichtungen des einzigen Sängers seien, sondern eine ganze Schule von Rhapsoden in der Zeit von 1000—700 v. Chr. an den Höfen der Fürsten und Könige mit diesen Gesängen umhergewandert sei, wird allgemein angenommen. Doch kann deswegen eine einzelne Person, Homer, der schöpferische Genius gewesen sein. Die Odyssee wird für jünger angesehen als die Ilias. Aber immerhin ist die religiöse Grundanschauung in allen diesen Gedichten in der Hauptsache dieselbe, wie dies Nägelsbach in seiner „Homerischen Theologie“ in geistvoller Weise nachgewiesen hat.

Neben den homerischen Gesängen ist es besonders das delphische Orakel, was zur Entwicklung der griechischen Kulturreligion beigetragen hat. In der Naturreligion horcht man auf die Regungen des Windes in einer Eiche, wie z. B. in Dodona in der Eiche des Zeus, oder auf den Vogelflug. Der menschenähnlich gedachte Gott spricht vernehmlich, wenn nicht sichtbar und unmittelbar, so doch durch seine Vertrauten. „Die griechischen Orakel haben einen Charakter und eine Bedeutung gewonnen, womit sich nichts anderes bei verwandten Völkern vergleichen läßt“ (Welcker II, S. 9). „Männer von weit-

umschauendem Geiste, mit einer Beimischung von Schwärmerei und dämonischem Wesen, etwa wie in späteren Zeiten ein Empedokles, Apollonius von Tyana, schienen einer besonderen Klasse von Sterblichen anzugehören, und das Wort mantis führt selbst auf Ekstase zurück" (a. a. O. S. 10). „Im Orakel sehen wir zugleich die Wurzeln, woraus in Delphi eine Pflanzschule der Weisheit hervorgegangen ist, die in ihrer Art wohl als ebenso wichtig und einzig, so einflußreich betrachtet werden darf, als die in Jonien erblühende Schule der Naturphilosophie. Diese ethische, im Zusammenhang mit der Religion stehende Schule war allerdings ohne alle schulmäßigen Formen und Einrichtungen, wirkte aber still und wie unmerklich in die Weite mit großer geistiger Triebkraft. Die im Pronaos des Tempels eingegrabenen Sprüche, voran: „erkenne dich selbst!“ und „nichts zu viel!“, deren Beziehung zu den griechischen Kardinaltugenden und die Beziehungen der sieben Männer praktischer Weisheit, besonders aber des Pythagoras zu Delphi und Apollon, sind Erscheinungen von der höchsten Bedeutung (a. a. O. S. 15 f.). — Das delphische Orakel beförderte zugleich die politische und religiöse Einigung der verschiedenen hellenischen Stämme. Delphi wird der gemeinsame Herd Griechenlands genannt, der Nabel der Erde. Demselben Zweck dienten auch die Spiele zu Ehren der Götter, die olympischen, isthmischen usw., zu welchen Leute aus ganz Griechenland zusammenkamen. Doch wurde der politische Zwiespalt nie recht überwunden.

Neben der Volksreligion begegnet uns aber schon frühzeitig eine religiöse Geheimlehre, die Mysterien, welche an den Namen des thrakischen Sängers Orpheus sich knüpfen, und von Samothrake nach Griechenland gekommen sind. Sie haben einen pantheistischen Anstrich, lehren die Seelenwanderung und sind wahrscheinlich von morgenländischen Ideen beeinflusst. Sie suchen die Seelen von den Qualen des Daseins zu befreien. Sie sind aber als eine Art Sekte oder Orden von der Staatsreligion abseits geblieben. Die eleusinischen Mysterien sind, wie wir sehen werden, mehr Gemeingut des griechischen Volkes geworden.

Die griechische Philosophie ist nicht wie die indische in die Religion eingegangen, sondern hat Kritik an derselben

geübt. Die Sophisten haben den Anfang damit gemacht. Während in Griechenland das alte Gesetz (nomos archaios) als die einzige feste Norm für Staat und Religion und soziales Leben galt, haben die Sophisten das Herkommen als etwas Willkürliches und Veränderliches dargestellt. Sokrates, der von seinen Zeitgenossen verurteilt wurde und den Giftbecher trinken mußte, weil er die Götter des Staats nicht ehre und neue Daimonia einführe, ist in der Tat kein so zerstörender Geist gewesen, wie die Sophisten, Er scheint weder gegen die Gottesidee seiner Landsleute polemisiert, noch den Kultus angetastet zu haben. Er hatte offenbar eine positive höhere Erkenntnis, welche ihn über die Vielgötterei seiner Volksgenossen emporhob und welche namentlich sein sittliches Leben aufs stärkste beeinflusste. Er erkannte in seinem eigenen Innern ein Daimonion, eine göttliche Stimme, ein Gewissenszeugnis, das sich aber nicht auf das ganze innere Leben, sondern nur auf einzelne Handlungen bezog. Durch sein Martyrium ist er eine besonders ehrwürdige Gestalt in der Religionsgeschichte geworden.

Platos Gottesidee ist eine transzendente Idee des Guten, bei welcher der Glaube an die mythologischen Götter nicht mehr bestehen konnte. So wird schon in dieser Zeit Kritik an den homerischen Göttern geübt, und nicht nur die Philosophen treten damit auf, sondern auch der Geschichtsschreiber Herodot und der Tragiker Euripides, während Sophokles „in der griechischen Literatur der edelste und zugleich der letzte Repräsentant einer wahrhaft harmonischen Lebensbetrachtung ist“ (Chantepie de la Saussaye, 2. Aufl. S. 340).

Mit Alexander dem Großen beginnt die Zeit, welche man die hellenistische nennt. Obgleich die Bewohner der alten Republiken und ihre Redner die Unterwerfung unter die makedonische Herrschaft in ihrem demokratischen Partikularismus als den Tod des wahren Griechentums betrachteten, ist dasselbe doch in der Tat erst jetzt zur politischen Größe gekommen und der Kulturträger für die ganze alte Welt geworden. Konnte aber eine Religion, die schon so sehr der Kritik anheimgefallen war, noch Eroberungen machen und jahrhundertlang existieren? — Ja, denn der natürliche Mensch sucht doch immer wieder nach einem

sichtbaren Zeichen für unsichtbare Güter. In der Abstraktion und Negation kann er nicht auf die Dauer Befriedigung finden. Die griechische Religion war immer noch mancher barbarischen überlegen und konnte da und dort mit fremden Kulte einen Bund schließen. So sehen wir namentlich in Ägypten den Serapis- und Isisdienst mit griechischen Elementen gemischt und nach Europa verpflanzt. Eben dahin kommt die syrische Göttermutter und der persische Mithras. So mischen sich die Religionen unter der Herrschaft der griechischen Kultur. Auch das Judentum tritt in Alexandrien in nähere Berührung mit dem Hellenismus, bis endlich die Zeit erfüllet ist und Der gekommen, auf welchen die Völker harrten.

3. Die bedeutendsten griechischen Götter.

Während in der Götterwelt der Weda-Lieder die drei Regionen des Himmels, der Luft und der Erde unterschieden werden, hat in Griechenland, wo die Meeresküste weit ins Land hineinreicht, der Meeresgott eine hohe Bedeutung bekommen. Die Hand des Himmelsgottes Zeus reicht auf die Erde herab, denn diese wird als seine Gemahlin vorgestellt. Aber der Gott der Unterwelt ist wieder eine besondere Macht, und so werden in der griechischen Mythologie die drei Götter Zeus, Poseidon und Hades oder Pluton als Brüder dargestellt, als Söhne des aus der Herrschaft gestürzten Kronos und der Rhea, als Enkel des Uranos und der Gaä. Wir haben schon angedeutet, daß diese Genealogie wohl späteren Ursprungs und aus dem Namen Kronion abgeleitet ist.

Zeus, der Vater der Menschen und Götter, das Haupt der Götterfamilie, der Schutzgott der Hellenen und ihrer einzelnen Stämme, ist Himmelsgott, aber nicht bloß der Gott des reinen Äthers, sondern auch der Wolkensammler, wie er bei Homer häufig genannt wird, der Donnergott. Wenn er mit der Rechten den Blitz schleudert, schüttelt er mit der Linken den mit 100 Quasten besetzten Schild mit dem Haupt der Gorgo, des entsetzlichen Ungeheuers, die Agis. Er ist der Befruchter der Erde, der Gemahl der Erdgöttin Hera. Ursprünglich hat er einen sittlichen Charakter. Er ist der Träger der heiligen Gesetze, die den Menschen vom Himmel her gegeben sind. Er

rächt den Mord, den Treubruch, den Eidbruch (als Zeus horkios), deshalb ist der oberste Schwur der bei Zeus. Er rächt die Verletzung des Gastrechts (als Zeus xenios). Themis, die Rechtsordnung, ist nach Hesiod seine zweite Gemahlin und hat ihm die Horen, die Jahreszeiten, geboren, deren Namen Eunomia (Gefekmäßigkeit), Dike (Recht) und Eirëne (Friede) schon auf eine sittliche Bedeutung hinweisen, sowie die Moiren, die Schicksalsgöttinnen: Klotho (die Spinnerin), Lachesis (die das Los erteilende) und Atropos (die Unabwendbare). Bei Homer gibt es nur eine einzige Moira oder Nisa, und man hat über das Verhältnis des Zeus zum Schicksal schon viel geschrieben. Es ist die Ansicht aufgestellt worden, die ganze griechische Götterwelt, auch Zeus selbst, sei dem Schicksal unterworfen, dieses dunkle Verhängnis schwebe über dem ganzen heiteren Himmel der Hellenen. Mögen immerhin einzelne griechische Schriftsteller einen solchen Fatalismus aufgestellt haben, so hat doch Nägelsbach nachgewiesen, daß bei Homer Zeus der Moira nirgends entschieden untergeordnet ist, daß die Götter Vollstrecker der Moira sind, daß die Moira keine dunkle, unfaßbare Gewalt ist, daß Zeus und der Götter Wille die ganze epische Handlung beherrschen, daß, wie auch Welcker es dargestellt hatte, die Moira und Gottes Wille und Wirken eins seien (Nägelsbach, Homerische Theologie, 3. Aufl. S. 116 bis 141). — Zeus ist nun aber in den mythologischen Darstellungen seines sittlichen Charakters vielfach entkleidet worden durch seine Liebeshändel, bei welchen er mit verschiedenen menschlichen Weibern Kindern erzeugt, wie auch durch die Art und Weise, wie er seinen Vater Kronos entthront hat. Ebenso wenig entspricht aber auch dieser einer sittlichen Autorität, da er seine eigenen Kinder verschlingt und seinen Vater Uranos entmannt. Der ganze Kampf der Titanen mit den Olympiern soll wohl den Sieg der Kultur über die rohen Naturkräfte darstellen, aber es kämpft Macht gegen Macht. Da einzelne Sagen über Zeus von Kreta nach Griechenland gekommen sind, hat man auch schon phönizische Elemente darin vermutet. Zeus wurde besonders auf den Höhen verehrt. Nicht nur der Götterberg Olymp, sondern auch andere Berge waren ihm heilig. Das kolossale Bild des Zeus, welches Phidias für den Tempel

in Olympia gefertigt hat, wurde als das größte Meisterstück der griechischen Bildhauerkunst betrachtet. — Das weibliche Seitenstück zu Zeus hieß ursprünglich *Dione*. Sie wurde aber mit *Hera* kombiniert, der vergötterten Erde. Der Zwist zwischen Zeus und Hera spielt bei Homer eine große Rolle. Hera ist die edle, gestrenge, eifersüchtige Göttin der Ehe. Ihre zwei Töchter sind Hebe, die Mundschenkin der Götter, und *Gileithyia*, die Geburtsgöttin. *Hestia*, die Herdgöttin, gilt als die älteste Schwester des Zeus. Sie erhielt bei Festmahlen die erste und die letzte Spende.

Pallas Athene ist gleichsam der personifizierte Geist des Zeus. Sie steht in besonders nahem Verhältnis zu dem höchsten Gott, da sie nach Hesiod aus dem Haupt des Zeus geboren wurde, nachdem derselbe seine erste Gattin *Metis* verschlungen hatte. Sie ist die besondere Schutzgöttin des griechischen, namentlich des athenischen Volks, die Göttin des Ölbaums, aber weit mehr Kultur- als Naturgöttin. Sie hat den Pflug, den Wagen, die Schifffahrt erfunden. Sie übt und lehrt jede weibliche Kunstfertigkeit und ist die Göttin der Künste und Gewerbe, der Weisheit und Wissenschaft. Sie waltet über Gerichten und Volksversammlungen. Sie ist die scharfblickende, glanzäugige (*glaukōpis*) Beschützerin des Staats, die Göttin kluger, geordneter Kriegsführung, im Unterschied von dem wilden *Ares*. Ihr stadtschirmendes Bild, das *Palladion*, welches aus Troja vor der Zerstörung der Stadt geraubt wurde, ein Schnitzbild mit erhobenem Speer in der Rechten, mit Spindel und Rocken oder einem Schild in der Linken, fand sich in vielen Städten. In Athen auf der Akropolis stand das Parthenon, der Tempel der jungfräulichen Göttin, und das 26 Ellen hohe Standbild der Göttin von Phidias aus Gold und Elfenbein, auf dem Haupt der Helm, um die Brust die Aegis, der Schild des Zeus, und leuchtete weit hinaus bis in das Meer.

Apollon erweist sich durch seinen Beinamen *Phoibos* (strahlend) als Lichtgott. Er ist mit seiner Schwester *Artemis* von Zeus und der Leto erzeugt, einer Tochter des Titanen Koios. Er ist der Beschützer der Ordnungen des Zeus und bringt mit seinen Pfeilen (Sonnenstrahlen) Tod und Verderben über die Freveler. Er kann Seuchen schicken, aber auch

wieder wegnehmen. Als Hirtengott wird er lykeios genannt (ob das mit Wolf zusammenhängt, ist zweifelhaft) und karneios (mit Widderhörnen). Er ist ewig jung, Vorbild der männlichen Jugend, die er in Gymnasien und Ringschulen zur Leibes- und Geistesübung anfeuert. Er verleiht Kraft zum Siege. Als Beschützer der Künste und Wissenschaften ist er Anführer der Musen. Als Gott der Mantik, der Weissagung, hat er in Delphi den Drachen Python erlegt, den aus der Erde geborenen, welchem wahrscheinlich das Orakel zuerst gehörte, und einen Triumphgesang (paian) dafür angestimmt. Nun ist er es, der den Willen der Gottheit in Delphi verkündigt, und ihm zu Ehren werden die pythischen Spiele gefeiert. Er ist der Sühner, dem in alten Zeiten selbst Menschenopfer, zwei Verbrecher, als pharmakoi (Heilende) bei den Thargelien in Athen dargebracht wurden. Er ist Städte- und Koloniengründer (ktistes) und Straßenschirmer. — Mit Helios, dem eigentlichen Sonnengott, der seinen Wagen über den Horizont führt, ist Apollon erst später verbunden worden. In Helios wird der Sonnenkörper, in Apollon werden die Sonnenstrahlen personifiziert. Apollons Sohn Asklepios ist der Gott der Heilkunst. Seine Symbole sind Schlange und Stab und die Schale mit heilkräftigem Trank. Seine Heiligtümer galten auch als Heilstätten, und es gingen in der hellenistischen Zeit Medizinschulen daraus hervor, so in Pergamon in Kleinasien und auf der Insel Kos.

Apollons Schwester Artemis ist als Mondgöttin an die Stelle der älteren Selene getreten. Wie ihr Bruder kann sie mit ihren Pfeilen Tieren und Menschen, besonders Frauen, plötzlichen Tod senden. Sie ist Göttin der Jagd und hat ihre Freude an der Natur. Wie Apollon ist sie unvermählt. Das berühmte Heiligtum der Artemis in Ephesus (Apg. 19, 27) war für eine asiatische Göttin errichtet, welche als die alles Lebendige ernährende Kraft verehrt und als die Allmutter mit vielen Brüsten abgebildet, also anders dargestellt wurde als die eigentlich griechische Artemis.

Eine vielseitige Figur im griechischen Götterkreis ist Hermes. Als Sohn des Zeus und der Maia, einer Tochter des Titanen Atlas, ist er auf dem arkadischen Berge Kyllene geboren. Kaum geboren verläßt er die Windeln und die Höhle seiner Mutter und stiehlt 50 Kinder von den Herden der Götter, welche Apollon

in Pierien weidet. Er weiß sie so geschickt zu führen und in einer Höhle bei Pylos zu verbergen, daß man keine Spur von ihnen entdeckt. Dann kehrt er zurück in seine Windeln. Aber Apollon findet durch seine Weissagung den Dieb und führt ihn vor Zeus, der ihm befiehlt, die Rinder zurückzugeben. Hermes erfindet die Leier, welche er aus der Schale einer Schildkröte macht. Wie Apollon ihn darauf spielen hört, ist er so entzückt, daß er ihm die Rinder schenkt, welche Hermes nun weidet. Hermes wird der Gott der niederen Weissagung, Apollon der höheren. Zeus macht den Hermes zum Götterboten, der wie der Wind seine Befehle ausrichtet. Er ist auch der Gott der Träume und des Schlafs, der mit seinem Stab die Augen der Menschen schließt und wieder öffnet. Der älteste Sitz seines Kultus war das pelasgische Arkadien und seine ältesten Bildnisse, die Hermen an den Wegen, meist bloße Säulen mit einem Hermeskopf und männlichem Geschlechtszeichen. Später wird er als Götterbote mit breitem Hut, Zauberstab und Flügelschuhen abgebildet. Der schlaue Gott ist auch Beschützer des Handels, und in die Unterwelt muß er die abgeschiedenen Seelen begleiten (Hermes psychopompos).

Von Arkadien stammt auch der Herdengott Pan, der mit Ziegenfüßen, zwei Hörnern und langem Ziegenbart dargestellt wird und mit den Nymphen Hirtentänze aufführt. Sein Ruf kann in abgelegenen Gegenden den panischen Schrecken erzeugen. Seine Figur paßt nicht mehr in die hellenische Kultur, aber als komische Gestalt wird er auch in den Mysterien noch aufgeführt.

Die Göttin der Bauern ist Demeter. Während Gāa die Erde im allgemeinen bezeichnet, ist sie besonders die Göttin des Ackerbaus. Ihre Tochter Persephone wird von Hades geraubt, der sie zu seiner Gattin in der Unterwelt macht. Seit dem Raube zieht Demeter suchend und klagend umher. Weil dadurch die Fruchtbarkeit der Erde aufhört, versöhnt sie Zeus durch das Versprechen des alljährlichen Wiedersehens ihrer Tochter. Damit wird das Absterben und Wiederaufblühen der Saat dargestellt. Das Erntefest ist das Freudenfest der Demeter. Da durch den Ackerbau auch die Rechtsverhältnisse eine festere Form gewonnen haben, ist Demeter auch die Urheberin

der Sakungen (thesmophoros) und Beschützerin des ehelichen Lebens. An den Thesmophorien durften nur verheiratete Frauen teilnehmen. Der Kultus der Demeter und ihrer Tochter (unter dem Namen Kore) ist nach Herodot pelasgisch und war mit Mysterien verbunden, namentlich in Eleusis. Dort soll die Tochter der Mutter wiedergegeben worden sein, und Demeter selbst soll die Fürsten dieses Landes ihren Kultus und die heiligen Geheimnisse gelehrt haben. Durch die Vereinigung von Eleusis mit Attika wurde der eleusinische Kult zum athenischen Staatskult erhoben und gewann Bedeutung für ganz Griechenland. In arkadischen Sagen wurde Demeter mit Poseidon verbunden.

Hephästos ist der Feuergott, aber er stellt nicht wie der vedische Agni zunächst das Opferfeuer dar, sondern das leuchtende und schmelzende, zum Kunstgewerbe nötige Feuer. Sein Vater Zeus, wird in der Ilias erzählt, hat im Zorn über Hera diesen ihren Sohn vom Himmel herabgeschleudert. Auf der Insel Lemnos wurde er von thrakischen Männern aufgenommen, und seitdem ist ihm diese vulkanische Insel der liebste Aufenthalt. Er hat aber bei Homer auch seine Werkstätte auf dem Olymp mit 20 künstlichen Blasebälgen (Il. 18, 470), er hat sich und anderen Göttern eherne Paläste gebildet. Nach späterer Darstellung arbeitet er im Ätna mit den Kyklopen, Riesen mit einem Auge auf der Stirne, Söhnen des Uranos und der Gaea. Durch seinen Sturz auf die Erde ist er hinkend geworden. Diesen Sturz deutet man auf das Herabfahren des Blizes und das Sinken auf das Zucken des Blizes und das Flackern des Feuers. — Die Gattin des Hephästos ist in der Ilias Charis, in der späteren Mythologie Aphrodite.

Aphrodite, die Göttin der Liebe und der weiblichen Schönheit, ist nach der Ilias die Tochter des Zeus und der Dione. Nach Hesiod ist sie aus dem Schaume des Meeres hervorgegangen und auf der Insel Cypern ans Land gestiegen. Es ist ohne Zweifel phönizischer Astartekultus in den ostgriechischen Aphroditenkult eingedrungen. Aber wir werden deswegen doch eine ursprünglich griechische Göttin als das Ideal der Schönheit annehmen dürfen, denn auch auf der Insel Kythera, südlich vom Peloponnes, war ein Hauptsitz ihrer Verehrung. Als Gattin des Hephästos begehrt sie nach der Odyssee einen

Gebruch mit Ares, dem wilden Kriegsgott, und wird von Hephästos überrascht, der dieses Paar mit einem feinen Netz umspinnen hat. Im Kultus zu Theben, Argos und Athen wurde Aphrodite als rechtmäßige Gattin des Ares betrachtet. — Selbst der phönizische Adonisdienst ist in Verbindung mit Aphrodite nach Griechenland gekommen. Sie klagt beim Absterben der Natur im Herbst über den Tod ihres schönen Geliebten Adonis, den Artemis oder Ares durch einen Eber hat töten lassen. — Der Aphroditedienst war namentlich in Korinth ein schändlicher Buhldirnen dienst. Manche griechischen Schriftsteller unterscheiden deshalb zwischen der Aphrodite Pandemos, der gemeinen Göttin der Wollust, und der Aphrodite Urania, der himmlisch erhabenen Liebesgöttin.

Ares, der Sohn des Zeus und der Hera nach Hesiod, ist bei Homer der stürmische Gott des Schlachtengetümmels, dem nichts lieber ist als Kampf und Männermord, im Unterschied von der klugen, umsichtigen Athene, welche über ihn den Sieg davonträgt. Es ist ihm einerlei, wofür er kämpft. Seine Schwester Eris (Streit) und seine Söhne Phobos und Deimos (Furcht und Schrecken) begleiten ihn in seinen Kämpfen. In Athen war ihm der Areopag, der Gerichtshof, geweiht, der auch über den Dienst der ehrwürdigen Gottheiten zu wachen hatte. Dort soll Ares von einer Bluttat, der Ermordung eines Sohns des Poseidon, freigesprochen worden sein. Im übrigen wurde ihm dort keine besondere Verehrung zuteil. Die Griechen selbst sagten, der Areskult stamme aus dem barbarischen Thrakien.

Aus Thrakien stammt auch der wilde Gott Dionysos, der bei Homer noch nicht als Weingott erscheint. Die wilden Tänze, die ekstatischen Erscheinungen und zauberhaften Wirkungen bei den Dionysosfesten erinnern an die schamanischen und Fetisch-tänze der unkultivierten Völker, wo der Priester in eine andere Welt versetzt werden muß, um den Geistern eine Gabe abzurufen. In Griechenland gilt als Stammsitz des Gottes Theben, wo er von Semele als Sohn des Zeus geboren, aber seine Mutter von Hera aus Eifersucht verbrannt wurde. Er entkam mit Not dem Feuer der eifersüchtigen Göttin, da er mit Efeuablättern umgeben und den Nymphen in Nysa zur Pflege anvertraut wurde. Groß geworden, erfand er den Weinbau. Trunken zieht er

mit seinem Gefolge umher in weibischer Kleidung, mit Efeu und Lorbeer bekränzt, ein Freund der Musen und der heiteren Geselligkeit. Mit dem Wein und der Demokratie verbreitete sich der Dionysoskultus in Griechenland, und der Weingott wurde als Förderer der Kultur und der Fröhlichkeit gepriesen. Das Drama geht von seinen Spielen aus, indem Trauerchöre und lustiger Mummenschanz abwechseln. — Rohde nimmt an, daß der Dionysosdienst auch auf das delphische Orakel eingewirkt habe, indem dadurch erst die Weissagung durch Ekstase aufgekommen sei (Rohde, *Psyche*, S. 347 ff.). — In sittlicher Beziehung ist die Wirkung der dionysischen oder bacchischen Orgien eine verderbliche: Phallusdienst und Menschenopfer, Wollust und Grausamkeit finden sich nebeneinander. — Über die orphischen Mysterien werden wir noch reden.

Poseidon, der Bruder des Zeus, welcher bei der Verteilung der Weltherrschaft nach der Besiegung der Titanen das Meer als sein Gebiet bekommen hat (Zl. 15, 187 ff.), ist der dunkel gefleckte, die Erde haltende und umschließende Beherrscher des Meers und aller Meeresgötter und hat seinen Palast in den Tiefen des Meers, von Zeus selbst als der älteste Bruder anerkannt (Od. 13, 142). Alle Erscheinungen des Meeres gehen von ihm aus. Wenn er mit seinen erzhufigen, stürmenden Rossen über das Meer fährt, so glättet sich dasselbe zur stillen Fläche; stößt er aber zürnend mit seinem Dreizack, seiner furchtbaren Waffe, in das Wasser, so erheben sich brausend die Wellen, verschlingen die Schiffe, überschwemmen Länder und Städte. Der Erderschütterer Poseidon hat auch mit dem Stoß seines Dreizacks in Theffalien, als das Wasser des Peneios das Land überschwemmte, das Tal Tempe eröffnet, damit das Wasser abfließe. Mit heftigem Zorn verfolgt er diejenigen, welche ihn beleidigen, so den Odysseus, der ihm seinen Sohn Polyphemos geblendet. Mit Athene streitet er um den Besitz von Attika. Er ist der Gott des Rosses (Pos. hippios), wahrscheinlich weil die Wellenbewegungen des Meeres dem Trab der Rösse gleichen. Seine Gattin ist Amphitrite. Ihm zu Ehren wurden die irthmischen Spiele auf der Landenge von Korinth gefeiert. Er ist erhaben und gewaltig, aber es fehlt ihm die ruhige Majestät des Zeus.

Hades oder Pluton, der unterirdische Zeus, herrscht in der Unterwelt mit seiner Gattin Persephone über die Schatten. Dort hält er sie eingeschlossen, denn der dreiköpfige Hund Kerberos läßt keinen hinaus an das Tageslicht. Der Name Pluton (Reichtumsgott) bezieht sich wohl darauf, daß aus dem Schoß der Erde auch der Reichtum der Gewächse und Metalle kommt. Außer dem Raub der Persephone gab es wenige Mythen von Hades, auch wenige Kultusstätten und Statuen.

4. Die Entstehung und Entwicklung der Menschen, das Leben nach dem Tode, der Heroendienst und der Totenkult.

Autochthonen, d. h. Kinder ihres eigenen Bodens, wollen die einzelnen griechischen Stämme sein. Die Verbindung des Zeus mit der Gaea, der Erde, konnte diese Vorstellung desto leichter verbreiten. Dabei dachte man wohl auch an einen ersten Menschen, aber nur als den Vater dieses Stamms. In Böotien wurde Malakomeneus als Stammvater genannt, in Arkadien Pelasgos, in Eleusis Diaulos, aber auch eine Mehrzahl von Menschen wurde als gleichzeitig baumartig aufsprössend gedacht, wie die Korybanten in Phrygien, die Kureten in Krete, Erichtheus, Kekrops und Kraneos in Athen, wo man auf das Autochthonentum besonders stolz war. Wenn so nicht einmal die Einheit der hellenischen Stämme festgehalten wurde, so war vollends die Abstammung der Barbaren, der eine fremde Sprache Redenden, und der Griechen von demselben Menschenpaar (Apg. 17, 26) den Griechen eine ebenso fremdartige Idee wie das rein geistige Wesen des einen Gottes.

Anflänge an den Sündenfall enthält die Prometheus-sage. Prometheus (d. h. der Vorausdenkende), Sohn des Titanen Iapetos, Bruder des Atlas, des Menoitios und des Epimetheus (d. h. der Nachherdenkende), tritt in Hesiods Theogonie als Vertreter der Menschen bei der Einführung des Opfers auf und sucht den Zeus durch seine Klugheit zu täuschen, indem er zwei Teile macht, in den einen das Fleisch in der Haut des Tiers und oben darauf den Magen, das schlechteste Stück, legt, in den andern die Knochen, mit Fett umhüllt. Zeus wird zur Wahl aufgefordert und wählt die Knochen, aber nimmt im Zorn über

diesen Betrug den Menschen das Feuer. Prometheus stiehlt es jedoch wieder in einer Narthexstaude aus dem Olymp. Darüber noch mehr erzürnt, läßt Zeus durch Hephästos eine schöne Jungfrau aus der Erde bilden, welche Pallas Athene reizend ausschmückt und alle Götter reichlich begaben, so daß sie den Namen Pandōra (die Allbegabte) erhält. Hermes führt sie dem Epimetheus zu, der sie trotz der Warnung des Prometheus annimmt. Nun hat das selige Leben der Menschen ein Ende; denn Pandōra hebt vom Faß der Übel den Deckel, und alle Übel fliegen heraus und verbreiten sich in der Menschheit. Nur die trügerische Hoffnung bleibt im Faß, wie Pandōra den Deckel wieder schließt. Den Prometheus aber fesselt Zeus für seinen Frevel, treibt ihm einen Pflock durch die Brust und läßt täglich durch einen Adler seine Leber zerfleischen, welche in jeder Nacht wieder wächst, bis endlich Herakles den Adler erlegt und mit Genehmigung des Zeus den Prometheus befreit.

Hesiod unterscheidet für die Entwicklung der Menschheit fünf Weltalter, aber die spätere Dichtung hat wie die indische vier: das goldene, das silberne, das eherne und das eiserne Zeitalter, und schildert darin den zunehmenden Verfall der Menschheit.

Die Sintflut knüpft die griechische Sage an den Namen Deukalion, den Sohn des Prometheus und der Klymene, an. Sie wird an das Ende des ehernen Zeitalters gesetzt. Als Zeus das sündige Geschlecht der Menschen vernichtete, rettete sich Deukalion mit seiner Gemahlin Pyrrha, der Tochter des Epimetheus, nach dem Willen des Zeus auf einem Schiff, welches er auf den Rat des Prometheus gebaut hatte. Nach neun Tagen landete er auf dem Parnass und opferte dem Zeus Phrygios (Fluchtschirmer). Das Orakel in Delphi antwortete ihm auf die Frage, wie ein neues Menschengeschlecht entstehen könne: „Verhüllet euch beide das Haupt, löset die gegürteten Kleider und werfet sodann die Gebeine der großen Erzeugerin rückwärts.“ Die Gebeine der großen Mutter deutete Deukalion auf die Steine, und so warfen die beiden Steine hinter sich. Aus den Steinen des Deukalion wurden Männer, aus denen der Pyrrha Weiber. Deukalion zog nun vom Parnass herab und errichtete in verschiedenen Orten, auch in Athen, ein Heiligtum des olympischen

Zeus. Unter den Söhnen des Deukalion ist Hellen der Stammvater der Hellenen. Wie damit die Autochthonie sich vereinigen läßt, darüber hat der Lokalpatriotismus nicht nachgedacht. — Eine andere Flutsage, von Ogyges, hat nur lokale Bedeutung für Theben.

Das Leben nach dem Tode stellt Homer als ein trostloses Schattenleben dar unter der Herrschaft des Hades und der Persephone. Achilleus möchte lieber Tagelöhner sein auf Erden als ein König im Totenreich. Die Seele (Psyche) wird nicht als das eigentliche Ich des Menschen betrachtet, wenn es von Achilleus *Il.* 1, 3 f. heißt: „Viele Seelen von starken Helden stürzte er in den Hades hinab, sie selbst aber warf er den Hunden und allen Vögeln zur Beute hin.“ Die Seelen im Hades (so wird auch das Totenreich selbst genannt) sind nur Schattenbilder. Es fehlt ihnen das Zwerchfell und damit alle Kräfte, die den sichtbaren Menschen am Leben erhalten (*Kohde, Psyche, S. 7*). Es ist eine Seele ohne Geist, nur das animalische Leben. Der Geist vergeht durch ihr Entschwinden nur mittelbar, insofern als der Leib, der eigentliche Träger des Geistes, von der Psyche, vom animalischen Leben, verlassen, alle Fähigkeit verloren hat, die ihm zugehörigen Organe des geistigen Wesens in Bewegung zu setzen. Hinwiederum wird die Psyche, vom Leibe getrennt, zum eidolon, zum wesen- und bewußtlosen Schatten, einem Traumbild, einem Rauche gleich (*Nägelsbach, Homerische Theologie S. 354*). Nur ein durch Blut vermittelter Zauber kann den Toten für eine Weile das Bewußtsein wieder geben. So findet sie Odysseus auf seiner Hadesfahrt. In einer zweiten Abteilung des Totenreichs, in welche Hermes Psychopompos die Schatten der Freier führt, haben die Schatten, die dort wohnen, wie Agamemnon, wenigstens die Erinnerung an die Vergangenheit bewahrt.

Neben der Vorstellung, daß das Leben im Totenreich nur eine schattenhafte Fortsetzung des Diesseits sei, findet sich auch schon in einzelnen homerischen Stellen die strafende Gerechtigkeit in der Erinyis, welche namentlich den Meineid rächt (*Il.* 3, 279; 9, 571; 19, 260). Später werden die Erinyen zu einer Mehrzahl. Im Reich des Hades hält Minos Gericht über die Toten; Orion beschäftigt sich, wie auf Erden, mit der Jagd;

dem Tityos wird von zwei Geiern die Leber zerfleischt zur Strafe dafür, daß er sich an der Leto vergrißen; Tantalos steht in einem Teich und verschmachtet, da das Wasser, so oft er trinken will, zurückweicht, ebenso die herrlichen Früchte über ihm, so oft er darnach greift; Sisyphos muß einen Stein bergan wälzen, der immer wieder hinabrollt (Od. 11, 576 ff.). Bei Pindar findet sich auch die Sage von Tylon, der an ein feuriges Rad gebunden, rastlos umgetrieben wird, weil er nach der Liebe der Hera trachtete; bei späteren Schriftstellern die Sage von den Töchtern des Danaos, welche Wasser in ein durchlöcheretes Faß schöpfen müssen, weil sie ihre Männer im Schlaf ermordet hatten. So hat die griechische Phantasie die Höllenqualen in ergreifender und doch nicht zu krasser Weise ausgemalt.

Die homerische Vorstellung vom Elysion, einem seligen Aufenthalt, gehört eigentlich gar nicht in die Lehre vom Totenreich, denn Menelaos wird nicht als gestorben, sondern als lebend dorthin entrückt, Od. 5, 560 ff.:

„Nicht ist es dir beschieden, erhabener Fürst Menelaos,
Im roßsewendenden Argos den Tod und das Schicksal zu dulden;
Nein, fernab zur Elysischen Flur, zu den Grenzen der Erde,
Senden die Götter dich einst, die unsterblichen, wo Rhadamanthys
Wohnt, der blonde, und leichtestes Leben den Menschen beschert ist
(Nie ist da Schnee, nie Winter und Sturm noch strömender Regen,
Sondern es läßt aufsteigen des Wests leicht atmenden Anhauch
Immer Okeanos dort, daß er Kühlung bringe den Menschen),
Weil du Helena hast, und Gidam ihnen des Zeus bist.“

Diese elyrischen Fluren sind nicht ein Teil des Hades, aber auch nicht der Götterhimmel, sondern ein seliger Aufenthalt an den Grenzen der Erde, wohin einzelne Günstlinge der Götter entrückt werden. Menelaos kommt dahin nicht wegen besonderer Werke, sondern als Gemahl der Helena, der Tochter des Zeus. — Dagegen Hesiod spricht von Inseln der Seligen am Okeanos als einem Aufenthalt von Gestorbenen, wo die Heroen seines vierten Zeitalters unter der Herrschaft des Kronos ein glückliches Leben führen. Pindar läßt nach orphisch-pythagoreischer Lehre zu den seligen Inseln diejenigen Menschen gelangen, welche dreimal auf der Oberwelt und in der Unterwelt unsträflich gelebt haben. Dort ist die Burg des Kronos und Rhadamanthys als Richter. Dort wohnt auch Achilleus.

Die eleusinischen Mysterien laden ein mit der Verheißung: „Selig der Mensch, welcher diese heiligen Handlungen geschaut hat; wer aber uneingeweiht ist und untheilhaftig der heiligen Begehungen, der wird nicht gleiches Los haben nach seinem Tode, im dumpfigen Dunkel des Hades.“ Den Eingeweihten wird also ein bevorzugtes Schicksal nach dem Tode verheißen. „Aber schon im Leben,“ heißt es weiter, „ist hoch beglückt, wen die beiden Göttinnen lieben; sie schicken ihm Plutos, den Reichthumspender, ins Haus als lieben Herdgenossen. Dagegen wer Kore, die Herrin der Unterwelt nicht ehrt durch Opfer und Gaben, der wird allezeit Buße zu leisten haben“ (Rohde, a. a. O. S. 259). Man hat schon vermutet, in den Mysterien sei das Verschwinden des Samenkorns in der Erde und das Wiederaufkeimen als Vorbild für das Schicksal des Menschen gelehrt worden. Aber man hat dafür keinen Anhaltspunkt, und die Lehre von der Auferstehung des Leibes wäre dann wohl den Griechen kein so fremdartiger Gedanke geblieben. Immerhin sind die Vorgänge in der Finsternis, die Schrecknisse und Schauer vor der Weihe, die nach Plutarch der Erscheinung eines wunderbaren Lichtes, freundlicher Gegenden und heiligen Gesängen vorangingen, sicherlich für viele ein Sinnbild für die Wanderung der Seele durch Dunkel zum Licht geworden. Ein Anziehungspunkt für viele waren jedenfalls auch die prächtigen, geräuschvollen Aufzüge und die mannigfaltigen Spielereien und Neckereien, welche mit den auf eine ganze Woche sich erstreckenden Festlichkeiten verbunden waren.

Daß die Griechen über die homerische Anschauung vom Jenseits hinausgekommen sind und die Seele als eine ewige, ihrem Wesen nach unsterbliche Substanz erkannt haben, werden wir nicht zum wenigsten dem Einfluß der Platonischen Philosophie zuschreiben dürfen. Wenn auch die Präexistenz der Seele, welche Platon gelehrt hat, nicht allgemein angenommen wurde, und wenn in dieser Philosophie der Leib nur zu sehr als Kerker der Seele erscheint, so ist doch die Selbständigkeit der Seele und ihre Unsterblichkeit in einer Weise betont worden, daß auch christliche Kirchenlehrer sich gerne an diese Philosophie angeschlossen haben.

Noch müssen wir eine Art des Gottesdienstes besprechen, welche mit dem Unsterblichkeitsglauben näher zusammenhängt:

den Heroendienst. Die Griechen verehrten eine ganze Reihe von Wesen, welche nach der Sage ursprünglich Menschen waren. An ihrer Spitze steht Herakles, der Mann von unbezwingbarer Stärke, der Nationalheld der Griechen, der Sohn des Zeus und der Alkmene, der Gattin des Königs Amphitryon in Tiryns. Namentlich zwölf Heldentaten, welche er in seiner Dienstbarkeit bei Eurystheus ausführte, werden besungen. Von denselben lesen wir das Heraufholen des Kerberos schon bei Homer. Hesiod erwähnt den Kampf mit dem nemeischen Löwen, mit der lernäischen Wasserschlange, bei welcher für einen abgehauenen Kopf immer zwei hervorstüßten, und den Raub der Kinder des Geryones. Der erymanthische Eber, welcher Arkadien verwüstete, die Reinigung des Augiasstalls in Elis und die übrigen Heldentaten finden sich bei Pindar und den Tragikern, und alle der Reihe nach erzählt in Apollodors „Bibliothek“ aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. — Herakles hat die Welt von allerlei Übeln gereinigt, und nachdem er gerungen, gedient und geduldet, gefehlt und gebüßt, ist er von dem Scheiterhaufen auf dem Oeta, den er für sich selbst anzünden ließ, unter dem Rollen des Donners in den Götterhimmel erhoben worden, wo er als Gatte der Hebe in ewiger Jugend lebt. — Die Grundlage für die Sage bildete ohne Zweifel ein Held aus dorischem Stamm. Aber die Heraklessage ist wahrscheinlich mit Lokalgöttersagen und auch mit auswärtigen Götter- und Helden sagen verbunden worden, als die Griechen ein Handelsvolk geworden waren. Ob er ursprünglich Sonnengott gewesen und erst später zum irdischen Helden geworden sei, wie manche neuere annehmen, ist sehr zweifelhaft. Es ist Mode geworden, allen Eumemerismus zum voraus abzuweisen, d. h. alle Erklärung von Mythen aus geschichtlichen Tatsachen, wie sie Eumeros um 300 v. Chr. versucht hat. Wenn auch das Schema des Eumeros einseitig ist, so ist doch die Abweisung aller Erklärung aus historischen Tatsachen, die von der absichtslos dichtenden Sage gesteigert wurden, ebenso einseitig. Denn man verliert damit vollends alle Anhaltspunkte für die Kenntnis der ältesten Geschichte; und die Ausgrabungen haben bewiesen, daß Troja, Mykenä, Tiryns und andere Königsitze existiert haben, deren Könige man zu Göttern machen wollte. Vollends bei einer Person wie Herakles, die von der Sage selbst

als Mensch bezeichnet wird, handelt es sich gar nicht um Euemerismus, wenn man einen historischen Ausgangspunkt annimmt. Daß in der Vorzeit stärkere Menschen gelebt haben, ist in der Erinnerung vieler Völker erhalten geblieben.

Herales ist vollständiger unter die Götter aufgenommen worden als andere Heroen, welche von Hesiod Halbgötter genannt werden. Ebenso Theseus, der jonisch-attische Held neben dem dorischen Herakles. Theseus soll neben vielen andern rettenden Heldentaten den Minotauros im Labyrinth zu Kreta getötet haben, welchem die Athener alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen opfern mußten. Durch den Faden der Ariadne fand er den Ausgang aus dem Labyrinth. Mit Herakles soll er die Amazonen besiegt haben. Der schon genannte Prometheus gehört unter die Halbgötter, auch die meisten trojanischen Helden, namentlich aber einzelne lokale Größen. Der Kultus derselben schloß sich vorzugsweise an ihre Gräber an. Rohde zieht daraus den Schluß, daß der Heroenkultus auf dem Ahnenkultus beruhe, daß bei einem allgemeinen Ahnenkultus die Ahnen vornehmer Geschlechter auf diese Weise verehrt worden seien (Rohde, a. a. O. S. 147). Allein der Ahnenkultus wird von neueren Religionshistorikern in unberechtigter Weise zu einer allgemeinen Schablone gemacht (wie auch der Totemismus, wo Tiere verehrt werden). Allgemeinen Ahnenkult haben wir in China kennen gelernt. In dieser Weise finden wir ihn in Griechenland von alters her nicht; sonst müßte die Anschauung der homerischen Gedichte vom Jenseits eine andere sein. Durch die Ausgrabungen sind Königsgräber geöffnet worden, und wenn in denselben Spuren von Totenopfern sich finden, so ist damit ein Heroenkultus konstatiert, aber nicht ein allgemeiner Ahnenkult. Der Heroendienst kommt nicht vom allgemeinen Ahnendienst her, sondern eher das Umgekehrte. Die Ahnen der hervorragenden Familien werden verehrt, andere möchten die ihrigen auch emporbringen. Auch der Heiligendienst in der christlichen Kirche ist nicht aus einem allgemeinen Ahnendienst hervorgegangen, sondern der Personen, welche durch ihr Wirken und Leiden Hervorragendes für die Gemeinde geleistet, hat man nach ihrem Tode gedacht. Wenn wir also in der späteren griechischen Religion einen weit verbreiteten Totenkult

finden, werden wir denselben nicht aus den ältesten Zeiten ableiten, sondern eher als eine spätere Erweiterung des Heroendienstes ansehen dürfen. Eine mit der Zivilisation verbundene Sentimentalität erzeugt gerne einen allgemeinen Totenkult.

5. Die Mysterien.

Nachdem wir die bedeutendsten griechischen Götter und Heroen vorgeführt, wollen wir noch eine religionsgeschichtliche Erscheinung im Zusammenhang besprechen, die bei den Griechen besonders hervortritt: die Mysterien. Während sonst der griechische Kultus in der Öffentlichkeit sich bewegte und ein demokratisches Gepräge hatte, wandten sich doch, namentlich in Zeiten des politischen und religiösen Niedergangs, viele Griechen den Geheimkulten zu, deren Merkmale waren: 1) das Geheimnisvolle, Verborgene der rituellen Gebräuche (*mysteria*), 2) eine aufgeregte, enthusiastische Gemütsstimmung (*orgia*), 3) eine besondere, nur von ihnen erwartete religiöse Weihe und Erbauung (*teletê*). — Was hat wohl eine Anzahl von Griechen bewogen, diesen offenbar von auswärts, von Thrakien, von einem weniger kultivierten Volk hereingekommenen Gottesdiensten zuzufallen?

Wir haben gesehen, daß auch bei den unkultivierten Negervölkern, namentlich bei den Kamerunnegern, Geheimbünde existieren, mit Maskeraden, welche die Leute in Schrecken versetzen. Sie repräsentieren nicht eine höhere Stufe der Religion, sondern wollen das, was im Fetischismus und Schamanismus Vorrecht des Priesters ist, das ekstatische Eindringen in die Geisterwelt, für einen größeren Kreis, für ihre Angehörigen, zu ihrem Vorteil, in Anspruch nehmen. Dürfen wir nun auch für die Griechen nicht solche rohe, selbstfüchtige Beweggründe annehmen, so ist es doch für die religionsgeschichtliche Vergleichung wichtig zu konstatieren, daß wir nicht notwendig eine höhere Auffassung der Religion in solchen Geheimbünden suchen müssen.

Es ist über die griechischen Mysterien seit 1829 (Lobeck, *Aglaophamus, sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres*) viel geschrieben worden, und je weniger man sichere Tatsachen weiß, desto größer ist die Versuchung zu religionswissen-

schaftlichen Konstruktionen, bei denen der Schüler, welchem die Konstruktion des Meisters einleuchtet, die Hypothesen desselben als sichere Tatsache annimmt, während sie bei der nächsten Gelegenheit umgestoßen werden können. Wir dürfen nicht vergessen, daß viele Angaben über die Handlungen (dromena) und Lehren (legomena) den Mysterien von den Neuplatonikern herühren, welche gegenüber dem umsichgreifenden Christentum das antike Heidentum aufzuputzen suchten, daß daher diese Angaben nach so langer Zeit nicht ohne weiteres als geschichtliche Tatsachen anzusehen sind, wenn auch manche Gelehrte diesen Neuplatonikern weniger kritisch gegenüberstehen als den biblischen Schriftstellern, und mit Hilfe derselben die Originalität des Christentums abzugraben suchen.

Die Vorliebe für Mysterien kann man erklären aus persönlichen Neigungen für Geheimnisvolles, aus aristokratischem Sinn und Verlangen nach entsprechendem geselligem Anschluß, auch aus Unzufriedenheit mit den herrschenden religiösen Anschauungen und Handlungen, ohne daß man zu öffentlicher Opposition geneigt ist. In Griechenland kann man überdies gegenüber der nüchternen, werkgerechten Volksreligion eine Neigung zu religiösem Enthusiasmus bei einzelnen hiefür empfänglichen Leuten annehmen. In Geheimbünden können Symbole aus alten Zeiten gebraucht werden, ohne daß ein geschichtlicher Zusammenhang mit dem Alten besteht. So sind in neuerer Zeit viele Freimaurerlogen gegründet worden mit Symbolen der mittelalterlichen Maurer, ohne daß in Geschichte und Lehre ein Zusammenhang mit diesen mittelalterlichen Maurern besteht. Das müssen wir festhalten, wenn namentlich in den Orphischen Mysterien sehr verschiedenartige religiöse Elemente in einen Namen zusammengefaßt werden.

Die Orphischen Mysterien haben ihren Namen von dem sagenhaften thrakischen Sänger, der mit seinem Gesang Bäume und Felsen bewegt und wilde Tiere bezähmt haben soll, und der selbst die Persephone, die Königin der Unterwelt, so bezauberte, daß ihm erlaubt wurde, seine verstorbene Gemahlin Eurydike wieder in die Oberwelt zu holen, unter der Bedingung, daß er sich nicht nach ihr umsehe, bis er die Oberwelt erreicht habe. Orpheus aber sah sich voreilig nach ihr um, und so mußte

sie in die Unterwelt zurückkehren. Die Kluft zwischen Oberwelt und Unterwelt wird also in dieser Sage nicht als absolut unüberschreitbar dargestellt. Daran werden wohl die Orphischen Mysterien angeknüpft haben.

Aber diese Mysterien stehen mit dem Dionysosdienst in Verbindung, der uns keineswegs als ein tief religiöser erscheinen kann, der uns eher an den Schamanismus und an den vom Soma betrunkenen Indra erinnert, wenn in der Weinlaune das Gebrüll des stierförmigen Gottes nachgeahmt wird, und die Bacchantinnen mit ihren Thyrsusstäben, die Kleider mit Schlangen umgürtet, bei Nacht wahnsinnig durch die Wälder streifen, um die phallische Kraft des Gottes zu erwecken, welcher der Natur neues Leben geben soll. Als Dionysos Sabazios war der Gott in Thracien Repräsentant des blühenden Lebens der Natur, welches dem Tode verfällt und wieder erwacht. Dionysos Zagreus (der Zerrissene) wurde er besonders von den Orphikern genannt. Er sollte ein Sohn des Zeus und der Persephone sein, von dem Vater auf den Thron des Himmels gesetzt, aber von den Titanen zerrissen. Zeus habe jedoch sein zuckendes Herz verschlungen und den Dionysos aufs neue erzeugt. In Delphi zeigte man im Allerheiligsten des Tempels neben dem Dreifuß und dem goldenen Bild des Apollo das Grab des Dionysos, dem die Priester um die Zeit des kürzesten Tages geheime Opfer brachten. — Durch die Ekstase versetzt man sich in eine andere Welt, durch Ekstase kann man in die Götterwelt eindringen, besser als durch Opfer. Diese Gedanken werden wir wohl als Bindeglied zwischen dem Dionysoskult und den Mysterien festhalten müssen.

Eine neue Stufe in der Entwicklung des Orphismus wird wohl mit dem Philosophen Pythagoras begonnen haben, der zwischen 580 und 568 v. Chr. in Samos geboren wurde, viele Länder bereist, sein späteres Leben in Unteritalien zugebracht und daselbst einen Bund von Philosophen und Asketen gestiftet hat, mit vielen Weihen und Gebräuchen. Nach 2—5jähriger Prüfung im Schweigen wurden die Mitglieder aufgenommen und zerfielen in Exoteriker oder Askematiker und Esoteriker oder Mathematiker, Sebastiker. Sie lebten in Gütergemeinschaft, hatten strenge Lebensregeln, enthielten sich des Fleischgenusses u. dgl.

Sie wollten offenbar eine sittlich-religiöse Reform des griechischen Lebens herbeiführen, wenigstens für ihre Gemeinschaft, und glaubten das Wesen der himmlischen Weltordnung in den arithmetischen Gesetzen der Zahlen und in den Tonverhältnissen der Musik gefunden zu haben, betrachteten daher Musik und Mathematik als bedeutendes sittliches Bildungsmittel. Alles ist Zahl, und alles ist eine Harmonie, eine Verknüpfung von Entgegengesetztem durch Zahl und Maß. Das Verhältnis von Leib und Seele ist ein anderes als nach homerischer Anschauung. Die Seele ist ein göttlicher Hauch und ist in den Körper als einen Strafort herabgesunken. Wenn sie in diesem Leben sündigt, muß sie zur Strafe nach dem Tod einen anderen Leib beziehen. Es wird also die Seelenwanderung gelehrt, und die unheilbaren Sünder werden im Tartaros bestraft. Durch Reinigungen und Weißen kann man der Seelenwanderung entgehen und ein glückliches Jenseits gewinnen. Es ist also nicht nur in bezug auf die Wertung der Seele ein Fortschritt über die homerische Anschauung zu bemerken, sondern auch in der Regulierung des künftigen Schicksals nach einem gerechten sittlichen Maßstab. Aber die Persönlichkeit Gottes tritt nicht hervor, die Anschauung ist pantheistisch, wie in Indien.

Können wir uns nun denken, daß die Pythagoräer an bakchischen Orgien sich beteiligt haben? — Sicherlich nicht. Der Orphismus ist für sie offenbar nur ein Deckmantel gewesen, unter welchem sie eine den Griechen fremde Weltanschauung einführen und für griechisch ausgeben konnten, oder sie haben dem Orphismus einen anderen Inhalt gegeben. Ähnlich werden wir uns das Verhältnis Platos zum Orphismus denken müssen. Auf Grund des Orphismus erschien die Kritik der homerischen Weltanschauung berechtigt. — Im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt tauchte der Pythagoräismus von neuem auf in Apollonius von Tyana und anderen, und der Platonismus in den ersten Jahrhunderten nach Christo, aber eine historische Einheit werden wir im Orphismus nicht finden können. Seine Theogonien sind schwerlich aus alter Zeit.

Die Mysterien von Samothrake verraten schon durch den Namen Kabiren, welchen die dabei verehrten Dämonen auf der Insel und in Theben führten, einen Zusammenhang mit der

phönizischen Religion. Sie sollen namentlich zum Schutz der Schifffahrt gedient haben.

Auch die Mysterien der Kybele, der asiatischen Großen Mutter, welche in wildem Fanatismus sich kundgaben, fanden in Griechenland und Rom Eingang. Kybele wurde von den Griechen mit Rhea identifiziert, der Mutter des Zeus auf Kreta, wo phönizische und griechische Religionsselemente seit alter Zeit zusammengewachsen waren. Die asiatische Kybele hatte in Phrygien-Galatien, in der Stadt Pessinus, ein vielbesuchtes Heiligtum, wo der dem phönizischen Adonis, dem babylonischen Tammuz entsprechende Atys ihr Geliebter war und auf grausame Weise ums Leben kam. Im Frühlingsanfang wurde ein mehrtägiges Fest gefeiert, wobei man sich unter rauschender Musik rasendem Schmerz und maßloser Freude ergab und sich blutig verstümmelte. Die entmannten Priester hießen Galli, die Begleiter der Göttin hießen in Phrygien Korybanten, in Kreta Kureten. In Thrakien vertrat der mit Dionysos identifizierte Sabazios die Stelle des Atys.

Am meisten in die Volksreligion eingegangen sind die Eleusinischen Mysterien, von denen wir schon S. 329 geredet haben. Aber wir werden ihre Anziehungskraft auf größere Kreise mehr in prächtigen Aufzügen und Lustbarkeiten als in religiöser Vertiefung suchen müssen. In früherer Zeit hatten die Aristokraten von Athen das Vorrecht der Einweihung; später konnten sich Männer und Frauen jeden Standes einweihen lassen, die keine Blutschuld auf dem Gewissen hatten. Das priesterliche Geschlecht der Eumolpiden hatte die Hierophantenwürde bis in die römische Zeit. Daß in den Eleusinischen Mysterien neben dem Dienst der Demeter, der Erntegöttin, und ihrer von Hades geraubten Tochter, auch der Dienst des Dionysos Eingang fand, wird gewöhnlich auf eine Einwirkung der Orphiker zurückgeführt. Dionysos wurde nämlich unter dem Namen Iakchos als Bruder oder Bräutigam der Kore-Persephone zur Seite gestellt. Allein wenn einmal die Eleusinien ein Volksfest geworden sind, das im Herbst gefeiert wurde und den Segen der Ernte darstellte, ist es doch möglich, daß ohne besondere Parteibestrebungen mit der Feier der Erntegöttin auch die des Weingottes Eingang gefunden hat.

6. Kultus, Verfassung und Sittlichkeit in der griechischen Religion.

Der Kultus war in der griechischen Religion eine Angelegenheit des Staats. Jeder Bürger war verpflichtet und berechtigt, sich daran zu beteiligen. „Der Staat trug die meisten Kosten des öffentlichen Kultus und ruhte selbst auf religiöser Grundlage. Die Alten konnten sich die Familie, den Stamm, selbst künstlich gemachte Abteilungen, wie die Phylen des Kleisthenes, und auch den Staat nur als Kultusgemeinschaft denken; der Staat betrachtete dementsprechend seine Kulte als die Bedingung seiner Existenz. — Die Religion bildete bei den Griechen kein Gebiet für sich; die Bürgerpflicht hatte einen religiösen Charakter, und die religiöse Pflicht war ein Gesetz des Staates (Chantepie de la Saussaye, 2. Aufl. II, S. 293). Die Gesetzgeber Lykurg, Dracon, Solon waren also auch religiöse Gesetzgeber. Sie haben nach der Sage auf den Antrieb der Götter die Gesetze gegeben. An dem Gesetz der Stadt durfte man nicht rütteln, wenn auch Kritik über homerische Göttersagen ungestraft blieb. Aber die Priester gewannen keine so einflußreiche Stellung wie in Indien und Persien. Sie waren keine im ganzen Land verbreitete Kaste, wenn auch einzelne Kulte in bestimmten Familien ihr erbliches Priestertum hatten. Der einzelne Priester war nur für das bestimmte Heiligtum angestellt; er war z. B. Priester des Zeus Buleios oder der Athene Buleia, des Poseidon Erechtheus ußf. in der betreffenden Stadt. Mit der Bedeutung des Heiligtums wuchs z. B. in Delphi auch der Einfluß der Priester. Aber im ganzen blieben die Priester von den Staatsbehörden und den Volksversammlungen abhängig.

Das Charakteristische der griechischen Religion ist, daß sie „alles göttliche mehr im Zauber der Schönheit als der Erhabenheit darstellt. — Man kann sich nichts Schöneres denken, als das Fest der Panathenäen, wo der Athene in feierlicher Prozession der neue Peplos (Überwurf) zugeführt wurde, wie es seit der Zeit des Pisistratus üblich war. Ehrwürdige Göttergestalten, holde Jungfrauen mit Spenden für ihre Göttin, bekränzte Opfertiere, rosetummelnde Jünglinge in Menge nahmen an dem Aufzug teil. Es war der Ehrentag der Athene, aber zugleich der festliche Höhepunkt im bürgerlichen Leben der Athener.

Ebenso bildeten die Festspiele zu Olympia, dann auch zu Delphi und Korinth Mittelpunkte des panhellenischen Nationallebens. Auch dort wurde Jugendblüte und Leibes Schönheit zu Ehren der Gottheit zur Schau gestellt, namentlich aber das ernste Ringen um den Preis der Gewandtheit und Kraft. Auch Musik und Dichtkunst ließen sich hören. Die Gottheit verlangte nicht Er-tötung des Fleisches wohl aber harmonische Ausbildung des Leibes und der Seele zu würdiger Erscheinung und siegreichem Kampf wider alle Feinde. Die Preise hatten einen hohen aber bloß idealen Wert. Ein Fichtenfranz ließ den Sieger im Wettlauf oder im Diskuswerfen als den glücklichsten Menschen erscheinen" (v. Drelli, a. a. O. S. 628).

Daß bei den Ausgrabungen keine Tempel und Götterbilder gefunden worden sind, haben wir schon erwähnt. Auch in historischer Zeit hatten die Griechen noch manchen heiligen Hain (alsos) und Bezirk (temenos) mit Altären unter freiem Himmel. Viele Tempel standen auf Bergen oder auf den Burgen der Städte. Verbrecher durften die Tempel nicht betreten, aber für Verfolgte boten sie ein Asyl.

In der klassischen Periode der griechischen Kunst entstanden die Tempel mit prächtigen Säulenhallen, mit dorischen, jonisch-attischen und korinthischen Säulen, mit ihren mythologischen Reliefs auf den Giebelfeldern und ihren kolossalten, glänzenden Statuen. „Nur am Tempel entwickelt sich die Kunstform der Architektur, was sonst von öffentlichen Gebäuden dem allgemeinen Nutzen dient, entlehnt seine künstlerische Charakteristik dem Tempelbau; ganz unscheinbar dagegen ist in den guten Zeiten des Griechentums die Anlage und Ausstattung der Privathäuser. Der Tempel erhebt sich auf einem Unterbau von mehreren Stufen in dem mit hohen Mauern umgebenen heiligen Tempelbezirk, fest umschlossen und klar gegliedert wie ein plastisches Werk. Suchten die orientalischen Völker in der Massenhaftigkeit, der verwirrenden Kolossalität der Anlagen dem dunkeln Triebe nach dem Erhabenen einen Ausdruck zu geben, so erreichen die Griechen durch maßvolle Beschränkung, einfache Klarheit, harmonische Gliederung den Eindruck höchster Würde und festlicher Erhebung. Wurden wir dort stets an den unklaren Ausdruck slavischer Gefinnung, starren Formelwesens und düsterer Religionsanschauungen er-

innert, so tritt hier die hohe Anmut eines freien Bewußtseins, das selbständige Gefühl menschlicher Würde, die heitere Sinnlichkeit eines edleren Kultus in der Gesamtform der marmorstrahlenden Tempel uns entgegen. Der Grundplan ist mit geringen Abweichungen stets derselbe leicht übersichtliche, deutlich gegliederte: ein Rechteck, ungefähr doppelt so lang wie breit, ringsum, oder doch wenigstens an der vorderen (der östlichen) Schmalseite, wo der Eingang ist, eine Säulenhalle, darüber auf klar gegliedertem, reich geschmücktem Gebälk das sanft geneigte, meist marmorne Giebeldach" (Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte, 10. Aufl., I, S. 107).

Unter den Opfern der Griechen waren blutige: Schaf, Ziege, Rind und Schwein, aber solche Tiere, die nicht im Gebrauch waren. Der Athene durften keine Ziegen geopfert werden, andere Götter verlangten dagegen vorzugsweise dieses oder jenes Tier: Demeter Schweine, Dionysos Böcke, Poseidon Kasse oder schwarze Stiere, Aphrodite Tauben, Asklepios Hähne, Herakles Wachteln. Wilde Tiere wurden nur für Artemis geopfert. Menschenopfer kamen auch in späterer Zeit noch vor, doch wählte man dazu Verbrecher, welche ohnehin dem Tode verfallen waren. Speiseopfer waren Schüsseln mit Gemüse und Früchten, namentlich Erstlingen, Honigkuchen, Backwerk, oft in Gestalt von Tieren. Trankopfer von ungemischtem Wein, Honig, Milch, Öl wurden zu Brandopfern dargebracht, aber auch bei Mahlzeiten und sonst im häuslichen Kultus wurde Wein den Göttern gespendet. Das Opfer wurde angesehen als ein Speisen mit den Göttern. Nur von den Opfern für die Unterirdischen kostete man nicht. Man opferte in reinen Gewändern mit bekränztem Haupt. Große Opfer bei feierlichen Gelegenheiten wurden Hekatomben genannt. Es wurden aber nicht immer geradezu 100 Opfertiere dabei dargebracht.

Mit den Opfern war ein Gebet verbunden, das der Priester vorsprach und der Opfernde nachsagte, und Waschungen waren vorausgegangen. Außerdem betete man morgens zu Helios und bei den Mahlzeiten zu den Spenden an die Götter. Man erhob die Hände zum Gebet an die himmlischen Götter, für Poseidon streckte man sie nach dem Meer (II. 1, 351), für die unterirdischen nach der Erde (II. 9, 568). Beim Gebet vor der

Volkssversammlung in Athen sprach man einen Fluch aus über jeden, der die Stadt den Medern verraten oder sich zum Alleinherrscher aufwerfen wollte (Aristophanes, Thesmoph. 294 ff.). Die Verfluchten weihte man den Erinyen. Beim Eid wird gewöhnlich der Zeus Horkios angerufen.

Die Geschlechter, die Phratrien, hatten ihren besonderen Kultus und ihre Familienmahzeiten, daneben jedes Haus seine Hermen und Altäre, im Hof den Hauptaltar für den Zeus Herkeios. Der häusliche Herd, Hestia, war ein Asyl, und die Göttin dieses Namens wurde oft angerufen. Auch für Apollon gab es Altäre und Bilder in den Häusern, und dann wurden in den Geschlechtern noch besondere Familienheroen, in den Handwerkerfamilien Hephästos, angerufen. Tieropfer kamen in den häuslichen Gottesdiensten selten vor.

Als Sünde wird bei den Griechen hauptsächlich die hybris, das frevelhafte Überschreiten der dem einzelnen Menschen gesetzten Schranken betrachtet. Ein ungetrübtes Glück macht den Menschen leicht übermütig und erweckt den Neid der Götter. Niobe, die mit ihren 6 Söhnen und 6 Töchtern sich vor Leto bevorzugt sah, die nur einen Sohn und eine Tochter hatte, und sich dessen rühmte, forderte den göttlichen Neid und Zorn heraus, so daß ihre Söhne von Apollon, die Töchter von Artemis getötet wurden.

Von den charakteristischen Wörtern für griechische Frömmigkeit bezeichnet eusebeia die pünktliche Beobachtung aller religiösen Pflichten, sophrosyne die maßvoll in den Schranken bleibende Vernünftigkeit. Das Intellektuelle und Ästhetische tritt auch hier als Grundlage für das Sittliche stark hervor.

Das Staatsleben gewann in den griechischen Republiken eine solche Übermacht über das Familienleben, daß die Familie nur noch als Mittel galt zum Zweck der Erlangung künftiger Staatsbürger, eine Gattin, die keine Kinder hatte, einer andern weichen mußte, die schwächlichen Kinder in Sparta nicht am Leben bleiben durften, und selbst Platon in seinem Staat ganz unsittliche Grundsätze in dieser Beziehung aufstellt. Die Behandlung der Sklaven war namentlich in Sparta eine sehr harte. Der griechische Kultus und die Mythologie trugen

zum Verfall der Sittlichkeit bei. Die schönen Götterbilder förderten mehr den ästhetischen als den religiösen Sinn. Die nackten Götterbilder, die nackten Wettkämpfer mußten trotz dem idealen Sinn des Volkes doch entsittlichend wirken. Wenn die Buhlbinne Phryne dem Praxiteles als Modell für seine Aphrodite diente, wenn auch von den Angesehensten Unzucht aller Art, selbst Knabenliebe, getrieben wurde und nicht verpönt war, so läßt sich nicht leugnen, daß die Ethik unter der einseitig ästhetischen Richtung verfallen ist.

II. Die römische Religion.

1. Die Eigentümlichkeit der römischen Religion und ihre geschichtliche Entwicklung.

Die italischen Völkerschaften, welche bei der Gründung des römischen Staates zusammengewirkt haben, die Latiner und Sabiner oder Umbro-Samniter, sind jedenfalls mit den Griechen näher verwandt als mit den asiatischen Ariern, und die griechischen Kolonien in Unteritalien haben die griechische Kultur frühzeitig nach dem Tyrrhenischen Meer getragen. Über den Ursprung des dritten Volks, welches seit den Zeiten der Tarquinier in Rom ansässig war, der Etrusker, sind die Gelehrten noch nicht einig. Aber die Ausgrabungen beweisen, daß die Etrusker in sehr alten Zeiten schon eine Kunstfertigkeit besaßen, welche auf griechische Vorbilder zurückweist. Auch die römische Religion ist in ihren Grundzügen am nächsten verwandt mit der griechischen, hat aber von Anfang an ihr besonderes Gepräge, das sie wieder von derselben unterscheidet.

Die römische Religion ist von Anfang an noch viel entschiedener Kultusgesetz als die griechische. Es fehlt dem römischen Volk die Phantasie und die Kunstfertigkeit der Griechen. Kein Epos hat die Taten der Götter verherrlicht, die Mythologie ist nicht ausgebildet wie in Griechenland, die Götter sind keine plastischen Gestalten geworden vor der Zeit, da auch in Rom der ganze griechische Götterkreis Eingang gefunden hatte. Desto mehr blieb bei den Römern die Religion eine wirkliche Furcht vor den Göttern, eine heilige Scheu. Die Götter blieben in ihrer Reinheit und Erhabenheit über den Menschen. Auf

das praktische Leben war der Sinn des Volkes gerichtet, auf wirkliche Hilfe und Abwendung von Gefahren, vom Staat vorzugsweise, aber auch von der einzelnen Familie und Person, und auf die Förderung des Staates nach dem Ziel der Weltherrschaft. Wenn die Römer die Natur betrachteten, geschah es nicht mit dem heiteren Blick der Griechen, nicht mit dichterischer Gestaltung, sondern mit der Umsicht, daß doch ja kein böses Omen dem Menschen begegne, mit einer nicht bloß gläubigen, sondern abergläubischen Furcht. Jedes Unternehmen des Staats erforderte Auspizien, jedes drohende Unglück Sühnungsmittel. Der nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnete Staat war das Ideal des Römers, und seine Herrschaft das angestrebte Ziel. Die Römer hatten eine unzählbare Menge von Göttern, die eigentlich nur Personifikationen waren: jeder Mensch hatte seinen Genius, jede Funktion ihren Schutzgeist. Es ist kein bestimmter Götterrat wie auf dem griechischen Olymp. Man kann viele römische Götter mit Schutzengeln vergleichen, welche über eine bestimmte Person oder Funktion oder Gegend gesetzt sind. Der erste und höchste Gott ist aber dem griechischen Zeus entsprechend Juppiter (Diespiter = Vater Dis).

Der zweite römische König, Numa Pompilius, wird als der fromme, weise, friedliebende Nachfolger des kriegerischen Romulus geschildert. Ihm wird auch die religiöse Gesetzgebung zugeschrieben. Jedenfalls hat er zentrale Heiligtümer für Latiner und Sabiner eingerichtet mit einer wohlorganisierten Priesterchaft, welche auch in den folgenden Jahrhunderten unverändert fortbestand. Es waren neben den Pontifices die Flamines (Feueranzünder) der einzelnen Götter und die Augurn, die Vogelschauer, während die Haruspices, die Eingeweideschauer, erst später aus Etrurien hereinkamen. Nach dem Zeugnis des Varro aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., von welchem Fragmente in der Schrift des Kirchenvaters Augustin *De civitate Dei* enthalten sind, haben die Römer 170 Jahre lang die Götter ohne Bild verehrt, und Plutarch († 120 n. Chr.) berichtet sogar, Numa habe ausdrücklich verboten, von ihnen Bilder in Tier- oder Menschengestalt zu machen. Statt der Tempel waren einfache Räume, die Curien (Versammlungshäuser der Geschlechter) oder Atrien (in den Wohnhäusern) die

Opferstätten, oder im Freien Altäre von Rasen. Statt der Bilder genügten die Symbole: für Vesta das Feuer, für Mars die Lanze, für Janus der Bogen. Menschenopfer soll Numa abgeschafft haben. Waschungen, Besprengungen und bestimmte Formeln für die Gebete, von welchen man nicht abgehen durfte, stammen aus den ältesten Zeiten. „Der gesetzliche Formalismus war in seinen Grundzügen schon in der Königszeit abgeschlossen, und bis in die Kaiserzeit hinaus war man bestrebt, den Kultus nach den Gesetzen des Numa zu verwalten“ (v. Drelli, S. 648). Daran änderten auch die auswärtigen Einflüsse nichts, welche mit den Tarquiniern von Etrurien kamen. Nicht nur die etruskischen Haruspices fanden Eingang, sondern Tarquinius Priscus ließ durch einen etruskischen Baumeister den Prachttempel auf dem Kapitol für Jupiter, Juno und Minerva bauen, der unter dem jüngeren Tarquinius vollendet wurde. Der Jupiter Optimus Maximus hatte nun auf dem Kapitol seine sichtbare Repräsentation als Beschützer des römischen Staats.

Auch der Gottesdienst wurde glanzvoller durch die ludi Romani, die Spiele im Zirkus zu Ehren der Götter mit reichlichen Opfern und Opfermahlzeiten und Umzügen vom Kapitol zum Zirkus. Die sibyllinischen Bücher sollen in der letzten Zeit der Könige von der griechischen Kolonie Cumä in Unteritalien nach Rom gekommen sein und wurden im Tempel des kapitolinischen Jupiter aufbewahrt, bis sie zu Sullas Zeiten mit dem Tempel verbrannten und durch auswärts gesammelte ähnliche Aussprüche ersetzt wurden. Die ursprünglichen sibyllinischen Bücher scheinen übrigens weniger Weissagungen als Sühnevorschriften u. dergl. enthalten zu haben, bei welchen man in Unglücksfällen sich Rat erholen konnte. Es wurden für dieselben duumviri sacris faciundis eingesetzt, zwei Männer, welche die Bücher erforschen und die in denselben vorgeschriebenen gottesdienstlichen Handlungen ausführen sollten. Später wurden es 10 und unter Sulla 15 Männer. Mit den sibyllinischen Büchern kam der Dienst des griechischen Weissagungsgottes Apollo nach Rom. Schon vor Apollo bekamen die Dioskuren, die Zwillinge Kastor und Pollux, einen eigenen Tempel in Rom. Der Dienst der Diana (Artemis), der Ceres (Demeter), der Venus (Aphrodite), des Askulap (Asklepios) und des Liber (Dionysos)

fand noch vor der Einverleibung Griechenlands in das römische Reich in Rom Aufnahme.

Die Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern im Anfang der Republik drehten sich auch um die priesterlichen Ämter, und es gelang den Patriziern länger, diese den Plebejern vorzuenthalten, als die politischen. Doch mußten sie um 300 v. Chr. auch die Ämter der Dezemviren, der Pontifices und Augures mit den Plebejern teilen. Außer den griechischen fanden auch orientalische Gottheiten schon während des zweiten punischen Kriegs Aufnahme in Rom. Im Jahr 205 v. Chr. wurde die Große Mutter (Kybele) aus Pessinus in Kleinasien durch Vermittlung des mit den Römern verbündeten Königs Attalus mit großem Pomp nach Rom gebracht. Es war ein Stein, den verschnittene galatische Priester bedienten, und an den sich Mysterien von schlimmer Art anknüpften. Zum Verfall der Religion trug seit 104 v. Chr. auch die Volkswahl für die Priesterschaften bei, welche statt der bisherigen Kooptation zum Gesetz geworden war. Dazu kam die griechische Philosophie und Rhetorik, welche unter den gebildeten Römern großen Eingang gefunden hatte. Vergeblich suchte der alte Cato die altrömische Frömmigkeit und die alten Sitten aufrechtzuerhalten. Der epikureische Dichter Lukrez wendet alles auf, um den Vorsehungsglauben und den Unsterblichkeitsglauben zu bekämpfen. Cicero gehörte nicht zu den eigentlich Ungläubigen. In seinen Gerichtsreden sprach er seinen Glauben an göttliche Vorzeichen und an die strafende Gerechtigkeit aus. Aber in seinen philosophischen Schriften begegnen wir doch manchen Zweifeln, und in seinen Briefen bekommen wir nicht den Eindruck eines Mannes, dem die Religion Herzenssache gewesen wäre. Nur den Unsterblichkeitsglauben hält er mit Entschiedenheit fest.

Das Kaisertum des Augustus bezeichnet auch in religiöser Beziehung einen Wendepunkt. Er restaurierte mehr als achtzig Tempel in Rom und ließ sich selbst in alle großen priesterlichen Kollegien aufnehmen, auch zum pontifex maximus wählen. Durch den Titel Augustus (der Ehrwürdige) wollte er sich als Stellvertreter Gottes darstellen. Er suchte den gesunden Kern im römischen Volksleben hervor und brachte den altrömischen Sarenskultus wieder zu Ehren und damit den häuslichen Gottesdienst.

Er theilte die Stadt in 265 Bezirke ein, deren jeder eine Larenkapelle besaß. Die *magistri vicorum*, welche er mit der polizeilichen und sakralen Leitung dieser Bezirke beauftragte, bildeten eine Art von vollstümlicher Magistratur und Priesterschaft, die ganz den Interessen des Kaisers ergeben war. Sie fügten nun den zwei Laren als dritten den *Genius Augusti* bei, dem also noch bei Lebzeiten des Kaisers in den Häusern und auf den Wegen geopfert und Bitten vorgetragen wurden. Dem Kaiserkultus, der die eigentliche Staatsreligion dieser Periode zu werden bestimmt war, ebnete somit Augustus die Wege, indem er in Rom und in Italien die Verehrung seines *Genius* in den verbreitetsten, populärsten und lebendigsten aller Kulte, den Larendienst, einzuführen mußte. In Rom wurde der *Genius* des Kaisers, in der Provinz der lebende Kaiser selbst als Gott verehrt.

Der Dichter Virgil kleidete zu Augustus' Zeit die seit Jahrhunderten verbreitete Sage, daß der trojanische Held Aeneas, der Sohn des Anchises und der Venus, nach der Zerstörung Trojas nach Italien gekommen sei, die Heiligtümer Trojas nach Lavinium gebracht und dort die Dynastie aufgerichtet habe, von welcher Rom gegründet wurde und das Geschlecht des Kaisers, das Geschlecht der Julier, abstamme, in ein Epos, die *Aeneis*. Er gab damit den Römern ein Nationalepos, welches ihren Zusammenhang mit dem griechischen Kulturvolk beschrieb, und das in den mythologischen Erzählungen das Anstößige zu vermeiden sucht, das auch in der Beschreibung der Unterwelt über den homerischen Standpunkt sich erhebt, indem es die strafende und belohnende Gerechtigkeit mit besonderem Nachdruck einschärft.

Nach seinem Tode wurde Augustus in aller Form vom Senat als *divus* erklärt und ihm in der Stadt zwei Tempel errichtet. Die Kaiserverehrung dauerte fort, auch für die unwürdigen Nachfolger des Augustus. Sie dauerte fort, als nicht mehr die Julier auf dem Thron saßen, welche sich der Abstammung von dem göttlichen Aeneas rühmen konnten. Die Verehrung des Kaisers war das religiöse Band zwischen den verschiedenen Provinzen, welche ihre einheimischen Götter beibehielten. Diese Provinzgötter fanden auch im Pantheon zu Rom Aufnahme, überhaupt fremde Kulte, wie der schon genannte Kult der Großen Mutter aus Phrygien, ferner der Isis- und

Serapiskult. Serapis soll alle männlichen, Isis alle weiblichen Gottheiten zusammenfassen. Über den Mithradienst werden wir noch besonders berichten. Am stärksten drang orientalisches Unwesen unter der kurzen Regierung des Heliogabalus ein. Aber sein syrischer Sonnengott wurde bald nachher wieder abgetan. — Die Verehrung des Kaisers als das alle Völker des großen Reichs verbindende religiöse Symbol wurde bei den Christenverfolgungen von den Christen verlangt, und ihre Weigerung konnte als Widerseßlichkeit gegen die obrigkeitliche Ordnung aufgefaßt werden, denn den Römern war die Trennung von Staat und Religion ein unvollziehbarer Gedanke, und bald genug nach dem Übertritt der römischen Kaiser zum Christentum kam der Cäsareopapismus auch in der christlichen Kirche zur Herrschaft.

2. Die bedeutendsten Götter der Römer.

Wie in Griechenland Zeus, so ist bei den italienischen Völkern Juppiter der ursprünglich einzige und allezeit oberste Gott. Er ist Himmels-gott und führt deshalb in einem alten Salierlied den Namen Lucetius, d. h. der Leuchtende. Sein Name wird vielfach auch vom sichtbaren Himmel gebraucht (Juppiter serenus, Juppiter pluvius, sub divo und dergl.). Als Donnergott heißt er Juppiter tonans, als Blitzgott fulguralis, als der freigebige Himmelsvater führt er auch den Namen Liber, welcher später auf den aus Griechenland herübergenommenen Dionysos oder Bacchus übertragen wurde. Als Juppiter Terminus behütet er die Grenzen des Acker, als Ruminus den Viehstand, als Silvanus den Wald. Als Vertreter der Treue und Rächer der Untreue ist er Dius Fidius. Daß die Reinheit und Heiligkeit im Wesen des Juppiter besonders hervortritt, ergibt sich auch aus den Satzungen für seinen Priester, den Flamen Dialis, welche auf Numa zurückgeführt werden. Juppiter ist aber besonders das göttliche Haupt des römischen Staats, wie er schon als Juppiter Latialis das Haupt und der Beschützer des latinischen Bundes war und auf dem Mons Albanus seinen heiligen Hain und seine Feste, die Feriae Latinae, hatte. So wurde er nun auf dem Kapitol als Juppiter Optimus Maximus, als der Beste und Größte verehrt, in welchem alle göttliche Güte und Macht sich

offenbart. Mit den römischen Waffen wurde seine Verehrung in alle Teile der damaligen Welt getragen. Im römischen Kalender waren ihm die Idus, die Mitte des Monats, geweiht. So lange man Mondsmonte hatte, war das die Vollmondszeit. In späteren Jahrhunderten wurden die Mythen und Bilder des griechischen Zeus auf ihn übertragen.

Juno (Jovino), das weibliche Gegenbild des Jupiter, ist vielleicht ursprünglich auch Lichtgöttin, tritt aber mehr als Beschützerin des Lebens und des Staates auf. Sie ist, wie die griechische Hera, Göttin der Frauen, die bei ihr schwören, deren eheliche Treue sie überwacht und denen sie bei der Geburt beisteht. Sie ist auch Göttin der Kurien, der einzelnen Abteilungen des römischen Volks. Als Gemahlin Jupiters heißt sie Juno regina. Sie thront neben ihm auf dem Kapitol. Ihr waren jene Gänse heilig, welche bei dem Überfall der Gallier das Kapitol retteten. Ihr wurden hauptsächlich Kühe geopfert. Bei der Vergötterung der Kaiser wurde die Kaiserin die leibhaftige Juno. Auch Juno hat allerlei Beinamen, welche ihre verschiedenen Funktionen bezeichnen, z. B. beim Brautzug: Juno iterduca und domiduca, die von Haus und nach Haus führende, cinxia, welche den Gürtel der Braut bindet und löst u. dgl. Der Juno waren die Kalendae, der Anfang des Monats, heilig.

Die dritte Göttin, welche den Tempel auf dem Kapitol bewohnte, ist Minerva, die griechische Pallas Athene, aber weniger kriegerisch als diese, mehr Beschützerin der Kunstfertigkeit, der Wissenschaft, der Dichtkunst, überhaupt der Kultur. Ob sie von Griechenland über Etrurien nach Rom gekommen, oder altitalischen Ursprungs ist, darüber sind die Gelehrten nicht einig.

Ein römischer Gott, der im Griechischen keine Parallele hat, ist Janus, der bifrons, der vorwärts und rückwärts Schauende mit seinen zwei Gesichtern, dessen einfacher Tempel mit zwei entgegengesetzten Türen auf dem Forum während des Kriegs immer geöffnet war und in Friedenszeiten geschlossen wurde. Dieser Brauch wurde schon von den Alten verschieden erklärt. Vielleicht sollte das Hinausschauen des Gottes nach den ausgezogenen Kriegern das zurückgebliebene Volk erinnern, daß es auch stets der Ausgezogenen gedenke und für sie eintrete. Janus wurde dann überhaupt der Gott des Anfangs, dessen Name beim An-

fang der Gebete und Opfer genannt wurde. Der Januar, der erste Monat des Jahrs nach dem niedersten Stand der Sonne, war ihm geweiht.

Mars hat bei den Römern eine bedeutendere Stellung als bei den Griechen Ares. Er ist nach Mommsen der älteste Hauptgott der italischen Bürgergemeinden, dem latinischen und sabiniſchen Stamm gemeinſam, bei den Sabinern auch Quirinus genannt. Er hatte zwei große Opferpriester, den Flamen Martialis und den Flamen Quirinalis. Der Name Quirinus wurde dann auch auf den vergötterten Romulus übertragen. Mars scheint nicht nur Kriegsgott gewesen zu sein, sondern überhaupt der Gott des kräftigen, männlichen Naturtriebs, der Frühlingsgott, der in Pflanzen, Tieren und Menschen Leben weckt. Die Suovetaurilien, d. h. Opfer von Schwein, Schaf und Stier, liebt er. Das ver sacrum, der heilige Frühling, wurde ihm dargebracht, d. h. in großer Not wurde alles im Frühjahr Geborene ihm zu opfern versprochen, und das bezog sich in früheren Zeiten nicht bloß auf die im März und April geborenen Tiere, sondern auch auf die junge Mannſchaft. Nachdem sie herangewachsen war, wurde sie zwar nicht geſchlachtet, aber über die Grenze geſchickt und ihrem Schickſal überlaſſen. Der Monat März hat von Mars den Namen. Am erſten dieſes Monats ſoll Mars von Juno Lucina geboren worden ſein. Da wurde ſein Feſt geſeiert auf dem campus Martius. Die Salier führten die Waffentänze auf, bei welchen ſie die ancilia trugen, zwölf Schilde von beſonderer Form. Der erſte ſoll zu Numas Zeiten vom Himmel gefallen ſein und das Heil der Stadt verbürgen. Damit er nicht abhanden komme, habe der König durch den Schmied Mamurius elf ganz gleiche verfertigen laſſen.

Venus iſt zwar eine alte italische Göttin, aber in Rom erſt ſpäter verehrt und mit Mars in Verbindung gebracht. Sie iſt Göttin der Liebe, und als im erſten puniſchen Krieg der Kultus der ſiziliſchen Venus Erycina in Rom Eingang fand, der vielleicht auch von karthagischem Aſtarteſdienſt beeinflusst war, wurde ſie mit der griechiſchen Aphrodite verſchmolzen und deren Mythen und Unſitten auf ſie übertragen. Venus genitrix hieß ſie als Stammutter des römischen Volks, ſeitdem die Sage von

der Landung des Aneas, ihres Sohns, in Latium römischer Volksglaube geworden war.

Vesta hat in Rom mehr politische Bedeutung als in Griechenland Hestia. Neben dem Schutz des häuslichen Herds hat Vesta in Rom am Forum ihren runden Tempel, in welchem die Vestalinen das Feuer zu unterhalten und rein zu erhalten hatten. Wenn das Feuer erlosch, galt dies als ein großes Unglück; die nachlässige Vestalin wurde streng bestraft, und das Feuer mußte durch Reiben mit Holz oder an der Sonne wieder angezündet werden. Regelmäßig wurde es auch erneuert, weil es durch längeren Gebrauch als verunreinigt angesehen wurde. Es fand sich also hier eine ähnliche Anschauung wie im Parsismus. Ein Bild der Vesta wurde auch in späterer Zeit nicht aufgestellt. Im Vestatempel wurde das trojanische Palladium aufbewahrt. Die Sühnungsmittel und verschiedene Speiseopfer, auch für andere Götter, wurden von den Vestalinen zubereitet. Eine unkeusche Vestalin wurde lebendig begraben.

Saturnus (von satus = Saat) ist der Gott des Ackerbaus, mit der freigebigen Göttin Ops verbunden. In der Zeit, da die Saat in der Tiefe schlummert, vom 17.—23. Dezember, wurde sein Fest, die Saturnalien, gefeiert durch fröhliche Schmausereien, wobei die Sklaven von ihren Herren bedient wurden. Von der Verbindung des Saturn mit dem griechischen Kronos ging auf die Römer besonders die Sage vom goldenen Zeitalter über, in welchem Kronos-Saturn geherrscht haben, und an welches die Saturnalien erinnern sollten.

Faunus ist ein altitalischer Hirtengott, entsprechend dem griechischen Pan. Seine Gattin ist Fauna; oft ist auch von Faunen in der Mehrzahl die Rede, Feld- und Waldgeistern, die mit den Nymphen tanzen. Faunus wurde meist auf freiem Felde verehrt. Als Beschützer gegen den Wolf heißt er Lupercus. In Rom hatte er eine heilige Höhle am palatinischen Hügel, Lupercal genannt, eine Priesterzunft, die Luperci, und ein Fest, die Lupercalien, am 15. Februar, wo jene Priester halb nackt, mit Fellen bekleidet, durch die Straßen liefen und die Frauen mit Riemen aus dem Fell des geschlachteten Bocks auf die Hände schlugen, in Erinnerung an die geraubten Sabinerinnen, welche auf das hin erst Mütter geworden sein sollten.

Mercurius hat vom griechischen Hermes nur die kaufmännische Seite beibehalten. Apollo ist, wie wir gesehen, Weissagungsgott, Diana Mondgöttin und Göttin der Jagd, Askulap Heilgott, Vulkanus Feuergott und Waffenschmied, verbunden mit der altitalischen Maja. Eine Erdgöttin Dea Dia wurde von den fratres arvaes verehrt. Die Glücksgöttin Fortuna hatte am 24. Juni ihr Fest. Der Dienst der Ceres (Demeter), des Liber (Dionysos) und der Libera kam 496 nach Rom.

Neptunus hat im alten Rom keine so hohe Würde wie der griechische Poseidon. Der Gott der Unterwelt ist Orkus. Auch Dis pater erscheint neben ihm als Beherrscher des Totenreichs, aber auch weibliche Erdgottheiten: Tellus, Terra mater, Ceres.

Herkules ist auch in Rom als Überwinder alles Bösen und als der Wahrhaftige gefeiert worden und berührte sich mit dem sabinischen Semo Sankus oder Dius Fidius. Dem Hercules Victor brachten siegreiche Feldherrn ihre Ehrenbezeugungen. Andere griechische Heroen sind in Rom nicht verehrt worden.

Der Dichter Ennius (um 200 v. Chr.) zählt in zwei Hexametern 12 Götter auf:

Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars, Mercurius, Jovi, Neptunus, Vulcanus, Apollo.

Diese 12 Götter, deren Bilder auf dem Forum aufgestellt waren, heißen auch *consentes*. Es lag aber der altrömischen Religion die Idee eines Götterrats ferne. Zu den *dii selecti*, den Hauptgöttern, gehörten nach Varro außer diesen 12 noch Janus, Genius, Sol (der Sonnengott, dem griechischen Helios entsprechend), Orkus, Liber pater, Tellus, Luna (die Mondgöttin, der griechischen Selene entsprechend).

Der Genius ist gleichsam der Schutzengel der einzelnen Persönlichkeit, und wir kommen damit auf eine Eigentümlichkeit der römischen Religion, daß jeder einzelne Mensch sein besonderes göttliches Wesen (*numen*) hat, das über ihn wacht, sein ideales Selbst, das aber auch an den Mängeln des Individuums schuldig ist. Genius wird eigentlich nur der Schutzgeist des Mannes genannt, Juno der der Frau oder Jungfrau. Man

schwört gerne bei seinem eigenen oder beim Genius des Angeredeten oder beim Genius des Kaisers. Der Geburtstag ist der Festtag des Genius, wo er mit Kränzen und Gaben bedacht wird. Auch Familien haben ihre Genien, und eine Verehrung für den Genius des römischen Volks wird zuerst im zweiten punischen Krieg erwähnt.

Zu den Schutzgeistern des Lebens und des Hauses gehören auch die Laren und Penaten. Die Laren waren ohne Zweifel ursprünglich Schutzgeister des Hauses und des Feldes, nicht der Personen, wie die Genien. Im Hause hatten sie ihren Platz beim Herd: der Lar familiaris, der Schirmherr der Familie, der mit dem Genius generis so ziemlich zusammenwachsen mußte, und zwei Penaten. Auf dem Lande und an den Wegen hatten die Lares compitales oder viales ihre Kapellen, wo man ihnen ländliche Gaben darbrachte, und beschützten den Verkehr. Die Penaten scheinen ursprünglich Beschützer der Vorräte des Hauses gewesen zu sein. Laren und Penaten standen mit der Vesta in enger Verbindung und wurden durch Speisopfer verehrt.

Die Laren des Hauses waren als Manen Geister der verstorbenen Ahnen. So finden wir in der römischen Religion von alters her einen Ahnendienst, anders als in Griechenland. In jedem Haus, nicht nur bei Vornehmen, wurden die Ahnen verehrt. Zu ihren hölzernen Bildern mußten schon die Kinder mit heiliger Scheu aufblicken. Manes waren also dieselben Wesen wie Lares und Genii von Verstorbenen, nur mehr vom Gesichtspunkt des Gestorbenenseins betrachtet.

Die Bestattung der Toten erfolgte mit großem Gepränge. In der Prozession zogen auch die Ahnen, repräsentiert durch Personen, welche ihre Masken und Insignien trugen. Am zehnten Tag hielt man ein Gastmahl und brachte Opfer dar, außerdem mehrmals im Jahr am Grabe, regelmäßig an den dies parentales (13.—21. Februar). Aber man glaubte auch, daß es vernachlässigte, unverföhnte Geister, böse Spuckgeister, Lemures und Larvae, gebe. Daher wurde ein Fest der Lemurien gefeiert, welches diese Geister versöhnen sollte. — So war der Glaube an eine Fortdauer der Seele allgemein verbreitet, aber das Jenseits hat keine Bedeutung für sich. Die

Geister der Verstorbenen kommen nur in Betracht durch ihre gute oder schlimme Einwirkung auf die Lebenden, auf Familie und Staat.

Die römische Religion war eine Religion der Furcht. Aber man muß den Römern auch nachrühmen, daß sie bei allen Ereignissen im Leben, bei all ihrem Tun und Lassen dem göttlichen Schutz sich anvertrauten. Darauf deuten auch die eigentümlichen Götter der indigitamenta, d. h. der priesterlichen Anrufungsformeln. „Das kleine Kind lehrte Educa und Potina essen und trinken, Cuba beschützte es im Bett, Ossipago stärkte die Knochen, Carna das Fleisch, Statanus lehrte es stehen, Abeona und Adeona gehen, Fabulinus, Farinus und Locutius sprechen. War der Knabe älter geworden, so führte ihn Iterduca in die Schule und Domiduca wieder nach Haus; Mens, Catus, Consus, Sentia machen ihn verständig; Voleta und Stimula gaben ihm den Willen, Praestana, Pollentia, Peragenor, Strenia die Kraft zur Ausführung uff.“ (Chant. d. I. S. II, S. 415).

Aber auch alle Tugenden und Güter hatten ihre besonderen Schutzgeister. Bei dieser Unzahl von verehrten Wesen ist es nicht verwunderlich, wenn die Priester, aus Furcht irgend einen Namen vergessen zu haben, schließlich eine allgemeine Formel hinzufügten, daß alle andern Götter damit auch angerufen seien. Damit tritt die ganze Armseligkeit der Vielgötterei zutage (vergl. Matth. 6, 7).

3. Verfassung und Kultus in der römischen Religion.

Die römische Religion war Staatsreligion und hatte ihren Schwerpunkt in einem durch altes Ritual festgelegten Kultus, der die Jahrhunderte überdauerte, auch nachdem die Kritik und allerlei fremde religiöse Vorstellungen bei den gebildeten Römern Eingang gefunden hatten, und in festgeschlossenen Priesterchaften, die allerdings nicht um ihrer Abstammung willen, wie die Brahmanen in Indien, sondern nur um ihres Amtes willen, hauptsächlich um ihrer Kenntnis der überlieferten Gebräuche willen, in hohem Ansehen standen, aber von den Staatsbehörden in Abhängigkeit blieben. Sie konnten immerhin auf die Staatsbehörden einwirken, soweit die von den Priestern

berichteten bösen oder guten Vorzeichen von den Priestern konstruiert waren. Bekanntlich gab es eine Zeit, wo ein Augur den andern anlächelte. Trotzdem wurden die Augurien beibehalten.

Die Pontifices und die Augurn bildeten die Säulen der römischen Religion. Numa soll 4 Pontifices eingesetzt haben, wozu dann der pontifex maximus als fünfter kam. Durch die lex Ogulnia (300 v. Chr.) kamen 4 plebejische Pontifices hinzu. Durch Sulla wurde die Gesamtzahl 15; in der Kaiserzeit war sie unbestimmt, da der Kaiser als pontifex maximus sie nach Belieben vermehrte oder verminderte. Außer der Darbringung von Opfern, bei welcher sie von Dienern unterstützt wurden, hatten sie die Aufsicht über die Priester, die Feststellung des Kalenders bis auf die Zeit Cäsars, der den willkürlichen Schaltmonaten ein Ende machte und den Kalender herstellte, welcher nach ihm der julianische genannt wird; sie mußten assistieren bei vielen Verrichtungen des Privatlebens, z. B. bei der confarreatio und diffarreatio, der Eheschließung und Ehescheidung. Die Priester selbst mußten auch in einer Zeit, wo der alte Brauch der feierlichen Eheschließung in Gegenwart der Priester unter allerlei Zeremonien, mit gemeinsamem Essen eines Kuchens (farreum), abgekommen war, ihre Ehe in solcher Weise geschlossen haben, wenn sie zum Priesteramt zugelassen werden sollten. Daneben waren die Pontifices die ersten Erklärer des Zwölftafelgesetzes, und so ruhte die ganze Rechtsordnung bis zur Einführung des Prätoramts in ihren Händen. Das Verhältnis des Staats zu seinen einheimischen Göttern mußten sie auch nachher aufrechterhalten und, wo es gestört war, wieder herstellen. Letzteres geschah durch Sühnopfer (piacula). Solche waren nötig schon durch einen Fehler im Ritual. Das Opfer mußte wiederholt und der Staat oder die betreffende obrigkeitliche Person oder der Priester durch ein besonderes Opfer gesühnt werden. Bei mutwilliger Versündigung gegen die Götter mußten die Priester den Frevler für einen impius erklären und der göttlichen Strafe überlassen. Ein sehr häufiger Anlaß zu Sühnopfern waren die sogenannten Prodigien, außergewöhnliche Ereignisse und Unglücksfälle, welche der Geschichtschreiber Livius regelmäßig aufzählt. Wenn der Senat das prodigium anerkannte, forderte er die Pontifices auf zu einem decretum über

die Ursache des göttlichen Zornes und die Mittel ihn zu beschwichtigen. Auch bei Gelübden (*vota*) in Zeiten der Bedrängnis oder sonst für das Wohl des Staates mußten die *Pontifices* die Formel vorsprechen. Bei Einweihung von Tempeln gaben sie ein Gutachten über die Zulässigkeit der Weihe, fertigten die Stiftungsurkunde (*lex templi*) und nahmen mit einer bestimmten Formel den Tempel als *res sacra* für die Götter in Besitz.

In der alten Rangordnung der Priester kam an erster Stelle der *rex sacrorum*, welcher in der Republik die Stelle des Königs vertreten sollte, dann die drei großen *Flamines* und dann erst der *pontifex maximus*. Allein der *rex sacrorum* behielt nur noch den Vorsitz in der *comitia calata* zur Priesterweihe, und einige Opfer, namentlich das Sühnopfer am 24. Februar, bei welchem er, nachdem er das Tier geschlachtet, sich eilig davonmachte (*regifugium*).

Außer dem *rex sacrorum* standen 3 *flamines maiores* und 12 *flamines minores* unter dem *pontifex maximus*. Der erste war der *Flamen Dialis*, der Oberpriester des Jupiter *Capitolinus*. Er durfte außer der Senatorewürde kein weltliches Amt neben seinem Priestertum bekleiden; er durfte kein Pferd besteigen, keine bewaffnete Mannschaft außerhalb der Stadtmauer sehen, keinen Eid schwören, keinen geschlossenen Ring an der Hand tragen; er mußte in allem der größten Reinheit sich befleißigen, durfte deshalb mit dem Tod nicht in Berührung kommen. Streit und Arbeit hörte auf, wenn er nahte; der Gebundene wurde in seinem Hause der Bande los. Den *apex*, eine kegelförmige Kopfbedeckung, mußte er unter freiem Himmel stets auf dem Haupte tragen. Wie er dem Jupiter, so war seine Frau der Juno geweiht. Wenn sie starb, mußte er sein Amt niederlegen. Er durfte keine zwei Nächte außerhalb der Stadt bleiben. Der *Flamen Martialis* und der *Flamen Quirinalis* hatten keine so strengen Vorschriften. Sie mußten die Opfer für ihren Gott darbringen, namentlich für Mars das Pferdeopfer an den Iden des Oktober.

Die *vestalischen Jungfrauen* wurden vom *pontifex maximus* mit einer gewissen Formel in ihren Orden aufgenommen, im Alter von 6—10 Jahren. Sie mußten aus vornehmer, jedenfalls aus achtbarem Hause sein. Zehn Jahre waren sie Schülerinnen, zehn Jahre übten sie den Dienst aus, zehn Jahre

lehrten sie die neu eintretenden. Nach 30 Jahren konnten sie exauguriert werden und heiraten. Aber viele blieben im atrium Vestae. Über ihre Pflichten haben wir schon gesprochen.

Neben den Pontifices hatten die Augurn den größten Einfluß in Rom. Beide Ämter konnten auch miteinander und mit einem Staatsamt verbunden sein. Während bei den griechischen Orakeln die freie Inspiration immer noch eine Stelle behielt, war die römische Mantik ganz und gar eine technische, ähnlich wie die babylonische. Keine Staatsaktion wurde vorgenommen ohne Auspizien. Manche Privatleute folgten diesem Beispiel. Die Augurn wurden inauguriert, d. h. sie traten ihr Amt nur nach vorangegangenem Augurium an. Ein Inaugurationsmahl, an welchem alle Augurn teilnahmen (seit Sulla 15), wurde gehalten. Bei Beobachtungen begrenzte der Augur nach vorangegangenem Opfer und Gebet mit seinem Krummstab (lituus) das Gebiet am Himmel und auf der Erde (templum), auf welchem er seine Beobachtungen machen wollte. Die Auguraldisziplin unterschied fünf Hauptarten von Auspizien: 1. ex avibus, aus dem Flug der Vögel oder aus ihrem Singen oder aus ihrem bloßen Erscheinen (die einen waren von guter, die andern von schlimmer Vorbedeutung); 2. ex coelo, namentlich aus dem Blitz; 3. ex tripudio, aus dem Fressen der Hühner, namentlich im Feldlager; 4. ex quatuorpedis, aus vierfüßigen Tieren, namentlich ob ein Fuchs oder ein Wolf oder ein Schwein von der linken oder von der rechten Seite herkam; 5. ex divinis, aus zufälligen Erscheinungen und Geräuschen. Bekanntlich haben einmal die Römer darüber beraten, ob sie in Rom bleiben oder nach Beji auswandern sollten. Währenddem kam zufällig ein Hauptmann mit seiner Kohorte auf den Platz und sagte zu denselben: hic optime manebimus (hier bleiben wir am besten). Das war für die Volksversammlung das Zeichen, daß die Römer in Rom bleiben sollten. — Das Urteil der Augurn mußte einstimmig sein.

Die Haruspices hatten ihre Heimat in Etrurien. Einzelne waren in Rom angesiedelt, andere ließ der Senat in außerordentlichen Fällen aus Etrurien kommen. Ihre Spezialität waren die Weissagungen aus Blitzen und aus den Eingeweiden der Opfertiere. — Für die griechischen sibyllinischen Bücher waren, wie wir schon gesehen, besondere Priester eingesetzt.

Eine Eigentümlichkeit der italischen Religion sind die priesterlichen Genossenschaften oder Bruderschaften, welche sich von alten Zeiten her neben den eigentlichen Staatspriestern erhalten haben. Die *Fetiales* fungierten bei Kriegserklärungen und Bündnissen. Vor einer Kriegserklärung mußte ihr Vorsteher, der *pater patratus*, Genugthuung fordern (*res repetere*). Blieb diese aus, so warf er nach 33 Tagen eine blutige Lanze über die Grenze, oder wenn dieselbe zu entfernt war, bei der *columna bellica* in der Nähe von Rom, beim Tempel der Kriegsgöttin *Bellona*. Bei Bundschließungen warf der *pater patratus* einen heiligen Kieselstein, welcher im Tempel des *Juppiter Feretrius* aufbewahrt wurde, auf das zu opfernde männliche Schwein mit dem Ausruf: „Sollten die Römer von diesem (vorgelesenen) Wortlaut abweichen, dann triff du, *Diespiter*, das römische Volk, so wie ich heute dieses Schwein treffen werde, und triff du es um so viel stärker, wie du selbst viel stärker und mächtiger bist.“ *Juppiter* wurde also angerufen als Rächer des *Meineids* (v. Drelli, S. 678).

Salier gab es in zwei Gruppen von je zwölf Mitgliedern patrizischen Geschlechts. Ihre Funktionen waren Tanz und Gesang. Ein *praesul* und ein *vates* führte sie an. Die *salii palatini* werden auf *Numa* zurückgeführt, der ihnen jene zwölf Schilde anvertraute. *Tullus Hostilius* soll die zwölf agonalischen oder *collinischen Salier* gestiftet haben, welche auf dem *Quirinal* dem *Quirinus* dienten. Durch die Waffentänze der *Salier* sollten die Waffen geweiht werden.

Die *Luperci* im Dienst des *Faunus* haben wir schon genannt. — Die *Fratres aruales* dienten der *Dea Dia*, der fruchtbringenden Erd- und Feldgöttin. Sie feierten derselben im *Mai*, beim Reifen der ersten Früchte, ein Fest, mehrere Tage lang, brachten Speis- und Dankopfer dar, aber auch ein Sühnopfer, und sangen ein Lied in alter Sprache, das sich um Segen an die Laren wendet und um Abwendung von Seuchen und Krieg an *Mars*. Auch ein Wagenrennen war mit dem Fest verbunden, denn in der Nähe des heiligen *Hains* lag ein *Birkus*.

Bei den Tempelbauten schlossen sich die Römer ohne Zweifel zunächst an die *Etrusker* an, welche schon Tempel mit Säulen, Reliefs und Statuen hatten. Aber in Unteritalien kamen

sie bald auch in Berührung mit griechischen Bauwerken. Sie eigneten sich die griechische Bauweise an, hatten namentlich eine Vorliebe für korinthische Säulen mit ihren reichgeschmückten Kapitälern. Sie haben aber auch über die griechische Architektur hinaus Fortschritte gemacht durch den Gewölbebau, indem sie Tonnengewölbe, Kreuzgewölbe und Kuppelbau einführten. Das bedeutendste römische Tempelbaudenkmal ist wohl das unter Augustus gebaute Pantheon in Rom, ein Kuppelbau von 132 Fuß Durchmesser und ebensoviel Höhe, von korinthischen Säulen eingefast, mit großen Nischen für Statuen. Aber auch rechteckige Tempel bauten die Römer, wie die sogenannte maison quarrée bei Nîmes in Südfrankreich (Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte I, S. 212 bis 219). Ein einfacher, runder, zierlicher, mit Säulen eingefaster Tempel ist der Vestatempel in Rom, der aus der Zeit des Septimius Severus stammt (a. a. O. S. 226).

Die Opfergaben waren im wesentlichen dieselben wie bei den Griechen. Blutige Opfer zum Zweck der Sühnung kamen bei den Römern häufiger vor. Ein großer Formalismus herrscht im ganzen Kultus. Menschenopfer scheinen vor Numa nicht selten gewesen zu sein. Eine mehrfach vorkommende Art von Menschenopfer ist die devotio, die freiwillige Hingabe eines Mannes an die Götter der Unterwelt, wie die Sage von M. Curtius (362 v. Chr.) berichtet, es habe sich auf dem Forum ein fürchterlicher Schlund geöffnet; die Augurn haben erklärt, der Untergang des Staats könne nur dadurch abgewendet werden, daß das beste Gut Roms hineingeworfen werde; darauf sei M. Curtius in voller Rüstung auf hohem Roß in den Abgrund gestürzt, derselbe habe sich geschlossen, während das Volk Opferspenden darauf schüttete.

Das Familienleben war bei den Römern vor dem Sittenverderben am Ende der Republik ein edleres und reineres als bei den Griechen. Auf die Heiligkeit der Ehe wurde mehr Gewicht gelegt, und die tugendhaften Hausfrauen und Mütter, wie Cornelia, die Mutter der Gracchen, waren gebildeter und ihren Männern ebenbürtiger als die griechischen Frauen während der Blüte Griechenlands. Durch den Ahnendienst wurde auch die Pietät gefördert. Aber die Sklaven waren, obgleich es auch gütige Herren gab, durch das Gesetz keineswegs vor Grausamkeit geschützt. Auch hatte der Vater die Macht, seine Kinder

auszusetzen, denn der Wert des Menschenlebens lag nur in seiner Bedeutung für den Staat.

Das Begraben der Leichen war altrömische Sitte, später nur noch Ausnahme, da die Römer von den Etruskern und Griechen das Verbrennen angenommen hatten. Es wurde dabei noch eine symbolische Beerdigung vorgenommen, indem man etwa einen Finger begrub. Dem Lar des Verstorbenen brachte man auf dem Grab ein Widderopfer dar. Auch Wein wurde auf das Grab gesprengt und darauf Myrten, Rosen und Veilchen gepflanzt. Am neunten Tag nach der Bestattung folgte noch ein Sühnopfer und dann der Leichenschmaus. Auch Leichenspiele wurden nach der Bestattung von reichen Leuten gehalten, und daraus erwuchsen die Gladiatorenspiele. Ein gemeinsames Totenfest war der 21. Februar.

4. Die Mithrasmysterien.

Unter den fremden Kulturen, welche im römischen Reich Eingang fanden, beansprucht einer noch unsere besondere Aufmerksamkeit, sowohl wegen seiner weiten Verbreitung, als wegen seiner Stellung zum Christentum. Er ist der persische Mithrasdienst. Der belgische Professor Cumont hat sehr sorgfältig alle Abbildungen, Inschriften auf Altären und Notizen bei alten Schriftstellern gesammelt, welche auf diesen Dienst sich beziehen, über den man als einen Mysteriendienst sehr wenig zuverlässige Nachrichten hat, und in sehr umsichtiger Weise seine Schlüsse aus dem Gegebenen gezogen, um ein Bild von diesem weit verbreiteten Kultus zu geben.*)

Das Bild eines Gottes mit einer phrygischen Mütze, der einem Stier den Todesstoß gibt, umgeben von zwei Fackelträgern, einem Hund, einer Schlange und häufig noch andern Attributen, und die Inschrift: *Soli invicto Mithrae* auf Altären findet sich an der Donau, im südwestlichen Deutschland, dem römischen Grenzwall entlang, am britischen Grenzwall der Römer, in Südfrankreich und Italien, in Afrika bis an die Grenzen der Sahara, und häufig bezeugen es die Inschriften, daß Militärpersonen diese

*) Cumont, Franz, Professeur à l'université de Gand, *Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra*. Bruxelles, T. I 1899, T. II 1896.

Denkmäler errichtet haben. Auch unterirdische Grotten, in welchen dieser Mysteriendienst gefeiert wurde, hat man an verschiedenen Orten gefunden.

Wir haben gesehen, wie der Name Mithra in den Gathas, den ältesten Avestaschriften, gar nicht vorkommt, wie aber schon die Perser nicht den reinen Zoroastrismus überkommen haben und wie Mithra in ihrer Volksreligion eine hervorragende Stelle einnimmt. Durch die Ausbreitung des persischen Reichs über ganz Vorderasien ist die persische Volksreligion mit der babylonischen in nähere Berührung getreten. Der persische Mithra ist an die Stelle des babylonischen Sonnengottes Schamasch getreten, und das Planetensystem hat seinen Eingang in den Kultus gefunden; die der babylonischen Istar entsprechende Anahita oder Anaitis genießt große Verehrung. Magier und chaldäische Sternseher sind Wechselbegriffe geworden (Matth. 2, 1). Die Herrscher im Innern von Kleinasien in der Zeit nach Alexander dem Großen wollten zum Teil von den Achämeniden abstammen. So hat man eine Inschrift gefunden, wonach ein König Antiochus von Kommagene (69—34 v. Chr.) einen Tempel erbaute für die Götter seiner Vorfahren: Zeus=Dromasdes (Ahura Mazda), Apollon=Mithra und Herakles=Artagnes (Verethragna). Er ordnete an, daß die Priester mit persischen Gewändern bekleidet sein sollen (Cumont I, p. 11). Der Name Mithridates erinnert uns daran, daß der persische Gott auch an den Ufern des Schwarzen Meeres seine Verehrer hatte. Noch im vierten Jahrhundert n. Chr. berichtet der Kirchenvater Basilius, daß in Kappadozien „Magusäer“ über das ganze Land zerstreut seien und ihren Gottesdienst verrichten. Obgleich in Kleinasien die persisch-babylonische Religion mit der griechischen in Berührung kam, und zum Teil griechische Götternamen an die Stelle der iranischen gesetzt wurden, ist doch das griechisch-redende Volk am wenigsten vom Mithrasdienst beeinflusst worden. Das hat Cumont durch die sorgfältigsten Untersuchungen festgestellt, und daraus ergibt sich, daß das apostolische und nachapostolische Christentum in keiner Abhängigkeit von demselben stehen kann. Was darüber behauptet wird, das ist tendenziöse Konstruktion, ohne geschichtliche Grundlage. Nur insofern hat

der Hellenismus auf den Mithrasdienst eingewirkt als die persischen Götter nach den Vorbildern der griechischen Kunst abgebildet wurden, während man aus früherer Zeit keine Bilder von denselben gefunden hat. In Sydien sang der Priester der Anahita noch im zweiten Jahrhundert nach dem Zeugnis des Pausanias in barbarischer, für Griechen unverständlicher Sprache. Erst später fanden wahrscheinlich die europäischen Sprachen Eingang.

Am Ende des ersten Jahrhunderts nahmen die Römer zuerst Notiz von Mithra. Unter Vespasian hat die 15. Legion diesen Dienst in Carnuntum an der Donau eingeführt, um 148 erscheint er bei den Truppen in Germanien nach einer in Böckingen bei Heilbronn aufgefundenen Inschrift (a. a. O. I, S. 245, II, S. 472). Die Landschaft Kommagene, wo der Mithrasdienst von alten Zeiten her blühte, lieferte verhältnismäßig viele Hilstruppen, welche an die Grenzen des Reiches gestellt wurden (I, S. 247). Ob mit den Soldaten auch Mithraspriester an die Grenzen des Reichs gekommen sind, darüber spricht sich Cumont nicht aus. Vielleicht hängt der Charakter des abendländischen Mithrasdienstes als eines Mysteriendienstes damit zusammen, daß es nicht nur ein fremder Kult war, sondern auch, daß er von Laien eingerichtet wurde, welche der väterlichen Religion so viel als möglich treu bleiben wollten im fremden Land, so daß der Unterschied zwischen einem durch Geburt bevorzugten Priesterstand, der nach dem Zeugnis des Basilus in Kleinasien noch existierte, und den Laien verschwand, und die Grade der Einweihung an die Stelle traten.

Außer den Soldaten und Offizieren scheinen besonders Kaufleute und Sklaven, die ins Abendland versetzt wurden, zur Verbreitung des Mithrasdienstes beigetragen zu haben. Am Ende des zweiten Jahrhunderts gab es in Ostia bereits 4 Mithrastempel (I, S. 245). Der Kaiser Commodus ließ sich in die Mithrasmysterien einweihen, und daß die folgenden von den Prätorianern erhobenen Kaiser diesen Dienst begünstigten, darf uns nicht befremden.

Wie der Gottesdienst gefeiert wurde, darüber haben wir keine Nachrichten. Aus den Statuen und Notizen ergibt sich, daß aus dem mazdeistischen Pantheon Zervana unter dem Namen Kronos oder Saturnus aufgenommen und unter dem

Bild eines menschlichen Angeheuers mit Löwenkopf, den Leib umgeben mit einer Schlange, abgebildet wurde. Er trägt den Szepter und den Blitz und hat in jeder Hand einen Schlüssel, als Herr des Himmels, der die Pforte öffnet. Seine Flügel repräsentieren die Schnelligkeit des Zeitlaufs. Auf der Schlange sind die Zeichen des Tierkreises und der Jahreszeiten. An dieser häßlichen Figur merkt man keinen Einfluß der griechischen Kunst. Bisweilen wurde Zervana mit dem Schicksal identifiziert, oder mit dem Urfeuer, das nach der stoischen Philosophie alles hervorgebracht hat (a. a. O. S. 294). Der Ausgangspunkt des Mithrasdienstes ist also nicht der Theismus des älteren Avesta, sondern ein pantheistischer.

Wie die griechischen Theogonien den Zeus auf Kronos folgen lassen in der Regierung der Welt, so zeigen die Reliefs den mazdeischen Kronos, wie er seinem Sohne Zeus-Dromasdes den Blitz als Zeichen der obersten Gewalt übergibt. Spenta-Armaiti, die Erde, tritt demselben als Gemahlin zur Seite, und unter ihren Söhnen ist Artagnes, der Herakles, Atar, das Feuer, Apâm-Napat, der Ozean. Neben dem Feuer genoss auch das Wasser große Verehrung. Man findet häufig Quellen bei den Mithrasheiligtümern. Neben der Mutter Erde wurden auch die Winde verehrt. Es ist also ein Naturdienst, an dessen Spitze Mithra als der unbefiegbare Sonnengott steht.

Mithra ist für den späteren Mazdeismus der Gott des Lichts und bewohnt die Mittelzone zwischen Himmel und Unterwelt. Er wird ausdrücklich Mittler (mesites) genannt. Der 16. Tag eines jeden Monats, die Mitte, war ihm geweiht. Als er an die Stelle des babylonischen Schamasch trat, war er auch in der Mitte der Planeten und der Sonntag sein Tag. Aber er ist auch in geistlicher Beziehung der Mittler zwischen dem unzugänglichen Gott und dem Menschengeschlecht. Als Sonnengott erscheint Mithra im Abendland auf den Bildern zwischen zwei Knaben, deren einer eine aufgerichtete, der andere eine gesenkte Fackel trägt: die aufsteigende und die niedersteigende Sonne. Rautes und Rautopates werden diese Fackelträger genannt. Aber was soll das Hauptbild, der Stiertöter und die Nebenfiguren auf den Reliefs bedeuten?

Cumont stellt die Mithraslegende nach den Bildern in

folgender Weise dar. Mithra wird geboren aus einem Felsen. Bedeckt mit einer phrygischen Mütze kommt er hervor, bewaffnet mit einem Messer und eine Fackel tragend, welche das Dunkel erhellt. Die Hirten, welche das Wunder seiner Geburt gesehen haben, beten ihn an und bringen ihm die Erstlinge ihrer Herden und ihrer Ernte. Aber der junge Held ist nackt und dem heftigen Wind ausgesetzt. Er muß sich bergen in den Zweigen eines Feigenbaumes. Indem er mit seinem Messer die Früchte desselben abschneidet, bekommt er Nahrung und aus den Blättern bereitet er sich eine Kleidung. Der Gott, gegen welchen Mithra zuerst seine Kraft erprobte, war die Sonne. Dieselbe erkannte seine Hoheit an und wird von ihm mit dem Strahlenkranz gekrönt, den sie nun täglich trägt. Der Sonnengott und Mithra geben einander die Hand und stehen einander bei in allen Unternehmungen (S. 304). Der Kampf mit dem Stier, dem ersten lebenden Wesen, das Jupiter-Dromasdes geschaffen hatte, ist das Hauptbild auf den Reliefs. Der wilde Stier weidete auf den Bergen. Dem Mithra gelang es, ihn an den Hörnern zu fassen und ihn rittlings zu besteigen. Das wütende Tier schlug einen Galopp an, und der Reiter ließ, obgleich abgeworfen, seine Beute nicht fahren. Er ließ sich schleifen, an den Hörnern des Tieres hängend, das endlich erschöpft sich fassen ließ. Sein Sieger packte es an den Pfoten von hinten, schleppte es auf seinen Schultern und brachte es in die Höhle, die ihm als Wohnung diente, unter einer Menge von Hindernissen. Dieser transitus wurde als Allegorie auf das menschliche Leiden gedeutet. Aber der Stier ist offenbar wieder los geworden und auf das Land ausgebrochen. Die Sonne schickt ihren Boten, den Raben, um den Mithra zu beauftragen, den Flüchtling zu töten. Dieser gehorcht widerwillig dem grausamen Befehl, aber dem Himmel gehorsam verfolgt er die Bestie mit seinem flinken Hund und faßt sie in dem Augenblick, da sie in die Höhle flüchtet, mit einer Hand an den Nasenlöchern, mit der andern stößt er ihr sein Jagdmesser in die Seite. Da geschah ein Wunder: aus dem Leib des sterbenden Tieres entstanden alle heilkräftigen Pflanzen, welche die Erde mit Grün bedeckten. Aus seinem Rückenmark keimte das Getreide, aus seinem Blut der Weinstock, welcher den heiligen

Trank für die Mysterien liefert. Der böse Geist benützte die Gelegenheit, um gegen das im Todeskampf befindliche Tier seine unreinen Kreaturen zu schicken und die Quelle des Lebens in demselben zu vergiften. Der Skorpion, die Ameise, die Schlange suchten vergeblich die Geschlechtsteile des zeugungsfähigen Tieres zu verzehren und sein Blut zu trinken, sie konnten das Wunder nicht verhindern. Der Same des Stiers, aufgenommen und gereinigt vom Mond, brachte alle Arten von nützlichen Tieren hervor, und seine Seele, behütet von dem Hund, dem treuen Gefährten des Mithra, erhob sich zu den himmlischen Sphären, wo sie unter dem Namen Silvanus die Herden behütet. So wird der streitbare Held durch die Aufopferung, zu welcher er sich entschlossen hat, der Schöpfer eines neuen Lebens.

Ein heiliger Kriegsdienst zur Überwindung des Bösen ist wohl das Anziehende in dieser Religion gewesen in einer entarteten Zeit. Der Kirchenvater Hieronymus berichtet von 7 Stufen der Einweihung in den Mithrasdienst, und durch Inschriften sind die Namen derselben bestätigt: 1) Kabe (korax), 2) Verborgener (kryphios), 3) Soldat (miles), 4) Löwe (leo), 5) Perses, 6) heliodromos, 7) pater. Diese Stufen deuten auch als Maskeraden zu entsprechenden Verkleidungen, wie in Geheimbünden unkultivierter Völker. Da der Kabe Diener der Sonne ist, wurden die Katechumenen des Mithra so genannt. Erst die Löwen sind Mitglieder. Der oberste der Väter wurde pater patratus genannt nach einem offiziellen Titel im römischen Priestertum. Die Mitglieder nannten sich unter einander wie die Christen Brüder. Die Einweihung scheint den Namen sacramentum gehabt zu haben, ohne Zweifel wegen des Eides, der dem Fahneneid entsprach. Der Aufzunehmende verpflichtete sich, von den Lehren und Gebräuchen nichts bekannt zu machen. Dem der miles werden wollte, wurde eine Krone angeboten, er stieß sie aber mit der Hand zurück, indem er sagte, Mithra sei seine einzige Krone. Eine Art Taufe kommt bei den Mithras- wie bei den Isismysterien vor. Es ist das bei den vielen Reinigungen im Mazdeismus nichts Auffallendes. Bei der Aufnahme unter die „Löwen“ goß man Honig auf die Hände und benetzte damit die Zunge des Aufzunehmenden, um ihn vor allen Flecken der Sünde zu bewahren. Man betrachtete den

Honig als ein Produkt, das unter dem Einfluß des Mondes hervorgebracht wurde. Statt des persischen Haoma gebrauchte man Wein, wie jener mit Wasser gemischt, und Brot. Diese Darbringung von Brot und Wasser, mit Wein gemischt, wird von den Apologeten mit dem Abendmahl verglichen. Wahrscheinlich wurden nur die „Löwen“ zu derselben zugelassen. Die Qualen und Schrecknisse, durch welche der Einzuweihende gehen mußte, scheinen im Abendland etwas gemildert worden zu sein. Nach Tertullian durfte der erste Priester nur einmal sich verheiraten und gab es eine Art Mönche unter den Mithrasdienern.

An jedem Wochentag wurde von einem bestimmten Platz aus in dem unterirdischen Heiligtum der Planet angerufen, welchem der Tag geweiht war, und der Sonntag als der Tag der Sonne besonders geheiligt. Das Mithrasanafest scheint im Abendland auf den 25. Dezember verlegt worden zu sein, indem die Neugeburt der Sonne (*natalis invicti*) gefeiert wurde. Wahrscheinlich wurden auch die Jahreszeiten gefeiert. Die Frauen hatten keinen Zutritt zu den Mysterien. Sie konnten an den Mysterien der magna mater teilnehmen, welche an der Stelle der Anahita mit dem Mithrasdienst in Verbindung trat und durch pompöse Feste die Menge anzog. Sie stellte ohne Zweifel die Muttererde vor, und die Eingeweihten nannten sich Schwestern.

Wir sehen, wie der Berührungspunkte zwischen Christentum und Mithrasdienst manche waren, aber sehr äußerliche. Der Charakter der Religion ist doch ein ganz anderer. Auch die Ausbreitung geschah auf ganz anderem Wege. Während die Christen der ersten Jahrhunderte gegen den Militärdienst eine große Abneigung hatten, diente derselbe besonders zur Ausbreitung der Mithrasmysterien. Erst im dritten Jahrhundert stießen diese zwei Religionen zusammen, hauptsächlich in Rom, in Südfrankreich und in Nordafrika. Es entspann sich ein Kampf, der durch die Befehrung Konstantins für das Christentum entschieden wurde. Der Kaiser Julian suchte vergeblich den Mithrasdienst an die Stelle zu setzen. Eben dieser Kaiser, der auch sonst das Heidentum durch einige christliche Einrichtungen aufpuken wollte, kann uns dafür zeugen, daß eher einzelne christliche Anschauungen und Gebräuche in den Mithrasdienst aufgenommen wurden, als umgekehrt, ähnlich wie die neuplatonische

Philosophie christliche Ideen, die ihr paßten, zur Wiederherstellung des Heidentums aufnehmen wollte. Wir können zugeben, daß vielleicht das Christfest am 25. Dez. gefeiert wurde, weil dieser Tag für viele schon ein Feiertag war, und daß einzelne Gebräuche in der römischen Kirche, welche im Urchristentum nicht vorkommen, vom Mithrasdienst herübergekommen sind, aber im ganzen können wir es durch die Religionsgeschichte verfolgen, daß ähnliche religiöse Gebräuche und Anschauungen ganz unabhängig voneinander entstehen können, weil sie einem Bedürfnis des menschlichen Herzens und Gewissens entsprechen.

III. Die Religionen der Kelten, der Germanen, der Balten, der Slaven und der europäischen Finnen.

Wir fassen hier die Religionen dieser Völker zusammen, von denen wir in ihrer ursprünglichen Gestalt noch dürftigere Berichte haben als von der griechischen und der römischen Religion, und die erst auf der Übergangsstufe zum Kulturvolk standen, als das Christentum bei ihnen Eingang fand.

1. Die Religion der Kelten.

Die Kelten oder Gallier, wie die Römer sie nannten, haben sich im 6. Jahrhundert v. Chr. über einen großen Teil von Westeuropa verbreitet. Von Oberitalien aus machten sie schon um 390 v. Chr. einen Besuch in Rom, wurden aber zurückgeschlagen und später von den Römern unterjocht. Die Schweiz, eine Strecke in Süddeutschland, Frankreich, Belgien, England, Schottland und Irland waren von ihnen bewohnt. In Spanien hatten sie sich mit den dortigen Urbewohnern, den Iberern, gemischt. Auf dem Festland mußte ihre Sprache der lateinischen weichen, aus welcher das Französische entstanden ist. Nur in den Gebirgen der Bretagne konnte sie sich behaupten. Auf den britischen Inseln wird sie in Irland, auf den kleineren Inseln, in Hochschottland und Wales noch gesprochen, muß aber vor dem germanischen, mit Romanischem gemischten Englisch mehr und mehr zurückweichen.

Für die Kenntnis der keltischen Religion sind wir ganz auf römische Berichte, namentlich auf Cäsar angewiesen. Über die

Götter sind die Aussagen sehr unklar. Mehr erfahren wir über die Priester, die Druiden. Druiden und Ritter waren nach Cäsar die beiden herrschenden Stände der Gallier. Aber eine erbliche Kaste waren die Druiden nicht, sondern sie nahmen Jünglinge aus dem Volk auf, welche oft 20 Jahre in der Lehre bleiben mußten. Verse, welche nicht aufgeschrieben werden durften, aber auswendig gelernt werden mußten, wurden denselben als Anleitung zum Gottesdienst und ihren sonstigen Funktionen gegeben. Wahrsagerei und Zauberei gehörten zu ihrem Beruf. Über die Bewegung der Sterne sollen sie ihre Schüler belehrt haben.

Ein Leben nach dem Tode als Fortsetzung des Diesseits war der Glaube des Volks, und man gab dem Toten beim Begräbniß allerlei zu seinem Unterhalt mit. Diodor und Valerius Maximus berichten sogar, die Gallier haben einander Geld geliehen auf das Versprechen, es ihnen im Jenseits zurückzuzahlen.

Die Druiden waren auch in Rechtsstreitigkeiten die obersten Richter, und wer sich ihrem Spruch nicht fügte, wurde von den Opferhandlungen ausgeschlossen. Die mit diesem Bann Belegten wurden auch im bürgerlichen Leben gemieden. Ein Oberpriester stand an der Spitze der Druiden. Ihren religiösen Mittelpunkt hatten sie in Carnutum an der Loire, wohin sie alljährlich zusammenkamen. — Bei den Opfern waren Menschenopfer sehr häufig. Man schlachtete die Opfer und verbrannte sie nachher oder ließ man sie lebendig von den Flammen verzehrt werden, nachdem man sie an die Götterbilder gebunden hatte (Caesar, bell. Gall. 6, 16). Die Römer heben die Grausamkeit des druidischen Gottesdienstes gerne hervor und sie sind gegen dieselbe eingeschritten. — Die Schlüsse, welche neuerdings J. Rhys aus irischen Legenden auf die keltische Religion ziehen wollte, sind zu unsicher bei einem Volke, das im Lauf der Jahrhunderte viele fremde Elemente in sich aufgenommen hat (Chant. d. I. Sauff. II, S. 574).

2. Die germanische Religion.

a) Die heidnische Religion in Deutschland.

Über die germanische Religion wird desto mehr phantasiert, je dürftiger die Quellen sind. Es hat ja einen eigentümlichen Reiz, die Religion der eigenen Vorfahren zu erforschen und aus

den Gebräuchen des Volks, aus dem Glauben und Aberglauben, Schlüsse zu ziehen auf das germanische Heidentum. Aber es ist keineswegs bewiesen, daß in den christlichen Jahrhunderten nicht auch neue Vorstellungen und Gebräuche entstanden sind, welche mehr im natürlichen Menschen als im Christentum ihren Ursprung haben. Es wird von den einen das germanische Heidentum idealisiert, als ob es vor allen andern Religionen disponiert gewesen wäre zur Aufnahme des Christentums, von anderen werden fast alle Gebräuche bei christlichen Festen auf heidnischen Ursprung zurückgeführt. Eine weitere Willkür ist es, wenn man annimmt, alle Gestalten der nordischen Mythologie, auf die wir noch zu sprechen kommen, müssen auch bei den germanischen Stämmen im jetzigen Deutschland sich gefunden haben. Es ist ja sicherlich eine gemeinsame Grundlage vorhanden: die nordische und die südgermanische Religion sind näher verwandt als die römische und die griechische. Aber Einigkeit war niemals eine besondere Tugend der Germanen. Sie waren in der heidnischen Zeit nicht zu einer fest gegliederten Nation zusammengewachsen, sondern zerfielen in verschiedene Stämme; sie hatten keinen religiösen und politischen Mittelpunkt, und jene nordische Mythologie wird geschöpft aus Liedern, welche sowenig als das homerische Epos die eigentliche Urkunde des religiösen Volksglaubens sein können, ja die verfaßt wurden zu einer Zeit, da selbst jene nordischen Stämme bereits vom Christentum berührt waren. Wenn dann vollends im süddeutschen Nibelungenlied, in der norddeutschen Gudrun und im angelsächsischen Beowulf auf jedem Schritt und Tritt germanische Mythologie gesucht wird, so ist das derselbe Sport, welcher bei allen Völkern jede Spur von angeblichem Guemerismus totschlagen will und damit alle Anfänge der Geschichte in einen grauen Nebel verwandelt.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß wir sehr wenig Bestimmtes wissen über die Religion unserer deutschen Vorfahren. Die älteste Quelle sind die Zeugnisse der Römer. Mehr als Cäsar bietet hier Tacitus in seiner *Germania*, einer Schrift, in welcher er dieses Volk seinen entarteten Landsleuten vielfach als Muster hinstellen will. Er berichtet, daß die Germanen in ihren alten Heldenliedern ihren gemeinsamen Stammvater *Tuisco* feiern, und daß sie in drei Hauptstämme zerfallen. Ihren Götter-

dienst bezeichnet er als einen einfachen, bildlosen, der in heiligen Hainen gefeiert werde. Auf Wahrsagerei halten sie viel. Die germanischen Götter bezeichnet er, wie alle Römer, mit römischen Namen: Mercurius, Mars, Hercules. Bei den Sueben findet er sogar einen Isisdienst. Ein Brüderpaar Alcis vergleicht er mit Kastor und Pollux. Eine Nerthus, die Mutter Erde, werde von ingävonischen Stämmen auf einer Insel des Meeres verehrt. Den Gelehrten ist es noch nicht gelungen, diese Angaben mit sonstigen Andeutungen über germanische Mythologie in Zusammenhang zu bringen. Tacitus rühmt die Geradheit, den Rechtsinn und die Freiheitsliebe der Germanen, namentlich aber das eheliche Verhältnis: „Die Ehen werden dort streng gehalten, und keinen Teil der Sitten mag man mehr preisen. Denn fast als die einzigen unter den Barbaren begnügen sie sich mit einem Weibe, wenige ausgenommen, welche nicht aus Wollust, sondern wegen ihres hohen Standes für mehrere Verbindungen begehrt werden“ (Tac. Germ. 18). „Die Weiber leben mit Scham umgürtet, durch keine Lockungen der Schauspiele, durch keine Reizungen der Gastmähler verderbt“ (Kap. 19). In der Schlacht werden die Männer durch die Rücksicht auf ihre Frauen zur größten Tapferkeit entflammt. „Ja sogar eine gewisse Heiligkeit und Voraussicht findet sich bei den Frauen, und man verschmäht weder ihren Rat, noch läßt man ihre Aussprüche unbeachtet.“ — Ohne Zweifel idealisiert Tacitus die Germanen. Doch verschweigt er auch nicht die Schattenseiten der Trunksucht, des Schmutzes, der Faulheit, ihre Uneinigkeit und Wildheit.

Nach der Zeit des Tacitus fließen die römischen Quellen über die germanische Religion spärlich. Auch die lateinisch geschriebenen Geschichten einzelner germanischen Völkerstämme nach der Völkerwanderung (der Goten, Longobarden, Angelsachsen) enthalten wenig über ihre heidnische Religion. Die ältesten deutschen Schriftdenkmäler sind bekanntlich nicht heidnische, sondern die Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Ulfilas. Die Merseburger Zaubersprüche aus dem 10. Jahrhundert stammen aus christlicher Zeit, sind aber noch von heidnischem Geist eingegeben. Auch in dem christlichen Wessobrunner Gebet und in dem sächsischen schönen Epos Heliand glaubt man noch einzelne heidnisch-germanische Züge zu finden. Die Namen der

Wochentage und manche geographische Benennungen führen auf heidnische Götter zurück. Die Steindenkmäler aus heidnischer Zeit haben auch die germanischen Götternamen romanisiert.

Da die Germanen bei ihrer Christianisierung erst auf der Übergangsstufe zum Kulturvolk standen, werden wir wohl nach der Analogie der unkultivierten Völker annehmen dürfen, daß die Verehrung von Geistern, von Dämonen, die sich ja auch im Volksaberglauben mit der größten Zähigkeit erhalten hat, zu den ältesten Bestandteilen der germanischen Religion gehört. Über denselben wird aber in der uns bekannten Zeit nicht mehr die Einheit Gottes festgehalten, denn der Allvater der Edda erscheint erst unter christlichem Einfluß, sondern die Phantasie des germanischen Volkes hat auch das göttliche Wesen in verschiedene Naturgewalten auseinandergelegt, verschiedene lokale Kulte vereinigt und Anfänge zur Mythenbildung gemacht. Die dämonischen Wesen, welche bei den alten Deutschen eine große Rolle spielten, sind die Elben oder Elfen, die Zwerge und die Riesen. Unter den Elben unterscheidet Elard Hugo Meyer (*Germanische Mythologie*, Berlin 1891) Gewitterelben, Windelben, Wolkenelbinnen (Schleierweiblein u. dgl.), Berg- und Erdelben, Wald- und Baamelben, Wasserelben, Weide- und Feldelben, Hauselben, Seelenelben (ungetaufte, mißgeborene, unzeitige Kinder, die für bloße Seelen, Halbgeschöpfe galten und auch zu Hauskobolden wurden, a. a. O. S. 133). Die Elben bleiben im allgemeinen hinter dem menschlichen Maß zurück, werden daher auch als Zwerge bezeichnet. Wir sehen: die ganze Natur wird von solchen Geistern beseelt gedacht. Dazu kommen noch die Riesen, welche die dem Menschen überlegene, sein Wohlfsein störende, auch den göttlichen Wesen feindliche Naturgewalt, die Macht des Winters darstellen, wie wir in der nordischen Mythologie noch genauer sehen werden.

Bei der Aufzählung der Götter im eigentlichen Deutschland folgen wir der Reihe der Wochentage: Dienstag (allmannisch: Zistig), Mittwoch (englisch Wednesday), Donnerstag, Freitag.

Ziu oder Tius, Tiwas stimmt wohl dem Namen nach mit dem wedischen Djaus und dem griechischen Zeus zusammen, und man hat daraus den Schluß gezogen, daß er ursprünglich Himmels-

gott gewesen, und daß der sagenhafte Stammvater der Germanen Tuisko von ihm den Namen habe. Aber Sicheres läßt sich darüber nichts sagen, denn weder in Deutschland noch in Skandinavien erscheint er als der höchste Gott oder als Himmels-gott, sondern nur als Kriegsgott, dem Gefangene geopfert wurden. Der nordische Tyr wird sogar an einer Stelle der Edda (Hymiskvipa 8) ein Sohn des Riesen Hymir genannt, also gar nicht eigentlich zu den Göttern gerechnet. Ziu scheint bei den Bayern den Namen Er gehabt zu haben, der Dienstag den Namen Ertag. Auch Sarnöt soll ein Name für Ziu sein, und Irmin, dem die Irminsäule geweiht war, welche im Sachsenkrieg zerstört wurde, ebenso Fosite, der lokale Hauptgott der Friesen, welcher auf Helgoland ein gefeiertes Heiligtum hatte.

Wodan (Wuotan, nordisch: Odin), dessen Name wahrscheinlich mit „wehen“ zusammenhängt, wird von Tacitus Merkur genannt, und seit dem 4. oder 5. Jahrhundert wurde der dies Mercurii durch „Wodanes Tag“ übersetzt. Die Übertragung dieses Namens hat nach E. H. Meyers Vermutung den Grund: „weil er mit einem Hut versehen war und Schätze und Spielglück spendete, die Schrift oder vielmehr Geheimzeichen erfand und die Seelen führte“ (E. H. Meyer, a. a. O. S. 229). Vielleicht beobachteten aber die Römer im allgemeinen, daß die Germanen mit diesem Gott im lebendigsten Verkehr standen. Als Wind- und Sturmgott hat er neben dem Donnergott seine selbstständige Bedeutung. Er erscheint mit dem wilden Heer, einem Heereszug oder einem Jagdzug, namentlich in bestimmten Nächten. Nach Tacitus war er der Hauptgott der Jstävonen und der Chatten; später tritt er bei den Franken, Longobarden und Angelsachsen besonders hervor. Wenn der Bodensee von ihm den Namen hat, so rührt das vielleicht von den heftigen Föhnstürmen her, welche weiter nördlich nicht mehr so hervortreten. Der im Sturm daherfahrende Gott läßt aber auch das Korn wachsen. In einzelnen Gegenden von Niederdeutschland soll sich die Sitte erhalten haben, bei der Ernte ein Büschel Korn auf dem Felde stehen zu lassen mit der Begründung: „dem Woden für sein Pferd“ (v. Drelli, S. 703). — Nach Tacitus wurden ihm regelmäßig Menschenopfer dargebracht, den andern Göttern nicht.

Donar (nordisch: Thor), der Gewittergott, hat einen

Hammer, eine Art Wurfart, dessen Geräusch den Donner verursacht. Sein Symbol ist das Hakenkreuz, das den gezackten Blitz vorstellen soll und auch in christlichen Zeiten noch vielfach angebracht wurde, um bösen Zauber in Segen zu verwandeln, ebenso der Trudensfuß. Er ist der Gott der Hochzeit, auch die Neugeborenen werden ihm geweiht, und die Toten ihm befohlen. Ihm waren besonders die Eichen heilig, wie die von Bonifatius bei Geismar umgehauene. Das Julfest scheint besonders ihm geweiht gewesen, und die Bitte um Wachstum der Feldfrüchte mit den dargebrachten Opfern und den angezündeten Feuern verbunden gewesen zu sein (E. H. Meyer, a. a. O. S. 217). Man hat viel phantasiert über den Zusammenhang des Weihnachtsbaums mit dem Julfest. Allein das Julfest war ursprünglich am 1. Februar, nicht um die Zeit der Sonnenwende (Meyer, a. a. O. S. 217), und niemals werden Lichter an einem Baum als Julfeuer bezeichnet. Eher könnte der sogenannte Funksontag, die Feuer, welche am Sonntag Invokavit in manchen Gegenden auf den Höhen angezündet werden, damit zusammenhängen. Aber es finden sich in Süddeutschland überhaupt keine Erinnerungen an ein Julfest.

Friia (Frigg und Freyja), die schöne, schnelle Wolken-göttin und Liebesgöttin, kommt im Merseburger Pferdesegen im Verein mit ihrer Dienerin Fulla und den Göttinnen Sol und Bil (welche Mondphasen darstellen sollen, Meyer, a. a. O. S. 269), sowie mit Wodan und Þhol vor. Daß unter dem Þhol Balder zu verstehen sei, wird von manchen bestritten, da sonst in Deutschland keine Spur von seinem Kultus sich findet. Die in den Märgen vorkommende Frau Holle oder Frau Berchta, d. h. die Leuchtende, oder die weiße Frau, gehört in diesen Götter und Elben verbindenden Wolkenkreis.

b) Die nordische Mythologie.

Die germanischen Stämme in Dänemark, Schweden, Norwegen und Island blieben bis gegen das Jahr 1000 heidnisch. Sie waren bei der Einführung des Christentums schon auf eine höhere Kulturstufe vorgeschritten als die in Deutschland, wenigstens weiter in der Welt herumgekommen. Die Normannen waren ja von 800 bis 1000 der Schrecken aller europäischen

Küstenvölker gewesen durch ihre Raub- und Eroberungszüge und drangen bis nach Nordamerika vor. An ihren Fürstenhöfen sangen die Skalden die Taten der Helden und den Ruhm der Götter. Ihre Poesie war eine gelehrte und künstliche, eine Bilderjagd, so daß sie für eine Sache eine Menge von Umschreibungen gebrauchten (*kenningar*). Die Lieder wurden zuerst in Runen und nach Einführung des Christentums in lateinischen Buchstaben aufgeschrieben. Auch entstanden prosaische Stücke. Alles wurde erst in christlicher Zeit gesammelt, blieb aber Jahrhunderte lang in Vergessenheit, bis im 17. Jahrhundert der isländische evangelische Bischof Brynjolf Sveinsson die Handschrift auffand, welche jetzt unter dem Namen *codex regius* in Kopenhagen aufbewahrt wird, und ihr den Namen: „*Edda Sæmunds, des Gelehrten*“ gab. Nach dieser poetischen wurde auch eine prosaische *Edda* aufgefunden, welche von dem isländischen Dichter Snorri Sturluson im 13. Jahrhundert zusammengestellt war und eigentlich den Titel *Edda*, d. h. Großmutter, führte, während derselbe der poetischen Sammlung erst zugeschrieben wurde, und Sæmund auch nicht der wirkliche Sammler der letzteren war. Man nennt gewöhnlich die poetische die ältere, die prosaische, welche aber auch viele Verse zitiert, die jüngere *Edda*. Diese Verse sind sogenannte *Stabreime*, so daß Anfangsbuchstaben von Wörtern in den Zeilen einander entsprechen.

Bei der *Edda* dürfen wir, wie bei Homer, nicht vergessen, daß ihre Lieder nicht wie die indischen *Weda*-Lieder eigentliche Kultuslieder sind, also die mythologischen Darstellungen nicht ohne weiteres als nordischer oder gar als gesamtgermanischer Volksglaube anzusehen sind. Überdies hat in neuerer Zeit der Norweger Sophus Bugge nachzuweisen versucht, daß viele mythologische Züge der *Edda* von christlichen und klassischen Vorbildern beeinflusst, also nicht ursprünglich germanisch seien (S. Bugge, *Studie über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage*, übers. v. Brenner, München 1889), und damit auch in Deutschland manche Zustimmung gefunden. Aber es ist nicht zulässig, überall wo ähnliche Sagen vorkommen, Entlehnung anzunehmen, und H. Gering (*Die Edda*, übers. und erläutert, Leipzig und Wien 1893, Einl. S. 8) sagt gewiß mit Recht:

„Die irischen Gewährsmänner der nordischen Wifinger mußten ebenso gelehrt gewesen sein wie Sophus Bugge selbst; sie mußten auch ihre ganze Gelehrsamkeit bei ihren Gesprächen mit den Piraten des Nordens (die doch nicht studierenshalber nach Britannien gekommen waren) fortwährend präsent gehabt haben“. Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß die christliche Weltanschauung schon auf die Edda eingewirkt haben kann, und das nordische Heidentum mit ähnlicher Tendenz aufgepußt wurde wie das griechische im Neuplatonismus.

Das Eigentümliche der nordischen Mythologie ist, daß die Götter, die Asen, in einem beständigen Kampf stehen mit den Riesen, den Thursen, der gar nicht immer zugunsten der Götter ausfällt, und daß ein Weltanfang und ein Weltuntergang dargestellt wird, in welchen auch die Götter hineingezogen werden. Außer den Riesen werden auch die Wanen von den Asen unterschieden. Man vermutet darunter Götter, welche erst später von den südgermanischen Stämmen nach Norden gekommen seien. In den Riesen und ihrer zeitweiligen Übermacht über die Götter wird man wohl die Übermacht des nordischen Winters über den Sommer suchen dürfen. Die nordischen Götter werden wie die homerischen menschenähnlich dargestellt mit ihren Königen, ihren Trinkgelagen, ihren Liebesabenteuern u. dgl., während die Riesen als Ungeheuer, zum Teil vielköpfig erscheinen. Aber so plastisch ausgeprägt wie die griechischen sind die nordischen Götter nicht.

Odin ist das Haupt der Asen, der Vater der Götter und Menschen. Er ist einäugig (sein Auge ist die Sonne), trägt einen breit über das Gesicht herabgehenden Schlapphut (die Wolken), einen himmelblauen Mantel, reitet das schnellste Roß, den achtfüßigen Hengst Sleipnir (den Sturmwind) und führt einen Speer (Sonnenstrahl). So wird die himmlische Gewalt nach verschiedenen Seiten ihm zugeschrieben. Er ist auch der Schlachtenlenker und herrscht vom höchsten Himmelsthron über der Welt. Zwei Raben, Hugin und Munin, melden ihm, was sie den Tag über bei ihrem Flug über die Welt gehört haben. Er ist der Weiseste unter den Asen, auch der Zauberei kundig, deren geheime Runen er versteht.

Odins Gemahlin ist Frigg, die Göttin des Hauses, der Ehe. Sie wohnt in den Wolfenfüßen Fensalir. Von ihr ver-

schieden und dann doch wieder manchmal an ihre Stelle getreten ist Freyja, Odins Buhlerin, die Göttin der Liebe, die mit allen Asen und Elfen gebuhlt hat. Sie hat ein Faltengewand und kann deshalb rasch an einen Ort fliegen. Wenn Odin die gefallenen Helden in Valhalla aufnimmt, so führt Frigg die Hälfte derselben in ihre Behausung Vingolf. Sie heißen dann Einherier (Gylfaginning 20, Gering a. a. O. S. 314).

Frenjas Bruder ist Freyr, der Sohn des Wanen Njord und der Skadi, eine Wettergottheit jüngeren Datums, ein sentimentaler, verliebter Heros (Meyer a. a. O. S. 224), der mit phallischen Symbolen und Aufzügen verehrt wurde. Seine Hauptwaffe ist das Schwert, welches er bei seiner Werbung um die Riesentochter Gerð hergeben muß, was er nachher bereut. Sein Schiff Skidbladnir, das alle Götter faßt und stets guten Wind hat (die Wolke), kann er nach beendeter Fahrt zusammenlegen. Auf dem Eber Gullinbursti (goldborstig) fährt er daher, und ein Eber wurde ihm bei der Winter Sonnenwende geopfert.

Thor, der Donnergott, war in Norwegen und Island besonders verehrt. Er besitzt drei Kleinodien: den von den Zwergen geschmiedeten Hammer (mjölnir), einen Kraftgürtel (megingjardar), durch dessen Anlegen er seine Kraft verdoppelt, und eiserne Handschuhe (jarngreipr), mit denen er seinen Hammer faßt. Er fährt auf einem von zwei Böcken gezogenen Wagen. Seine Wohnung ist Trudheim (Welt der Stärke). Eine der anmutigsten Mythen ist in Thrymskviða erzählt. Die Riesen haben dem schlafenden Thor seinen Hammer gestohlen und bei dem Riesen Thrym acht Meilen tief in der Erde vergraben. Loki macht das ausfindig und berichtet, daß Thrym denselben nur unter der Bedingung hergebe, daß er Freyja zur Frau bekomme. Nun geht Loki zum herrlichen Hofe der Freyja und spricht:

„Schmücke dich, Freya, Mit dem Schleier der Braut,
Wir zwei müssen reisen Ins Riesenland.“

Aber in schrecklichem Zorn schneubt Freyja, so daß das Brisingen Halsband, ein Kunstwerk der Zwerge, das sie trägt, zerbrochen niederfällt:

„Die männertollste Müßte ich heißen
Reiste ich mit dir Ins Riesenland.“

Die Asen alle Eilten zum Thingplatz,
 Die Asinnen auch Ramen alle zum Rat;
 Das berieten Die ruhmvollen Götter,
 Wie man Glorridis (Thors) Hammer Holen könnte.

Das Wort nahm Heimdall, Der weiseste Ase —
 Er wußte die Zukunft, Den Wanen gleich:
 „Schmücken wir Thor Mit dem Schleier der Braut,
 Er trage das breite Brisingenhalsband.

Reicht ihm den Ring Mit den rasselnden Schlißeln,
 Laßt Weiberröcke Ihm wallen ums Knie,
 Die Brust ziert ihm Mit breiten Steinen
 Und krönt den Kopf ihm Mit kunstvollem Puz.“

Thor wendet ein, die Götter werden ihn weibisch nennen,
 aber Loki erklärt ihm, wenn er den Hammer nicht wieder hole,
 werden bald die Riesen in Asgard, dem Göttersitz, wohnen.
 So wird nun Thor in der angegebenen Weise geschmückt, Loki
 begleitet ihn, als Magd der Braut verkleidet.

Heim trieb man hurtig Die gehörnten Böcke
 Und schirrt an die Deichsel Die schnellen Renner.
 Die Berge barsten, Es brannte die Erde:
 Thor, Odins Sohn, Fuhr ins Thursenland.

Da sagte Thrym, Der Thursen Beherrscher:
 „Steht auf, ihr Riesen, Bereitet die Bänke;
 Nun fährt man Frehja Zur Frau mir her,
 Des Njord Tochter Aus Noatun.

Es gehn zum Hofe Goldgehörnte Kühe,
 Tieffschwarze Ochsen, Dem Thursen zur Lust;
 Viel Kleinode hab' ich Und köstlichen Schmuck,
 Nur Frehja allein Fehlte mir noch.“

Der Abend war zeitig Angebrochen
 Und Bier zum Trunke Den Thursen gebracht;
 Einen Ochsen aß Thor Und acht Lachse,
 Alles Würzwerk auch, Das den Weibern bestimmt war,
 Dazu trank Sifs Gatte Der Tonnen dreie des Mets.

Wie Thrym über diese Gefräßigkeit und Trunksucht der Braut
 sich entsetzt, beruhigt ihn Loki damit, daß sie acht Tage auf der
 Reise nichts gegessen habe vor Sehnsucht nach der Heimat der
 Riesen, und auch ihr feuriges Auge wird damit erklärt. Die
 alte Schwester Thryms verlangt nun das Brautgeschenk, und
 Thrym spricht:

„Bringt nun den Hammer, Die Braut zu weihen,
Den Mjolnir legt In des Mädchens Schoß,
In Wars*) Namen Weiht unsern Bund.“

Dem Glorribi lachte Das Herz in der Brust,
Als der hartgesinnte Den Hammer erblickte;
Thrym erschlug er zuerst, Den Thursengebieter,
Und zerschmetterte ganz Das Geschlecht der Riesen.

Er erschlug auch des Thursen Betagte Schwester,
Die das Brautgeschenk Erbeten hatte;
Schläge bekam sie An der Schillinge Statt
Und Hammerhiebe Erhielt sie für Ringe.
So holte sich Odins Sohn Seinen Hammer wieder.

Die Naturbedeutung dieses Mythos auf Winter und Sommer ist deutlich. Thor ist zugleich der Gott der Eheschließung.

Ein anderes Bild vom Sieg des Winters über den Sommer gibt der Mythos von Baldr, dem Sohn Odins und der Frigg. Derselbe hat von seinem baldigen Tode geträumt. Das ängstigt seine Mutter, und dieselbe nimmt von allen Dingen, die sie be-seelt denkt, einen Eid, daß sie Baldr nicht schaden werden, nur nicht von der Mistelpflanze, die ihr zu gering schien. Die Götter veranstalten zum Scherz ein Spiel, in welchem sie auf Baldr schießen, um seine Unverwundbarkeit zu beweisen. Da überredet Loki den blinden Hod, den Bruder Baldrs, mit der Mistelgerte auf Baldr zu schießen und weist ihm die Richtung an. Baldr sinkt zum großen Schmerz der Götter und Menschen durchbohrt zu Boden. Seine Leiche wird im Beisein aller Götter feierlich verbrannt, und Hermod, der Sohn Odins, wird nach der Hel, der Unterwelt, geschickt, um den Baldr loszukaufen. Hel verspricht, ihn loszugeben, wenn alle Wesen über ihn weinen. Das tun alle mit Ausnahme eines Riesenweibs Thokk, in welche Loki sich verwandelt hat, und so kommt Baldr erst mit der allgemeinen Umwälzung wieder los.

Loki, der Sohn des Riesen Farbauti und der Laufey, ist einerseits der Satan, der alles verderbt, andererseits unentbehrlich für die Götter, weil er immer einen Rat und Ausweg weiß. So wird erzählt: Ein Werkmeister versprach den Asen eine Burg in drei Halbjahren zu bauen, welche den Bergriesen Trotz bieten könnte, und verlangte als Lohn die Freyja, die Sonne und den

*) War, die Göttin der Gelübde.

Mond. Die Asen aber erklärten, er bekomme den Lohn nicht, wenn am ersten Sommertag irgend ein Teil der Burg noch nicht ganz fertig wäre; auch dürfe ihm niemand bei der Arbeit behilflich sein außer seinem Roß Swadilfari. Auf Lokis Vorschlag wurde das bewilligt. Das Roß brachte bei Nacht so gewaltige Steinmassen herbei, daß die Götter erschrafen, wie nur noch drei Tage zur Vollendung übrig waren, und dem Loki den Tod drohten, wenn er nicht helfe. Dieser verwandelte sich in eine Stute, und als der Werkmeister mit seinem Hengst nach neuen Steinen auszog, riß dieser los und lief mit der Stute davon, so daß der Werkmeister ihn nicht einholen konnte. Er geriet in einen Riesenjorn, und als die Asen das sahen, wurden die Gide nicht länger beachtet. Thor schlug den Riesen mit seinem Hammer tot, und die Stute brachte das Roß Sleipnir hervor, das nun Odin ritt.

Agir, der Meeresgott, veranstaltete für die Götter ein Festmahl, bei welchem Loki von jedem Gott und jeder Göttin etwas Schimpfliches zu erzählen mußte, so daß die Götter ihn schließlich mit dem Gedärm seines Sohnes Wali fesseln, und Skadi eine giftige Schlange über seinem Gesicht befestigt. Aber Lokis Frau fängt das Gift in einer Schale auf. Nur wenn sie hinausgeht, um dieselbe auszuleeren, wird Loki durch das Gift so unruhig, daß die Erde erbebt.

Sonst sind die nordischen Götter keineswegs Muster von ehelicher Treue. Es finden sich auch unzüchtige Lieder in der Edda, z. B. das Lied von Harbard (Gering, Übersf. der Edda, S. 42—51) und das Lied von Rig (a. a. O., S. 110—117). Über ihre Unvollkommenheit haben wir schon gesprochen. Dieselbe tritt auch hervor in den Sagen vom Anfang und vom Ende der Welt.

In der jüngeren Edda wird Allvater der höchste und älteste unter den Göttern genannt, der ewig lebt und über alles in seinem Reiche waltet, der Himmel, Erde, Luft geschaffen, dem Menschen Leben und Seele gab. Die Seelen der Rechtschaffenen werden bei ihm weilen an dem Orte, der Gimle heißt; die Bösen dagegen kommen zur Hel. An diesen offenbar christlichen Anfang wird dann sehr unvermittelt die pantheistische Darstellung des Edda-Lieds Voluspa angefügt: Im Anfang lag Niflheim

und Muspellheim, das kalte Nordland und das heiße Feuerland gegenüber. Aus den verdichteten Reif- und Eismassen ging der Riese Ymir hervor, der Stammvater des Riesengeschlechts. Als er schlief, geriet er in Schweiß. Da wuchs ihm unter dem linken Arme Mann und Weib, und sein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn, und so wuchsen ihm Nachkommen. Als der Reif schmolz, entstand die Kuh Audumla daraus, die nährte den Riesen und beleckte die salzigen Reifsteine, so daß ein Mann Buri daraus hervorging. Er war Vater des Bur, der Bestla, die Tochter des Riesen Bolthorn, zur Frau nahm. Dieses Paar hatte drei Söhne: Odin, Wili und We. Dieselben töteten den Riesen Ymir, und es lief aus seinem Körper so viel Blut, daß sie darin das ganze Geschlecht der Reifriesen ertränkten, mit Ausnahme des Bergelmir, der sich mit den Seinigen in einem Boot rettete, und von welchem die jüngeren Riesen abstammen. Burs Söhne schufen nun aus dem Leib des Ymir die Erde, aus seinem Blute das Meer und die Gewächse, aus den Knochen die Berge, das Gestein aus den Zähnen und Gebeinen, aus dem Schädel den Himmel. Aus den Funken, die von dem Feuerland Muspellheim herflogen, machten sie die Sterne. Die Erde ist kreisrund, und um sie herum liegt das tiefe Meer, an dessen Küsten die Götter den Riesen Wohnplätze anwiesen. Weiter rückwärts auf der Erde aber errichteten sie wegen der feindlichen Gesinnung der Riesen den Burgwall Midgard. Als Burs Söhne am Meeresstrand wandelten, fanden sie zwei Bäume und schufen aus ihnen Menschen: der erste gab ihnen die Seele, der zweite das Leben, der dritte Gehör und Gesicht, und es hieß der Mann Ask (Esche) und die Frau Embla (Ulme). Von ihnen stammt das Menschengeschlecht, dem unter Midgard die Wohnung eingeräumt war. Darauf schufen die Götter in der Mitte der Welt Asgard. Dort befindet sich ein Ort, der Hlidskjalf heißt, und wenn Allvater sich dort in den Hochsitz setzt, kann er die ganze Welt übersehen und jegliches Menschen Tun wahrnehmen. Seine Gattin ist Frigg, die Tochter des Fjorgyn, und von ihnen stammt das Asengeschlecht, das den alten Asgard bewohnte, und es ist dies ein göttliches Geschlecht (Gylfaginning 3—9. Gering a. a. O. S. 299—304). Der Allvater ist also hier auf einmal niemand anders als Odin.

Das Leben der Menschen und das Schicksal der Welt ist geknüpft an die Esche Yggdrasil, wo die Götter alle Tage ihr Gericht halten. Ihre Zweige erstrecken sich über alle Welt und ragen über den Himmel empor. Drei Wurzeln hat der Baum, eine bei den Asen, eine bei den Reifriesen und eine über Niflheim, die der Drache Nidhogg benagt. Unter der Wurzel bei den Reifriesen ist der Brunnen Mimir, die Quelle der Weisheit. Bei dem Brunnen Urd am Himmel haben die Götter ihre Gerichtsstätte. Dorthin reiten sie täglich über die Asenbrücke Bifrost (Regenbogen). Unter der Esche an dem Brunnen ist ein Saal, aus welchem die drei Nornen, die Schicksalsjungfrauen Urd, Verdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) kommen. Übrigens gibt es noch mehr Nornen, die zu jedem neugeborenen Kind kommen und ihm sein Schicksal schaffen; die einen sind von göttlichem Geschlecht, andere vom Elbengeschlecht und noch andere vom Geschlecht der Zwerge (Gylfag. 15 a. a. D. S. 310).

Ein Weltuntergang wird schon in der älteren Edda beschrieben, der auch die Götter trifft, die sogenannte Götterdämmerung (Ragnarökr). Nach einer Zeit, wo alles Böse mächtig wird, bläht Heimdall das Gjallahorn.

Yggdrasil bebt, Der Eschen höchste,
Es rauscht der alte Baum, Der Niese*) wird frei;
In Angst sind alle In der Unterwelt,
Oh' der Blutsfreund Surts (Fenrir) Seine Bahn betritt.
Wie steht's bei den Asen? Wie steht's mit den Elben?
Ganz Riesenheim rast, Im Rat sind die Asen?
Es stöhnen die Zwerge Vor den steinernen Türen,
Der Waldberge Herrscher — Könnt ihr weit'res verstehen?
(Voluspo 47 f.; Gering a. a. D. S. 12.)

Außer dem Wolf Fenrir bricht die Midgardschlange los:

Die Erbumschlingerin Öffnet gähnend
Den weiten Schlund Bis zur Wölbung des Himmels.
Doch Odins Sohn Geht dem Untier entgegen.
Seiner Wut erliegt Der Weltbeschützer;
Alle Leute müssen Verlassen die Heimat;
Es fährt neun Schritte Fjorgyns Sohn (Thor)
Vor der Schlange zurück, Die nicht scheut den Frevel.

*) Fenrir, ein ungeheurer Wolf, der Sohn des Loki und der Riesin Angerboda.

Die Sonne wird schwarz, Es sinkt die Erde ins Meer,
 Vom Himmel fallen Die hellen Sterne;
 Es sprüht der Dampf Und der Spender des Lebens (das Feuer),
 Den Himmel bedeckt die heiße Lohe. (Voluspo 55—57.)

Außer Thor erliegt auch Freyr, da er sein wunderbares Schwert nicht hat. Fenrir verschlingt den Odin, wird aber auch getötet. Loki und Heimdall töten sich gegenseitig. Aber nach dem Weltbrand steigt die Erde wieder in frischem Grün auf, die Söhne der Götter bilden eine neue Götterschar, Baldr und Hod kehren aus dem Reich der Hel zurück. Auch zwei Menschen sind von dem Feuer verschont geblieben. Ohne Aussaat wachsen nun auf der Erde die Ähren. Über allem herrscht dann nach der Darstellung der jüngeren Edda Allvater. — Wir werden wohl in diesen Sagen den Einfluß der christlichen Lehre vom Ende der Welt nicht bestreiten dürfen, können sie also nicht als urgermanisch ansehen.

3. Die Religionen der Balten und der Slaven.

Auf einer tieferen Kulturstufe als die Normannen standen die Völker auf der Süd- und Ostküste der Ostsee und im Innern der betreffenden Länder, als das Christentum zu ihnen kam. Schon in vorchristlicher Zeit bildeten die Balten, zu welchen die Preußen, Litauer und Letten gehörten, eine besondere Völkergruppe zwischen Slaven und Germanen. Am meisten wurde bei ihnen der Donnergott Perkunas verehrt, daneben eine ganze Reihe von Geistern, Kobolden u. dgl., welche *deivas* genannt wurden, also ähnlich den *daëvas* im Avesta. Die litauischen Priester hießen *Waidelotte*, der preußische Hohepriester *Kriva*. Aber wir wissen sehr wenig über diese Religion.

Ebensowenig über die der slavischen Völker: Polen, Pommern, Wenden, Slowaken, Tschechen, Russen, Serben, Kroaten, Slowenen. Diese Völker haben auch sowenig als die germanischen eine Einheit gebildet. Im 7. Jahrhundert hatten sie sich am weitesten ausgebreitet, da sie viele in der Völkerwanderung von den Germanen verlassene Wohnsitze eingenommen hatten. Später wurden sie von den Deutschen zurückgedrängt und teilweise germanisiert. Prokop (im 6. Jahrh.) sagt über die Slowenen, sie haben nur einen Gott, den *Blize-*

schleuderer, ein Schicksal kennen sie nicht, Flüssen, Quellen und anderen Dämonen bringen sie Verehrung dar, und ihre Opfer seien zauberisch. Damit wäre die Religionsform bezeichnet, welche wir als die der unkultivierten Völker im allgemeinen kennen gelernt haben. Von dem wendischen Gott Swantowit berichtet Saxo Grammaticus (im 13. Jahrh.) in seiner dänischen Geschichte, daß er sein Heiligtum mit einem vielköpfigen Bild in Arkona auf Rügen gehabt habe, das 1168 von den Dänen zerstört wurde. Man habe ihm jährlich ein Fest gefeiert, wobei der Priester aus der Flüssigkeit, welche seit dem vorigen Jahr im Trinthorn übrig geblieben war, gute oder schlechte Ernte weisagte. Auch bei Kriegszügen habe der Gott durch das Pferd, auf welchem er nachts ausritt, Auspizien gegeben. Im Tempel mußten die Priester den Atem einhalten. — Die Behauptung neuerer Historiker, Swantowit sei gar kein heidnischer Gott, sondern Sanctus Vitus, dürfte doch auf einer zufälligen Namensähnlichkeit beruhen. In Pommern und Brandenburg wurde ein dreiköpfiger Gott Triglav verehrt. — Ein allgemein slavisches, auch bei den Russen gebräuchliches Wort für Gott ist Bog. Der russische Himmelsgott heißt Swarog, der Sonnengott Dajbog, der Feuergott Ogoni, der Windgott Stribog. Aber den ersten Platz im Kultus nahm bei allen slavischen Völkern der Donnergott Perun ein. Dem Perun oder Perkun war die Eiche heilig. Seine Hauptheiligtümer befanden sich in Nowgorod, wo ein Eichenfeuer Tag und Nacht vor dem Gott, der in der Hand einen Stein in der Form eines Donnerkeils hielt, unterhalten wurde, und in Kiew, wo sein kostbar geschmücktes und von andern Götterbildern umgebenes Standbild im J. 988 von Wladimir zerstört wurde (Ziele-Söderblom S. 303).

Was die Wilen den Südslaven sind, findet sich bei den Russen in den Rusalken wieder: weibliche Dämonen, welche durch ihre verräterische Schönheit und Zauberkunst den Menschen gefährlich sind. Eine sehr populäre Gestalt war bei den alten Russen der Hausgeist, der Domovoi, den man anflehte in das neue Haus einzuziehen. Er bewacht und beschirmt das Haus und seine Bewohner, die Tiere nicht ausgeschlossen, teilt alle ihre Schicksale, ist in der Regel freundlich; aber wenn man ihn vernachlässigt, zeigt er, daß er ein mächtiger Geist ist, der auch

über den Blitz gebietet. Der altrussische Wintergenius Koschey ist ein sehr böses Wesen (a. a. O. S. 306).

4. Die Religion der europäischen Finnen.

Wir reihen hier auch die Religion der europäischen Finnen an, welche mit den in diesem Abschnitt genannten Völkern sich mehr vermischt haben als ihre Stammverwandten in Asien, und bei ihrer Christianisierung gegen Ende des 12. Jahrhunderts schon eine ausgebildete Nationalreligion hatten. Davon zeugt das Epos *Kalewäla* (Land des Kalewa, des Haupthelden), das 1852 von Schiefer, 1898 von Comparetti ins Deutsche übersetzt wurde. Wir können dasselbe allerdings so wenig als die Edda für die germanische, als eine zuverlässige Darstellung für die finnische Volksreligion betrachten, aber einen Einblick in die religiöse Entwicklung dieses Volks gewährt es immerhin. Wir finden auch hier das Bewußtsein von einem höchsten Gott, der den Himmel innehat (Jumala, bei den Lappen Jumel, bei den Esthen Jummal genannt), daneben eine phantastische Belebung der Natur durch Geister und den Glauben, daß zwischen den Lebenden und den Abgeschiedenen ein Verkehr möglich ist, der freilich mehr schädlich als wohltuend wirkt. Den Verkehr mit der Geisterwelt vermitteln die Zauberfundißen, die Magie ist dabei mächtig, ohne daß das ethische Moment in der Regel fehlt (v. Drelli, S. 101).

Je mehr *Jumala* abstrakt und appellativisch für Gott überhaupt gebraucht wurde, desto mehr wurde der Name *Ukko* (= Großvater), der Blitz und Donner handhabt und Patriarch der Götter ist, in den Vordergrund gerückt. An ihn wird *Kalewäla* II, 317—330 eine Bitte um Regen gerichtet:

Ukko, du, o Gott dort oben,
Du, o Vater in dem Himmel,
Der du in den Wolken waldest
Und die Wölklein alle lenkst,
Halte Rat du in der Wolke,
Guten Rat du in den Lüften!
Schick aus Osten eine Wolke,
Daß aus Nordost sie erscheinen!
Sende andre her aus Westen,
Schneller welche aus dem Süden,

Sende Regen von dem Himmel,
 Daß die Wolken Honig träufeln,
 Daß die Saaten munter rauschen.

Der Regenbogen ist Ukkos Bogen. Sein Flammenschwert wirkt befreiend gegen böse Zaubergeister, welche Krankheiten u. dgl. bewirken. Da er der mächtigste Gott ist, ruft man ihn bei allerlei Unternehmungen an. Ukko hat sein weibliches Gegenbild in Ukka, der „alten Mutter“. Wie die griechische Hera liebt sie den Widerspruch gegen ihren Gemahl und läßt Regenschauer kommen, während die Sonne scheint.

Auch die Erde wird verehrt als die Mutter alles Daseins, besonders der Vegetation:

Alte, die du unten weilest,
 Erdenmutter, Erdenwirtin,
 Bring den Rasen du zum Treiben,
 Bring die Erde du zum Wachsen!
 Nimmer fehlt's an Kraft der Erde,
 Nie, so lang die Zeiten dauern,
 Wenn die Geberinnen Gnade,
 Huld der Schöpfung Töchter leihen.
 Steig, o Erde, auf vom Schläfe,
 Von dem Schlummer, Flur des Schöpfers,
 Daß die Halme dicker werden,
 Höher du die Stengel wachsen,
 Tausendfach die Ähren steigen,
 Hundertfach die Äste schießen
 Durch mein Acker, durch mein Säen,
 Durch die Mühe, die ich habe.

(Kalew. II, 301—316).

Die Wassergottheiten Uhti und seine Gemahlin Wellamo werden besonders für Fischfang und Seefahrten angerufen.

Der Beherrscher der Unterwelt ist Tuoni und seine Gattin Tuonen Ukka, ein altes Weib mit hakensförmigen Fingern und verzerrtem Rinn. Mit ihrem Sohn Tuonen poika bewachen sie die Toten aufs strengste. Nach der Unterwelt (Tuonela) tauchen die Schamanen hinab, um verborgene Dinge zu vernehmen. Ihre Gewalt ist auch im Kalewäla noch groß (v. Drelli S. 98—101).

Fünfter Abschnitt.

Die Grundzüge der israelitischen Nationalreligion.**1. Wirkliche Offenbarung und Religionsgeschichte.**

Wir haben die Nationalreligionen in Asien und Europa der Reihe nach betrachtet, aber die israelitische bis zum Schluß dieses Theils zurückgestellt, denn, wie wir schon in der Einleitung (S. 28) bemerkt haben, glauben wir, daß dieselbe mit der allgemeinen religionsgeschichtlichen Entwicklung zusammenhängt, daß aber dadurch ihr Charakter als einer wirklich geoffenbarten Religion nicht beeinträchtigt wird. Wir müssen hierüber noch einige Worte zur Verständigung vorausschicken.

Die moderne Theologie und Philosophie sagt: „Wunder und Geschichte schließen einander aus; eine geschichtliche Darstellung muß alles aus dem Kausalitätsgesetz, aus dem Naturzusammenhang, erklären. Wenn in der israelitischen Geschichte Wunder vorkommen, welche nicht natürlich erklärt werden können, oder Weissagungen, welche der Prophet nicht aus seinen Zeitverhältnissen voraussehen konnte, so beruht die Darstellung auf einer späteren Sage und hat keinen geschichtlichen Wert.“ — Der alte Rationalismus hat offen gesagt: „Was unsre Vernunft nicht erklären kann, das glauben wir nicht.“ Die moderne Theologie beruft sich auf ihren erkenntnistheoretischen Standpunkt; sie will Offenbarung und Wunder nicht durchaus abweisen, beschränkt sie jedoch auf innere psychologische Erfahrungen. Allein das Ergebnis für die Bibelfritik ist kein anderes als beim alten Rationalismus. Man schlage z. B. in Rauhschs trefflicher Übersetzung des Alten Testaments die Stellen auf, wo etwas Wunderbares erzählt wird oder eine Weissagung enthalten ist, welche der Prophet nicht mit seinem natürlichen Scharfblick aussprechen konnte (z. B. Jer. 29, 10 ff.; 31, 38 ff.; 32, 2 ff.; 33, 2 ff.), so wird man am Rande, wo der Verfasser der Stelle bezeichnet wird, ein *B d. h.* „Zusatz“ finden, oder in den historischen Büchern eine sehr späte Quelle, auch wenn gar keine sprachliche oder sonstige Verschiedenheit vorliegt zwischen dem „Zusatz“ und dem Kapitel, in welchem

derselbe steht. Das kann man nicht grammatisch-historische, sondern nur dogmatische Kritik nennen.

Wir verlangen nicht, daß alle biblischen Bücher vollständig den Verfassern zugeschrieben werden, welchen sie die jüdische und christliche Tradition zuschreibt. Wir geben zu, daß z. B. im Buch Daniel sprachliche und historische Schwierigkeiten sich finden, über welche auch ein gläubiger Schriftforscher nicht so leicht wekommt, daß im zweiten Teil des Jesaja der Prophet vom Exil als seinem Standpunkt ausgeht, dasselbe nicht als ein zukünftiges Ereignis betrachtet; wir gestehen also auch im Alten Testament der Kritik ihr Recht zu, aber eine religionsgeschichtliche Vergleichung nötigt uns zu der Frage: Wo ist das Religionsbuch eines andern Volkes, das von der Kritik so zerzaust wird wie die Bibel? Wo lesen die Gelehrten so wenig das, was dasteht, und lesen allerlei hinein was nicht dasteht? Wo wittern sie in allen geschichtlichen Darstellungen eine besondere Parteitendenz des Verfassers? — Wir geben ja zu, daß in den Büchern Moses und in den Geschichtsbüchern verschiedene Quellen zusammengearbeitet sind, aber zu solchen Flickschneidern, die allerlei verschiedenartige Lappen zusammengearbeitet haben sollen, werden doch die religiösen Schriftsteller anderer Völker nicht gemacht. Homer und die Edda werden ja von der Kritik auch gehörig bearbeitet, aber so ins Kleinliche geht dieselbe kaum wie in der Bibel, und es ist nicht zu verwundern, wenn manchen Studierenden über solcher Kleinräumerei und solcher Verwandlung der heiligen Schriften in parteiische Tendenzmachwerke das Studium der Theologie entleidet. Eine treffliche, auch für Nichttheologen verständliche und namentlich zur Orientierung für Studierende empfehlenswerte Übersicht über alle hiebei vorkommenden Probleme gibt die Schrift: Dr. F. C. Gasser, Das Alte Testament und die Kritik. Stuttgart 1906.

Wenn behauptet wird, die geschichtliche Entwicklung des Alten Testaments sei erst durch die Graf-Wellhausen'sche Schule dargestellt worden, die positive Theologie stehe noch auf dem Standpunkt der alten Dogmatiker, so ist das unrichtig und rührt besonders wohl daher, daß Dehlers alttestamentliche Theologie von der jüngeren Generation nicht mehr gelesen wird,

und daß Männer wie Schulz und Kauffsch zur Wellhausen'schen Richtung übergegangen sind. Dehler hat die alttestamentliche Theologie als die „historisch-genetische Darstellung der in den kanonischen Schriften des Alten Testaments enthaltenen Religion“ behandelt (Dehler, *N. T. I. Theol. I*, S. 7) und sagt: „Die besondere Gottesoffenbarung unterwirft sich, indem sie in die menschliche Lebenssphäre eintritt, den in der allgemeinen göttlichen Weltordnung begründeten Ordnungen und Gesetzen geschichtlicher Entwicklung. Sie tritt nicht mit einem Schlage fertig und vollendet in die Welt ein, sondern von beschränktem und relativ unvollkommenem Anfange aus, in einem einzelnen Geschlecht und Volk sich partikularisierend, schreitet sie in einem dem natürlichen Entwicklungsgang der Menschen entsprechenden und denselben in die Bahn der göttlichen Heilsordnung leitenden Stufengang zu ihrer Vollendung in Christo fort, um von hier aus die Gottesfülle, die Christus in sich trägt, wieder in einem geschichtlichen Prozeß an die Menschheit mitzuteilen“ (a. a. O. S. 25).

2. Die Patriarchengeschichte und die Gotteserscheinungen.

Israel wird zur Nation durch die Gesetzgebung. Aber die Geschichte seiner Väter, welche von der modernen Theologie nicht als Geschichte anerkannt wird, ist nach der Darstellung der alttestamentlichen Bücher keineswegs wertlos, vielmehr ist sie die Grundlage, auf welcher alle Führungen Gottes mit dem Volk beruhen. Die moderne Theologie hat das Dogma aufgestellt, wie es Baileton am deutlichsten ausspricht: „Kein einziges Volk kennt seine eigene Geburtsgeschichte“ (Chant. d. I. Sauff. I, S. 393). Diesem Satz möchten wir folgende, von der neueren Theologie unberücksichtigte Punkte gegenüberstellen:

1) Kein einziges Volk setzt seine Entstehung selbst in eine so späte Zeit, in eine Zeit, da die Nachbavölker bereits als große Völker, zum Teil als Völker mit überlegener Kultur dargestellt werden, während die Väter des eigenen jetzt ackerbautreibenden Volkes als heimatlose Nomaden dargestellt werden. In Israel hören wir nichts von einer Abstammung

von Göttern und Heroen, von einer Entstehung des Volkes im Anfang der Welt u. dgl., sondern die Geschichte seiner Väter ist eine einfach menschliche Familiengeschichte.

2) Kein einziges Volk hat eine Geschichtsschreibung, in welcher dem eigenen Volk, seinen Vätern, seinen Führern, seinen Priestern und seinen Königen so wenig geschmeichelt wird wie das israelitische. Darum dürfte doch diese Geschichtsschreibung gegenüber den Sagen anderer Völker eine größere Glaubwürdigkeit beanspruchen.

3) Selbst in bezug auf den Monotheismus, auf die Reinheit der Religion, beansprucht die israelitische Literatur kein besonderes Verdienst des Volkes, weder in der Zeit der Väter (Jos. 24, 2; 1 Mos. 31, 34), noch in späterer Zeit.

4) Daß auch in Palästina geschrieben worden ist schon vor der Einwanderung der Israeliten, beweisen die Berichte der ägyptischen Statthalter daselbst, welche in Tell Amarna gefunden wurden, daß also nicht so niedrige Kulturzustände sich dort fanden, wie man eine zeitlang angenommen hatte. Daß die babylonische Kultur bis in eine Zeit vor Abraham hinaufreicht, beweisen die dortigen Ausgrabungen.

5) Die Völker sind doch aus Familien entstanden, und es wird uns hier ganz einfach erzählt, wie allerdings in einem entscheidenden Zeitpunkt durch wunderbares Eingreifen Gottes, aber im ganzen auf natürlichem Weg eine Familie und aus der Familie Stämme entstanden sind, und wie diese Stämme zu einem selbständigen Volk organisiert wurden.

6) Wenn man die Wunder der Bibel mit den Wundern vergleicht, welche in den buddhistischen Schriften von Buddha und sonst von andern Heiligen erzählt werden, so sind die Wunder der Bibel maßvoll. Sie treten nur ein, um die Macht des Gottes Israels über alle menschlichen Mächte und über die Götter der Heiden und die völlige Unfähigkeit des Volkes zur Selbsthilfe zu erweisen. Aber z. B. die Geburt und Errettung des Mose und seine Lebensschicksale bis zur Erscheinung Gottes am Horeb werden in einer Weise erzählt, daß niemand dieselben für unmöglich erklären kann. Daß anderswo auch ein Kind in ähnlicher Weise ins Wasser gesetzt und später ein großer Mann geworden ist, kann geschehen sein, ohne daß

die eine Erzählung irgendwie von der andern abhängig ist. — Das Leben der Patriarchen verläuft Jahre lang in ganz gewöhnlichem Geleise. Sie müssen um der Hungersnot willen in weite Ferne ziehen, werden nicht wunderbar gespeist. Sie haben allerlei Streitigkeiten zu schlichten u. dgl.

Angeichts dieser Tatsache ist es eine Willkür, die Patriarchengeschichte aus der Geschichte zu streichen und sie als Sagen zu behandeln, die „zum Material der Predigt gemacht wurden und der Gotteserkenntnis des 9. und 8. Jahrhunderts einen bestimmten Ausdruck geben“ (Chant. d. l. S. I, 394). Nach der modernen Darstellung sind auf einmal israelitische Stämme vorhanden. Woher sie kommen, weiß man nicht. Was Mose eigentlich getan hat, um sie zu einem Volk zu vereinigen, das bleibt im Dunkel. Überhaupt ist die ältere Geschichte der Israeliten nach moderner Darstellung ein grauer Nebel, aus welchem plötzlich der Prophet Amos auftaucht. Wenn der Nationalgott der Israeliten, Jahwe, nach Delitzsch's Entdeckungen, die aber von andern bezweifelt werden, in Babylonien sich findet, so betrachten wir das nicht als eine Abhängigkeit der Israeliten von den Babyloniern, sondern als einen Rest aus der Urreligion bei den Babyloniern.

Viel klarer geschichtlich als alle modernen Konstruktionen erscheint die Darstellung des Alten Testaments. Da offenbart sich Gott dem Abraham und befiehlt ihm, auszuziehen in ein Land, das er ihm zeigen werde, und gibt ihm die herrlichen Verheißungen. Im Glauben muß Abraham ziehen, ohne zu wissen wohin. Es geschehen keine Wunder, um ihn und seine Karawane durch die Wüste zu führen. Erst in Kanaan angekommen, erfährt er durch eine neue Erscheinung seines Gottes, daß er dieses Land ihm geben werde. Aber neue, schwere Glaubensproben harren seiner. Wenn auch eine schöne Anzahl von Untergebenen ihm als dem Haupt gefolgt ist, so ist es doch ein kleines Häuflein von Nomaden gegenüber den bereits in Kanaan ansässigen Völkern.

Die Art, wie Gott mit Abraham und seiner Familie verkehrt, wird als Gotteserscheinung (Theophanie) bezeichnet. In der Gestalt eines Engels, des Engels Jahwehs, oder mehrerer Engel erscheint er. Wären diese Erscheinungen erst in späterer Zeit konstruiert worden, so wäre wohl hinzugefügt worden, er sei

erschrocken, in der Meinung, er müsse sterben. Abraham verkehrt ganz kindlich, vertraulich mit seinem Gott, obgleich auch er vor seiner Majestät sich unwürdig fühlt (1 Mos. 18, 3 ff., 27).

Die Gotteserscheinungen werden bei den Patriarchen immer seltener. Bei Jakob ist es nur der rätselhafte Kampf bei seiner Rückkehr nach Kanaan (1 Mos. 32, 35 ff.), welcher den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben bildet, daß aus dem hinterlistigen Jakob der Gotteskämpfer Israel wird. Sonst offenbart sich ihm Gott durch Träume. Bei Joseph finden wir keine Gotteserscheinung. In Ägypten hört alle besondere Offenbarung an die Kinder Israel auf. Die Familien der Knechte und Mägde, welche mit Abraham ausgezogen waren, haben sich wohl in der ägyptischen Knechtschaft in das Volk Israel aufgelöst. Gott will sein Volk selbständig machen, daß es glaubt, ohne zu sehen. Aber es zeigt sich, wie wenig es imstande ist, mit eigener Kraft den Glauben der Väter festzuhalten. Es wird dahingegeben in eine Sklaverei, aus welcher es mit menschlicher Macht nicht frei werden kann. Da muß sich ihm sein Gott wieder offenbaren als der Gott, welcher selbst das mächtige Kulturvolk Ägyptens niederwerfen und das unterdrückte Israel erheben kann. Nur durch solche Erfahrungen konnte der verblaßte Dienst des Gottes Israels in seinen Nachkommen wieder aufleben und ein ganzes Volk beherrschen, daß es so ganz abweichend von allen Nachbarvölkern dem einen unsichtbaren Gott anhing. Dazu bedurfte es aber, nachdem die Familie zum Volk herangewachsen war, eines bestimmt formulierten, sittlich-religiösen und bürgerlichen Gesetzes.

3. Die Gesetzgebung und die Schicksale des Volks bis auf Samuel.

Wir haben gesehen, wie die Nationen durch Gesetze zusammengefaßt und zusammengehalten worden sind, um einen politischen und religiösen Organismus zu bilden, und zwar nicht nur durch politische und soziale, sondern auch durch Kultusgesetze mit einem festgeordneten Priestertum, einer bestimmten Symbolik, einem für das ganze Volk verbindlichen Opferkultus. Die Religion ist durchaus Staatsreligion. Die bürgerliche Gesellschaft wird geheiligt durch die Kultusgemeinschaft, die Ord-

nungen des Staats durch die religiöse Ordnung. Nicht erst in späteren Zeiten werden solche Ordnungen aufgestellt. In Babylonien findet sich die Gesetzgebung Hammurabis schon zu Abrahams Zeit. In Indien ist es niemanden eingefallen, die Brahmanaschriften mit ihren kleinlichen Ritualbestimmungen in eine spätere Zeit zu verlegen als die Upanischads, welche man etwa mit den Propheten vergleichen könnte, sofern sie mehr den Geist der Religion darstellen, und die Brahmanen sind die erbliche Priesterkaste schon in den ältesten Urkunden der indischen Religion. In Persien gehören ebenfalls Ritualvorschriften zu den ältesten Gesetzen, und ein Priesterstand ist Träger der Religion in ältester Zeit. In Griechenland ist die politische Gemeinschaft seit alten Zeiten Kultusgemeinschaft, und auf die Gesetzgeber Lykurg, Dracon, Solon werden auch religiöse Gesetze zurückgeführt. Das Gesetz der Stadt ist wichtiger als alle mythologischen Vorstellungen. Die römische Geschichte ist durch Männer wie Niebuhr und Mommsen kritisch bearbeitet worden, aber keinem ist eingefallen, die komplizierten Priesterordnungen, welche dem Numa Pompilius zugeschrieben werden, in eine späte Zeit zu verlegen, sie etwa als Opposition gegen eingedrungene fremde Kulte zu betrachten.

So widerspricht die Graf-Wellhausensche Theorie, daß die Propheten in Israel dem Gesetz, namentlich dem Kultusgesetz vorangehen und daß der Priesterkoder aus dem Exil stamme, aller religionsgeschichtlichen Analogie. Was Wellhausen und seine Anhänger dem Mose als Gesetzgeber zuschreiben, ist so dürftig und nebelhaft, daß damit keine Nation religiös und politisch organisiert werden kann. Wir müßten nach der Analogie anderer Völker annehmen, daß von Mose auch der Kultus eine feste Organisation bekommen habe, selbst wenn wir darüber im Alten Testament keine Nachricht hätten.

Aber man wird uns einwenden: „Wo findet sich in der Richterzeit eine Spur vom mosaischen Gesetz? Wie wenig hat auch der fromme Samuel darnach gehandelt?“ — Darauf antworten wir: Die Nichtbeachtung eines Gesetzes beweist nicht, daß es nicht vorhanden war. Dafür finden sich auch in der

Geschichte der christlichen Kirche Analogien. Nach Wellhausens Theorie müßte der Römerbrief in der Reformationszeit entstanden sein. Daß die ältesten Propheten, deren Schriften auch von der modernen Kritik als echt anerkannt werden, nur auf dem Boden des Gesetzes so reden konnten, wie sie reden, hat namentlich J. Robertson*) nachgewiesen. — Wenn Jer. 7, 21 ff. die sittlichen Gebote höher gestellt werden als die Opfergesetze, so entspricht das ganz der Darstellung im 2. Buch Moses, wo die Sittengebote zuerst unmittelbar von Gott zum ganzen Volk gesprochen, dann erst die Opfergesetze durch Mose gegeben werden. Daß Jeremia sagen wollte, die Opfer seien gegen den Befehl Gottes, daß er die Restauration Josias verwerfen wollte, kann doch einer, der die Geschichte des Volkes Israel und der Propheten kennt, nicht im Ernst behaupten. Es ist offenbar nur ein starker Ausdruck gegen eine tote Kirchlichkeit, wie Jes. 1, 11—17. — Wenn Ezech. 44, 10—14 den Leviten vorgeworfen wird, daß sie Götzen oder Bilder bedient haben, so ist dies schon Richt. 17, 7 ff. und in der späteren Geschichte wohl vielfach begründet. Dehler sagt in bezug auf die zuletzt genannte Stelle: „Daß ein organisierter Levitendienst nicht bestand, ist leicht erklärlich, da die im Pentateuch den Leviten zugewiesenen Dienstleistungen mit der Wanderung der Stiftshütte aufhörten, hinsichtlich der weiteren Berufstätigkeit der Leviten aber im Gesetze nichts bestimmt war, und jene Zeit der Zerrissenheit der Theokratie ganz ungeeignet war, neue Kultusordnungen zu erzeugen“ (Dehler, A. T. Theol. II, S. 8). So konnte es wohl geschehen, daß auch bei der Herstellung des richtigen Jahwedienstes eine Organisation des Levitendienstes nicht mehr möglich war.

Wenn wir nun annehmen, daß nicht nur die zehn Gebote, sondern auch das Kultusgesetz, der sogenannte Priesterkodex, die Einsetzung des Priestertums in der Familie Aarons, die Bestimmung des Stammes Levi zum Priesterstamm, die Einrichtung der Stiftshütte u. dgl. auf die mosaische Gesetzgebung zurückzuführen sei, so wollen wir damit nicht sagen, daß alle Gesetze, welche in den Büchern Moses stehen, durch

*) James Robertson, Die älteste Religion Israels vor dem 8. Jahrhundert. Aus dem Engl. übersetzt. Stuttg. 1896. — Nicht zu verwechseln mit Robertson Smith, Lectures on the Religion of the Semites. Lond. 1894.

Mose gegeben sein müssen. In 1 Sam. 10, 25 wird berichtet, daß Samuel das Königsgesetz in das Buch geschrieben und vor dem Herrn niedergelegt habe. Ein göttliches Gesetz war es, ob es durch Samuel oder durch Mose gegeben wurde. So werden wir annehmen müssen, daß in das im Heiligtum niedergelegte Gesetzbuch noch manche Nachträge eingetragen worden sind. Wir können uns auch kaum denken, daß Gesetze z. B. über die Verteilung des Landes, die doch erst nach der Eroberung des Landes richtig verstanden und befolgt werden konnten, schon in der Wüste gegeben worden seien. Aber daß die Stiftshütte genau in der Form, wie sie beschrieben wird, wirklich existiert hat, das dürfte doch daraus hervorgehen, daß die nach den gegebenen Maßen angefertigten Modelle eine in allen Teilen vollkommen harmonische, hölzerne Hütte darstellen. Der † Professor Ch. J. Riggensbach in Basel hatte sich ein solches Modell konstruiert und erzählte einmal beim Vorzeigen desselben, es sei ihm bei der Anfertigung bange gewesen, ob die vielen ineinanderzufügenden Balken und kleineren Stücke, wenn sie genau nach den in der Bibel angegebenen Maßen gefertigt werden, auch ein festes, nirgends defektes Gebäude geben, und wie das vollkommen der Fall gewesen, sei ihm das ein Beweis für die Geschichtlichkeit des A. T. gewesen wie wenige. Würde man mit Stade und andern annehmen, die Stiftshütte habe in Wirklichkeit gar nicht existiert, nur die Bundeslade, in der nicht Gesetzentwürfe, sondern Meteorsteine gelegen, sei eine Art Fetisch für die Israeliten gewesen, in einem Zelt aufbewahrt, so wäre es doch merkwürdig, wenn ein exilischer oder nachexilischer Schriftsteller eine so in den vielen Einzelheiten zutreffende Beschreibung eines gar nicht existierenden Heiligtums hätte geben können, denn die Beschreibung des ezechielischen Tempels geht bei weitem nicht so genau ins einzelne ein.

Wenn der Prophet Amos (5, 25) fragt: „Brachtet ihr mir etwa in der Steppe vierzig Jahre hindurch Schlachtopfer und Gaben dar, ihr Israeliten?“ — so müssen wir wohl beachten, daß es nicht heißt: „habe ich euch befohlen?“ — sondern: „brachtet ihr mir's dar?“ Amos schließt sich dabei wahrscheinlich an 3 Mose 17, 1—9 an, wo den Israeliten in der Wüste befohlen wird, wenn sie ein Rind oder ein Lamm oder eine Ziege

schlachten, sollen sie es zur Stifftshütte bringen, damit der Priester das Blut an den Altar sprengen und das Fett zum lieblichen Geruch für Jahwe in Rauch aufgehen lasse. Dort wird B. 7 ausdrücklich hinzugefügt: „Und sie sollen ihre Schlachtopfer hinfort nicht mehr den Bocksgestalten opfern, mit denen sie [jetzt] Abgötterei treiben“ (nach Rauhschs Übersetzung). Wir werden uns also denken müssen, daß namentlich in den 38 Jahren, von denen uns nichts berichtet wird, zwar das Heiligtum existiert hat, aber die große Mehrzahl des weit in der Steppe zerstreuten Volkes, welche dort aussterben mußte um ihres Unglaubens willen, sich nicht viel um das Heiligtum bekümmerte, sondern den lokalen Geistern opferte. Wunderbar ist die Führung des Volkes aus Agypten, die Erhaltung desselben in der Wüste und die Eroberung des Landes Kanaan, diese Marksteine in seiner Geschichte, welche ihm besonders einprägen sollten, wie wenig es sich selbst die Ehre geben durfte, ja wie undankbar es für die Führungen seines Gottes war.

Nach der Eroberung des Landes soll es wieder selbständig sich bewegen. Die Wunder hören auf. Es soll jetzt die Gaben entwickeln, welche sein Gott ihm gegeben. Es steht im Jünglingsalter, in der Heroenzeit. Aber es verläßt seinen Gott nach dem Tode der Generation, welche den Einzug erlebt hatte, und mit der religiösen Einheit zerfällt auch die politische. Wie auch bei andern Völkern, in Indien die Kuru und Pandu, in Griechenland die Dorier und Jonier, in dieser Entwicklungsperiode ihre Kämpfe geführt, so haben auch die israelitischen Stämme in der Richterzeit ihr Sonderdasein, und aus den beständigen Kriegswirren tauchen nur einzelne Heldengestalten hervor, welche die religiöse und politische Einheit wenigstens für kleinere Kreise und für kürzere Zeit festhalten. Namentlich der Stamm Juda war durch die jebusitische Herrschaft in Jerusalem lange Zeit so ziemlich abgeschnitten von den anderen Stämmen. Der Verkehr über den Jordan hinüber war ohne Zweifel im unteren Lauf des Flusses schwieriger als im oberen. Es muß uns auffallen, daß im Richterbuch der Stamm Juda außer dem ersten Kapitel fast gar nicht vorkommt. Diese gesonderte Entwicklung hat wohl schon damals den Grund gelegt zu einem Gegensatz zwischen Juda und Israel, der

nicht erst nach dem Tode Salomos, sondern schon in der Geschichte Davids hervortritt. Der Stamm Benjamin, aus welchem der erste König über Gesamtisrael hervorging, war am ehesten geeignet zum Vermittler.

Das levitische Priestertum war nicht imstande, das Volk zusammenzuhalten in der Verehrung des Gottes der Väter, die im Gesetz geforderte Theokratie aufrecht zu erhalten. Es mußte durch neue göttliche Offenbarungen neues Leben geweckt werden. Damit kommen wir auf die Prophetie und das Königtum.

4. Die Prophetie und das Königtum.

Die Entstehung der Prophetie an der Stelle der Gotteserscheinungen wird uns 2 Mose 20, 19 in der Weise erklärt, daß das Volk am Sinai erzitterte vor den gewaltigen Kundgebungen seines Gottes und darum bat, daß Gott nur mit Mose reden, und dieser dem Volk die Worte seines Gottes verkündigen sollte. Damit wurde Mose ein Prophet, d. h. ein Mann, mit dem Gott redet, und der dem Volk zu sagen hat, was Gott mit ihm geredet. Dieses Prophetenamt unterscheidet sich vom priesterlichen sowohl in der Berufung als in der Aufgabe. Es ist kein erbliches Amt und muß nicht immer besetzt sein. Die Prophetie ist jahrhundertlang, von Mose bis auf Samuel, verstummt. Sie beruht auf der freien Gnade Gottes, der seinem Volk eine besondere Botschaft zukommen lassen oder es an seine Gebote erinnern will und hiezu seinen Geist über einen Menschen kommen läßt. Die Aufgabe der Prophetie von Samuel an können wir im allgemeinen als eine Verinnerlichung der durch das Gesetz aufgerichteten Theokratie bezeichnen. Die statutarischen Gesetze, die symbolische Darstellung der Reinheit, die im Opfer dargebotene Gemeinschaft mit Gott ist nicht imstande gewesen, das Volk zu der Heiligkeit zu erheben, welche es darstellen sollte als das priesterliche Volk des einen wahren Gottes (2 Mose 19, 6) und als das Volk, in welchem gesegnet werden sollen alle Völker der Erde (1 Mose 12, 3). Es waren wiederholte neue Offenbarungen Gottes, persönliche Lebensäußerungen Gottes durch menschliche Personen nötig, um die Israeliten innerlich

anzuregen und auf den Schatz hinzuweisen, welchen sie in ihrem Gott und seinem Gesetz vor allen Völkern der Erde voraus hatten, denn der natürliche Sinn des Volkes ging mehr dahin, in äußeren Dingen den angesehenen Völkern ebenbürtig zu erscheinen. Ganz vergessen hatte es seinen Gott noch nicht, aber es wäre dahin gekommen ohne die Prophetie.

Samuel war als Nasiräer in die levitische Priesterfamilie aufgenommen worden und wurde durch besondere Offenbarungen Gottes zum Propheten berufen (1 Sam. 3). Er opferte da und dort, denn so wenig wie die Missionspredigt in den Formen der kirchlichen Predigt sich bewegen muß, ebensowenig konnte er durch gesetzliche Formen sich gebunden fühlen bei der Zurückführung seines Volkes zu seinem Gott. Daß Samuels Prophetie wirklich neues Leben geweckt hat, ist ersichtlich sowohl aus der Befehrung des Volks in 1 Sam. 7, auf welche der Sieg über die Philister folgte, als auch daraus, daß von da an kleinere Kreise von entschienen gläubigen Israeliten sich um einen einzelnen Propheten gesammelt haben in den sogenannten Prophetenschulen. Damit war allerdings auch die Gefahr einer äußeren Nachahmung der Geistesmäner und des Aufkommens von falschen Propheten gegeben.

Die Prophetie war ein durch freie göttliche Berufung geschaffenes Amt, aber sie mußte mitwirken zu einem neuen politischen Amt, das in festeren Formen sich bewegen sollte, zum Königtum. Das Richteramt war ein wie das Prophetenamt durch freie göttliche Berufung geschaffenes Amt gewesen; aber es hatte dem Volk Israel nicht zu einer dauernden politisch-religiösen Selbstständigkeit verhelfen können. Die Verhandlungen Samuels mit Gott bei dem Verlangen des Volks nach einem König (1 Sam. 8, 6 ff.) sind bezeichnend für das Verhältnis von göttlicher Offenbarung und Geschichte im A. T. Während in den Augen Samuels der von Gott frei berufene Richter höher steht als der nach dem Beispiel anderer Völker eingesetzte König, geht Gott auf die Wünsche des Volkes ein, obgleich damit die unmittelbare Theokratie, wie sie durch das Gesetz vorgesehen war, die unmittelbare Regierung des Volks durch einen unsichtbaren König, aufgehoben wird. Für dieses Ideal war das Volk noch nicht reif. Die festen Ordnungen des Königtums sind auch

für Israel wie für andere Völker in dem jetzigen Entwicklungsstadium nötig. Es muß ein sichtbares Oberhaupt allezeit da sein, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Während die Einsetzung des ersten Königs als eine Konzession an den Willen des Volkes dargestellt und die äußeren Vorzüge des Erfohenen betont werden, erscheint die Berufung Davids zum Königtum als direkter Wille Gottes.

Durch das Königtum bekommt auch der israelitische Kultus eine neue Gestalt. Mit der Eroberung Jerusalems durch David war erst die Eroberung des Landes vollendet, der feste Mittelpunkt gefunden, welcher auch der religiöse Mittelpunkt werden sollte. Das Zeichen des Nomadenlebens wurde auch vom Heiligtum weggenommen, als die Lade Gottes nicht mehr unter Teppichen, sondern in einem festen Tempel ihre Stätte gefunden hatte, und für das Priestertum gab es neue Gesetze und Ordnungen, da auch der Gesang eingeführt wurde. Wäre das Kultusgesetz erst in der nachexilischen Zeit dem Mose zugeschrieben worden, so würde wohl eine Ordnung für den Gesang darin nicht fehlen.

Das Königtum ist bei den meisten Völkern des Altertums auch die höchste religiöse Autorität und hat im Kultus unbeschränkte Gewalt, wenn nicht ein festgeordneter Priesterstand von alters her sein ausschließliches Recht für den Kultus behauptet, wie in Indien, Persien, Ägypten. Wäre der israelitische Priesterstand nicht von alters her geordnet gewesen, so hätte er auch in Jerusalem sich nicht behaupten können gegenüber dem königlichen Absolutismus. Im Zehnstämmereich hatten die Könige unumschränkte Gewalt auch über das Heiligtum (Amos 7, 13). In Jerusalem spricht wohl Salomo das Einweihungsgebet für den Tempel, aber Asa darf nicht räuchern (2 Chron. 26, 16).

Einen Wächterberuf gegenüber einem königlichen Absolutismus, namentlich in religiös-sittlicher Beziehung, hatten die Propheten, aber ebenso gegenüber dem Volk, das niemals auf der Höhe seines ihm von Gott aufgetragenen Berufes stand. Es entspricht nicht dem geschichtlichen Hergang, wenn neuere Theologen wie Baeton (Chant. d. l. S. I, S. 388) die prophetische Periode erst mit den schriftstellerischen Propheten beginnen lassen

und „den Kampf zwischen den volkstümlichen und den prophetischen Anschauungen“ erst mit dem Regierungsantritt des Hauses Jehu datieren und mit diesem Regierungsantritt „eine Hauptperiode des Jahwismus“ beginnen. Selbst einem David und einem Hiskia gegenüber haben die Propheten dieses Wächteramt geübt, und sie haben im Zehnstämmereich nicht nur die abgöttischen Könige, sondern auch das Volk gestraft mit seinem Nationalstolz, als ob Israel durch eigene Kraft groß wäre (geön Jaakob, Amos 6, 8; 8, 7; Hos. 7, 10; Nah. 2, 2). Bei keinem andern Volk finden wir in seiner Nationalliteratur eine so gleichmäßige Zurückweisung alles königlichen Absolutismus und alles ungebührlichen Nationalstolzes wie im A. T. Nirgends wird so der Untergang aller politischen Selbständigkeit gewissagt wie in Israel. Aber auch bei keinem andern Volk ist wirklich unter jahrhundertelangem politischem Druck die Religion so gerettet worden, ja so siegreich hervorgegangen wie beim israelitischen.

5. Der Gott Israels und die Abgötterei.

Nur mit einigen Zügen möchten wir hier den Gottesbegriff darstellen, welcher gegenüber den Religionen der Nachbarvölker bis zum babylonischen Exil immer wieder verteidigt werden mußte.

Der allgemeine Name für Gott im Hebräischen, Elohim, ist eine Mehrzahl, und man hat das als Beweis dafür anführen wollen, daß die Israeliten so gut wie andere Völker ursprünglich Polytheisten gewesen seien. Andererseits hat Renan behauptet, alle Semiten haben eine natürliche Neigung zum Monotheismus, weil sie zu wenig Phantasie besitzen, die Monotonie der Wüste mache sie zu Monotheisten. Allein auch das läßt sich nicht nachweisen. Daß bei den Vorfahren Abrahams bereits der Monotheismus nicht rein bewahrt wurde, ist durch Jos. 24, 2 bezeugt. Es könnte also immerhin der Gottesname Elohim aus einer polytheistischen Zeit stammen. Allein auffallend wäre dann doch, daß er in manchen alttestamentlichen Stellen in rein monotheistischem Sinn gebraucht wird, was allgemein zugestanden ist. Wir werden wohl annehmen dürfen, in diesem Namen werde im allgemeinen eine himmlische Erscheinung bezeichnet, ob es Gott oder ein Engel oder mehrere Engel sind, in diesem Namen werden Gott und Engel zusammen-

gefaßt.*) Denn es ist keineswegs bewiesen, daß die Juden die Lehre von den Engeln erst aus dem Parsismus entlehnt haben. Der Engel (Bote) Jahwes tritt ja in der Patriarchengeschichte oftmals auf und bei der Himmelsleiter (1 Mose 28, 12—16) eine Mehrheit von Engeln neben Jahwe. Es wird also mit Elohim eine Erscheinung aus der unsichtbaren Welt bezeichnet, vor welcher der Mensch sich fürchten muß, und die Männer, welchen solche Erscheinungen zu teil werden, werden Männer Gottes genannt (isch Elohim, niemals isch Jahweh). Wenn dagegen die Stärke Gottes besonders betont wird, wird der Gottesname El gebraucht. Als El schaddai, als der allmächtige Gott erscheint er dem Abraham (1 Mose 17, 1).

Der eigentliche Name des Gottes Israels wird, da man im hebräischen Alphabet ursprünglich nur Konsonanten schrieb, mit den Buchstaben Jhvh geschrieben. Die Aussprache Jehova rührt daher, daß die späteren Juden, um den Namen Gottes nicht zu mißbrauchen, denselben gar nicht aussprachen und dafür immer Adonai (Herr) lasen. So kamen die Vokale für Adonai unter die Konsonanten Jhvh. Nach 2 Mose 3, 13 f. wünscht Mose den Namen des Gottes der Väter zu wissen, der ihm erschienen war und ihn mit der Ausföhrung des Volks aus Ägypten beauftragte, und bekommt zur Antwort: „Ich bin der ich bin“, oder: „Ich werde sein der ich sein werde“ (es gibt im Hebräischen nur Perfektum und Imperfektum, keine besondere Form für das Präsens). Deshalb nehmen die meisten Neueren an, die richtige Aussprache sei Jahweh, d. h. „er wird sein“, der Ewige, der sein Volk mit derselben Treue föhren wird, wie er die Väter geföhrt hat. Die Herleitung des Namens Jahwe aus Babylonien (Delitzsch) ist sehr unsicher, die von den Kenitern (Stade) noch weniger begründet.

Mit dem Gottesnamen Jahweh sind also alle Beschränkungen der Gottheit auf Himmels-gott oder Sonnengott, Donnergott oder Kriegsgott, Erdgott oder Meeresgott u. dgl. ausgeschlossen. Nun fragt es sich, ob die Israeliten ihn nur als ihren Nationalgott betrachtet, und geglaubt haben, bei einem Krieg der Israeliten

*) Vergl. Theologische Studien aus Württemberg, Jahrg. 1881, S. 173 bis 182: Wurm, Der Gottesname Elohim und das Verhältnis von Gott und Engeln im A. T.

mit einem Nachbarvolk kämpfen wirklich auch die Götter miteinander, oder ob sie wirklich von Anfang an geglaubt haben, Jahwe sei der einzig lebendige Gott, der Himmel und Erde geschaffen und regiert, der über alle Völker Gewalt hat. Wir bestreiten nicht, daß viele Israeliten, namentlich in der Richterzeit, nicht über die zuerst genannte Anschauung hinausgekommen sind, aber bei den alttestamentlichen Schriftstellern ist dieselbe nicht vertreten. Auch im Deborahlied, welches von der Kritik als das älteste israelitische Schriftdenkmal betrachtet wird, wird Jahwe nicht etwa wie der Kriegsgott anderer Völker dargestellt, sondern als der Allmächtige, vor welchem Himmel und Erde und alle Könige sich beugen müssen:

„Höret zu, o Könige! Merket auf, ihr Fürsten!
 Ich will Jahwe, ich will singen,
 will spielen Jahwe, dem Gotte Israels.
 Jahwe, als du auszogst aus Seir,
 einhertratest vom Gefilde Edoms her,
 da bebte die Erde, es troffen die Himmel,
 es troffen von Wolken die Wasser;
 Berge wankten vor Jahwe,
 dieser Sinai vor Jahwe, dem Gotte Israels.“

(Richt. 5, 3—5 nach Raußschs Übersetzung.)

Als der Erlöser aus Agypten wird dieser Gott gefeiert, aber eben auf diese Erlösung, die er ganz allein vollbracht hat, wird auch das Gesetz, die Verpflichtung ihm allein zu dienen und ihm ohne Bild zu dienen, gegründet. Es ist durchaus willkürlich, daraus, daß die Bundeslade im Krieg gegen die Philister (1 Sam. 4, 4) mitgenommen wurde, den Schluß zu ziehen, Jahwe sei ursprünglich als Kriegsgott vorgestellt worden, denn gerade das dort beschriebene Schicksal der Bundeslade zeigt deutlich, daß das ein verfehlter, diesem Gott mißfälliger Schritt war.

„Der Fehler der modern-kritischen Theorie besteht darin, daß man tut, als ob der Gedanke, daß Jahwe der Herr der Völkergewelt sei und als solcher die sittliche Weltregierung handhabe, dem Volk erst durch die assyrische Geschichte habe anschaulich und eindrücklich werden können. Übergehen wir einmal alles, was zwischen dem Exil und der Wüstenwanderung liegt, wiewohl zwischen diese Marksteine manches fällt, was Israel seine grundlegende Erfahrung von Jahwe bestätigen konnte und mußte. Daß jedoch nicht eine

göttliche Gerichtstat an Israel, sondern eine Tat gnädiger Erlösung es war, durch welche das Volk Jahwe in primärer Weise als den Herrn der Völkerwelt kennen lernte, dieses Faktum hat sich zu tief in die Erinnerung Israels und in seine Geschichtsquellen eingegraben, als daß eine philosophische Theorie es auslöschen könnte. Geschichte und Gesetz, Propheten und Psalmen bezeugen es" (Gasser, Das Alte Testament und die Kritik, S. 252).

Nicht nur die Heiligkeit und Gerechtigkeit, sondern auch die erbarmende Liebe Gottes zu seinem undankbaren Volk tritt in den Büchern Moses schon hervor (2 Mos. 34, 6 f.), und der gewaltige Eiferer Elia findet erst im stillen, sanften Säuseln das innerste Wesen seines Gottes (1 Kön. 19, 12 f.). So führen die späteren Propheten und die Psalmen das Wesen dieses Gottes nach seinen verschiedenen Seiten immer reichlicher aus in einer Weise, daß keine andere Nationalreligion an die Reinheit dieses Gottesbegriffs heranreicht. Ja die Propheten schauen über die Zeit des Alten Bundes hinüber auf einen Neuen Bund, in welchem nicht mehr die Symbolik und der Buchstabe des Gesetzes gelten, sondern das Gesetz ins Herz geschrieben werden soll (Jer. 31, 33), wo alle Hüllen weggetan, der Tod vernichtet und alle Tränen abgewischt werden sollen (Jes. 27, 7 f.).

Daß nicht alle Israeliten diesen Gottesbegriff in seiner Reinheit erfaßt und diesem Gott ausschließlich gedient haben, wird nirgends verschwiegen, aber eben damit ist der Offenbarungscharakter der alttestamentlichen Religion begründet.

Wir fassen zunächst den Bilderdienst ins Auge, die Verurteilung gegen das Gebot 2 Mos. 20, 4. Das goldene Kalb oder das Stierbild in der Wüste soll nicht einen andern Gott darstellen, sondern den, der Israel aus Ägypten geführt hat (2 Mos. 32, 4 ff.), den Gott Jahwe. Woher dieses Stierbild stammt, darüber sind die Gelehrten nicht einig. Man bestreitet neuerdings die Herkunft aus Ägypten, da beim Apis- und Mnevisdienst lebendige Stiere, nicht Stierbilder verehrt wurden. Aber vielleicht darf man doch annehmen, der Anblick dieses Dienstes in Ägypten habe die Israeliten als ein Hirtenvolk auf den Gedanken gebracht, wenn es einmal ein Symbol für seinen Gott

suchte, dieses zu wählen, denn kananitische Herkunft läßt sich für daselbe noch weniger nachweisen. Wenn Jerobeam es wieder eingeführt hat, deutet das auch eher auf ein ägyptisches als auf ein kananitisches Vorbild, aber immerhin nur ein Vorbild. Es scheint, daß die Masse des israelitischen Volks, soweit sie noch nicht zur einer Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit sich aufschwingen konnte, die „bäuerliche Dogmatik“, sich besonders gern diesem Symbol der physischen Macht und Zeugungskraft zugewandt habe, denn auch Jehu stellte daselbe nach der Ausrottung des Baalsdienstes wieder her.

Manche Neuere halten das Ephod, welches Gideon (Richter 8, 27) verfertigen ließ, ebenfalls für ein Gottesbild. Allein Ephod heißt der Leibrock des Hohenpriesters und es läßt sich nirgends nachweisen, daß man ein Bild so genannt habe. Nach dem Zusammenhang jener Stelle hat Gideon die kostbare Beute nicht zu profanen Zwecken verwenden wollen; die Stiftshütte aber stand nicht im Bereich seiner Herrschaft und wurde nicht von allen Israeliten besucht. So bewahrte er das kostbare Geheiligte in seiner Vaterstadt auf, und es ist begreiflich, daß es in jener Zeit Gegenstand einer abgöttischen Verehrung wurde.

Die Teraphim, die Hausgötzen kommen schon in der Patriarchenzeit vor und sind offenbar ein Erbstück aus der mesopotamischen Zeit, sind aber selbst in Davids Haus noch nicht ausgerottet (1 Sam. 19, 13). Man ist weder über ihre Gestalt noch über ihren Zweck im klaren. So viel aber steht fest, daß sie vom Volk nicht als eigentliche Götter angesehen wurden, sondern als Zaubermittel, die man nicht gern entbehrte. Die Propheten von Samuel an (1 Sam. 15, 23) haben dagegen geeifert, und König Josia hat sie abgetan. Aber seine Reformation hatte nur kurzen Bestand. — Die Bocksgestalten (seirim) oder Feldteufel (3 Mose 17, 7) scheinen lokale Geister gewesen zu sein, vor welchen das Volk sich fürchtete. Asasel (3 Mose 16, 8) wird auf den bösen, in der Wüste hausenden Geist zu deuten sein, „den man weit von sich weist, eine Idee, die mit der Satansidee verwandt ist“ (Dehler, A. Tl. Theol. I, S. 493).

Was den Ort der Anbetung betrifft, so wird von der Kritik gegen die Existenz des mosaischen Kultusgesetzes namentlich geltend gemacht, daß die Anbetung Jahwes auf den Höhen

in der Zeit von Samuel bis auf Salomo auch von eifrigen Jahweverehrnern unbedenklich getrieben worden sei. Wenn wir die Sache vom einfach praktischen Standpunkt aus ansehen, so war es gewiß in der Zeit des Zugs durch die Wüste zweckmäßig, daß auf das Opfern beim Heiligtum streng gehalten wurde. Aber wie nun einmal im Lande Kanaan das Volk auf weitere Räume zerstreut und der Zusammenhang der Stämme ein loser geworden war, und der Zug zum Heiligtum faktisch bedeutend nachgelassen hatte, auch der Ersatz für den Gottesdienst in den Synagogen noch nicht vorhanden war, mußte es doch einem, der den Jahwedienst befördern wollte, zweckmäßiger erscheinen, an verschiedenen Orten zu opfern. Allein wir begreifen auch wieder die spätere Konzentration, weil der Höhendienst so leicht zur Abgötterei führte. Denn die Heiligkeit der Höhen beruhte häufig auf heidnischer Tradition. Daß auch israelitische Tradition nicht vor Abgötterei schützte, sehen wir an Bethel und an der Verehrung der ehernen Schlange unter dem Namen Nehustan (2 Kön. 18, 4).

Entschieden kananitischen Ursprungs ist der Baalsdienst, der in der Richterzeit soweit Eingang gefunden hatte, daß auch Gideons Vater einen Baalsaltar mit einer Aschera hatte (Richt. 6, 25). Es wird dem Gideon befohlen, diesen Altar einzureißen und die danebenstehende Holzsäule umzuhauen. Es erscheint also dieser Dienst als der Dienst eines fremden Gottes, an dessen Stelle ein Altar Jahwes treten soll. Aber offenbar hat die Mehrzahl des Volkes nicht das Bewußtsein der Unvereinbarkeit des Baals- und Jahwedienstes gehabt. Nach dem Tod Gideons treiben die Israeliten wieder Abgötterei mit den Baalen und wählen sich den Bundesbaal zum Gott (Richt. 9, 4). Da der Name Baal = Herr ist, nicht etwa auf einen Naturgegenstand hinweist, konnten manche Israeliten denken, es sei kein Abfall von ihrem Gott, wenn sie durch die Gleichheit des Gottesnamens ihren kananitischen Nachbarn sich nähern, Baal sei = Adonai. Allein der ganze Charakter des Gottesdienstes war ein anderer. Bei den Altären waren Steinsäulen (masebot) und Holzsäulen (ascherot), die Sinnbilder des männlichen und des weiblichen Naturgeistes, und der Gottesdienst war ein unzuchtiger. Auch ging die Einheit Gottes mehr und mehr verloren.

Durch die Königin Isebel kam vollends der phönizische Baalsdienst in das Zehnstämmereich mit bewußtem Unterschied vom Jahwedienst und Versündigung gegen das erste Gebot, und Ahab baute in Samaria einen Baalstempel. Auch nach der Niederlage der Baalspriester am Karmel (1 Kön. 18, 19 ff.) hörte der Baalsdienst im Zehnstämmereich nicht auf bis zur Ausrottung des Hauses Ahab durch Jehu. Auch nach Jerusalem kam dieser phönizische Baalsdienst durch Athalja, die Tochter Ahabs, welche mit dem jüdischen König Joram verheiratet war (2 Kön. 8, 18) und nach dessen Tod in ihrem Baalsfanatismus das davidische Haus ausrotten wollte (2 Kön. 11, 1 ff.), um die messianischen Erwartungen zu unterdrücken. Aber es gelang ihr nicht und sie wurde getötet. Allein auch nach der Wiederherstellung des Jahwedienstes durch Jojada war das Volk in beiden Reichen schon zu sehr verseucht von dem sinnlichen Kultus und hineingezogen in die Welthandel und in irdischen Sinn, als daß das alte Gesetz noch auf die Dauer hätte aufrecht erhalten werden können, trotz den Bemühungen von trefflichen Königen in Juda, wie Hizkia und Josia, und trotz mächtigen Prophetenstimmen. Während Ahas in Juda einen Altar nach dem Vorbild eines Altars zu Damaskus in Jerusalem aufgerichtet (2 Kön. 16, 10 ff.) und auf demselben geopfert, aber das Innere des Tempels nicht angetastet hatte, setzte Manasse das Bild der Aschera auch ins Heiligtum (21, 7). Neben dem phönizischen Baals- oder Molochsdienst scheint auch babylonischer Gestirndienst zu jener Zeit in Jerusalem Eingang gefunden zu haben. „Er baute in beiden Vorhöfen des Tempels Altäre für das ganze Heer des Himmels“ (V. 5). Er scheint so recht darauf bedacht gewesen zu sein, durch die Aufnahme fremder Kulte den Fremdenverkehr und den Wohlstand zu heben und das jüdische Volk aus seiner Isolierung herauszubringen. Die gründlichste Reformation unter Josia nach der Auffindung des fünften Buches Moses, welche durch ein großes, auch von Einwohnern des ehemaligen Zehnstämmereichs besuchtes Passahfest gekrönt wurde, konnte das Verderben nicht aufhalten, aber vergeblich war sie nicht, denn ohne diese Eindrücke hätten sicherlich die ins Exil geführten Juden nicht einen so festen Glauben an ihren Gott mitgenommen, der auch nach der Zerstörung des Heiligtums und

Aufhebung des Opferdienstes von einer Generation zur andern sich fortpflanzte.

So hat die Nationalreligion Israels auch nach dem Untergang der politischen Selbständigkeit des Volkes fortbestanden, wie die brahmanische in Indien, und wenn wir durch diese Vergleichung die rein menschliche, religionsgeschichtliche Seite hervorheben, ohne Rücksicht auf die göttliche Offenbarung, so werden wir auch von diesem Gesichtspunkt aus zu der Annahme geführt, daß ein Priesterstand und ein festes Ritual von alten Zeiten her bestanden haben muß. Sonst hätte die israelitische Religion nicht unter so ungünstigen, Jahrhunderte lang fortdauernden Einwirkungen sich behaupten können. Die Propheten allein hätten das nicht fertig gebracht, denn sie waren zu wenig organisiert.

6. Die nachexilische Restauration und die Entwicklung des Judentums.

Der große Einschnitt in die Geschichte Israels ist das babylonische Exil, das von den Propheten verkündigte göttliche Strafgericht für den Abfall vom Glauben der Väter. Nur ein Rest des Volkes wird gerettet (Jes. 10, 20 ff.). Aber man darf den Tag geringer Dinge nicht verachten, denn während doch sonst die Königs- und Priestergeschlechter der unterworfenen Völker ausgerottet werden, sind die 2 Bäume, das davidische und das aaronitische Geschlecht, durch besondere Bewahrung Gottes erhalten geblieben (Sach. 4, 2 ff.).

Der Beifall, den Wellhausen gefunden, hat wahrscheinlich den Niederländer Koster's ermutigt, auch bei der Rückkehr aus dem Exil die im Alten Testament berichteten Tatsachen auf den Kopf zu stellen, die Rückkehr unter Cyrus ganz zu bezweifeln, die Rückkehr des Nehemia und den Aufbau der Mauern vor die Ankunft des Esra zu setzen (Chant. d. l. Sauff. I, 251). Allein es werden hier die Tatsachen ganz nüchtern berichtet, es wird nicht der Euphrat zu sieben Bächen geschlagen, wie man nach Jes. 11, 15 erwarten könnte, es wird nicht der Tempel nach Ezechiels Plan gebaut, so daß wirklich auch die Wunderscheuen der Darstellung glauben dürften.

Mit größter Strenge haben Esra und Nehemia die Absonderung des jüdischen Volks sowohl durch Entlassung der heidnischen Weiber als durch die Ausschließung der Samariter, d. h. der im Lande gebliebenen Israeliten, vom Tempelbau durchgeführt und es dadurch erreicht, daß die Neigung zur Abgötterei jetzt nicht mehr vorkommt. Aber es ist eine Restauration, keine Neugründung. Wäre der Priesterkodex, das Opferritual mit seiner Symbolik jetzt erst geschaffen worden, so wäre das ein Anachronismus in einer Zeit, wo in Indien ein Buddha, in Griechenland ein Sokrates auftrat, in einer Zeit, wo man nicht erst Symbole einführen wollte, sondern die Wahrheit allmählich ohne Bild zu erfassen suchte. Wenn auch das Streben auf die Wiederherstellung des Tempels mit seinen Opfern und allen Zeremonien gerichtet war, so ist es eben die Wiederherstellung der alten Formen, unter welchen die Väter ihrem Gott gedient haben, nicht die Schaffung neuer Formen, und neben den Priestern treten die Schriftgelehrten, neben dem Tempeldienst tritt Gebet, Vorlesung und Auslegung der heiligen Schriften in den Synagogen in den Vordergrund. Es war bei der Beschränkung des Opferdienstes auf das Heiligtum die Einrichtung der Synagogen eine notwendige Ergänzung, um im ganzen Volk den väterlichen Gottesdienst zu erhalten und zu fördern. „Fixierte Gebetsformeln finden sich zwar in jedem etwas entwickelten Kultus, erhalten aber sonst magische Bedeutung. Im jüdischen Gottesdienst wurde gebetet, nicht gezaubert; nach der Anleitung, die der Psalter ergab, erhob hier in Bitte und Dank der Mensch sein Auge zu Gott. Weil dies aber gemeinsam geschah und hier eine Gemeinde betete, geschah es durch ein alle einigendes Wort“ (Schlatter, Israels Geschichte von Alexander M. bis Hadrian, S. 61). Der dritte Teil des alttestamentlichen Kanons (die ketubim) war allerdings noch nicht abgeschlossen, aber Gesetz und Propheten lagen zur Vorlesung im Tempel und in den Synagogen vor.

Es war nur ein kleines Stück Land um Jerusalem her, welches die aus dem Exil Zurückgekehrten in Besitz genommen und von allen fremden Einflüssen ferngehalten hatten, aber mit zäher Energie gewannen sie immer weiter Boden, namentlich als die Herrschaft über die Juden von den Persern auf die Griechen

übergegangen war, so daß zur Zeit Jesu ein großer Teil der Bewohner von Galiläa und Peräa zum Heiligtum in Jerusalem wallfahrtete, mit Umgehung des näheren Heiligtums der Samariter, deren Tempel auf dem Berge Garizim von Hyrkan I (135—105 v. Chr.) zerstört wurde, die aber in ihrer Separation von den Juden beharrten und nur die fünf Bücher Moses als heilige Bücher anerkannten. Nach der Zerstörung ihres Tempels hatten auch sie einen Lesegottesdienst mit Liturgie, und das Passahmahl behielten sie bei. Auch sie erwarteten bessere Zeiten durch den Messias. Ein kleiner Rest von ihnen versammelt sich heutzutage noch auf dem Berge Garizim zum Gebet und hat seine Pentateuchrolle mit althebräischen Buchstaben und manchen abweichenden Lesarten.

Nachdem die Juden unter griechisch-ägyptische Herrschaft gekommen waren, regte sich bei ihnen der Wander- und Handelstrieb, der sie nicht nur nach Alexandrien, Cyrene und Cypern brachte, sondern mit dem Übergang der Herrschaft von den ägyptischen auf die syrischen Könige auch in die syrischen und kleinasiatischen Städte und nach Europa. So entstand die jüdische Diaspora und die hellenistische Judenschaft, welche sich von der palästinensischen und der in Babylon zurückgebliebenen unterschied durch den Gebrauch der griechischen Sprache und mannigfache Aufnahme von griechischer Philosophie. Durch diese Verbindung wurde die jüdisch-hellenistische Theologie und Philosophie, deren bekanntester Repräsentant Philo (ungefähr 20 v. Chr. bis 45 n. Chr.) ist, die Vorläuferin der christlich-alexandrinschen Theologie. Der alttestamentliche Realismus wurde durch griechischen Idealismus in allegorischer Auslegung der Bibel abgeschliffen, und der ethische Monotheismus der Juden imponierte auch vielen Griechen. Durch die Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, die sogenannte Septuaginta, fanden die Heiden leichteren Zugang zu der so seltsamen jüdischen Religion, und es entstanden zwei Arten von Proselyten: Proselyten der Gerechtigkeit, welche durch die Beschneidung aufgenommen wurden in die jüdische Gemeinde, und die Speisegesetze, Passahfeier u. dgl. halten mußten, und Proselyten des Tors, welche nur die sogenannten noachischen Gebote hielten, an den Gott Israels glaubten, aber nicht mit Juden essen durften.

Der Versuch des syrischen Königs Antiochus Epiphanes, im Tempel in Jerusalem einen heidnischen Gottesdienst aufzurichten (168 v. Chr.), rief einen gewaltigen religiösen und politischen Aufschwung des Judentums hervor. Die Makkabäer oder Hasmonäer brachten es durch ihre heldenmütigen Kämpfe dahin, daß das Volk nach langer Zeit wieder zu einer politischen Selbständigkeit kam. 147 v. Chr. zwang der Hasmonäer Simon als Hoherpriester und Fürst der Juden die syrische Besatzung der Burg von Jerusalem zur Übergabe. Unter seinem Nachfolger Johannes Hyrkanus I. wurden nicht nur die Samariter, sondern auch die Idumäer unterworfen und letztere zur Beschneidung gezwungen. Dessen Nachfolger Aristobul und Alexander Jannai nahmen den Königstitel an, der dann in der letzten Zeit vor Christi Geburt auf den aus Idumäa stammenden, mit dem hasmonäischen Haus verschwägerten Herodes überging. Inzwischen war Judäa von den Römern politisch abhängig geworden. Der israelitische Gottesdienst wurde von ihnen nicht beeinträchtigt, und der Tempel wurde von Herodes zu einem Prachtgebäude umgebaut; aber das Volk seufzte unter der Steuerlast und dem Willkürregiment der Herodianer und nachher auch unter der unmittelbaren römischen Herrschaft. Bei dem großen politischen Einfluß des Hohenpriestertums gab es keine lebenslänglichen Hohenpriester mehr. Dieselben wurden zwar aus der aaronitischen Familie genommen, aber nach politischen Rücksichten ein- und abgesetzt. Sie gehörten der sadduzäischen Partei an, der gegen heidnische Kultur liberalen, an den Höfen der Herodianer beliebten Partei. Dagegen gewannen die streng gesetzlichen, die Messiasshoffnungen aufrecht erhaltenden, aber die Religion ins äußere verkehrenden Pharisäer im Volk desto mehr Boden.

Eine Zeitlang stand auch in Ägypten ein jüdischer Tempel, bei Leontopolis. Durch die Hasmonäer war (um 158 v. Chr.) Onia, der rechtmäßige Hohepriester, aus seinem Amt verdrängt worden und nach Ägypten geflohen. Dort erlangte er vom ägyptischen König die Erlaubnis zum Bau eines jüdischen Tempels, der nach dem Vorbild des Tempels in Jerusalem eingerichtet wurde. Es scheinen ihm so viele Stammesgenossen nach Ägypten gefolgt zu sein, daß ein Kultus eingerichtet

werden konnte ohne Separation vom jüdischen Gesetz. Erst durch Vespasian wurde auch dieser Tempel zerstört.

Das hellenistische Judentum war an vielen Orten eine Vorbereitung für das Christentum und wurde vom palästinensischen, hebräischen oder aramäischen, namentlich nach dem Auftreten des Christentums, heftig bekämpft und so sehr niedergeworfen, daß die griechische Übersetzung des Alten Testaments gar nicht durch Juden, sondern nur durch Christen bis auf unsre Zeit erhalten worden ist. Die Palästinenser hatten ihre Bundesgenossen in den babylonischen Juden, die ebenfalls nicht griechisch, sondern aramäisch sprachen. Durch den Einfluß der pharisäischen Partei waren „die Aufsätze der Ältesten“ immer zahlreicher geworden; es entwickelte sich jene rabbinische Theologie, welche nach der Zerstörung Jerusalems in Tiberias und in Babylon ihre Hauptsitze hatte und in den vier folgenden Jahrhunderten den Talmud schuf und zusammenstellte.

Der Synagogendienst und die Beobachtung des Gesetzes im täglichen Leben hat nach der Zerstörung des Tempels die Juden zusammengehalten trotz ihrer Zerstreuung in alle Welt. In der Grundlage ihrer Religion offenbarte sich trotz der einseitigen Ausbildung des Gesetzes ein Wahrheitsgehalt, welcher die Religionen größerer Nationen überdauerte. Aber wenn heute wieder ein Tempel in Jerusalem errichtet würde, wären wohl die Juden selbst der Opfersymbolik zu sehr entwöhnt; sie würden erkennen, daß die religionsgeschichtliche Entwicklung darüber hinausgegangen ist.

Dritter Teil.

Die Universalreligionen.

Die Befenner von drei Religionen geben sich der Hoffnung hin, daß ihr Glaube noch in der ganzen Welt ausgebreitet werde: die Befenner des Buddhismus, des Christentums und des Islam. Alle drei sind in der historischen Zeit aus Nationalreligionen hervorgegangen. Sie streben über die Nationalreligionen mit Symbolik, blutigen Opfern, Priesterstand und staatlicher Beschränktheit hinaus; sie wollen die Wahrheit ohne Bild erfassen; sie erkennen, daß die bisherige Religionsentwicklung die Erlösung von der Sünde und allem Übel in dieser Welt nicht gebracht hat. Alle drei gehen aus von einer menschlichen Persönlichkeit, von dem Gedanken: die Menschheit braucht einen persönlichen Erlöser, und dieser Erlöser ist gekommen. Aber dieser Gedanke wird in sehr verschiedener Weise ausgeführt, sowohl in bezug auf die Erlösung als in bezug auf den Erlöser. Der Islam ist erst nach dem Christentum entstanden, aber keineswegs als eine vollkommeneren Religion anzusehen. Er hat am wenigsten das Gepräge der Nationalreligion überwunden und das Wesen der Erlösung erfaßt. Er hat sich auch mehr mit dem Schwert und andern äußerlichen Mitteln als mit geistlichen Waffen ausgebreitet, aber durch seinen bildlosen Monotheismus theoretisch eine reinere Religionsform dargestellt, während er mit seinen sittlichen Anforderungen die sinnliche Menschennatur so sehr schonen, daß er eben dadurch bei heidnischen Völkern viel leichter Eingang findet und ein ganzes Volk gewinnt als das Christentum. Der Islam ist von seiner Entstehung bis auf den heutigen Tag sich weit mehr gleich geblieben als Buddhismus und Christentum. Aber es ist das ein zweifelhafter Vorzug, denn er beruht auf der Armut an religiösen

Ideen und auf seinem gesetzlichen Wesen. „Als nationale Theokratie ist der Islam zwar eine gewaltige Macht in der Weltgeschichte geworden, aber auf die religiöse Entwicklung der Menschheit hat er kaum störend eingewirkt. Sein religiöser Gehalt war von Anfang beschränkt; die interessanten Episoden seiner religiösen Geschichte sind durch fremde Elemente hereingetragen worden“ (Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtl. Grundl. S. 108). Der Buddhismus mußte, um nicht nur Mönche, sondern Völker zu gewinnen, mancherlei Wandlungen durchmachen, aber die mannigfaltigsten Veränderungen hat das Christentum erlitten. Es ist da und dort weit abgekommen von dem Geist seines Stifters, allein es hat in seinen heiligen Schriften eine Urkunde, aus welcher immer wieder Geist und Leben fließt, an welche keine andern Religionschriften hinanreichen, und alle menschlichen Verirrungen im Lauf der Kirchengeschichte können immer wieder zurechtgebracht werden durch Rückkehr zu der rechten Quelle. Das gilt nicht nur für die Entwicklung der Kirche, sondern auch für die des einzelnen Christen, und eben damit erweist sich das Christentum trotz der Ähnlichkeit mit der Entwicklung anderer Religionen als die einzige geoffenbarte wirkliche Universalreligion, und seine Urkunde als wirkliches Gotteswort, über das man nicht hinauskommt, zu dem man immer näher herankommen muß, um wirklich die Erlösung zu finden, welche hier verheißen wird; und im ganzen Gang der Kirchengeschichte und des einzelnen Christenlebens erweist sich die Person Christi nicht als ein ins Nirwāna eingegangener religiöser Genius der Vorzeit, sondern als der jetzt noch lebendige Herr, dem wirklich alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden.

Erster Abschnitt.

Der Buddhismus.

1. Die Grundgedanken des Buddhismus und ihr Verhältniß zum Brahmanismus.

Der indische Pantheismus ist, wie wir gesehen, zu dem Ergebnis gekommen: die Existenz der ganzen Welt ist vom Übel;

es ist für den Menschen das größte Glück, wenn mit dem Tod alles aus ist, wenn seine Seele in das All sich auflöst, denn wenn er noch am Dasein hängt, ist er der Seelenwanderung unterworfen durch Menschen- und Tierleiber, auch durch Höllenreiche. Er muß alle seine Sünden in früheren Geburten abbüßen, obgleich er nichts davon weiß. Er selbst muß sich erlösen durch Opfer, Askese und Philosophie. Brahmanen und Schramanas, d. h. Leute aus den drei oberen Kasten, welche ein asketisches Leben führten, hofften das Ziel der Auflösung in das Brahman zu erreichen, indem sie erkannten, daß ihre individuelle Seele keine reale Existenz hat, sondern nur die Weltseele.

Weltübel und Seelenwanderung, die ganze pessimistische Weltanschauung, ist vom Brahmanismus auch auf den Buddhismus übergegangen. Aber an die Stelle des Pantheismus ist der Atheismus getreten: nicht die Weltseele, sondern die einzelnen Seelen existieren. Wir halten diesen Satz aufrecht, trotzdem daß die neueren Forscher über den Buddhismus behaupten, derselbe leugne die Seele. Denn nungleich die buddhistische Philosophie die brahmanischen Eierschalen der Irrealität alles Sichtbaren, Zeitlichen und Individuellen auch auf die Seele übergetragen hat, so betrachten wir den Buddhismus als Volksreligion, und der Volksglaube kann ohne reale Existenz der Seele keine Befriedigung finden.

Es klingt uns als eine seltsame, unverständliche Botschaft, daß eine Religion atheistisch sein soll. Aber wir dürfen dabei nicht an den modernen Atheismus und Materialismus denken, der sich gerne auf diese orientalische Religion berufen möchte. Der Buddhismus leugnet keineswegs die unsichtbare Welt, von welcher wir Christen glauben, daß sie uns allenthalben umgebe. Er nimmt an, daß in derselben höhere Wesen wohnen, und kann daselbst alle indischen Götter unterbringen. Aber sie können dem Menschen nicht helfen, sie haben keine Gewalt über diese Welt und sind selbst dem Kreislauf der Geburten unterworfen. Der Buddhismus glaubt, daß der Mensch für seine Taten nicht nur in diesem, sondern auch in einem andern Leben noch belohnt oder bestraft werde; aber es ist kein persönlicher Gott, der das alles lenkt, sondern eine abstrakte Weltordnung. Immerhin wird es dadurch dem Menschen

aufs Gewissen gelegt, daß er für seine Seele sorgen müsse. Aber das höchste Ziel ist im ursprünglichen Buddhismus nicht eine positive Seligkeit, sondern das Nirvāna, das Verwehen, das Erlöschen des Lichts, von welchem wir noch sprechen werden.

Die brahmanischen Mittel, durch welche der Mensch glaubt, sich selbst erlösen zu können (Opfer, Kasteiung und selbsterwählte Philosophie), verwirft der Buddhismus und erkennt als den einen Weg zum Ziel den Weg des Buddha. Eine Person tritt in den Vordergrund als der Erlöser. Das ganze Leben ist Leiden. Darum braucht die Menschheit einen Erlöser, und dieser Erlöser ist gekommen in der Person des Buddha.

Nun erst verstehen wir, wie der Buddhismus trotz seinem Atheismus eine Religion werden konnte, nicht nur eine indische Philosophie. Allerdings hat Buddha nur den Pfad gezeigt, auf welchem jeder Mensch gehen kann, aber es ist doch das Kolumbus- und die neue Welt, auf welches vorher niemand gekommen war. Auch Buddhas Religion ist ein Gesetz, und nur die Mönche, welche dieses Gesetz vollständig halten, bilden die eigentliche Gemeinde und kommen zum Nirvāna. Aber jeder Laie bekennt: Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha, ich nehme meine Zuflucht zum Dharma (der buddhistischen Lehre), ich nehme meine Zuflucht zum Samgha (der Versammlung der Mönche). So tritt doch die Persönlichkeit des Erlösers in den Mittelpunkt und wird Gegenstand der Verehrung bei dem ganzen Volk. Wenn er auch in das Nirvāna eingegangen ist: seine Reliquien und seine Bilder sind noch da; ihre Verehrung, das Halten seiner Gebote und die Freigebigkeit gegen die Mönche sichert den Laien wenigstens zu, daß sie in der nächsten Geburt zum heiligen Mönchsstand kommen.

Wenn in China und Japan der Buddhismus besonders durch seine Aussicht auf ein Leben nach dem Tod Eingang gefunden hat, so kann uns das verwundern im Blick auf den negativen Charakter seiner Erlösung. Allein diese Religion hat starke Wandlungen durchgemacht, nachdem der nördliche Buddhismus sich vom südlichen getrennt. Der südliche Buddhismus, dessen heilige Schriften in der Pāli-Sprache, der Volkssprache zu

Buddaohs der zu Asôkas Zeit, einem Sanskritdialekt mit weicherer, abgeschliffener Aussprache, verfaßt und auf Ceylon, in Barma und Siam aufbewahrt sind, führt uns allerdings näher zu den Lebzeiten des Buddha. Man nimmt an, daß die ältesten Pâli-Schriften ungefähr 100 Jahre nach Buddhas Tod verfaßt seien. Aber der nördliche, dessen Schriften in Sanskrit, einige auch in einer Mischung von Sanskrit und Mittelindisch, dem sogenannten Gatha-Dialekt, verfaßt und zum Teil in die Volkssprachen übersetzt wurden, hat eine viel größere Ausdehnung gewonnen. Er hat in Nepal, Tibet, Mongolei, China mit Tonkin, Mandschurei, Korea und Japan die alte Volksreligion entweder ganz verdrängt oder stark beeinflusst. Er hat in Tibet eine eigentümliche Hierarchie geschaffen. Wir dürfen daher die Darstellung des Buddhismus nicht auf den südlichen beschränken, wie er in Oldenbergs trefflichem Buch: *Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde* (3. Aufl., Berlin 1897) dargestellt ist; es wäre das eine Einseitigkeit, wie wenn man in einer christlichen Kirchengeschichte nur die Geschichte der griechischen Kirche behandelte.

Wie das Christentum, so ist auch der Buddhismus aus seinem Heimatland vertrieben worden, wo er niemals das ganze Volk für sich gewonnen hatte, aber erst, nachdem er in andern Ländern feste Wurzeln gefaßt. Man muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er niemals mit dem Schwert ausgebreitet wurde. Aber er hat die Tatkraft der Völker gelähmt überall, wo das Mönchtum völlig die Herrschaft gewonnen hatte. Der Aberglaube wurde nicht unterdrückt, sondern gefördert, obgleich diese Religion ihrem Namen nach eine Religion des Wissens, nicht des Glaubens sein will, und ihre Weltanschauung mit einer unendlichen Reihe von nebeneinander bestehenden und aufeinander folgenden Welten der modernen Naturwissenschaft besser zu entsprechen scheint als die Weltanschauung der Bibel. Der religiöse Mechanismus ist auf die höchste Spitze getrieben in den Gebetsrädern der Tibetaner und Mongolen, und trotz der schönen Aussprüche im Dharmapadam und andern Schriften sind die sittlichen Früchte namentlich im heiligen Lande des Buddhismus, in Tibet, nicht entsprechend. Wir wollen nicht verschweigen, daß auch in christlichen Ländern sittliche Zustände

herrschen, welche dem Namen Christi zur Schande gereichen, aber das Christentum hat doch in sich selbst, in der Rückkehr zu dem Geist und Wort seines Stifters, eine Kraft zur Überwindung der Ärgernisse, welche dem Buddhismus fehlt. Wie im Brahmanismus, so finden wir auch im Buddhismus ein großartiges Programm, dem die Ausführung nicht entspricht.

2. Das Leben des Stifters.

Die Quelle für das Leben des Buddha, welche in Europa zuerst bekannt wurde, der Lalita Vistara, gehört dem nördlichen Buddhismus und einer späteren Zeit an und enthält eine solche Menge von phantastischen Wundern, daß die apokryphischen Evangelien daneben noch maßvoll erscheinen können. Der moderne Sport, in jeder heroischen Gestalt einen Sonnengott zu wittern, ist in bezug auf die Person des Buddha hauptsächlich von dem Niederländer Kern (*Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien*, übers. v. Jacobi, Leipzig 1882) und von dem Franzosen Senart (*Essai sur la Légende du Bouddha*, Paris 1875) betrieben, aber von Oldenberg gründlich widerlegt worden, nachdem in den Pāli-Texten von Ceylon ältere Quellen entdeckt wurden, die immerhin des Phantastischen noch viel enthalten, aber der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit näher kommen.

Die Zeit, in welcher der Stifter des Buddhismus lebte, läßt sich annähernd auf die Jahre 560—480 v. Chr. berechnen, da er 80 Jahre alt geworden und 100 Jahre vor dem Konzil von Waifāli (um 380 v. Chr.) gestorben sein soll. Er stammte aus einer nicht mehr bestehenden Stadt Kapilawaṣṭu in der heutigen Landschaft Audh in Hindostan. Daß sein Vater Suddhōdana König gewesen sei, wird von Oldenberg bestritten, da es in den Pāli-Texten nicht ausdrücklich gesagt wird, aber ein reiches, angesehenes Geschlecht aus der Kriegerkaste war jedenfalls das Geschlecht der Sākya, aus welchem er stammte, und nach welchem er namentlich in den poetischen Stücken Sākjamuni, d. h. der Einsiedler aus dem Geschlecht der Sākya, genannt wurde. Sein Personennamen war Siddhārta (Pāli: Siddhatta). Den Namen Gotama oder Gautama führte auch die Familie nach einem alten Riṣi, von dem sie ihre Abstammung herleitete.

Seine Mutter Mājā starb sieben Tage nach der Geburt, und er wurde von deren Schwester Mahapradśāpati erzogen, die ebenfalls Gemahlin seines Vaters Suddhōdana war.

Hören wir die buddhistischen Schriften über seine Geburt, so setzen auch die ältesten Pāli-Schriften das ganze, später zu besprechende System voraus, wornach der Buddha aus dem Geschlecht der Sākya nur der religiöse Genius seiner Zeit ist. Das gute Gesetz, welches er zu verkündigen hat, bleibt immer dasselbe, aber es geht nach Jahrtausenden der Menschheit verloren. Darum muß nach Jahrtausenden immer wieder ein neuer Buddha erscheinen als der Erlöser der Menschen. Er kommt vom Tuschita-Himmel herab, wo die Kandidaten der Buddhawürde (Bodhisatvas) vor ihrer letzten Geburt wohnen. Er hätte nicht nötig gehabt, noch einmal eine Seelenwanderung durchzumachen, aber um der leidenden Menschheit willen tut er es. So ist ein Bodhisatva als fünffarbiger Lichtstrahl in den Mutterleib der Mājā eingegangen. Vier Göttersöhne halten Wache um den Bodhisatva und seine Mutter auf allen Seiten zu beschützen. In der Welt der Götter und Menschen, in der Welt Māras, in der Welt Brahmās, unter dem Geschlecht der Asketen und Brahmanen wurde ein unermeslich großer Glanz sichtbar, der noch die überirdische Macht der Götter überstieg, als der Bodhisatva den Tuschita-Himmel verließ und in den Schoß seiner Mutter einging. Die Mutter war von Natur tugendhaft, sie fand keinen Gefallen an Tötung, sie fand keinen Gefallen an Nichtalmoſengeben, sie fand keinen Gefallen an Unzucht, sie fand keinen Gefallen an Lügen, sie fand keinen Gefallen an Branntwein, Wein und Spirituosen, den Ursachen der Nachlässigkeit im Guten. Sie wurde nicht krank, ihr Körper war nicht matt und sie sah den Bodhisatva, wie er in ihrem Leibe lag, mit seinen großen und kleinen Gliedern, wie wenn ein Edelstein wertvoll, glänzend, edel, achteckig, wohlgereinigt ist, und in ihm ist ein Faden eingeschlossen. Nachdem sie ihn 10 Monate in ihrem Schoße getragen, gebar sie ihn in dem Lustgarten Lumbini, an den Zweigen eines Sala-baumes sich haltend. Vier Göttersöhne nahmen ihn in Empfang, stellten ihn vor seine Mutter hin und sprachen: „sei gesegnet, Herrin; ein hochmächtiger Sohn ist dir geboren“. Es erschienen zwei Regenwolken in der Luft, die eine mit kaltem Wasser, die

andere mit warmem und damit erfüllten sie ihre Pflicht am Bodhisatva und seiner Mutter (Majjhima-Nikaya 123. Dutoit, Leben des Buddha, nach den kanonischen Schriften des südlichen Buddhismus, aus dem Pāli übersetzt und erläutert. Leipzig, Lotusverlag 1906, S. 1—5). Die Erde erbebt, ein wunderbares Licht verbreitet sich ringsum. Das Kind ist lieblich wie die Lotusblume, mit den 32 Merkmalen der vollkommenen Schönheit begabt, glänzend wie der Mond. Die Götter bringen für dasselbe ein kostbares Gewand, die neun Könige der Schlangengötter baden es. Das Kind macht nach jeder Himmelsgegend sieben Schritte, auf jedem Schritt wächst neben seinen Füßen eine Lotusblume. Es ruft aus: „Ich bin der Erste der Welt, ich bin der Beste der Welt, ich bin der Edelste der Welt; dies ist meine letzte Geburt; es gibt für mich keine Wiedergeburt mehr“ (Dutoit S. 4). Die Astrologen haben erklärt, wenn ein Kind mit den 32 Merkmalen der Vollkommenheit in der weltlichen Laufbahn bleibe, werde es ein Weltherrscher (Tschakravartin), betrete es aber die geistliche Laufbahn, so werde es ein Vollendeter (Tathāgata, das Wort, welches Buddha in den Sutras von sich selbst gebraucht). Der Waldeinsiedler Asita vom Himalaya aber erklärt, dieses Kind werde kein Weltbeherrscher, denn er habe die Freude der Götter über seine Geburt gehört und von ihnen seine künftige Bestimmung vernommen, und gibt weitere 80 Zeichen an seinem Leib dafür an, daß es zum Buddha bestimmt sei. Asita selbst weint darüber, daß er die Lehrtätigkeit des Buddha nicht erleben dürfe. — Zwischen dieser Phantastik und Scholastik der buddhistischen Mönche und den Erzählungen der Bibel über die Geburt Christi ist wahrlich keine so große Ähnlichkeit, daß man annehmen müßte, das eine sei dem andern nachgeahmt, wie man es schon von beiden Seiten her behauptet hat.

Wir übergehen die Sagen über Buddhas Jugend, wie er nicht nur im Lernen staunenswerte Fortschritte macht, sondern auch im Bogenschießen es allen zuvortut, und seine Frau Gōpa oder Jaschōdhara im Kampfspiel gewinnt. Mit echt indischer Maßlosigkeit werden ihm auch noch 84 000 oder gar 100 000 Rebshweiber zugeteilt. Daß er verheiratet gewesen, ist sicher historisch, denn sein Sohn Rāhula findet sich später unter

seinen Jüngern, und nach buddhistischer Lehre sollte eigentlich einer, der ins Nirvāna kommen will, niemals verheiratet gewesen sein.

Nachdem er so herrlich und in Freuden gelebt hat, erwacht in ihm der Gedanke: „ein unwissender Alltagsmensch, ob er gleich selbst dem Altern unterworfen und von des Alters Macht nicht frei ist, fühlt Abscheu, Widerwillen und Ekel, wenn er einen andern im Alter sieht. Der Abscheu, den er da fühlt, kehrt sich gegen ihn selbst. Auch ich bin dem Altern unterworfen und von des Alters Macht nicht frei. Sollte auch ich, der ich dem Altern unterworfen und von des Alters Macht nicht frei bin, Abscheu, Widerwillen und Ekel fühlen, wenn ich einen andern im Alter sehe? Das käme mir nicht zu. Indem ich, ihr Jünger, also bei mir dachte, ging in mir aller Jugendmut, der der Jugend innewohnt, unter.“ — Dann folgt dieselbe Gedankenreihe mit denselben Worten in bezug auf Krankheit und Tod, und die Stelle schließt mit den Worten: „Indem ich, ihr Jünger, also bei mir selbst dachte, ging in mir aller Lebensmut, der dem Leben innewohnt, unter“ (Angutara Nikāja I, p. 145 f., Oldenberg, a. a. O. S. 112). — Nach den späteren Darstellungen war er in seinem Palast mit dem menschlichen Elend gar nicht bekannt geworden, bis er bei einer Ausfahrt einen Greis, einen Kranken und einen Leichnam sah, aber auch einen Asketen, einen Bettler (Schramana, Pāli: Samana), der den tiefsten Eindruck auf ihn machte. So entschloß er sich in seinem 29. Lebensjahr heimlich seinen Palast zu verlassen, in die Einsamkeit zu gehen und die Ursachen dieser Übel zu erforschen, um sie zu heilen.

Nun folgen Jahre des Suchens, bis er zur richtigen Erkenntnis kommt. Er geht zunächst zu zwei geistlichen Lehrern, welche unter lange fortgesetzter Beobachtung gewisser Körperhaltungen den Geist allen bestimmten Inhalts, jeder Vorstellung und Vorstellungslosigkeit entwöhnen und so die höchste Ruhe finden wollen. Aber unbefriedigt von dem Ergebnis verläßt er diese Stätte und zieht im Magadhalande umher, bis er nach Ururwēla kommt. In den dortigen Wäldern lebt er in strengster Kasteiung, die Zunge gegen den Gaumen gedrückt, mit Gewalt die Gedanken festhaltend, festpressend, festquälend. Er hält den Atem an, er enthält sich der Nahrung, aber die

Erleuchtung kommt nicht, während sein Leib von der selbstgeschaffenen Pein ermattet und entstellt ist. So nimmt er wieder Nahrung zu sich. Die Gefährten seiner Kasteiung verlassen ihn und betrachten ihn als einen Abgefallenen. Er geht weiter nach Gaya und setzt sich dort unter einen Pippalabaum (*ficus religiosa*). Vergebens bietet der Versucher Mara alles auf, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er bittet ihn, wenn er den Weg der Erlösung erkannt habe, solle er ihn doch allein gehen und nicht andere belehren. Maras Töchter verwandeln sich in Jungfrauen und junge Frauen und suchen ihn zu verführen. Aber alles vergeblich. In einer Nacht geht ihm das Licht auf. Er überschaut mit einem Blick seine eigenen früheren Geburten, alle Wesen, alle Welten in allen Zeiten, er erkennt die Verkettung aller Ursachen und Wirkungen, also auch die Ursachen aller Übel und die Möglichkeit der Heilung. Dieses Wissen wird *bôdhi* oder *sambôdhi* genannt, und er ist nun Buddha (der Erleuchtete) geworden. Nun ist seine Seele erlöst von der Begier, von der Sünde des irdischen Wesens, von der Sünde des Nichtwissens. Vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, getan die Pflicht. Er erkennt, daß er nicht mehr zu dieser Welt zurückkehren muß.

Also nicht Glauben, sondern Wissen ist das Charakteristische des Buddhismus. Nicht durch Berührung mit einem unsichtbaren Gott, sondern ganz aus sich selbst kommt Buddha zu der vollkommenen Erkenntnis. Wie soll daraus eine neue Religion entstehen? — Buddha wäre auch nur das Haupt einer neuen indischen Philosophie geworden, wenn er dabei stehen geblieben wäre. Aber der Glaube an seine Person und den von ihm eingeschlagenen Weg sollte größere Kreise ergreifen. Wer den Weg zur Erlösung von allen Leiden dieser Zeit in einer für alle gangbaren Weise zeigen kann, der ist eine hochverehrte Person.

Die ersten sieben Tage weilt Buddha, in Meditation versunken, unter dem heiligen Baume selbst. In der Nacht nach dem siebenten Tage läßt er an seinem Geist die Verkettungen von Ursachen und Wirkungen vorübergehen, aus denen das Leiden des Daseins entspringt: „Aus dem Nichtwissen entstehen die Gestaltungen; aus den Gestaltungen entsteht das Erkennen“ — und

so durch eine lange Reihe von Mittelgliedern hindurch: „aus der Begierde kommt das Haften (an der Existenz), aus dem Haften das Werden, aus dem Werden Geburt; aus der Geburt entsteht Alter und Tod, Schmerz und Klagen, Leid, Kummernis und Verzweiflung.“ Wird aber das Nichtwissen vernichtet, so fällt alles, was aus demselben entspringt, zusammen und wird alles Leid überwunden. Solches erkennend, sprach der Erhabene zu jener Zeit diesen Spruch:

„Wenn sich enthüllt ewiger Ordnung Walten
Dem Sinnen, dem glühenden, des Brahmanen,
Dann muß zurück jeglicher Zweifel weichen,
Wenn ihm kund wird alles Geschehens Ursprung.“

(Oldenberg, a. a. O. S. 126.)

Dreimal sieben Tage noch verweilt Buddha an verschiedenen Stätten in der Nähe des Baumes der Erkenntnis, die Seligkeit der Erlösung genießend. Dann begegnet er einem Brahmanen, der ihm, dem Kschatrijasohn, das Recht streitig macht, sich einen Brahmanen zu nennen. Er aber spricht: „der ist ein wahrer Brahmane, der alles Böse aus sich verbannt hat, der nichts von Zorn und nichts von Unreinheit weiß, ein Selbstbezwinger.“

Auch das Toben der Elemente kann den Buddha nicht bezwingen: Regengüsse strömen sieben Tage lang herab, Kälte, Stürme und Finsternis umgibt ihn. Der Schlangenkönig Mutschalinda kommt aus seinem verborgenen Reich hervor und umschlingt Buddhas Leib siebenfach, aber er tötet ihn nicht, sondern schützt ihn vor dem Unwetter, und nachdem der Himmel wieder heiter geworden ist, löst er sich von seinem Leibe, nimmt die Gestalt eines Jünglings an und betet den Buddha an.

Zwei Kaufleute, die vorbeikommen, werden von einer Gottheit auf den Heiligen aufmerksam gemacht und aufgefordert, ihn zu speisen. Das ist die erste Nahrung, welche er nach seiner Erleuchtung genießt, und diese Kaufleute sind die ersten Repräsentanten der Laien, welche ihre Zuflucht bei ihm und seiner Lehre nehmen.

Der Brahma Sahampati, der höchste Gott, kommt vom Himmel herab, neigt sich vor Buddha und fordert ihn auf, seine Lehre den Menschen zu predigen:

„Im Magadhalande erhob sich vordem
 Unreines Wesen, sündiger Menschen Lehre.
 Eröffne du, Weiser, das Tor der Ewigkeit,
 Laß hören, was, Sündloser, du erkannt hast.
 Wer droben steht hoch auf des Berges Felsenhaupt,
 Des Auge schaut weit über alles Volk hin.
 So steig' auch du, Weiser, empor, wo droben
 Weit übers Land ragen der Wahrheit Zinnen,
 Und dann schau' hinab, Leidloser, auf die Menschheit,
 Die leidende, welche Geburt und Alter quält.
 Wohlauf, wohlauf, streitbarer Held, an Siegen reich,
 Zieh' durch die Welt, sündloser Wegeskundiger!
 Erhebe deine Stimme, Herr, viele werden dein Wort verstehen.“
 (Olshenberg, a. a. D. S. 132 f.)

Nun „dreht er das Rad der Lehre“ im Gazellenhain bei Benares, wo er die fünf Mönche trifft, welche an ihm irre geworden sind, da er seine Selbstpeinigungen aufgab. Obgleich sie mißtrauisch gegen ihn waren, nehmen sie ihn doch freundlich auf. Er widerlegt ihre Ansicht, als ob er im Überfluß lebte, und erklärt ihnen: „Der Vollendete, ihr Mönche, ist der heilige, höchste Buddha. Tut euer Ohr auf, ihr Mönche! Die Erlösung vom Tod ist gefunden; ich unterweise euch, ich predige die Lehre“. Er verkündigt ihnen die vier heiligen Wahrheiten, in welchen der Buddhismus in einer für jedermann verständlichen Weise zusammengefaßt ist:

1) Die Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unlieben vereint sein ist Leiden, von Lieben getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das fünffache Hasten am Irdischen ist Leiden (das Hasten an den fünf Elementen, aus welchen das leiblich-geistige Dasein des Menschen besteht: Körperlichkeit, Empfindungen, Vorstellungen, Gestaltungen und Erkennen).

2) Die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: Es ist der Durst (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, samt Lust und Begier, der hier und dort seine Lust findet: der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht.

3) Die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des

Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren.

4) Die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens. Es ist der heilige, achtheilige Pfad: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.

Die Erde erbebt und verkündigt damit durch alle Götterwelten, daß zu Benares der Heilige das Rad der Lehre gedreht hat. Die fünf Mönche bekehren sich und empfangen die Weihe, um in Heiligkeit zu wandeln und allem Leiden ein Ende zu machen. Die Zahl der Jünger wächst durch die folgenden Predigten, in welchen dieselben Gedanken immer wiederkehren. Brahmanen werden durch Wunder von seiner Hoheit überzeugt. Als im Magadhalande viele edle Jünglinge ihm zufliehen, murrte das Volk: „Der Asket Gotama ist gekommen Rinderlosigkeit zu bringen, Witwenum zu bringen, Untergang der Geschlechter zu bringen. Jetzt hat er die 1000 Eremiten zu seinen Jüngern gemacht, und er hat die 250 Bettelmönche des Sandschaja zu seinen Jüngern gemacht, und hier diese vielen angesehenen, edlen Jünglinge aus dem Magadhalande wenden sich dem Asketen Gotama zu, in Heiligkeit zu leben“ (Oldenberg, S. 147).

Buddha aber tröstet seine Jünger: der Lärm werde nicht lange währen, und sie sollen den Leuten den Spruch entgegenhalten:

Die Helden, die Vollendeten bekehren durch ihr wahres Wort.

Wer will schmähcn den Erleuchteten, der durch der Wahrheit
Macht bekehrt?

Die Befehrungsgeschichten sind einander sehr ähnlich, auch Buddhas Jünger sehen einander so gleich, daß man keine Individualitäten wie Petrus und Johannes unterscheiden kann. „Indien ist das Land der Typen, nicht der mit ihrem eigenen Stempel geprägten Individualität. Leben entsteht und vergeht dort, wie die Pflanze blüht und verwelkt, unter dem dumpfen Zwange von Naturkräften, und Naturkräfte können nichts als typische Gestaltungen erzeugen. So ruht auf allen Gebilden der indischen Epik trotz ihrer Farbenpracht jener seltsam starre Zug, der uns die Menschen wie Schatten erscheinen läßt, welchen der Trunk von dem belebenden Blute vermehrt ward. — Müssen wir nicht

glauben, daß dieses selbe Gesetz auch die Anfänge des buddhistischen Wesens beherrscht hat? Die großen Jünger, die den Meister umgaben, Sariputta und Moggallāna, Upāli und Ananda, sehen einander in den alten Erzählungen vollkommen gleich, und ihr Bild ist wieder nichts anderes als das ununterscheidbar ähnliche, nur verkleinerte Abbild Buddhas selbst" (Oldenberg, S. 151).

Die Lehrweise Buddhas unterscheidet sich von der Lehrweise Jesu auch nach den ältesten Quellen durch die indische Neigung zur Abstraktion, zur Klassifizierung und Schematisierung, so daß Dialog und Gleichnis, Fabel und sententiöser Spruch mehr als ein Zufälliges oder eine Randverzierung in den scholastischen Lehrreden erscheint (a. a. O. S. 195).

Auch in der Darstellung der Menschenliebe, durch welche Buddha gewiß sich ausgezeichnet hat, ist zwischen ihm und Jesu ein großer Unterschied, den Oldenberg trefflich darstellt: „Wo wir die christlichen Evangelien aufschlagen, finden wir überall die zartesten und tiefsten Züge des Wirkens Jesu, das sorgend, tröstend, heilend, aufbauend von Person zu Person dringt. Wie anders das Bild, das uns die buddhistische Gemeinde von dem Wirken ihres Meisters aufbewahrt hat, wie unendlich arm an jedem Zuge, der die Geheimnisse des persönlichen Lebens berührt! Das lebendig Menschliche verschwindet hinter dem Schema, der Formel; niemand, der Leidende und Traurige sucht und tröstet; das Leiden der ganzen Welt ist es allein, von dem wir immer und immer wieder hören" (a. a. O. S. 202 f.).

Unter den Gegnern des Buddha waren außer den Brahmanen auch die Dschaina-Mönche, deren Haupt Nataputta sein Zeitgenosse war. Sie taten sich viel zu gut auf ihre maßlosen Selbstpeinigungen und verspotteten die Buddhisten mit dem Vers:

„Des Nachts auf warmem Lager ruhn,
Einen braven Trunk des Morgens tun,
Zu Mittag speisen, zur Nacht dann trinken,
Zuckerwerk essend in Schlummer sinken, —
Zum Schluß ist dann die Erlösung gewonnen:
So hat sich's der Sakjasohn erfonnen."

(a. a. O. S. 190.)

Wie ist es nun gekommen, daß Buddha nicht nur eine neue indische Philosophen- und Asketenschule, sondern eine neue

Religion gegründet hat? — Es muß doch in seiner Predigt etwas gelegen sein, das größere Volksmassen anzog. Wir können auf die allgemeine Menschenliebe hinweisen, die er geübt und wobei er die indischen Kastenvorurtheile durchbrochen hat, wenn auch seine Stellung zum Kastensystem nicht so frei gewesen ist, wie man es manchmal dargestellt hat. Wir können an die schönen Sprüche erinnern, von welchen wir aus dem Dhammapada und aus dem Sutra der 42 Sätze einige mittheilen werden. Wir werden das Maßhalten in den asketischen Übungen als einen Vorzug betrachten. Wir werden aber auch annehmen müssen, daß er für die Phantasie seiner Zuhörer etwas geboten hat. Man betrachtet häufig die Kosmographie des Buddhismus, welche wir noch besprechen werden, nicht als etwas original Buddhistisches. Sie gründet sich freilich auf die allgemeine indische Weltanschauung und ist im späteren Brahmanismus weiter ausgeführt worden. Allein in den Weda-Liedern findet sie sich noch nicht, und Buddha mußte doch, um sein Verhältniß zu den indischen Göttern darzustellen, die übereinander sich erhebenden Himmelsregionen ausmalen. Wenn er unter dem Bodhibaum alle Welten durchschaut und den ganzen Gang der Seelenwanderung überschaut hat, so hat er sicherlich auch in seinen Predigten Blicke in diese Welten eröffnet und dadurch seine Zuhörer angezogen. Es liegt kein historisches Hindernis vor, daß wir die buddhistische Kosmographie mit ihren vielen Welten und Stockwerken nicht als etwas original Buddhistisches betrachten dürften. Ja wir haben in den ältesten buddhistischen Schriften bestimmte Zeugnisse dafür, daß Buddha, so oft er Leute als Laien in seine Religionsgemeinschaft aufnahm, ihnen eine ausdrückliche Belehrung über den Himmel gab. Zuerst heißt es bei der Bekehrung des Jāsa und seiner Familie: „Als der vornehme Jüngling Jāsa ihm zur Seite saß, erklärte ihm der Erhabene der Reihe nach die Lehre: nämlich die Lehre von den Almosen, die Lehre von den moralischen Vorschriften, die Lehre vom Himmel, die Sündlichkeit, Niedrigkeit, Unreinheit der Begierden, und den Vorteil, der in dem Aufgeben der Begierden liege, legte er ihm dar“ (Mahāvagga I, 7 Dutoit, Leben des Buddha, S. 90). Das ist eine stereotype Formel geworden, die bei allen Aufnahmen von Laien wiederkehrt (Dutoit S. 103. 125. 143. 196). Wäre die buddhistische

Kosmographie nur die altindische, so hätte Buddha nicht nötig gehabt, die Leute über den Himmel zu belehren. Er hat ihnen aber offenbar die Stufenfolge der Himmelsregionen, die Stellung der Götter und den Gang der Seelenwanderung nach seinem System dargestellt, wie er sie bei seiner Erleuchtung unter dem Bodhibaum glaubte geschaut zu haben, um sie zum Eintritt in seine Nachfolge zu ermutigen und ihnen, wenn auch noch nicht den Eintritt in das Nirwāna, doch eine Erhöhung in die Himmel für die nächste Geburt zu versprechen. Es ist entschieden unhistorisch, wenn bei der Darstellung des Buddhismus dieser Punkt ignoriert und Buddha zum bloßen Moralprediger gemacht wird, wie es in tendenziöser Weise vielfach geschieht.

Über das Lebensende des Buddha gibt das Mahā-parinibbāna Sutta einen ausführlichen Bericht. Wie er sein Ende herannahen sieht, und die Jünger ihn bitten, er möchte über die Gemeinde der Jünger seinen Willen verkündigen, antwortet er: „Was begehrt die Gemeinde der Jünger noch von mir, Ananda? Ich habe die Lehre verkündet, Ananda, und habe keinen Unterschied gemacht zwischen drinnen und draußen; kein vergeßlicher Lehrer der Wahrheit, Ananda, ist der Vollendete gewesen. Wer da meint, Ananda: ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde untertan sein, er mag, o Ananda, seinen Willen über die Gemeinde verkünden. Der Vollendete aber, Ananda, meint nicht: ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde untertan sein. Ich bin jetzt hinfällig, Ananda, ich bin alt, ich bin ein Greis, der seinen Weg gemacht und das Alter erreicht hat; 80 Jahre bin ich alt. — Seid ihr, Ananda, eure eigene Leuchte, eure eigene Zuflucht, sucht keine andere Zuflucht! Laßt die Wahrheit eure Leuchte und eure Zuflucht sein“ (Sacr. B. of the East XI, p. 36—38). Er spricht in Versen:

„Dem Ende reift mein Dasein zu, nah ist meines Lebens Ziel.
Ich gehe hin, ihr bleibt zurück; der Zuflucht Ort ist mir bereit.
Seid wachsam ohne Unterlaß, wandelt allezeit in Heiligkeit,
Entschlossen stets und stets bereit, bewahrt, ihr Jünger, euren Geist!
Wer niemals wankt, der Wahrheit und der Vorschrift treu,
Ringt von Geburt und Tod sich los, dringt durch zu alles Leidens Ziel.“

(a. a. O. p. 61 f.)

Krank und müde zieht er noch von einem Ort zum andern. Durch den Genuß von Eberfleisch bekommt er Dysenterie. Es wird das wohl ein historischer Zug sein, denn seine Nachfolger dürfen ja kein Fleisch genießen. Es wird daher so dargestellt, daß er das Eberfleisch nur für sich, für seine Brüder Reis und Kuchen geben ließ. Seine letzten Worte sind: „Wohlan, ihr Jünger, ich rede zu euch; vergänglich ist alles, was da geworden ist. Ringet ohne Unterlaß!“ Dann geht er in die erste Stufe des tiefen Nachdenkens, in die zweite, dritte, vierte, darauf in den Seelenzustand, wo die Unendlichkeit des Raumes allein gegenwärtig ist, dann in die Unendlichkeit des Denkens, dann in einen Zustand, wo gar nichts gegenwärtig ist. Darauf in ein Mittel Ding zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit, endlich in einen Zustand, wo das Bewußtsein von Eindrücken und Gedanken vollständig verschwunden ist. Nun spricht Ananda zu Anuruddha: „O mein Herr, o Anuruddha, der Heilige ist tot.“ Dieser erwidert: „Nein, der Heilige ist nicht tot; er ist eingegangen in den Zustand, in welchem Eindrücke und Gedanken entschwinden sind.“ Der Heilige macht dann den Weg durch diese Zustände wieder rückwärts und noch einmal vorwärts. Dann erst ist er tot (S. B. E. XI, p. 115 f., Dutoit, a. a. O. S. 302—305). — Diese wunderliche Scholastik findet sich schon in einer der ältesten buddhistischen Schriften. — Die Erde erbebt, da er in das Nirwāna eingeht. Vor den Toren von Kusinagara, wo er gestorben ist, verbrennen die Edelleute seine Leiche mit allen Ehren, die einem weltbeherrschenden König gebühren. Die vom Feuer verschonten Knochenstückchen, welche wie Perlen in der Asche liegen und einen himmlischen Wohlgeruch verbreiten, werden in acht Teile unter die anwesenden Verehrer geteilt und Heiligtümer über denselben errichtet.

3. Die ältere buddhistische Lehre.

Nach Buddhas Tod waren seine Jünger darauf bedacht, seine Aussprüche zu sammeln, und es entstand etwa 100 Jahre später der buddhistische Kanon, der sogenannte Dreikorb (Tripitaka), der aus den drei Teilen: Vinaya (Disziplin), Dharma oder Sutra (Lehre, Dogmatik und Ethik zusammenfassend) und Abhidharma (Metaphysik) besteht. Der letzte Teil ist jedenfalls der späteste,

und wenn schon in den Sutrās eine Menge von ermüdenden scholastischen Wiederholungen sich findet, so sind die philosophischen Schriften vollends ungenießbar.

Alles Leben ist Leiden — dieses Thema wird in den buddhistischen Schriften in unzähligen Variationen abgehandelt und in den schon genannten vier heiligen Wahrheiten auseinandergelegt. Geburt, Alter und Tod sind die Grundformen, in welchen das Leiden in dieser Welt sich darstellt. „Wie das große Meer nur von einem Geschmack durchdrungen ist, von dem Geschmack des Salzes, also ist auch diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, von dem Geschmack der Erlösung.“

Buddha hat alle Welten überschaut und dadurch den vollen Einblick in das Leiden bekommen. Es ist daher hier der Ort, an welchem wir die buddhistische Kosmographie einfügen, von der wir schon gesprochen. Es ist eine Kosmographie, nicht eine Kosmogonie, denn eine Erschaffung der Welt durch einen über sie erhabenen Gott kann es nicht geben. Die Wesen sind weder durch Gott (Ischvara), noch durch den Geist (Puruscha), noch durch die Materie geschaffen. Es folgt eine Welt auf die andere. Nach dem ersten Anfang wird gar nicht gefragt. Das Leiden ist da, und ist die Folge von dem, was in früheren Geburten und Weltzeiten geschehen ist.

Der Mittelpunkt der Erde, welche auf dem Urmeer kreisförmig sich erhebt und von einem Wall (tschakravāla) eingeschlossen ist, ist der Berg Mēru. 84 000 Jodschanas (über 300 000 Meilen) ragt er in Gestalt einer abgestumpften Pyramide über das Meer hervor. Der Durchmesser seines Gipfels beträgt 10 000 Jodschanas. Seine vier Seitenflächen bestehen aus Gold, Silber, Kristall und Saphir. Sieben konzentrische Ringmeere, durch ebensoviele Felsenzirkel, die Goldberge, abgesondert, umgeben den Meru. Außerhalb des letzten Gebirgs liegt das Meer, welches die Menschen sehen, und das vier große Inseln enthält, deren Bewohner nicht zusammenkommen. Der östliche Erdteil bildet einen Halbkreis, der südliche, Dschambudvīpa, Indien, ein Dreieck, der westliche einen Kreis, der nördliche ein Quadrat. Dementsprechend sind auch die Gesichter der Bewohner halbkreisförmig, dreieckig uß. Der Mittelpunkt des südlichen Erdteils ist der Bodhibaum bei Gāya.

Vom Berg Meru aufwärts erheben sich die Himmel, zunächst die sechs Götterhimmel, welche mit der Erde zusammen die Welt des Gelüstes bilden, und deren Bewohner der Seelenwanderung noch unterworfen sind; darüber die Welt der Form in vier Stufen der Beschauung (dhyāna) sich aufbauend und in 16 Himmel geteilt, noch weiter oben die Welt ohne Form, von welcher wir beim Nirwāna des Buddha gehört haben.

Unter der Erde sind die HölLEN, heiße und kalte, in welche die Menschen kommen, welche Mord, Diebstahl, Unzucht begangen, gelogen, und namentlich diejenigen, welche den Buddha und seine Heiligen verachtet haben. Schon in den ältesten buddhistischen Schriften werden die HölLENqualen ausgemalt, wie die Verdammten mit eisernen Stäben gehauen, mit scharfen Messern zerschnitten, zwischen Mühlsteinen zermalmt, in großen Kesseln gekocht werden, rotglühende eiserne Kugeln schlucken müssen u. dergl. Die Dauer dieser HölLENstrafen ist zwar nicht ewig, aber ihre Zeit wird so ins Maßlose ausgedehnt, daß man kein Ende absieht.

Auch die Weltumwälzungen folgen aufeinander in endloser Reihe. Wenn ein Weltalter (kalpa) vorüber ist, wird die Welt zerstört, am häufigsten durch Feuer, das achte Mal durch Wasser, das 64. Mal durch Wind. Jeder Weltuntergang wird 100 000 Jahre vorher durch einen Dēva verkündigt, der vom Himmel herabkommt, damit die Menschen Buße tun und vor der allgemeinen Auflösung in den höheren Regionen geboren werden. Auf die Zerstörung der niederen Welt folgt ein leeres Kalpa. Aber es sind in den oberen Regionen noch Seelen vorhanden, welche am Dasein hängen. Darum entsteht eine neue Welt: ein Kalpa der Neubildung, ein Kalpa der Fortdauer und ein Kalpa der Auflösung. So geht's ins Unendliche fort.

Der Buddha aus dem Geschlecht der Sākya ist nur der religiöse Genius seiner Zeit, einer Zeit, die sich allerdings über Jahrtausende erstreckt. Aber es sind schon vor ihm viele Buddhas dagewesen. Sie sind alle in Mittelindien geboren — denn die Gestalt der Erde wird nach jedem Weltuntergang wieder dieselbe — sie sind alle unter dem Bodhibaum bei Gaya zur Erkenntnis gekommen, haben bei Benares das Rad der Lehre in Schwung gesetzt usw. Das Gesetz bleibt dasselbe, aber die Menschen vergessen es nach Jahrtausenden wieder, und so

entstehen andere Religionen, welche mehr oder weniger unwahr sind. Ist das Gesetz zu sehr in Vergessenheit geraten und von den Reliquien des Buddha nichts mehr vorhanden, so muß wieder ein allerherrlichst vollendeter Buddha kommen. So wird 5000 Jahre nach dem Sakjamuni dessen Schüler Maitrêja, der bereits von ihm zu seinem Nachfolger gekrönt ist, als Buddha auftreten. Der Kandidat der Buddhawürde (Bôdhisatva) hat in seinen früheren Existenzen, in der Götterwelt, in der Menschenwelt und selbst in der Tierwelt durch große Tugenden sich solche Verdienste erworben, daß er eigentlich nicht nötig hätte, noch einmal geboren zu werden. Nur aus Erbarmen mit der leidenden Menschheit steigt er vom Tusshitahimmel herab und macht noch einmal ein Menschenleben durch, um den Pfad zu zeigen zum Nirwâna.

In diesem Kreislauf der Welten hat also auch die Seele ihren Kreislauf. Das Dharma (Pali: Dhamma), das buddhistische Gesetz, ist eine sittliche Weltordnung. Jede Tat trägt ihre Frucht, führt durch die Gesetzmäßigkeit der Dinge zu neuen Taten, neuen Zuständen, neuen Existenzformen (sankhâra). Das Produkt der Tätigkeit des Körpers und der Seele ist das Karman (Pali: kamma). Es ist der feste Punkt, um welchen sich das Leben bewegt und das was dieses Leben überlebt. Das Karman führt zu neuen Existenzen. Aus ihm entsteht ein neues Individuum, dessen Los und Leben von der Beschaffenheit des Karman bestimmt wird. Das Karman ist also gute oder böse Tat, aber zugleich wird es eigentlich an die Stelle der Seele gesetzt. Um des Karman willen entsteht nach einem Weltuntergang eine neue Welt. Das Karman ist also nicht eine Weltseele, sondern einzelne Individuen. Die Kausalität des Lebens ist eine ethische, aber es wird auch die leibliche Natur durch dieselbe bestimmt.

Von diesem Gesichtspunkt aus verstehen wir nun den Satz: alles ist Leiden. „Der buddhistische Pessimismus trauert nicht über das Unglück im Dasein, sondern über das Dasein selbst als ein Unglück; nicht bloß die Krankheit, das Altern und der Tod, sondern die Geburt, das Geborenwerden selbst ist Leiden. Alles, sagt Buddha in der Feuerpredigt, steht in Flammen. Das Auge und alle Sinne stehen in Flammen, durch

das Feuer der Liebe, durch das Feuer des Hasses, durch das Feuer der Betörung entzündet; durch Geburt, Alter und Tod, Schmerz und Klagen, Kummer, Leid und Verzweiflung ist es entzündet" (Chant. d. I. S. II, S. 95).

Die zweite Wahrheit, von der Entstehung des Leidens, führt uns auf den Durst (trischnâ, Pali: tanhâ) nicht nur nach den Lüften des Lebens, sondern nach dem Leben selbst. Die Menschen verlangen aber nicht nur nach Dasein, sondern produzieren das Dasein, indem sie Taten üben, also Karman hervorbringen, denn aus dem Karman entsteht Existenz, und weil das Karman sozusagen das Substrat des Lebens ist, wird das Haftens am Leben ein Gebundensein am Karman. Das Haftens (upadâna) besteht sowohl in Lüften und Leidenschaften als in Askese, aber auch in Rehereien. Die Kunst des Lebens besteht also in der Befreiung von dem Upadâna, damit das Karman seine Macht verliere, und dafür lehrt Buddha die Reihenfolge der Kausalitäten oder die 12 Veranlassungen (nidânas), welche in das Elend des Lebens hineinführen. An der Spitze derselben steht die Unwissenheit bezüglich der vier heiligen Wahrheiten, denn diese führt zu den Santhâras usw. Wird die Unwissenheit beseitigt, so fällt die ganze folgende Reihe fort, und damit das Leiden und der Kreislauf der Seelenwanderung (samsâra).

Die dritte Wahrheit, von der Aufhebung des Leidens, führt zu dem vielbesprochenen Nirwâna (Pali: Nibbâna). Dasselbe ist im Brahmanismus ein hypnotischer Ruhezustand, im Dschainismus ein bewußtloses Weiterleben; ob es im Buddhismus ein völliges Aufhören des Lebens ist oder nicht, darüber ist viel gestritten worden. Das Bild von der Flamme hätte allerdings zur Konsequenz ein völliges Erlöschen des Lebens. Aber nach den älteren Schriften vermied Buddha selbst jede entscheidende Beantwortung der Frage, ob das Nirwâna ein Sein oder ein Nichtsein sei, und die buddhistische Theologie hat sowohl die bestimmte Lehre, daß es Vernichtung sei, als die Lehre, daß es nicht Vernichtung sei, zur Reherei gestempelt. Wir werden in Analogie mit dem Brahmanismus sagen dürfen: wie der Brahmanismus in der Reduktion des zur Welt entfalteten Brahman in einen Potenzzustand sein Ideal sieht, so der Bud-

bhismus in der Reduktion der Seele in einen solchen Potenzzustand. Aber in der buddhistischen Volksreligion ist die Frage nach dem Verständnis des Nirwāna gegenstandslos geworden, wie wir später sehen werden.

Die vierte Wahrheit, der Weg zur Aufhebung des Leidens, der achtgliedrige Pfad: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken, führt faktisch zum buddhistischen Mönchtum. Der rechte Glaube ist natürlich hier nicht im christlichen Sinn zu fassen als persönliches Hängen am Unsichtbaren, sondern nur als Orthodoxie, als Einschlagen des Buddhawegs, durch welchen man von der Unwissenheit befreit wird. Die folgende Gruppe, welche um rechtes Leben sich dreht, umfaßt ethische Gebote, und durch diese angeblich von allem Gudāmonismus und aller Dogmatik freie Ethik imponiert der Buddhismus manchen modernen Geistern. Allein das Gute ist für den Buddhisten keineswegs das Höchste, denn das Gute ist immer eine Tat und muß, wie alles Karman, überwunden werden. Es ist unentbehrlich als Vorstufe zum Höchsten, denn das Böse führt zu immer niedrigeren, vom Nirwāna entfernten Geburten, und man muß dem Buddhismus das Zeugnis geben, daß er gegenüber dem brahmanischen Nichtstun das Gutes-tun premiert; das Gute fördert auf dem Weg zum Nirwāna, aber zum Ziel führt doch wieder echt indische Passivität: rechtes Denken und rechtes Sichversenken, gewisse ekstatische Übungen, die den Geist zum Empfang der höchsten Erleuchtung vorbereiten sollen. Diese Ekstasen (dhyāna) bestehen in vier Stufen, die in den höchsten Himmelsräumen ihre Stätte haben. Im ersten Dhyāna ist man ohne Lust, nur von Erwägungen eingenommen, im zweiten fallen die Erwägungen weg und man fühlt nur noch Freude und Wohlbehagen an der Ekstase, im dritten ist man von der Freude befreit, und im vierten, in dem man nicht mehr Atem holt, ist auch das Behagen verschwunden und die Seele zur vollkommenen Gleichgültigkeit gelangt. — Die Übung in diesen Dhyānas, zu welchen namentlich der spätere Buddhismus allerlei unsinnige Unterweisungen gibt, verleiht dem Menschen eine Zauberkraft und macht seine Erkenntnis der vier heiligen Wahrheiten intuitiv.

Wer alle vier Dhyānas durchgemacht hat, wird Arhat genannt und hat das Nirwāna verdient. Aber um dahin zu kommen, muß man gewöhnlich bei aller Frömmigkeit noch mehrere Existenzen durchmachen. Der Schrōtaāpanna ist in den Strom eingetreten; er wird in den Hölle und der Tierwelt nicht mehr geboren, wohl aber in der Menschen- und Götterwelt, der Sakridāgāmin noch einmal in der Menschen- oder Götterwelt, der Anāgāmin nur in der Götterwelt. — Der Arhat gewinnt auf der Stufe des vierten Dhyāna die Abhidśhnās, d. h. die übernatürliche Erkenntnis, welche Sakjamuni unter dem Bodhibaume bekommen hat: 1. das Wissen der Verwandlung oder die Wunderkraft, welche in den buddhistischen Legenden eine große Rolle spielt; 2. das göttliche Auge, d. h. die Fähigkeit, alle Wesen und alle Welten mit einem Blick zu überschauen; 3. das göttliche Ohr, d. h. die Kraft, alle Worte und Laute in sämtlichen Welten zu hören; 4. die Kenntnis der Gedanken aller Kreaturen; 5. die Erinnerung an die früheren Wohnungen, d. h. an die eigenen, früheren Geburten und an die anderer atmen-den Wesen.

Dieselben Eigenschaften wie den Arhats werden auch den Pratiśeka-Buddhas zugeschrieben. Das sind Menschen, welche durch eigene Kraft und Beharrlichkeit das Nirwāna gefunden haben, aber sich von den allerherrlichst vollendeten Buddhas dadurch unterscheiden, daß sie nur sich selbst, nicht auch andere erlösen. So wollte der Versucher Māra den Sakjamuni bewegen, sogleich nach seiner Erleuchtung in das Nirwāna einzugehen. Unter der Rubrik dieser Pratiśeka-Buddhas konnte man Heilige des Brahmanismus oder einer andern überwundenen Volksreligion in das System aufnehmen. Sie erscheinen nur in einer Zeit, wo kein allerherrlichst vollendeter Buddha auf Erden weilt.

Das Ideal des Buddhismus ist also wie das des Brahmanismus eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle Lust und allen Schmerz; und dasselbe kann nur erreicht werden im Mönchtum. Aber der Weg zu demselben führt doch mehr als im Brahmanismus durch eine praktische Sittlichkeit. Auf scharfe logische Begründung der Lehre wird nicht der Wert gelegt wie in den brahmanischen Philosophenschulen. Schon der Umstand, daß an die Stelle des Einsiedlerlebens das Kloster-

leben getreten ist, bringt manche Übungen der Selbstverleugung mit sich, und in der Formel: „alles Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Bezähmung der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des Buddha“ — liegt ein entschiedener Fortschritt über den brahmanischen Opfer- und Asketenschematismus. Nicht das äußere Werk, sondern die Gesinnung des Herzens wird im ursprünglichen Buddhismus als der richtige Weg zur Erlösung bezeichnet. Mitleid mit allem Lebenden wird dem Buddhisten auferlegt, so daß er nicht einmal ein Tier töten darf. Niemanden soll er zornig begegnen. „Der Streit weicht nie dem Streit, sondern nur der Liebe weicht derselbe.“ Aber die buddhistische Liebe ist mehr negativ zu fassen: Nichtfeindschaft. Eine Menge von Beispielen wird angeführt, wie dieser sich nicht rächte, jener Unrecht ertrug oder eine harte Anrede sanft erwiderte. Aber das eigentliche Moment des Wohltuns verschwindet hinter der Selbstaufopferung. Auch das Mitleid ist kühl, wenn die Apathie als die höchste Stufe gepriesen wird. Einer Mutter, die über ein verstorbenes Kind trauert, weiß Buddha keinen andern Rat zu geben, als daß er sie in allen Häusern herumschickt, um zu erfahren, daß überall Leid ist und der Toten mehr sind als der Lebenden. Der buddhistische Mönch hat trotz aller Selbstlosigkeit doch eine hohe Meinung von sich selbst gegenüber den Laien: „Wie auf einem Haufen von Rot des Weges eine Lotusblume voll Duft und Wonne emporblüht, so strahlt ein Jünger des Vollkommenen durch seine Weisheit unter denen, die wie Rot sind, unter den Leuten, die im Finstern wandeln.“

Die Moral des Buddhismus ist teils in schulmäßigen, oft wiederholten, oft kleinlichen Vorschriften enthalten, teils in wirklich schönen und ansprechenden Sprüchen und Erzählungen. Daneben finden sich manche Erzählungen, die sich ins Krasse und Phantastische verlieren.

Der Buddhismus hat seine zehn Gebote (Dasasila), von denen die fünf ersten auch die Laien angehen und mit den israelitischen der zweiten Tafel sich berühren. Der Buddhist darf 1. kein lebendes Wesen töten (auch kein Tier), 2. nicht stehlen, 3. keinen Ehebruch begehen (die Mönche: kein Weib berühren), 4. nicht lügen, 5. nichts Berauschendes trinken. Die fünf folgen-

den Gebote gelten nur für die Mönche. Sie dürfen 1. nach dem Mittagsmahl nicht mehr essen, 2. nicht singen, tanzen u. dergl., 3. sich nicht mit Blumen und Bändern schmücken, noch sich salben, 4. nicht auf einem hohen und breiten Ruhebett sitzen oder liegen, 5. kein Gold oder Silber annehmen.

Pflichten gegen Gott kennt der Buddhist natürlich keine, aber er muß durch das Bekenntnis zu seinen drei Stützen (Buddha, Dharma, Samgha) sich immer wieder an seine Heiligen und seine Priester anklammern. Als Mittelpunkt der Pflichten gegen sich selbst muß auch der buddhistische Laie die Bezähmung der eigenen Gedanken erkennen und befolgen, und die sechs Kardinaltugenden der Mönche muß auch der Laie so weit als möglich üben: Mitleid, Keuschheit, Geduld, Energie, Beschauung, Weisheit.

Als Beispiele für die Spruchweisheit des Buddhismus mögen hier einige Sprüche aus dem Dharmapadam (Dhammapada) folgen:

„Wer sich selbst besiegt, der ist der beste unter den Siegern.“ — „Wie der Fels unbeweglich im Sturme dasteht, so wird der Weise von Tadel und Beifall nicht bewegt.“ — „Wie der Baum, auch wenn er geköpft wird, von neuem wächst, so lange die Wurzel unverfehrt ist, so kehrt der Schmerz immer wieder, wenn nicht der Hang zur Lust ausgerottet ist.“ — „Wer Feindlichen nicht feindlich ist, mild gegen Züchtigung übende, ohne Gier unter Gierigen, einen solchen nenne ich Brähmana (einen Heiligen).“ — Wie die Biene Honig sammelt und wegfliegt, ohne die Blume zu beschädigen oder ihre Farbe und Geruch, so soll ein Weiser in seinem Dorf wohnen.“ — „Nicht die Verkehrtheiten anderer, nicht ihre Begehungs- oder Unterlassungsfünden, sondern seine eigenen Übeltaten und Versäumnisse soll ein Weiser sich merken.“ — „Den Fehler anderer bemerkt man leicht, aber der eigene ist schwer zu erkennen. Der Mensch sieht seines Nächsten Fehler wie Spreu, aber seinen eigenen verbirgt er, wie ein Betrüger den schlechten Würfel vor dem Spieler verbirgt.“

Hören wir auch einige Sprüche aus dem Sutra der zwei- undvierzig Sätze:

„Ein Mensch, der mir törichterweise Böses tut, dem will ich mit einer Liebe vergelten, die nicht grollt. Je mehr Böses von ihm ausgeht, desto mehr Gutes soll von mir kommen, denn

der Wohlgeruch dieser guten Taten kehrt immer zu mir zurück, während der Schaden der Worte des Verleumders auf ihn selbst fällt." — Ein lasterhafter Mensch, der einen tugendhaften beschimpft, ist wie einer, der aufwärts blickt und gegen den Himmel spuckt: der Speichel besudelt nicht den Himmel, sondern kommt zurück und befleckt ihn selbst." — „Ein Mensch, der sich der Religion widmet, ist wie einer, der einen angezündeten Docht in ein finsternes Haus bringt; die Finsternis ist auf einmal vertrieben und es ist Licht."

Unter den Erzählungen, durch welche die Feindesliebe illustriert werden soll, nennen wir hier die von Kunāla, dem Sohn des Königs Asoka. Dieser Prinz hatte wunderschöne Augen, so daß eine der Königinnen in Liebe zu ihm entbrannte, er aber wies sie zurück. Die Verschmähte rächt sich damit, daß sie, während der Prinz in eine entfernte Provinz gesandt ist, dorthin einen mit dem entwendeten Siegel des Königs gezeichneten Befehl schickt, dem Kunāla beide Augen auszureißen. Der Prinz selbst fordert die Leute auf, den Befehl zu vollziehen. Aber erst nach langem Suchen findet man einen schlechten Menschen, der dazu willig ist. Wie unter den Klagen der weinenden Menge das erste Auge ausgerissen ist, nimmt es Kunāla in die Hand und spricht: „Warum siehst du nicht mehr die Gestalten, die du noch eben sahst, grobe Kugel von Fleisch? Wie betrügen sie sich doch, welcher Tadel trifft die Toren, die an dir hängen und sagen: das bin ich." Wie das zweite Auge ausgerissen ist, spricht er: „Das Auge von Fleisch, das schwer zu erlangende, ist mir ent-rissen, aber ich habe das vollkommene, untadelige Auge der Weisheit erworben. Der König läßt mich nicht mehr seinen Sohn sein, aber ich bin der Sohn des hoherhabenen Königs der Wahrheit geworden. Das Reich habe ich verloren, daran Schmerzen und Leiden haften; das Reich der Wahrheit habe ich gewonnen, das Schmerz und Leiden vernichtet." Auf die Nachricht, daß die Königin den Befehl gegeben, wünscht er ihr noch lange Glück, Leben und Macht, da ihm durch ihren Befehl so großes Heil widerfahren sei. Als Bettler zieht er mit seiner Gattin fort und singt vor dem Königspalast zur Laute. Nachdem der König ihn erkannt hat, will er die schuldige Königin martern und töten. Aber Kunāla verbietet es ihm und spricht: „O, König, ich fühle

keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Zorns. Mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureißen. So gewiß diese Worte Wahrheit sind, mögen meine Augen wieder werden, wie sie waren" — und seine Augen sind in ihrer alten Schönheit da wie zuvor! — „Auch hier fühlt man den kühlen Hauch, der alle Gebilde der buddhistischen Sittlichkeit umweht. Der Weise steht auf einer Höhe, an die kein Tun der Menschen heranreicht. Er zürnt nicht über das Unrecht, welches sündige Leidenschaft ihm antun möchte, aber er leidet auch nicht unter diesem Unrecht. Der Leib, über welchen seine Feinde Gewalt haben, ist nicht er selbst" (Oldenberg, a. a. O. S. 321).

4. Die Ausbreitung und spätere Lehrentwicklung des Buddhismus.

Die buddhistische Tradition erzählt, daß nach dem Tode des Meisters ein Konzil, aus 500 Mönchen bestehend, unter dem Vorsitz des großen Kassapa in Kadschagriha gehalten worden sei, auf welchem Upali die Bestimmungen Buddhas in bezug auf die Disziplin (Vinaya), Ananda die Lehre (Dharma) vortragen habe. Daß hier schon der buddhistische Kanon schriftlich fixiert wurde, werden wir nicht annehmen dürfen, aber 100 Jahre später, um 380 oder 377 v. Chr., wurde ein zweites Konzil gehalten in Waisali, auf welchem Abweichungen von der Disziplin verurteilt wurden, welche in dem Beichtformular, dem Pratimōścha noch nicht verurteilt sind. So nahmen Oldenberg und Max Müller an, daß damals schon die Hauptmasse der älteren Pāli-Texte vorhanden gewesen sei. Neuerdings erklärt Bischof, daß der Pāli-Kanon nur der Kanon einer einzelnen Mönchskongregation und erst im 1. Jahrg. v. Chr. ausgezeichnet worden sei. (Bischof, Leben und Lehre des Buddha, S. 7. Aus Natur- und Geisteswelt 109. Bändchen.)

Durch den Einfall Alexanders des Großen kam das abgeschlossene Indien in Berührung mit den Völkern des Westens, und an die Stelle der vielen kleinen Fürstentümer traten größere Staaten, als der nicht aus fürstlichem Geschlecht stammende Abenteurer Tschandragupta (Sandrakottos bei den Griechen) den makedonischen Statthalter in Pandschab verjagte und ungefähr

315 v. Chr. sich auch zum Herrscher in seiner Heimat Magadha einsetzte. Er verlegte seine Residenz nach Pataliputra (westlich vom heutigen Patna am Ganges) und brachte die Länder vom Indus bis zur Gangesmündung in seine Gewalt. Aus dieser Maurja-Dynastie stammte der buddhistische Konstantin, König Aśoka (262—ca. 230 v. Chr.). Daß derselbe sein Reich noch weiter nach Süden ausdehnte, dafür zeugen die vielen Denkmäler und Felseninschriften, die ältesten Schriftdenkmäler, welche auf unsere Zeit gekommen sind. Aber es sind nicht Berichte von Kriegstaten, wie die persischen und babylonisch-assyrischen Inschriften, sondern sittlich-religiöse Mahnungen an seine Untertanen, denn dieser König ist zum Buddhismus übergetreten — auf welche Weise, darüber gibt es verschiedene Sagen — und hat das Kriegshandwerk aufgegeben. Er nennt sich auf den Inschriften Priyadarschin (Pali: *Piyāḍasi*), d. h. der liebevolle, oder *Devanampriya*, d. h. der Göttergeliebte. Auf seine Umwandlung spielt wahrscheinlich folgende Inschrift an: „Eine lange Zeit ist vergangen, während welcher die göttergeliebten Könige auf Vergnügungsreisen auszogen. Bei der Gelegenheit wurden Jagden und andere ähnliche Vergnügungen veranstaltet. Als der göttergeliebte König Priyadarschin 10 Jahre gesalbt war, zog er aus um der höchsten Erkenntnis willen. Deshalb wird jetzt hier (in meinem Reiche) eine Reise um des Gesetzes willen regelmäßig veranstaltet. Auf dieser findet folgendes statt: der Empfang von Asketen und Brahmanen und ihre Beschenkung; ferner der Empfang von Greisen und die Verteilung von Gold, auch der Empfang der Bewohner der Provinzen und die Unterweisung derselben in dem Gesetz und das Forschen im Gesetz. So genießt der göttergeliebte König Priyadarschin seitdem mehr und mehr die Freude, welche jene tugendhaften Handlungen verschaffen“ (Bühler, *Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges.* 37, 590 f.; v. Drelli, S. 481).

Unermüdlich preist Aśoka in seinen Edikten das Gesetz (*dharma*), die rechte Pflichterfüllung, welche für dieses und das zukünftige Leben wertvoller sei als bloße Zeremonien. Er ermahnt zur Freigebigkeit gegen buddhistische Mönche und Brahmanen, zur Barmherzigkeit gegen alle Kreaturen, auch gegen die Tiere, und läßt Spitäler für Menschen und Tiere errichten. Er sucht seinen Ruhm darin, daß sein Volk frei werde von der Sünde.

Wir werden die Verdienste Asōkas um Erhebung des Buddhismus aus einer Mönchsgemeinschaft zu einer wirklichen Volksreligion nicht hoch genug anschlagen können. Aber es scheint ihm nicht gelungen zu sein, mit seiner allen Druck vermeidenden Weise die Mehrheit des indischen Volkes von der Herrschaft der Brahmanenkaste und dem religiösen Mechanismus freizumachen, und das buddhistische Dharma konnte auch nicht die wahre Erlösung für die einfachen Leute aus dem Volke bringen, sondern nur eine neue Knechtschaft unter dem buddhistischen Mönchtum. Er verbot in seinem Reich das Tierschlachten zum Opfer, und es mag dieses Verbot in der Weise nachgewirkt haben, daß im neueren Hinduismus der blutigen Opfer weniger geworden sind. Wie weit im ganzen seine Edikte befolgt wurden, darüber fehlen uns die Nachrichten.

Im 17. Regierungsjahr Asōkas (246 v. Chr.) wurde in der Hauptstadt Pataliputra das dritte Konzil gehalten unter Tischa Maudgaliputra (Tisso Moggaliputto), durch welches unlautere Elemente ausgeschieden und Missionen des Buddhismus nach allen Himmelsgegenden ausgesandt worden sein sollen: in den Himalaya, nach Kaschmir, unter die Maharratten, nach dem Dekhan. Selbst zu den Javana, den Griechen, will Asōka nach seinen Inschriften seine Boten mit Erfolg gesandt haben. Sein Sohn Mahendra soll einen Zweig des heiligen Bodhibaums mitgenommen haben, der Apostel des Buddhismus auf Ceylon geworden sein und den dortigen König Tischa bekehrt haben. Die Insel wurde bald mit Klöstern übersät, und eine Tochter Asōkas, Samghamitta, vereinigte daselbst auch weibliche Verehrerinnen zu einer Nonnengemeinschaft.

Ungefähr 50 Jahre nach Asōkas Tod wurde die Dynastie der Maurja gestürzt, und der Brahmanismus kam in Pataliputra wieder zur Herrschaft. Die Disputationen zwischen Brahmanen und Buddhisten fielen nicht zu gunsten der letzteren aus. Es war offenbar kein rechtes Leben mehr in denselben. Aber noch einmal wurden die politischen Verhältnisse für sie günstig. Im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt eroberte ein turanisches Nomadenvolk von tibetanischem Stamm, welches dem griechisch-baktrischen Reich ein Ende gemacht hatte, die Juetschi oder Indo-Skythen, das Gangesland. Der Buddhismus war

bereits in das jetzige Afghanistan vorgeedrungen, und die Juetschi sollen nach den Berichten des Chinesen Songjun durch den Anblick von Bildern des Buddha in einer früheren Geburt, wo er als Fürst Wessantara alle seine Habe, seine Kinder und seine Frau hergibt und unsägliche Leiden erduldet, zu Tränen gerührt worden sein. So kamen die Juetschi als Buddhisten nach Indien. Aber es ist begreiflich, daß durch dieses nicht in indischer Afese und Philosophie aufgewachsene Volk die Religion des Buddha eine andere Gestalt gewonnen hat, daß schamanische Zauberei im buddhistischen Mönchtum etwas zivilisiert und schematisiert wurde, daß auch die nicht-arischen Elemente in Indien, welche im Schiwaismus ihre eigentümliche Religionsform hatten und in den niederen Kasten zahlreich vertreten waren, sich diesen Eroberern verwandt fühlten und auf sie einwirkten, daß aber der Buddhismus in dieser Form leichter als in der ursprünglich indischen wirklich Volksreligion werden konnte.

Der Juetschi-König Kanischka (Kanerkes bei den Griechen) berief um 100 n. Chr. ein großes Konzil nach dem Kloster Dschalandhara in Kaschmir, das aber von den südlichen Buddhisten nicht anerkannt wird. Da wurde der Kanon in Sanskrit festgestellt und durch Aufnahme neuer Schriften bereichert, während die südlichen Buddhisten bei ihrem Pali-Kanon blieben und von nun an keine Gemeinschaft mehr mit den nördlichen hatten. Von diesem Sanskrit-Kanon kannte man bisher außer den aus Nepal gekommenen Handschriften hauptsächlich chinesische Übersetzungen. Jetzt ist ein großer Teil in Turkestan gefunden worden, und Bischof erklärt, daß der Sanskrit-Kanon eine viel gedrängtere Fassung habe als der Pali-Kanon, von dem er ganz unabhängig sei. Aber der Kern der Lehre Buddhas sei bis in Einzelheiten hinein genau derselbe in beiden Fassungen. (Bischof, Leben und Lehre des Buddha, S. 9.)

Bald nach dem Konzil von Dschalandhara soll der gefeierte Lehrer Nagardschuna die Schule der großen Überfahrt (mahâyâna) gestiftet haben, während die frühere des südlichen Buddhismus, die Pali-Literatur, die Schule der kleinen Überfahrt (hinâyâna) heißt. Der Name Überfahrt ist ein Bild

für die Erlösung aus dem stürmischen Meer des Leidens in den Hafen der Ruhe. Durch den Ausdruck „große Überfahrt“ soll vielleicht angedeutet werden, daß der Buddhismus durch diese neue Lehre wirkliche Volksreligion werden soll. Gegen den Vorwurf der Hinajanisten, daß die Mahajanisten keine echt buddhistische Lehre haben, behaupten die letzteren, Nagardschuna habe seine Lehre aus dem Schloß der Schlangen (nāga) geholt; die Könige der Schlangen hätten diese Lehre bei Lebzeiten des Satjamuni aus dessen Mund gehört und bei sich aufbewahrt, während die Menschen, damals unfähig, eine so erhabene Lehre zu begreifen, sie nicht behalten konnten und sich mit den Hinayana begnügen mußten (Wassiljew, *Der Buddhismus*, seine Dogmen, Geschichte und Literatur, S. 128). Die vier großen Wahrheiten Buddhas oder die zwölf Nidānas verwandelten sich bei den Mahajanisten in das Dogma von den sechs Paramitās: wer nach dem wahrhaften Ausgang strebt, muß sich mit Almosenspende, Moral, Geduld, Fleiß, Beschaulichkeit und Weisheit waffnen. „Während im Hinajana nur verlangt wird, daß der Mensch alles von sich werfe, um wahrhaft sittlich zu sein, wird hier im Gegenteil gefordert, daß er sich mit allen moralischen und intellektuellen Vollkommenheiten schmücke“ (Wassiljew, a. a. O., S. 133). So werden die Forderungen an die Laien denen an die Mönche angenähert und mehr ins praktische Leben verlegt. Aber es werden immer noch drei Heilswege unterschieden: der der Hörer (Frömmigkeit), der der Pratjēka-Buddhas (Philosophie und Askese), und der der Bodhisatwas (Barmherzigkeit). Doch führen schließlich alle in den der Bodhisatwas zusammen. Damit verliert das Nirwāna, wenn es auch theoretisch noch festgehalten wird, alle praktische Bedeutung als das Ziel des Lebens. Die positive Seligkeit des Bodhisatwa wird angestrebt, der in einem mit allen Farben ausgemalten Paradies (Sukhāvati) wohnt, nicht das Nirwāna des Buddha. Dieser Bodhisatwa, welcher das Paradies beherrscht, ist bei den chinesischen und japanischen Buddhisten Amitābha. Sein Name wird mittelst Rosenkränzen von 108 Kügelchen angerufen, nicht der des Buddha.

Die Schriften, auf welchen diese Lehre beruht, sind aber in

Indien in den ersten Jahrhunderten n. Chr. geschrieben worden. Sie wurden in Japan im Sanskritoriginal aufgefunden und von Max Müller (Sacr. B. of the East XLIX) übersetzt. Er nimmt an, daß die größere Sukhâvati-vyûha, welche schon 252 ins Chinesische übersetzt wurde, die älteste unter diesen Schriften sei (a. a. O., p. VI). Die neue Lehre wird in dieser Schrift in der Weise auf Sakjamuni zurückgeführt, daß dessen Schüler Ananda bemerkt, wie der Meister in Ekstase geraten war, und denselben um Aufschluß bittet über das, was er gesehen. Da zählt Buddha eine Reihe von 81 früheren Buddhas auf. Der letzte derselben ist Lokeschwaraga. Zu diesem kommt ein Mönch namens Dharmakara und bittet ihn, sein Lehrer zu werden, ihm zu sagen, was ein Buddha und ein Buddhaland sei. Nachdem er darüber unterrichtet ist, bittet er, da er selbst Buddha werden möchte, daß in seinem Land alle guten Eigenschaften des Buddhalandes konzentriert werden möchten, daß es in demselben keine Hölle, keine Geburten in Tierleibern oder Dämonen geben möchte, keinen Unterschied zwischen Göttern und Menschen; alle Wesen, welche dort geboren werden, sollen von einer Farbe, von goldener, sein und die Wundermacht besitzen, das göttliche Auge, das göttliche Ohr, die vollkommene Erkenntnis usw. Dieser Dharmakara wird also Bodhisatwa und ist nun Amitâbha Buddha im Lande Sukhâvati, im Westen, weit von dieser Welt, umgeben von unzähligen Bodhisatwas und verehrt von zahllosen Schrävakas (Hörern), im Besitz der endlosen Vollkommenheit seines Buddhalandes. Sein Licht ist unermesslich, so daß er unzählige Buddhäländer erleuchtet. Seine Lebenslänge ist unendlich, seine Welt reich, fruchtbar, lieblich, von lauter glücklichen Menschen bewohnt, trägt die herrlichsten Blumen und Früchte, die schönsten Edelsteine, ist von herrlichen Strömen bewässert, deren Wasser nach den Wünschen der Bewohner steigt und fällt. Ein Teil der Seligen sitzt mit gekreuzten Beinen auf den Lotusblumen, andere sind in den Kelch derselben eingeschlossen. Erstere sind diejenigen, welche fest an Amitâbha glauben, die andern haben noch Zweifel und müssen noch 500 Jahre im Kelch warten bis zu ihrer vollen Seligkeit. — Während dieser größere Sukhâvati-vyûha die Verdienste für nötig erklärt, um in das Paradies des Amitâbha zu kommen, bestreitet dies der kleinere

und ordnet an, wer den Namen des gesegneten Buddha Amitâbha gehört habe, solle ihn im Gedächtnis behalten und mit gesammelten Gedanken 1—7 Nächte lang bewegen. Wenn dann die betreffende Person auf dem Sterbebett liege, werde Amitâbha, umgeben von einer Versammlung von Jüngern und Bodhisatwas, vor ihr stehen; sie werde mit Seelenruhe abscheiden und in Sukhâvati wieder geboren werden. So wird in dieser Schrift, die aber nur von einer bestimmten buddhistischen Schule in Japan anerkannt ist, selbst das karman, die Vergeltung nach den Werken, welche im ursprünglichen Buddhismus eine so große Rolle spielt, abgetan, und an die Stelle des Nirvâna ist die Seligkeit des Buddhalandes getreten.

Rehren wir nun zur Geschichte des Buddhismus in Vorderindien zurück, so haben wir vom vierten bis zum siebenten Jahrhundert zuverlässige Nachrichten in den Reiseberichten der chinesischen Pilger Fa-hian, Sung-jun und Hiuen-tsang, welche im Heimatland des Buddhismus Bücher und Reliquien holen und ihren Glauben stärken wollen. Fa-hian fand die Mahajaniſten noch in der Minderheit, Hiuen-tsang in der Mehrheit und schloß sich ihnen an. Über das Leben in den Klöstern, über den Kultus des Volks, die kostbaren Bilder, die wunderthätigen Reliquien u. dergl. erfahren wir in den Reiseberichten viel, über die Lehrentwicklung wenig. Mit den Brahmanen standen die Buddhisten zu Hiuen-tangs Zeiten in gutem Einvernehmen. Über den bald darauf folgenden Verfall haben wir gar keine Berichte. Mehr noch als die Ungunst der Könige scheinen die Spaltungen unter den Mönchen und der neue Aufschwung, den der Brahmanismus im sechsten Jahrhundert genommen hat, den Verfall befördert zu haben. Als die großen Lehrer Šaṅkara und Kumâbila den Brahmanismus auch im Deſhan neu belebten, scheint der Buddhismus seine Lebenskraft verloren zu haben. So verschwindet er im zehnten Jahrhundert allmählich in Vorderindien. Der eindringende Islam, der ihn zuerst in Afghanistan ausgerottet, macht ihm auch auf dem vorderindischen Festland ein Ende.

Inzwischen hatte der südliche Buddhismus nicht nur auf Ceylon festen Fuß gefaßt, mit Ausnahme des nördlichen, von Tamulen bewohnten Theils der Insel, und um die Zeit von

Christi Geburt seine höchste Blüte erlebt, sondern auch in Barma und Siam das herrschende Volk gewonnen, während die unterdrückten Stämme der Karenen und Laos bei ihrem Dämonendienst blieben. Eine Zeitlang war der Buddhismus auch auf den Sundainseln Sumatra, Java und Bali verbreitet, wovon noch schöne Ruinen zeugen. Aber auch dort mußte er dem Islam weichen. Der nördliche Buddhismus hat sich diesseits des Himalaya nur in Nepal erhalten, aber jenseits desto größere Gebiete gewonnen.

Merkwürdig, an den Besuch der Weisen aus Morgenland erinnernd, ist besonders die Einführung in China. Im Jahr 65 n. Chr. schickte der Kaiser Ming-ti eine Gesandtschaft nach Indien, um Bücher, Bilder und Priester des großen indischen Weisen zu holen, von dem er gehört hatte. Also auch im fernen Osten war damals ein Verlangen nach einer besseren Religion, wie im Abendland, und wenn die Apostel Christi ebenso schnell nach Osten vorwärts gekommen wären wie Paulus nach Westen, wäre vielleicht in kurzer Zeit ganz Asien mit dem Schall des Evangeliums erfüllt worden. Nun aber mußten diese Völker mit dem Evangelium des Buddha sich begnügen, welches sie gegen das Christentum nur verschlossener gemacht hat.

In dem für das Neue sonst so schwer zugänglichen China erwachte ein Eifer für die aus Indien eingeführte Lehre. Die selbstlose Hingebung Buddhas sprach doch die Herzen mehr an als der kalte Verstandesmensch Kongtse, und wir müssen bedenken, daß durch die in den folgenden Jahrhunderten ins Chinesische übersehten Schriften nicht das Nirwāna des Buddha, sondern das Paradies des Amitābha als das Ziel der Wünsche dargestellt wurde, während Kongtse über das Jenseits den Menschen völlig im Ungewissen läßt, und der Taoismus, wie wir S. 171 bemerkten, wahrscheinlich erst angeregt durch den Buddhismus auch eine Lehre vom Jenseits ausgebildet hat. Das am Ahnendienst hängende Volk hatte für die Ausmalung der Zustände im Jenseits sicherlich großes Interesse.

Von 221–618 war China ein einheitliches Reich, und mehrere Herrscher der kleinen Staaten waren tatarischen Ursprungs, also nicht im Konfuzianismus aufgewachsen. Sie begünstigten den Buddhismus, so daß immer mehr Schriften ins

Chinesische übersezt wurden und auch Chinesen in den buddhistischen Klerus eintraten. Daneben gab es aber nicht bloß Disputationen mit den Konfuzianern, sondern auch Buddhistenverfolgungen.

Um 440 ergriff der Kaiser Shi-tsu aus der Han-Dynastie grausame Maßregeln gegen die „Schamanen“. Er befahl, die Götter des Westens vollkommen auszurotten, Klöster, Tempel und heilige Bücher zu vertilgen, Mönche und Bekenner zu verfolgen. Nach seinem Tod erhob sich jedoch die immer noch lebensfähige Religion rasch aus den Ruinen. Schon 512 betrug die Zahl der Mönche und Nonnen mehr als 13000. Auf einer kaiserlichen Synode 573 mußten die drei Religionen sich gegenseitig verteidigen, die Buddhisten zogen den Kürzeren und zwei Millionen buddhistischer Bekenner mußten den geistlichen Stand verlassen (De Groot, *Chant d. l. S. I*, S. 118). Unter der Tang-Dynastie, welche 618—906 ganz China wieder unter ihrem Szepter vereinigte, erlebte der Buddhismus eine neue Blütezeit, aber auch sie war wieder von Verfolgungen unterbrochen. Unter der Sung-Dynastie (960—1280) wurde namentlich durch den Philosophen Tschu=hi eine Versöhnung von Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus angebahnt, welche mit einigen Unterbrechungen bis jetzt geblieben ist, so daß der Chineser sich in den Nöten des Lebens an die taoistischen Priester wendet, in den Ängsten des Todes an die buddhistischen (Piton, *Der Buddhismus in China*, S. 28). Die jetzige chinesische Regierung hält den Buddhismus in Schranken, so daß die Anzahl der Klöster und Mönche beschränkt ist. Aber da der Buddhismus über Mittel verfügt, das Los der Verstorbenen zu verbessern, müssen selbst bei Bestattungen von Kaisern 108 Gruppen von Lamas die hohe Leiche empfangen und mit taoistischen Priestern über den Verstorbenen viele Sutras lesen, die ihn zum Bodhisatwa machen sollen.

Im 10. Jahrhundert kamen die Buddhisten in den Besitz der Insel Pu-tu an der Mündung des Jantsekiang, wo das berühmte Heiligtum der Kwan-jin, der Göttin der Barmherzigkeit, errichtet wurde. Der Dienst dieser Kwan-jin ist eine weitere Etappe in der Abweichung vom ursprünglichen Buddhismus. Kwan-jin soll eine Königstochter gewesen sein, die sich weigerte zu heiraten, um ganz der Frömmigkeit zu leben. Von

ihrem ungläubigen Vater aufs grausamste verfolgt, wurde sie durch göttliche Intervention gerettet und auf Buddhas Befehl von einem Nāga- (Schlangen-) Geist auf einer breiten Lotusblume nach der Insel Pu-tu gebracht. Dort rettete sie viele vom Sturm heimgesuchte Seefahrer und heilte unzählige Kranke, auch ihren eigenen Vater, indem sie das Fleisch von ihren eigenen Armen abschnitt und daraus eine Arznei bereitete, welche sie ihm schickte und wodurch sie ihn versöhnte. So ist sie die Himmelskönigin der chinesischen Buddhisten geworden.

Die Einheit des buddhistischen Mönchtums in bezug auf Lehre und Leben konnte natürlich nicht in der Weise der ersten Jahrhunderte fort dauern, nachdem diese Religion unter so verschiedenen Völkern Wurzel gefaßt, und die „Schule der großen Überfahrt“ (mahayāna) das Paradies (sukhāvati) an die Stelle des Nirwāna gesetzt hatte, so daß letzteres eigentlich nur noch den Augenblick des Todes bezeichnet. De Groot unterscheidet in China mehrere Sekten, welche ihre chinesischen Gründer und Propheten, ihre eigene religiöse Litteratur und ihre Lehre haben. Es wird wohl richtiger sein, dafür den Ausdruck Kongregationen zu setzen, sofern diese Mönchsgemeinschaften nicht von einem orthodoxen Buddhismus abgefallen sind oder abfallen wollen, sondern die buddhistische Orthodoxie in ihrer besonderen Weise ausprägen möchten. Die Kongregation des weißen Lotus (Schlien-kiao) ist weit verbreitet. Ihr ist Buddha-Amita der große Heilige, sein westliches Paradies das Reich der Reinheit, das stetige Ziel ihrer Gedanken. Ein stilleres Leben hat die Sien-Tien- oder Wu-Wai-Kongregation. Ihre Grundsätze sind halb taoistisch. Dem Tao wollen sie durch ihre Moralität freiwillig zuvorkommen. Den höchsten Punkt des Himmels aber erklären sie in buddhistischer Weise für ein Nichtseiendes (wu-kin) und halten damit den Begriff des Nirwāna fest. Die Grundregel ihres Lebens ist Tatlosigkeit (wu-wai). Allen äußeren Kultus lehnen sie ab und studieren, indem sie zugleich Güte, Barmherzigkeit und Reinheit üben. Dagegen die Lung-hwa-Kongregation ist durchaus ritualistisch, verehrt eine Menge von Göttern und Bodhisatwas. Ihr Stifter Lo-hwai soll in der Provinz Schantung geboren sein, an vielen Orten das Heil in Buddha gepredigt und Wunder getan haben

und 1647 in Peking 85 Jahre alt gestorben sein (Allg. M. Z. 1906 S. 44)

Von China kam der Buddhismus um 372 nach Korea und fand daselbst so viel Anklang, daß um die Mitte des sechsten Jahrhunderts buddhistische Schriften und Statuen von da aus an den japanischen Hof geschickt wurden. Die neue Lehre fand allerdings in Japan zuerst Widerstand am Hof; aber ein Brand des kaiserlichen Palasts soll eine Sinnesänderung bewirkt haben. Schotoku Taishi (572—621), dessen Leben wie das eines buddhistischen Heiligen legendenhaft ausgeschmückt wurde, scheint als Kronprinz und als Regent den Sieg hauptsächlich herbeigeführt zu haben. Bei dem Kaiser Kotoku (645—654) war es bereits so weit, daß der Schintoismus verachtet wurde. Schornu (724 bis 756) befahl, daß in jeder Provinz ein großer buddhistischer Tempel (Kofubundshi) errichtet wurde. Wir haben gesehen, wie erst im 19. Jahrhundert die Opposition gegen den Buddhismus in Japan stärker geworden ist, wie aber immer noch die Mehrheit des Volkes an dieser Religion hängt.

Der chinesische Typus ist auch dem koreanischen und dem japanischen Buddhismus aufgedrückt. „Nammu Amida Buts“ ist auch hier eine der häufigsten Gebetsformeln geworden, und es dürfte in Japan kaum einen Haupttempel geben, in dem nicht eine Statue des Amida sich befände. Unter dem Namen Daibuts d. h. großer Buddha, gibt es auch kolossale Bronze-
statuen desselben im Freien (Chant. d. L. S. S. 119). Neben Amida genießt Kwannon die größte Verehrung. 66 größere Tempel tragen ihren Namen. Häufig wird sie mit 40 Händen dargestellt. In den Händen hält sie die Embleme des buddhistischen Glaubens: die Lotosblume, das Rad des Gesetzes (horin), eine Pagode, die Almosenschale. Sie wird oft mit zwei andern Götzen von schrecklichem Aussehen zusammengestellt: Aizen Myō, dem Gott der Liebe, der 3 Augen, 6 Arme und eine Löwenmaske hat, und Judo, dem Gott des Feuers und der Weisheit, der umgeben ist von einem Flammenmeer und in der rechten Hand ein zweischneidiges Schwert, in der linken einen Strick hält. Bishamon oder Tamonten, ursprünglich ein Gott des Reichthums, galt in Japan als Kriegsgott, trägt einen Panzer und in der linken den Glücksspeer. Die Göttin Benten oder Benzaiten

verleiht Beredsamkeit, Weisheit und Schönheit. Ihr ist die Schlange heilig. Hotei wird als dickleibiger Priester dargestellt, umgeben von spielenden Kindern und als Inkarnation des Maîtreja Buddha (Miroku) betrachtet. Emma, der indische Jama, der Totenrichter trägt ein Barett auf dem Haupt und eine große Keule in der Hand. Auch die indischen Götter Brahma und Indra haben unter dem Namen Nio im japanisch-buddhistischen Pantheon Eingang gefunden, aber in untergeordneter Stellung als Tempelhüter am Eingang.

So hat der Buddhismus in die altjapanische Religion eine größere Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit gebracht, aber auch den groben Gözendienst befördert. Wie in China, so müssen wir auch in Japan mehrere Mönchskongregationen unterscheiden, die bei Chantepie de la Saussaye Sekten genannt werden.

1) Die Tendaikongregation ist genannt nach einem Kloster auf dem Berg Tien-tai in der chinesischen Provinz Tscheking. Sie stützt ihre Lehre auf den Pundarika Sutra. Der Buddha aus dem Geschlecht der Sakya ist niemand anders als der mystische Tathägata Prabhutaratna (Tahô), eine Personifikation der Weisheit. Wo die Lehre desselben gepredigt wird, da ist er gegenwärtig. Das Nirwāna besteht in der Erkenntnis desselben, und wer durch Meditation und Weisheit diese Kenntnis erreicht, kommt zur Buddhaschaft. Es werden zahlreiche einheimische Götter in das Pantheon aufgenommen und für Wiederscheinungen von Buddhas erklärt (a. a. O. S. 126).

2) Die Schingonkongregation (Schingon = wahres Wort, Sanskr. mantra) hat ein mystischeres Gepräge. Über den Stifter Kukai oder Koto Daischi sind allerlei buddhaähnliche Legenden verbreitet. Er ging 804 nach China, um im Auftrag der damaligen Regierung den Buddhismus zu studieren. Bei seiner Aufnahme in ein Kloster durch eine Art Taufe soll der Geist des Wairôtschana, eines Bodhisatwa, der Geist der Wahrheit in ihn gefahren sei, so daß der Abt jenes Klosters ihn für eine Inkarnation desselben erklärte. Nach seiner Rückkehr erbaute er auf einem Berg in der Provinz Kiufiu ein berühmtes Kloster, wo er 835 starb. Aber nach der Legende ist er nicht tot, sondern sitzt im Grab und erwartet dort den zukünftigen Buddha Miroku, um dann wieder aus dem Grab zu steigen. Um zur Erkenntnis der Wahrheit zu

kommen gibt es zwei Leitern von je 10 Stufen: eine moralische (die 10 Gebote des Buddhismus) und eine intellektuelle. Eine Art Taufe bei der Aufnahme in die Kongregation scheint neuerdings in Abnahme zu kommen (a. a. O. S. 127).

3) Die Jodokongregation wurde Ende des 12. Jahrhunderts durch Genku oder Honen Schonin gestiftet. Sie lehrt, daß nur der Glaube an Amida und dessen Gelübde (tariki) zum Paradies führe. Aber trotz ihrer Emanzipation von der Werkgerechtigkeit scheint diese Partei in großen religiösen Mechanismus verfallen zu sein. Sie genießt die Unterstützung hoher Persönlichkeiten und hat berühmte Tempel.

4) Der Jodo-Schinschu, d. h. der wahre Jodo, der im 13. Jahrhundert gestiftet wurde, betont noch mehr, daß nur das Vertrauen auf die Gnade des Amida in der Todesstunde die Menschen in das Paradies führe. Philosophische Spekulationen und die Befolgung vieler Gebote führen nicht dazu. Nur Amida wird verehrt. Nur sein Bild und das des Stifters Shinran Schonin findet man in den Tempeln. Obgleich formelhafte Gebete verboten sind, hat man doch den Gebrauch des Rosenkranzes festgehalten als eines Schutzes gegen böse Gedanken und Handlungen. Die Priester dürfen heiraten. Viele der höchsten Priesterstellen sind erblich geworden. Ihre Tempel sind geschmackvoll ausgeschmückt und bestehen gewöhnlich aus einem größeren Gebäude zu Ehren des Stifters und einem kleineren, das dem Amida geweiht ist. Diese Kongregation hat nicht nur Priester nach Europa geschickt, um die religiösen Verhältnisse zu studieren, sondern sucht auch in Amerika den Buddhismus zu verbreiten, durch eine in San Francisco erscheinende Zeitschrift: *The light of Dharma* (S. 129 f.)

5) Die Zenschu-Kongregation soll im 6. Jahrhundert in China eingeführt worden und im 12. nach Japan gekommen sein. Nicht Worte und Taten sind nötig zum Erfassen der Wahrheit, sondern Meditation, unbewegliches Sitzen mit eingeschlagenen Beinen und verschränkten Armen. Eine Partei fordert dazu auch das Studium der heiligen Bücher. Das zeremonielle Teetrinken (Tscha no gu) wird hier besonders gepflegt. Diese Kongregation hatte besonders viele Anhänger unter den Samurai.

6) Die Nichiren- oder Hoffe-Kongregation ist im 13. Jahrhundert entstanden und behauptet, in ihrem Buch Hokke kyô sei allein die wahre Lehre des Sakjamuni. Sie hat die Formel: Nammu myô hô ronge kyô, d. h. Heil dem Buch des wunderbaren Gesetzes. Der Stifter wurde wegen seiner heftigen Polemik gegen andere Buddhistenpriester verbannt und zum Tode verurteilt, soll aber durch ein Wunder vom Tode errettet worden sein und starb 1282 in dem Dorf Itagumi, wo in einem prächtigen Tempel ein Zahn von ihm als Reliquie aufbewahrt wird. Nach seiner Lehre trägt alles, was lebt, die Natur des wahren Buddha (Prabhûtaratna oder Tahô). Von ihm sind der historische Sakjamuni und die übrigen Gottheiten, welche die Kongregation zuläßt, nur vorübergehende Wiedererscheinungen. Durch Läuterung des ganzen Menschen nach Leib, Seele und Geist erlangt man die Buddhafchaft (S. 131).

Von den 110 000 buddhistischen Tempeln, die 1901 in Japan gezählt wurden, gehörten 20 000 der Jenschu-Kongregation, 19 000 der Schinschu-, 13 000 der Schingo-, 8000 der Jodo-, 5000 der Nichiren-, 4600 der Tendai-Kongregation. Daneben existieren auch noch einige kleinere Gemeinschaften. Die Zahl der Priester war über 180 000. Nonnen gibt es nur wenige.

Erst im siebenten Jahrhundert kam der Buddhismus nach dem Lande, welches sein heiliges Land und der Sitz einer Hierarchie werden sollte, nach Tibet, durch den König Srongtsan Gampo, dessen Minister Tumi Smbota sich in Indien aufgehalten und die tibetanische Schrift erfunden haben soll, und von dessen Gemahlinnen eine aus Nepal, eine andere aus China stammte. Aber der tatsächliche Gründer der tibetanischen Mission lebte erst im achten Jahrhundert. Er hatte den Ehrentumamen Padmasambhava d. h. der Lotusgeborene und wurde von dem König Kri-sron-Ida-bhsan aus Indien berufen um die Dämonen des Landes zu besiegen. Er war in bedenklichem Grade von dem Geiste der schiwaitischen Tantraliteratur berührt (Ch. d. L. S. II, S. 113). Von 750 an kann man von Lamaismus reden. Lama wird ein voll ordinierter Mönch genannt. Der zweite Nachfolger jenes Königs verfolgte die Buddhisten, aber seine Königsmacht ging darüber zu Grunde, und 1042 bis 1046 wurden die Lamas durch den aus Indien gekommenen

Dschobo Abischa neu organisiert. Die großen mongolischen Eroberer im 13. Jahrhundert beugten sich nicht vor den Priestern, aber schon Chubilai begünstigte den tibetanischen Lamaismus. Im Anfang des 15. Jahrhunderts stiftete der tibetanische Reformator Tsongkapa den Orden der gelben Mönche (Gelupka), während bisher Rot die Farbe des Lamas war, und forderte von denselben strenges Cölibat, während bis dahin die Kleriker in der Ehe bleiben durften, bis ihnen ein Sohn geboren war. Auch beschränkte er die Zauberei, konnte sie aber nicht ganz verbannen und führte den Monlam ein, eine 15tägige Versammlung aller gelben Mönche zum Anfang des buddhistischen Kirchenjahrs. Da die gelben Priester ehelos blieben, konnte hier nicht wie bei den roten von Erblichkeit der Stellen die Rede sein, und es kam das System der Inkarnationen auf, welches an die Lehre von den Dhyāni-Buddhas sich anschließt. Jeder in der irdischen Welt erscheinende Buddha ist nur das Abbild eines in mystischer Erhabenheit und reiner Herrlichkeit lebenden Dhyāni-Buddha. Den fünf Buddhas des gegenwärtigen Kalpa entsprechen also fünf Dhyāni-Buddhas. Der des Satyamuni ist der schon genannte Amitabha. Aber die Dhyāni-Buddhas müssen auch ihre Dhyāni-Bodhisatwas haben, welche im Unterschied von den andern Bodhisatwas sich nicht inkarnieren, aber in der Zeit zwischen dem vorigen und dem zukünftigen Buddha das Werk vom Himmel her lenken. Der gegenwärtige Dhyāni-Bodhisatwa ist Awalokiteshwara oder Padmapāni, der ganz besonders als Patron des Landes angerufen wird in dem sechs-silbigen Gebet: ôṃ! Mani padmê! hum! d. h. ôṃ! Das Kleinod im Lotus! Amen! oder: ôṃ! Padmapāni! Diese sechs Silben stehen auf den Gebetsrädern in möglichst vielen Wiederholungen und werden mittelst der Rosenkränze geplappert. Padmapāni kommt in den Mahajānaschriften auch in einer Trias mit Mandschuschri und Wadscharadhara vor. In China vertritt die Kwan-jin die Stelle des Padmapāni. — Die höchsten Würdenträger des tibetanischen Buddhismus, der Dalai-Lama in Lassa, und der Tschö-Lama in Taschilumpo, werden nun als Abbilder oder Statthalter des Amitabha und des Padmapāni betrachtet. Dalai Lama ist der mongolische Name (Dalai = Ozean). Auf tibetanisch heißen die Nachfolger des Tsong-

kapa Gyalwa Rin-po-che, d. h. Edelstein der Hoheit und des Sieges. Der Dalai Lama wird als Abbild des Padmapâni betrachtet, also in Tibet dieser über Amitâbha gestellt. Die weltliche Macht dieser beiden hoch angesehenen Lamas ist allerdings nicht nur durch die chinesische Regierung, sondern auch durch den Dara Zsung beschränkt, der unter den Oberlamas von 4 privilegierten Klöstern in Glassa gewählt wird. Unter ihnen stehen zunächst die Oberlamas der großen Klöster in Glassa, dann die Kaupo oder Äbte der im ganzen Lande zerstreuten Klöster, deren viele auf unnahbaren Höhen liegen, mit starken Ringmauern umgeben sind und manchmal tausende von Menschen beherbergen (Schw. Merkur 1903, Nr. 582, Beil., nach Waddel, The Buddhism of Tibet). — Beim Tod eines Dalai-Lama geht die Erbfolge über auf ein Kind, das wenigstens 49 Tage nach dem Verschwinden des Vorgängers geboren wird. Das nennt man die chubilganische Erbfolge. Außer den mongolischen Völkern, welche den Lamaismus angenommen haben, kümmern sich natürlich die andern buddhistischen Völker nicht um diese tibetanische Hierarchie. Daß das tibetanische Volk durch den Lamaismus in sittlich-religiöser Beziehung sehr gehoben worden sei, wird man nicht sagen können. Die Vielmännerei und der starke Aberglaube spricht dagegen.

5. Verfassung und Kultus im Buddhismus.

Nur die Bettelmönche (bhikscha) sind die Mitglieder der buddhistischen Gemeinde (samgha). Das ist geblieben, auch wo ein ganzes Volk die Lehre des Sakjamuni angenommen hat. So ist die Herrschaft der Kleriker über die Laien nicht geringer worden als im Brahmanismus. Nur ist niemand durch seine Geburt vom Eintritt in den bevorzugten Stand ausgeschlossen. Laien, welche dem Buddha anhängen, waren aber von Anfang an nötig, um den Unterhalt der Mönche durch ihre Gaben zu sichern.

Die Ordensregel für die Mönche ist im Pratimôksha enthalten, einer Schrift des Vinaya, welche ohne Zweifel älter ist als die Schriften über Lehre und Leben des Buddha. Sie enthält in acht Abteilungen bei den südlichen Buddhisten 227, bei den Chinesen 250, bei den Tibetanern 253 Gebote und Verbote.

Bei den Versammlungen der Mönche, zweimal im Monat, am Neumond und am Vollmond, sollen diese Regeln vorgelesen und die Vergehungen gegen dieselben gebeichtet werden.

Das Klosterleben ist an die Stelle des Einsiedlerlebens getreten, obgleich noch einzelne Formeln an dieses erinnern. Wenn auch die Mönche in Indien und Ceylon in gesonderten Hütten wohnten (pansala), so hatten sie doch ihren gemeinsamen Versammlungsraum (vihāra), bei welchem nach späterer Sitte ein Bodhibaum und gewöhnlich ein Reliquienturm (stāpa) nicht fehlen durfte.

Die Aufnahme ins Kloster kann schon im Knabenalter stattfinden. Der Novize (Samanēra) hat die oben genannten zehn Gebote zu beobachten und noch besondere Instruktionen namentlich für die Hausgeschäfte. Die Ordination (upasampadā) darf nicht vor dem vollendeten 20. Lebensjahr erteilt werden. Es werden in der Versammlung der Klosterbewohner dem Kandidaten mehrere Fragen vorgelegt, ob er den Bettlertopf und die drei vorgeschriebenen Kleidungsstücke habe, — der Buddhismus dringt im Unterschied vom Brahmanismus und Dschainismus sehr auf vollständige Bekleidung der Mönche, — ob er mit einer besonderen Krankheit behaftet, ob er nicht Sklave oder Soldat sei, ob er die Einwilligung seiner Eltern habe. Wenn der Aufzunehmende dreimal die vorgelegten Fragen bejaht und Gehorsam gegen die Gebote versprochen, wird er für ordiniert erklärt und ihm die Priesterkleidung angezogen. Nun ist er von der Welt geschieden. Aber ein Austritt wird nicht erschwert, namentlich wenn einer nur von seinen Eltern gezwungen das gelbe Gewand angelegt hat. — Als Bettler darf der Mönch nur acht Dinge besitzen: die drei Stücke seiner Kleidung, den Gürtel, den Almosentopf, die Gießkanne, durch welche er das zu trinkende Wasser durchlaufen läßt, damit er kein Tier töte, das Rasiermesser und eine Nähnadel. Dagegen das Kloster darf nach späterer Auslegung der Regel Eigentum besitzen.

Die Disziplin ist besonders sorgsam in bezug auf den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht. Im Sutra der 42 Sätze sagt Buddha: „Von allen Lüsten und Begierden ist keine so mächtig wie die Geschlechtslust. Gäbe es noch eine von demselben Charakter, so könnte unter dem ganzen Himmel kein Fleisch gerettet

werden. Lust und Begierde nach einem Menschen sind wie eine Person, die einen brennenden Docht in der Hand hält und damit gegen den Wind läuft. Du törichter Mensch! Läßest du den Docht nicht fahren, so mußt du den Schmerz einer verbrannten Hand erleiden." — Deshalb sollen die Bhiksus keine Almosen von Weibern annehmen u. dergl. Außerdem enthält der Pratimötscha Warnungen vor Störungen des brüderlichen Zusammenlebens, vor Diebstahl, Lästerung u. dgl. neben kleinem Zeremoniell.

Manche Vorschriften sind auch im Lauf der Zeit abgekommen. In Tibet und den lamaistischen Ländern, wo die Großlamas fast souveräne Fürsten sind, ist das Betteln abgekommen. Nur in China, wo der Buddhismus eine bescheidene Stellung hat, sieht man noch eigentliche Bhiksus in großer Zahl. Auch mit den Speisegesetzen ist man nicht mehr so streng. Die Vorschrift, daß nach dem Mittag nicht mehr gegessen werden soll, wird dahin gedeutet, daß man keinen Reis nachmittags essen soll. Vom Fleischgenuß können die Chinesen sich am schwersten enthalten. Das Verbot der geistigen Getränke wird auf die destillierten eingeschränkt, Opium ist von Buddha nicht verboten, folglich erlaubt. Ein Hauptmittel der Disziplin im älteren Buddhismus war der Aufenthalt im Kloster während der Regenzeit (*varscha vasana*). Da sollen sie mit Andachtsübungen und Studien sich beschäftigen, Speise und Schlaf möglichst wenig genießen, nur das Notwendigste sprechen. Die älteren Brüder sollen die jüngeren unterweisen, damit sie die „zwanzig Gipfel der Unwissenheit mit dem Blitz des Erkennens spalten.“ Zum Schluß der Regenzeit wird das Lampenfest mit einer Predigt an das Volk gefeiert und die Mönche von den Gläubigen mit neuen Kleidern beschenkt.

Nur ungern, auf Bitten seiner Tante und Amme Pradschäpati Gautami und seines Lieblingsjüngers Ananda, soll Buddha auch weibliche Personen zum asketischen Leben nach seinen Grundsätzen zugelassen haben. So spielen die buddhistischen Nonnen (*bhikschuni* oder *dharmabhagini*) keine große Rolle und sind außer in Tibet nicht zahlreich. Sie haben außer den Gelübden und allgemeinen Geboten noch acht besondere Vorschriften zu beobachten, wonach sie keine selbständige Stellung beanspruchen dürfen, sondern den Priestern durchaus untergeordnet sind und

von einem tugendhaften unter ihnen alle 14 Tage unterrichtet werden. Sie sollen nie länger als zwei Wochen sich in die Einsamkeit zurückziehen und nicht zum bloßen Vergnügen ausgehen. Die Weihe (upasampadā) darf ihnen erst nach zweijähriger Vorbereitung erteilt werden.

Auf Ceylon werden die Vorsteher der Klöster (upadhyāya) von dem Samgha gewählt, in Siam und Barma von den politischen Machthabern ernannt, in Tibet besteht die schon genannte chubilganische Erbfolge bei den bedeutendsten Klöstern. Außer in Tibet hat der Buddhismus kein fest geschlossenes hierarchisches System zustande gebracht, aber er hat auch keine Weltgeistlichkeit neben der Klostergeistlichkeit. Die verschiedenen Parteien in China und Japan haben wir schon genannt.

Die Pflichten der Laien (upāsakas und upāsikas, d. h. Dabeistehende), welche hoffen, bei der nächsten Geburt zur Heiligkeit zu gelangen, bestehen natürlich in reichen Spenden und Befolgung der Weisungen, welche ihnen die Mönche geben, in Befolgung der fünf Gebote und dem Bekenntnis zu den drei Stützen (Buddha, Dharma, Samgha).

Was den buddhistischen Kultus betrifft, so hatte Sakyami die brahmanischen Opfer abgeschafft und den Menschen vollends unabhängig gemacht von aller göttlichen Hilfe, nachdem schon die brahmanische Philosophie mit ihrer himmelstürmenden Askese auf dieses Ziel hingearbeitet hatte. Aber die buddhistische Volksreligion konnte ohne Kultus nicht existieren. Nach dem Eingang des Religionsstifters in das Nirwāna folgte die Verehrung seiner Person und seiner Apostel. Das Dhyanibuddhasystem bevölkerte vollends die Himmel mit hilfespendenden Wesen, und so konnten die früheren Götter der betreffenden Völker unter anderen Namen wieder auferstehen.

Der Buddhadienst pflanzte sich besonders als Reliquien- und Bilderdienst fort. Das Volk, welches seine Zuflucht zu ihm nahm, wollte etwas Sichtbares und Greifbares haben und erwartete von den Überbleibseln des Heiligen eine zauberhafte, wunderbare Hilfe. Asoka sorgte besonders dafür, daß die Reliquien über ganz Indien verbreitet wurden. Sie wurden aufbewahrt in eigentümlichen Türmen aus Backstein

(stûpa oder tope, auf singhalesisch: dagoba). Man findet in einigen Gegenden von Indien noch ansehnliche Überreste von diesen Bauten, welche durch Geschmack und Solidität vor den brahmanischen sich auszeichnen. Die älteren sind kuppelförmig, mit einem viereckigen Aufsatz auf dem Gipfel. Darüber erhebt sich ein ausgespannter Sonnenschirm. Später errichtete man mehrere Sonnenschirme übereinander massiv aus Stein. Die Chinesen ließen die Kuppel ganz weg und vermehrten die Zahl der Schirmdächer bis auf 13. So entstanden die chinesischen Türme. — Eine berühmte Reliquie des Buddha, sein linker oberer Augzahn, wird auf Ceylon aufbewahrt, und seine Ausstellungen haben große Mengen von Wallfahrern angelockt. Nach dem Zeugnis der Europäer, die ihn gesehen, ist es gar kein Zahn, sondern ein zwei Zoll langes, gekrümmtes Stück Elfenbein.

Die *Buddhabilder* haben schon bei der Einführung in China eine große Rolle gespielt. Sie sollen nach der Theorie der buddhistischen Schriften nicht angebetet werden. Die Blumen, welche man ihnen streut, das Räuchwerk, das man zu ihnen aufsteigen läßt, sollen kein Opfer (jadschna), nur eine Ehrenbezeugung (pudscha) sein. Aber das Volk macht diesen Unterschied nicht, und die Priester sorgen dafür, daß einzelne Bilder mit dem Kopf nicken, die Hand erheben und bei Nacht in magischem Licht funkeln können, namentlich an Festtagen. Gegenüber den brahmanischen vielarmigen und vielköpfigen Bildern ist hervorzuheben, daß Buddha vollkommen menschlich dargestellt wird. Nur in Tibet werden die Bodhisatwas nach schiwaitischem Geschmack abgebildet, auch die Kwanjin in China. Das Bekenntnis zu den drei Stützen wurde von den nördlichen Buddhisten auch durch drei Figuren abgebildet: Sakjamuni, Lôtschana und Wairotschana. In Nepal heißt der am höchsten verehrte Dhyânibuddha *Adi-Buddha*. Sein Dienst ist aber nicht so rein monotheistisch, wie man anfangs glaubte.

In einem größeren Tempel können mehrere Altäre sein mit Statuen der Heiligen, Teppichen, Fahnen, Blumengewinden und Bildwerken aller Art. Auf dem Altar sind die Schalen, in welche die Gaben gelegt werden, ein runder fünfzügiger Teller, welcher den Meru mit den vier Weltheilen darstellt, und ein Kelch oder eine Gießkanne. Der Kultus besteht in einer Liturgie, welche in

einer dem Volk fremden Sprache (im Süden Pali, im Norden Sanskrit) vorgetragen wird, so daß das Volk nur das Wort „Buddha“ versteht und darauf sein „Amen“ zu sagen hat. Bald ertönt eine rauschende Musik, bald spielt sie in gedämpftem Ton; die Gebete werden halb singend vorgetragen. Durch Glocken und Trommeln wird der Lärm vermehrt, durch Prozessionen und mannigfache Veränderungen in der Stellung die Schaulust befriedigt. Die Laien müssen öfters niederknien und sich auf die Erde werfen. Sie bekennen sich zu den drei Stützen und zu den fünf Geboten. Ihre Rosenkränze, mit welchen sie das: Namah Amitäbha oder das öm! Mani padmê! hum! hersagen, haben 108 Kügelchen.

Bei den Lamaisten bildet die Einsegnung des Wassers eine Hauptzeremonie. Ein Priester fängt das Bild des Buddha im Spiegel auf, ein anderer gießt aus dem Kelch über den Spiegel Wasser, das mit Zucker, Safran u. a. gewürzt ist. Dieses geheiligte Wasser fließt über den untergehaltenen Weltenteller herab in ein Becken, von wo es in den Kelch zurückgegossen und dann von den Priestern mit der hohlen Hand aufgefangen und geschlürft wird.

Sogar eine Kindertaufe hat der Lamaismus, die am dritten oder zehnten Tage nach der Geburt im Hause verrichtet wird. Ein Priester liest oder spricht, während Kerzen und Räucherwerk auf dem Hausaltar brennen, über dem mit Wasser gefüllten Becken die vorschriftsmäßigen Weihgebete, taucht dann das Kind dreimal unter, segnet es und legt ihm einen Namen bei, stellt ihm auch das Horoskop.

Auch Seelenmessen werden gelesen, um den Totenrichter Jama zu bewegen, die abgeschiedene Seele in eine möglichst günstige neue Geburt zu befördern.

Außer dem schon genannten Lampenfest am Schluß der Regenzeit wird in den südlichen Ländern am Vollmond des ersten Frühlingsmonats, in den nördlichen etwas früher das Neujahrsfest gefeiert, das die Chinesen Laternenfest nennen. Hier wird der Triumph des Sakyamuni über die sechs brahmanischen Affeten, also der Sieg des Buddhismus über den Brahmanismus durch allerlei Lustbarkeiten gefeiert. Am Vollmond des Mai folgt das Geburtsfest des Sakyamuni mit glänzenden Pro-

zessionen. — So wird dafür gesorgt, daß das Volk mancherlei zu sehen und zu hören bekommt, was seine Anhänglichkeit an diese Religion befördern kann, aber die wahre Erlösung kann es dabei nicht finden.

Zweiter Abschnitt.

Der Islam.

1. Die religionsgeschichtliche Stellung des Islam.

Der Islam unterscheidet sich von den bisher betrachteten Religionen dadurch, daß die geoffenbarte Religion des Alten und des Neuen Testaments dem Religionsstifter bekannt war, wenn auch nicht in ihren Quellen und in ihrer ganzen Tiefe, so doch in den Grundlehren und in mehr oder weniger achtungswerten Bekennern. Es waren daher nicht so ausschließlich seine eigenen Gedanken, welche ihn über die Religion seiner Volksgenossen hinausführten, wie bei Buddha. Er hatte namentlich im Judentum die Idee des einen persönlichen, in keinem Bild zu verehrenden Gottes vor sich, welche den tiefsten Eindruck auf ihn machte und die er in den ihm bekannt gewordenen Bekennern des Christentums getrübt sah. Andererseits hatte er im Christentum eine Religion kennen gelernt, welche verschiedene Völker in sich vereinigte und den Anspruch machte, Weltreligion zu werden. Es war ihm unerschütterlich gewiß, daß der eine unsichtbare Gott nicht bloß Nationalgott der Juden war, sondern wirklich die ganze Welt regiert. Im arabischen Volk war der Götzendienst eingerissen, aber die Erinnerung an die reinere Religion der Väter war noch nicht ausgestorben.

Wir haben schon Seite 29 darauf hingewiesen, wie wir den Islam am besten verstehen unter dem Gesichtspunkt des Messiasreichs, so wie die Juden zur Zeit Jesu es erwartet haben. Was Jesus bei der Versuchung in der Wüste abgewiesen: ein weltliches Reich, das über die ganze Erde sich erstrecken sollte, das hat Mohammed angestrebt. Ein weltliches Reich, das neue, zeitgemäße religiöse Ideen bringt, gewinnt große Volks-

massen für sich und kann sich viel rascher ausbreiten als das Christentum. Aber eben durch diese Verbindung mit der Weltherrschaft wird die religiöse Idee im Islam verunreinigt, es wird eine Orthodogie und ein Staatskirchentum gepflanzt, bei welchem die persönliche Frömmigkeit Nebensache wird. Die Ausbreitung mit dem Schwert ist im Islam nicht eine Abweichung von den Grundsätzen des Stifters, wie im Christentum, sondern der korrekte Gang, und der Kampf mit fleischlichen Waffen für den Glauben sichert das Paradies. Dadurch, sowie durch die Gestattung der ausgelassensten Wollust und der Polygamie wird das sittliche Niveau des Islam noch unter das des Buddhismus herabgedrückt.

Wenn man sieht, wie die ganze Männerwelt fünfmal täglich zum Gebet stillesteht und sich sammelt, so erscheinen uns die mohammedanischen Völker gegenüber den christlichen sehr religiös. Gottesfurcht läßt sich ihnen nicht absprechen, und sie haben einen reineren Gottesbegriff als die Heiden. Die Persönlichkeit, die Allmacht, die Erhabenheit Gottes über alles Sichtbare, auch die Barmherzigkeit Gottes wird ihnen nahegelegt, aber es ist eine Gesetzesreligion, der die Freude in der Gemeinschaft mit Gott fehlt, und der Fatalismus beherrscht die Gemüther. Da eine tiefere Sündenerkenntnis fehlt, wird auch die Erlösung äußerlich gefaßt. Mohammed ist der Gesandte Gottes, aber auch er hat wie Buddha nur den Weg gezeigt, auf welchem jeder Mensch mit eigener Kraft zur Erlösung kommt, wenn er die Gebote des Propheten hält.

Die Nationalreligion ist weniger abgestreift als im Buddhismus. Der Koran darf in keine andere Sprache übersetzt werden, Mekka ist das Ziel der Wallfahrt für alle mohammedanischen Völker. Die Völker werden arabisiert. Aber es geht das verhältnismäßig leicht, weil der Islam so recht die Religion des natürlichen Menschen ist, der wohl fühlt, daß er sich das Wohlgefallen Gottes erwerben sollte, aber lieber einzelne Entbehrungen (Schweinefleisch, Wein, Fastenzeiten) sich auferlegt, als daß er das ganze Herz und Leben erneuern ließe. Der mohammedanische Universalismus ist intolerant gegen alle Religionen, wo er sich frei entfalten kann. Er scheut kein Mittel, um seine Macht auszudehnen, in dem Glauben, daß er

Gott einen Dienst damit tue. Er ist fanatisch wie nicht leicht eine andere Religion. Er hat wohl auch heidnische Völker zivilisiert, aber sein Fanatismus ist auch wieder eine Schranke für die Zivilisation.

Was die religiösen Zustände in Arabien vor Mohammeds Auftreten betrifft, so war unter den ismaelitischen Stämmen, welche großenteils als Beduinen das nomadische Leben fortsetzten, die Erinnerung an die Religion Abrahams noch nicht ausgestorben. Auch die kultivierten Völker von Südarabien hatten noch eine reinere Gotteserkenntnis, und durch das Eindringen des Judentums und des Christentums von Abessinien her wurde dieselbe gefördert. Aber wenn in Israel selbst die Neigung zum Götzendienste jahrhundertlang trotz der wiederholten göttlichen Offenbarungen sich erhalten hat, so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn Ismaels Nachkommen nicht nur dem Gestirndienste zuhielten, dem sogenannten Sabäismus, sondern auch den schwarzen Stein in Mekka, die Kaaba, wahrscheinlich ein Lavastück, fast wie einen Fetisch verehrten, ihrem Allah drei Töchter zuschrieben und das Nationalheiligtum mit allerlei Götzbildern ausschmückten. Doch regte sich auch unter solchen Arabern, welche weder zum Judentum noch zum Christentum übergetreten waren, eine Opposition gegen die Überwucherung der väterlichen Religion durch den Götzdienst. Es war die Partei der Hanife, der Vorläufer Mohammeds.

2. Mohammeds Leben.

Mohammed, der Sohn Abdallahs aus dem Stamm Koraisch, wurde um 570 in Mekka geboren. Sein Vater war noch vor seiner Geburt auf einer Handelsreise gestorben. Sein Jugendleben wird durch allerlei Legenden ausgeschmückt. Eine Beduinenfrau Halima, welche ihn säugte, soll nach dem Bericht des Ibn Ischak, des ältesten Biographen Mohammeds, schon auffallende Erscheinungen an ihm bemerkt haben, welche sie als Befessenheit deutete. Unwahrscheinlich ist es ja nicht, daß er schon als Kind abnorme Zufälle hatte, aber daß der Engel Gabriel ihm die Brust geöffnet und das Böse herausgenommen habe, ist wohl nach Sure 94 des Koran erdichtet:

Erschlossen wir dir nicht die Brust
 Und nahmen dir ab die Last,
 Darunter du gebeugt dich hast,
 Und hoben dein Gedächtnis fast!

Auch die Mutter Amīna starb bald, und nach dem Tode des Großvaters Abd el Mutallib nahm sich ein Oheim Abu Talib des verwaisten Knaben an. Er mußte um niedrigen Lohn Schafe hüten und in irgend welcher untergeordneten Stellung Handelskarawanen begleiten. Auf solchen Reisen soll er mit christlichen und jüdischen Einsiedlern in Syrien in Berührung gekommen sein.

Eine Reise im Dienst der reichen mekkanischen Kaufmannswitwe Chadidscha befriedigte dieselbe nicht nur in geschäftlicher Beziehung aufs beste, sondern hatte auch zur Folge, daß die 40jährige Witwe den 25jährigen Jüngling heiratete. Damit bekam sein Leben eine andere Gestalt, und er war mit ihr 25 Jahre lang in glücklicher Ehe verbunden. Sie hat ihm sechs Kinder geboren, von denen aber nur eine Tochter ihn überlebte, Einen Sohn seines Oheims Abu Talib, namens Ali, adoptierte er. Chadidscha wußte ihren Mann mit großer Weisheit und Festigkeit so an sich zu fesseln, daß er zu ihren Lebzeiten mit keinen andern Weibern Umgang hatte. Erst nach ihrem Tod, als 51jähriger Mann, begann er sein wüstes, wollüstiges Leben. In der heißen Jahreszeit ging er gerne mit seiner Familie nach dem Berge Hira. Dort lebte Zaid ibn Amr, der Führer der Hanife, und es ist wahrscheinlich, daß sich um denselben Männer aus Mekka sammelten, welche an dem Götzendienste in der Kaaba kein Wohlgefallen hatten, und daß Mohammed zu ihnen gehörte.

Mohammed war gegen 40 Jahre alt, als er bei seinem dortigen Aufenthalt nicht im Zelt mit seiner Familie, sondern in einer Höhle schlief. Da erschien ihm nach dem Bericht Ibn Ischaks der Engel Gabriel während er schlief, brachte ihm ein über und über beschriebenes seidenes Tuch und sprach: „lies!“ Mohammed antwortete: „ich kann nicht lesen.“ Da preßte der Engel das Buch zweimal dergestalt auf ihn, daß er meinte, er müsse sterben. In der Verzweiflung rief er: „was soll ich lesen?“ Die Antwort war: „Lies im Namen deines Herrn, der den Menschen aus einem Blutklumpen erschafft! Lies, denn der Herr

ist der Gnadenreiche, der unterrichtet durch die Feder, unterrichtet den Menschen in dem, was er nicht wußte." Nun las er, und Gabriel schied von ihm. Mohammed erwachte, ging aus der Höhle und vernahm auf der Höhe des Berges eine Stimme vom Himmel: „Mohammed, du bist der Prophet Gottes; ich bin Gabriel." Er sah den Engel in der Gestalt eines Mannes mit Flügeln, der die Worte wiederholte, bis er verschwand. Mohammed kehrte zurück zu Chadidscha, setzte sich auf ihren Schoß, drückte sich an ihre Brust und erzählte ihr das Gesicht. Sie sagte: „sei fröhlich und guten Mutes! Bei Ihm, in dessen Hand meine Seele ist, ich hoffe, du sollst der Prophet dieses Volkes werden." Während er selbst sich für besessen hielt, beredete ihn Chadidscha, in deren Familie die hanifitische Sekte verbreitet war, daß er wirklich der Gesandte Gottes sei.

Über die Frage, ob Mohammed die Engelserscheinungen, deren er später noch mehr erzählte, einfach erdichtet oder ob er selbst daran geglaubt habe, ist viel geschrieben worden. Die meisten neueren Schriftsteller halten ihn nicht für einen bewußten Lügenpropheten. Carlyle sagt, er sei ein aufrichtig feines Glaubens gewisser Mann gewesen, bei dem zwar große, bis an das Verbrechen streifende Fehler nicht zu leugnen seien, der aber wirklich eine göttliche Mission gehabt. Houtsma, der in *Chantepie de la Sauffayes Religionsgeschichte* den Islam bearbeitet hat, hält ihn sogar für einen wirklichen Propheten, dessen felsenfeste Überzeugung es gewesen sei, daß er sich den Auftrag zu seiner Predigt nicht selbst gegeben, sondern von seinem himmlischen Herrn dazu berufen sei (a. a. D. I, S. 478), und meint, es sei ein Vorurteil, von einem Propheten in moralischer Hinsicht so viel zu fordern, daß Mohammed nicht dafür gelten könne. Man könne wohl seine Schwächen nicht übersehen, aber nach dem einzig gerechten Maßstab, nach dem seine Zeit- und Volksgenossen zu beurteilen seien, habe er auch in Medina seinen Beruf auf ehrenvolle Weise erfüllt (a. a. D. S. 489). Weil hat ihn für einen Epileptiker gehalten, wogegen aber spricht, daß ein Epileptiker sich seiner Anfälle und der dabei gemachten Erfahrungen nicht erinnert. Sprenger hält seine pathologischen Zustände für männliche Hysterie, wenigstens in der früheren Zeit. Später habe er auch Offenbarungen geschwindelt. W. Muir nimmt

reelle teuflische Einflüsse an und unterscheidet eine Periode aufrichtigen Strebens bis zum Jahr 609, wo er ein wahrer Gottesprophet gewesen, und von da bis zu seinem Tode, wo er von seiner Idee abgefallen und ein fleischlicher, herrschsüchtiger Mensch geworden sei. Auch Krehl unterscheidet zwischen der früheren und der späteren Lebenszeit. v. Drelli sagt: „Der Zustand Mohammeds ist ganz verschieden von dem der biblischen Beseffenen, welche von einer völlig fremden Macht gebunden und ihre willenlosen Werkzeuge sind. Er gibt sich dieser Macht gerne hin, welche seinem Ehrgeiz schmeichelt, seine Ideen sanktioniert und seine Gelüste gutheißt“ (a. a. O. S. 329). Kölle verwirft die Bestrebungen, ihn als einen aufrichtig seines Glaubens gewissen Mann darzustellen: „Da der Islam offenbar ein Versuch ist, Gott und die Welt, Religion und Politik miteinander zu vermischen, konnte aus dieser unreinen Quelle niemals reines Wasser fließen. An der Frucht ist der Baum zu erkennen“ (Dr. Koelle, Mohammed and Mohammedanism critically considered. London 1889. S. 73. Miss.-Mag. 1895, S. 309). Wir werden jedoch kaum annehmen dürfen, daß sich Mohammed von Anfang an dessen vollkommen bewußt gewesen sei: ich betrüge die Leute, wenn er auch in schlauer Überlegung gehandelt hat; denn das ist die satanische Macht bei allen Fanatikern, daß sie selbst meinen, ihre Gedanken müssen Gottes Gedanken sein, sie tun Gott einen Dienst in allem, was sie vornehmen, es werde ihnen alles erlaubt, wornach sie gelüstet.

Die ersten männlichen Anhänger Mohammeds waren sein Adoptivsohn Ali und Said, ein aus dem christlichen Syrien stammender Sklave, der ebenfalls adoptiert wurde. Der erste Bekenner außerhalb der Familie wurde Abu Bekr, ein reicher Mann, der fünf weitere Mitglieder für den Islam gewann. So wurde nämlich das Bekenntnis genannt: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist der Gesandte Gottes.“ Mohammed bekam neue Offenbarungen und die Aufforderung, seine Lehre zu verkündigen, wie es Sure 74 ausgesprochen ist:

O der du liegst bedeckt,
 Steh auf und lehr' erweckt,
 Und deinen Herrn preis' unerschreckt!

Mach' rein dein Kleid, das ist besleckt,
 Und wirf den Greuel weg!
 Tu' nicht Gutes, das Lohn bezweckt,
 Und har' auf den, der dein Ziel dir steckt;
 Wenn die Drommete weckt,
 Das wird ein Tag, der herbe schmeckt
 Den Zeugnenden, sie nicht erquickt.

(Übersetzt von Rückert.)

Die Aussicht auf das Gericht kehrt in diesen ältesten Suren immer wieder. Der eine Gott wird besonders als Schöpfer und Richter gepriesen und Wohlthätigkeit gegen Arme und Waisen im Namen Gottes gefordert. Ibn Ischak zählt 52 Befehrte auf, welche mit der Verehrung des einen Gottes Ernst machten zu der Zeit, da Mohammed in die Öffentlichkeit trat und als Prophet Gottes das Volk von Mekka vom Götzendienste abzulenken suchte. Aber auch grimmige Feinde traten auf, welche ihn für einen Beseffenen oder für einen trügerischen Wahrsager hielten. Sie verachteten seine Lehre von der Auferstehung, wollten die von den Vätern ererbten Götzen nicht fahren lassen und fürchteten, durch die Entwertung des Heiligtums in Mekka werde der Stamm Koraisch seines Ansehens und seines Einkommens verlustig. Einige Anhänger Mohammeds, darunter sein Schwiegersohn Othman, flüchteten nach Abessinien, wo sie von dem christlichen Negus freundlich aufgenommen wurden, kehrten aber nach wenigen Monaten zurück in der Meinung, die Zustände in Mekka hätten sich geändert. Das war nicht der Fall. Mohammed hatte sich zu einem Kompromiß mit den Mekkanern verstanden, indem er drei in der Kaaba verehrte Göttinnen als Fürsprecherinnen bei Allah anerkannte. Allein er mußte dieses Zugeständnis widerrufen, ohne Zweifel auf die Vorstellungen der nach Abessinien geflüchteten Anhänger, und erklärte, die Konzeßion sei ihm vom Satan eingegeben worden. Dieses Schwanken war nicht geeignet, sein Ansehen in Mekka zu befestigen, und noch einmal wanderten etwa 100 seiner Anhänger nach Abessinien. Die meisten blieben dort bis nach der Hedschra. Doch bekehrten sich um jene Zeit zwei bedeutende Männer: Hamsa, ein Vetter Mohammeds, und Omar, ein tatkräftiger Mann, welcher sein rechter Arm wurde. Jetzt getraute sich Mohammed mit seinen Anhängern zur Kaaba zu kommen und dort öffentlich seine Gebete zu ver-

richten. Aber die Koraischiten sprachen den Bann aus über die haschimitische Familie, zu welcher Mohammed gehörte. Gleichzeitig war der Tod seiner Chadidscha und des Abu Talib ein schwerer Schlag für ihn. Vergebens suchte er Zuflucht in einem Bergstädtchen Taif, dessen Bewohner den Meffanern feindlich gesinnt waren. Er verkündigte ihnen, daß Gott nur einer sei und Mohammed sein Gesandter um diesen Glauben zu verbreiten. Aber die Kleinstädter erwiesen sich nicht empfänglich, weder für den Glauben noch für die Bitte um Schutz. „Es schien ihnen doch wohl das Mißverhältnis zwischen der Prätension des Gottgesandten und der demütigen Bitte des Hilflosen zu groß zu sein, als daß in ihnen einerseits der für das Verständnis einer solchen Lehre nötige Schwung und Enthusiasmus, andererseits das Mitleid für den Hilfe verlangenden Mann hätte gerührt oder geweckt werden können. Kleinstädter sind sehr leicht mißtrauisch, auch die Bewohner von Taif fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt. Sie wußten nicht, ob der Meffaner sie höhnen wollte, ob er ein verdächtiger Abenteurer sei; was er sagte, stand so vollständig außerhalb des Bereichs ihrer ganzen Erfahrung, daß es ihnen räthselvoll und lügenhaft erschien, und so wurde denn der arme Mann mit Schimpf und Schande wieder aus der Stadt gejagt, deren ganze Bevölkerung sich mit Einschluß der tobenden Straßengugend heldenmütig an dieser Austreibung beteiligte, (Krehl, Leben Mohammeds S. 107).

Daß Mohammed nach solchen Erfahrungen den Glauben an seine göttliche Sendung nicht aufgab, spricht wohl am stärksten dafür, daß er selbst von seiner göttlichen Sendung innerlich überzeugt war, daß er sich berufen fühlte, gegenüber dem Götzendienst die Einheit Gottes zu verkündigen und dadurch die Religion der Väter wiederherzustellen, daß er sein Volk auf Gottes Gebote und auf das Gebet zu ihm hinweisen sollte, daß er das Gericht über die Feinde dieses Glaubens und eine Vergeltung im Jenseits entschieden erwartete. Obgleich er somit von seiner prophetischen Sendung innerlich überzeugt war und wirklich in der Hand Gottes ein Werkzeug wurde um einzelne Menschen in religiöser Hinsicht zu fördern, können wir ihn doch mit den alttestamentlichen Propheten nicht auf eine Linie stellen, denn das Fleisch siegte bei ihm über den Geist, so-

wohl in seiner eigenen Person, wie wir sehen werden, als in seinen Grundsätzen. Er suchte doch immer wieder menschliche Hilfe, und in bezug auf das von ihm angekündigte göttliche Gericht wartete er nicht auf Gottes Stunde, sondern fühlte sich später, als er zur Macht gekommen war, mit seinen Anhängern berufen das Schwert zu ziehen zum Vollzug des Gerichts. Wenn das Christentum in jenen Zeiten gegen den Willen seines Stifters auch mit den Schwert ausgebreitet wurde, so sollte durch den Islam der entarteten Christenheit die Konsequenz dieses Standpunktes zu ihrem Schaden recht deutlich gezeigt werden.

„Um den langsamen Erfolg der Predigt abzuwarten, war Mohammed selbst viel zu unruhig. Sie mußte von mehr in die Augen fallender Tat begleitet und diese Tat konnte unter den damaligen Verhältnissen nur der Offensivkampf gegen die der Ausbreitung der neuen Religion sich entgegenstellenden Feinde sein. Am Ende dieses Kampfes konnte aber freilich nur der Sieg oder die Niederlage stehen. Trat die letztere ein, so war natürlich alles gefährdet, wurde hingegen der Sieg errungen, dann drängte alles zur Bildung eines auf die neue Religion gegründeten Staates hin, welcher die schützende Form des geistigen Inhalts werden konnte und werden mußte“ (Krehl, a. a. O. S. 167). Dieser Staat sollte aber nicht in Mohammeds Vaterstadt gegründet werden, sondern in einer andern arabischen Stadt, wo es ihm gelang, festen Fuß zu fassen.

Im Jahr 620 gewann er das Vertrauen von sechs Männern aus dem Stamm Chasradsch, welcher in der Stadt Jathreb großes Ansehen genoß. Dort war ein großer Teil der Bevölkerung jüdisch, teils durch Abstammung, teils im Bekenntnis, daher nicht unempfänglich für Mohammeds Monotheismus. Im folgenden Jahr kamen etwa zwölf Männer aus jener Stadt zu ihm mit dem Bekenntnis: „wir wollen dem Allah kein Wesen beordnen, wir wollen nicht stehlen, wir wollen nicht ehebrechen, wir wollen unsere Kinder nicht töten, wir wollen keine Verleumdungen austreuen, wir wollen dem Propheten nicht zuwiderhandeln in dem, was billig ist.“ Sie versprachen, in ihrer Heimat für die neue Lehre zu wirken, und im Frühjahr 622 kamen 72 Anhänger aus jener Stadt, um den Gesandten Gottes zu begrüßen. Sie forderten ihn auf, zu ihnen überzu-

siedeln, und schwuren, ihn wie ihre eigenen Familien zu beschützen. So flohen die Anhänger und zuletzt Mohammed selbst mit Ali und Abu Bekr unter Lebensgefahr nach Jathreb, welche Stadt nun Medîna, d. h. die Stadt, genannt und die eigentliche Geburtsstätte des Islam wurde. Die Hedschra, die Flucht Mohammeds, ist der Anfang der mohammedanischen Zeitrechnung geworden und der Freitag, der Wochentag seiner Ankunft, der heilige Tag. Mohammed verließ Mekka am 18. oder 19. Juni, die Zeitrechnung beginnt aber erst mit dem Anfang des nächsten Monats: 16. Juli 622 (Krehl, a. a. O. S. 132).

Mehrere Stämme boten ihm Gastfreundschaft an, aber da sie häufig in Fehde zueinander standen, erklärte er, das Kamel, auf dem er ritt, habe den göttlichen Befehl, an dem Ort zu halten, wo er sein Hauptquartier aufschlagen müsse. Es hielt an einem verlassenem Platz, der zum Eigentum eines seiner Verwandten und Anhänger gehörte. Dort wurden in kurzer Zeit eine Moschee und einige Privatwohnungen gebaut. Er brauchte kein besonderes Haus für sich, denn die Moschee diente ihm als Gottesdienst- und Geschäftslokal. Daneben errichtete er für jedes seiner Weiber ein an die Moschee anstoßendes Häuschen; denn sein eheliches Leben war ein anderes geworden. Wenige Wochen nach Chadißchas Tod hatte er die Witwe Sewda geheiratet, bald darauf die erst neunjährige Aischa, die Tochter Abu Bekrs, welche seine Lieblingsfrau wurde, dann eine Tochter Omars, und so ging's fort, bis er neun Frauen und noch einige Sklavinnen als Rebzweiber hatte.

Mohammed wußte sich durch göttliche Offenbarungen zum Schiedsrichter zwischen den zwei Parteien der Medinenser zu machen und die Flüchtlinge aus Mekka, welche seine treuesten Anhänger waren, mit den Bekenntenen von Medina zu einer Bruderschaft zu vereinigen, welche selbst die Erbschaft des Vermögens in sich schloß, so daß die Flüchtlinge als der ärmere Teil den meisten Nutzen davon hatten. Nach der Schlacht bei Bedr, als große Beute den Moslemin zuteil wurde, hörte dieser Kommunismus auf. Auch brachte er einen Vertrag zu gemeinsamer Defensive und Offensive für die Flüchtlinge und die Medinenser zustande, den er auch auf die Juden in Medina aus-

dehnte, welche den Islam nicht angenommen hatten. Die Teilnehmer verpflichteten sich, in allen Streitigkeiten der Entscheidung Gottes und des Propheten sich zu unterwerfen. Kein Gläubiger darf einen Gläubigen töten, um das Blut eines Ungläubigen zu rächen, oder einem Ungläubigen gegen einen Gläubigen beistehen. Kein Schutz soll den ungläubigen Koraischiten und ihren Verbündeten gewährt werden, und alle müssen sich vereinigen, um jeden Angriff auf Medina zurückzuschlagen.

Nachdem Mohammed in Medina festen Fuß gefaßt hatte, wurden die religiösen und bürgerlichen Gesetze für seine Anhänger gegeben: das fünfmalige Gebet, die Fasten, die Versorgung der Armen, auch Strafgesetze. Beim Aufruf zum Gebet dachte Mohammed anfangs daran, das Zeichen mit der Posaune zu geben wie die Juden, oder mit der Glocke wie die Christen, aber er entschied sich schließlich seinen eigenen Weg zu gehen und verordnete auf eine angebliche Offenbarung das laute Rufen. Bei den Juden suchte er sich als den verheißenen Propheten darzustellen, der nur den alten Glauben Abrahams wiederherstellen wolle. Da sie beim Gebet ihr Angesicht gegen Jerusalem wandten, bestimmte er für seine Anhänger dieselbe Kibla, d. h. Richtung zum Gebet. Durch jüdische Rabbiner bekam er religiöse Ideen aus dem Alten Testament und wurde so mit demselben besser bekannt als mit dem Neuen. Aber da die Juden den künftigen Propheten aus dem Hause Davids, nicht aus Arabien, erwarteten, und manche wohl die Moschee besuchten, aber nachher über Mohammeds Aussprüche spotteten, wurden sie hinausgeworfen und Mohammed veränderte seine Kibla: er richtete sie auf den Tempel von Mekka. Er wollte, wie die Juden und Christen, ein Religionsbuch haben und damit die Religion der Araber auf eine höhere Stufe erheben. Er erkannte Abraham, Mose, Jesum als göttliche Propheten, aber seine eigenen Aussprüche, die im Koran zusammengestellt wurden, bezeichnete er als die letzte und vollständigste Ausgabe von Gottes Buch. Er hatte nicht die geringste Idee von der Entwicklung und dem organischen Wachstum der göttlichen Offenbarung von Adam bis auf Christus.

Mohammed begnügte sich aber nicht mit der Anerkennung seiner religiösen Ideen, sondern wollte von Anfang an ein

weltliches Reich gründen, in welchem dieselben zur Herrschaft kommen sollten. Durch Krieg und Blutvergießen hat er Arabien erobert, seine Anhänger durch Beute bereichert und durch die Verheißung des Paradieses zum Kampf auf Leben und Tod angefeuert. Sobald er seine Herrschaft in Medina aufgerichtet hatte, begann er Feindseligkeiten gegen die Koraischiten, um die Unbilden zu rächen, die sie ihm angetan hatten. Er führte einen Raubkrieg, indem seine Getreuen die Handelskaramanen der Mekkaner überfielen, wobei er ein Fünftel der Beute für sich beanspruchte. Die heidnischen Araber hatten einen heiligen Monat, Radschab, in welchem alle Fehden ruhen sollten und die entzweiten Stämme friedlich miteinander verkehrten. Mohammed scheute sich nicht, diesen Gottesfrieden zu brechen, indem er einen Überfall durch seine Leute in dieser Zeit zu rechtfertigen suchte: gegenüber den Gottlosen, welche die Gläubigen aus Mekka vertrieben hätten und vom Heiligtum fernhielten, sei das ein verschwindend kleines Unrecht (Sure 2, 214). Wir wollen seine Kriegszüge nicht im einzelnen beschreiben, seinen Sieg über die Koraischiten bei Bedr, die Niederlage bei Ohud, wo Mohammed selbst verwundet wurde, usw. Auch den Meuchelmord scheute er nicht, wenn es galt, lästige Gegner aus dem Wege zu räumen. So sehr sein Tun den altarabischen Begriffen von Treue und Glauben manchmal zuwiderlief, so imponierte doch die vollkommene Unterwerfung der Anhänger unter die Befehle des Hauptes und die Verheißung des Paradieses. Die Juden in und um Medina, welche unter sich uneins waren, wurden nach und nach unterworfen oder vertrieben, ihre Reichtümer wurden den Moslimen zur Beute und Mohammed immer mehr der unumschränkte Herrscher in Medina.

Aber das Nationalheiligtum in Mekka war ihm noch verschlossen, und je entschiedener er sich vom Judentum abgewandt hatte, desto mehr war ihm daran gelegen, dasselbe in seine Gewalt zu bekommen. Durch kluge Verhandlungen mit den nomadischen Stämmen brachte er es dahin, daß er 628 an der sogenannten kleinen Pilgerfahrt teilnehmen konnte. Mit 1500 Mann rückte er in die Nähe von Mekka. Die Koraischiten machten einen Vertrag mit ihm auf 10 Jahre, wonach er für dieses Jahr auf den Eintritt ins Heiligtum verzichtete, aber im folgenden dasselbe

betreten durfte. Nun wurden die Gesandtschaften von arabischen Stämmen immer zahlreicher, welche den Propheten in Medina aufsuchten und über den Anschluß an sein Heer verhandelten. Er forderte ausschließliche Verehrung Allahs, Beseitigung der Gözenbilder, Anerkennung seines Prophetenamts, Abschaffung heidnischer Unsitten, wie Tödtung von Mädchen, Enthaltung von Wucher und Luxus in der Kleidung und in der Regel Entrichtung des Zehnten an ihn. Aber er mußte seine Forderungen den Verhältnissen anzupassen und auch die Gesandten durch Geschenke zu gewinnen. Sein Selbstgefühl war bereits so groß, daß er den griechischen Kaiser, den König von Persien, den Negus von Abessinien und verschiedene arabische Fürsten durch Gesandtschaften zur Annahme des Islams aufforderte.

Im folgenden Jahr (629) besuchte er mit 2000 Mann das Fest in Mekka. Doch mußten sie die Waffen ablegen. Er umritt auf seinem Kamel siebenmal die Kaaba, indem er den schwarzen Stein zum Zeichen seiner Ehrfurcht küßte, und die Menge der Gläubigen mit dem Bekenntnis zu Allah den Rundlauf vollbrachte. Sie schlachteten ihre Opfertiere am gewohnten Ort und verrichteten ihre moslimischen Gebete in der Kaaba. Der Islam gewann neue Anhänger. In demselben Jahr stieß ein mohammedanisches Heer im Norden von Arabien zum erstenmal mit einem griechischen zusammen, wurde aber nach hartem Kampfe geschlagen.

Zu Anfang des Jahres 630 fand Mohammed einen Vorwand um den Waffenstillstand zu brechen und rückte mit 1000 Mann gegen Mekka vor. Man erwartete eine blutige Entscheidung. Aber die Mekkaner unterhandelten, und Mohammed versprach, die Bewohner sollten verschont werden, wenn sie ihre Häuser nicht verließen. Die Großmut, mit welcher er sie behandelte, hatte solchen Erfolg, daß die Zweifel an seiner prophetischen Sendung verstummten. In der Kaaba zerstörte er die Gözenbilder, angeblich 360 an der Zahl, und ließ die Malereien an den Wänden übertünchen. In einem feierlichen Huldigungsakt mußten die Mekkaner sich zu ihm bekennen. Nur wenigen Widerstand fand er noch. Zwei ehrgeizige Streber in Südarabien wollten sich als Gegenpropheten aufspielen. Der eine wurde ermordet,

der andere machte nach Mohammeds Tod noch einen vergeblichen Versuch, die moslimische Herrschaft abzuschütteln.

Nach dem großartigen Fest im Jahr 632, das er mit 114 000 Mann besuchte, plante Mohammed einen Angriff auf das griechische Reich. Aber seine Tage waren gezählt. 63 Jahre alt starb er den 8. Juni 632 an einem heftigen Fieber, umgeben von seinen Weibern, in Medina. Zu seinen letzten Befehlen gehörte das Verbot des Besuchs von Mekka durch die Heiden. Die Gläubigen sollten keine Gemeinschaft mit ihnen haben, sondern sie bekriegen. Auch die Juden und Christen wurden für Lügner erklärt, die Gott bekämpfen möge, da sie ihre Lehrer und Mönche zu Herren machen statt Gott allein. Den Mönchen wird noch besonders mit der Hölle gedroht, weil sie den Wohlstand des Volks aufzehren. Die vier Monate sollen heilig bleiben, aber auch während dieser Zeit, wo niemand dem andern Schaden zufügen darf, ist es Pflicht, die Götzendiener zu bekriegen (Sure 9, 28—36). So hat er seine Anhänger bis an sein Lebensende immer stärker in einen Fanatismus hineingetrieben, der ein persönliches religiös-sittliches Leben zerstören mußte.

3. Der Koran, Lehre, Kultus und religiöses Leben im Islam.

Der Koran, d. h. Vorlesung, besteht aus 114 sehr ungleichen Kapiteln, Suren, d. h. Reihen, genannt, und ist ein wirres Durcheinander, bei welchem weder chronologische noch sachliche Ordnung sich findet. Die Suren werden in den Überschriften oft nach einem ganz unbedeutenden darin vorkommenden, aber keineswegs den Inhalt bezeichnenden Wort genannt, z. B. die lange zweite Sure: „die Kuh“, und entweder als mekkanisch oder als medinensisch bezeichnet. Aber die früheren mekkanischen, welche kurze gereimte Orakelsprüche enthalten, stehen größtenteils hinten, die langen medinensischen, auf allerlei Gebiete abschweifenden Abhandlungen voran.

Mohammed hat, anders als Buddha und Jesus, selbst für Aufzeichnung seiner Aussprüche gesorgt, indem er sie seinem Sklaven diktierte. Aber auch mündlich wurden sie überliefert in verschiedenen Gestaltungen. Nach Mohammeds Tod ließ Abu Bekr die auf Papier, Pergament, Palmblättern, Schulterknochen u. dgl.

aufgeschriebenen, unter den Gläubigen verbreiteten Aussprüche sammeln durch Said ibn Thabit, dem die meisten diktiert worden waren. Unter Othmans Kalifat wurde der authentische Text festgestellt und die abweichenden Exemplare verbrannt. Da es damals noch keine Vokalzeichen gab, waren immer noch Diskussionen über das Verständnis einzelner Stellen möglich.

Neben dem Koran wurden mündliche Überlieferungen (Hadith) fortgepflanzt. Da der Koran kein vollständiges System von Gesetzen enthielt, und man auch über das Leben Mohammeds und seiner Zeitgenossen noch mehr zu wissen wünschte, entstand daraus eine umfangreiche Literatur, welche das Tun und Lassen des Propheten als Norm für die Anhänger darstellte: die Sunna, welche namentlich für die Rechtsprechung die Grundlage bildete, denn der Koran ist, wie bei den Juden der Talmud, auch die höchste Rechtsquelle, und aus den weitläufigen Sammlungen der Sunna wurde die Pflichtenlehre des Islam wieder zusammengefaßt in kurze Lehrbücher, die Fikh, welche mehr juristische als theologische Bedeutung haben.

Die mohammedanischen Theologen behandeln die Glaubenslehre in sechs Artikeln: Gott, Engel, heilige Bücher, Propheten, Auferstehung und Gericht, Prädestination.

1. Die Einheit Gottes ist der oberste Grundsatz des Islam, das religiöse Panier, mit welchem er seinen Feldzug begonnen hat: „Es ist kein Gott außer Allah,“ wobei hinzugefügt wird: „und Mohammed ist der Gesandte Allahs.“ Der Götzendienst wird in vielen Stellen des Koran verspottet, z. B. Sure 1, 193—197:

Ja, die ihr anruft neben Gott,
Sind Knechte, wie ihr selber.
Ruft sie doch, daß sie euch antworten,
Wenn ihr die Wahrheit redet!
Haben sie Füß' und gehen damit?
Oder Augen und sehen damit?
Oder Ohren und hören damit?
Sag' ihnen, ruft doch eure Gottgesellen!
Greift mich an und wartet nicht!
Mein Schutzherr, der ist Gott,
Der offenbart die Schrift.
Er nimmt in Schutz die Guten.

Daß Gott keinen Sohn und keine Töchter hat, wird nicht bloß gegenüber dem arabischen Heidentum, sondern auch gegenüber der christlichen Trinität hervorgehoben, z. B. Sure 4, 169: „O ihr Besitzer der Schrift, übertreibt nicht eure Religion und saget nichts als die Wahrheit! Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist nur der Gesandte Gottes und sein Wort, das Er in Maria geworfen hat, und ein Geist mit ihm. So glaubet an Gott und seinen Gesandten und saget nicht: Dreie!“

Die mohammedanischen Theologen schreiben Gott sieben Attribute zu: Leben, Wissenschaft, Allmacht, Wille, Gehör, Gesicht und Rede. Seine Allwissenheit wird in Sure 6, 59 f. dargestellt:

Bei Ihm nur sind die Schlüssel des Geheimnisses,
 Sie kennt nur Er, Er kennt was ist zu Land und Meer,
 Und nicht ein Blättlein fällt, daß Er's nicht wüßte,
 Und nicht ein Körnlein in der Erde Finsternis,
 Nicht Grünes und nicht Dürres,
 Daß es nicht stünd' in einem Buche deutlich.
 Er ist es, der bei Nacht auch hinnimmt
 Und weiß, was ihr verübt den Tag;
 Er wecket euch dazu, damit
 Werde vollbracht bestimmte Frist.
 Alsdann zu ihm ist eure Rückkehr;
 Dann werde ich euch ansagen, was ihr tatet.

Gottes Allmacht wird auf verschiedene Weise gepriesen, namentlich in Rücksicht auf die Schöpfung. Die Erschaffung von Himmel und Erde wird der biblischen Lehre entsprechend in sechs Tagen gedacht. Der Mensch ist aus Lehm geschaffen und ins Paradies versetzt, das im Himmel gedacht wird. Gott forderte die Engel auf, vor Adam niederzufallen. Alle taten es außer Iblis (diabolos) oder Satan. Dieser wurde deshalb aus dem Paradies vertrieben und war den Menschen feindlich. Er verführte Eva und Adam von dem verbotenen Baum zu essen, indem er ihnen vorspiegelte, Gott habe ihnen denselben verboten, damit sie nicht Engel werden. Nach dem Genuß der verbotenen Frucht wird ihnen ihre Scham offenbar, und sie heften Blätter vom Garten an sich. Wie Gott ihnen ihre Sünden vorhält, sprechen sie: „Unser Herr, wir haben unsre Seelen mit Unrecht beladen, und wenn du nicht uns vergibst und Mitleid mit uns

haft, sind wir gewiß verloren. Er sprach: Steiget hinunter, verfeindet untereinander, und auf der Erde sollt ihr euren Wohnort haben und Unterhalt eine Zeitlang. Er sprach: auf ihr sollt ihr leben und auf ihr sterben, und von ihr zurückgebracht werden" (S. 7, 24). — Außer der Allmacht und Allwissenheit wird besonders die Gerechtigkeit Gottes im Gericht und seine Barmherzigkeit hervorgehoben. „Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen,“ ist die stehende Anfangsformel der Suren und im Leben der Mohammedaner der Segenswunsch beim Beginn eines jeden wichtigen Geschäfts. Die Sünde wird nicht so tief aufgefaßt, daß Zweifel an der göttlichen Barmherzigkeit kommen könnten. Die Ableitung der Sünde vom Satan wird mehr zur Entschuldigung des Menschen verwendet.

2. Bei der mohammedanischen Lehre von den Engeln werden wir zwei Quellen unterscheiden müssen. Die Lehre von den eigentlichen Engeln ist aus dem Judentum entlehnt. Sie umgeben den Thron Gottes und werden von ihm auf die Erde ausgesandt, so der Engel Gabriel, der dem Mohammed die Befehle Gottes überbrachte. Die Engel führen in Schlachten den Sieg der Gläubigen herbei. Die einzelnen Menschen haben ihre Schutzengel, welche sie behüten und ihre Taten in ein Buch aufschreiben (S. 82, 10). Nach dem Tode führen sie die Gläubigen in das Paradies, die Gottlosen in die Hölle. Der gefallene Engel Iblis oder Satan bringt über die Menschen allerlei Unglück und Leiden, bestärkt sie im Unglauben und im Bösen. Er wird mit seinen Engeln zuletzt in die Hölle geworfen werden. — Neben den eigentlichen Engeln finden sich aber im mohammedanischen Glauben die Dschinn, eine geringere Art von Geistern, welche offenbar aus dem arabischen Heidentum stammen. Auch unter ihnen gibt es gute und böse. Sie hausen auf der Erde und im Zwischenraum zwischen Himmel und Erde und klettern wohl am Himmelsgewölbe hinauf um etwas zu erlauschen von dem, was in der Ratsversammlung Gottes mit den Engeln gesprochen wird. Das verraten sie dann den Zauberern und Wahrsagern, welche manches richtig voraussagen. Wenn aber ein Engel die emporfletternden Dschinnen bemerkt, wirft er einen Feuerball nach ihnen. Das sind die Sternschnuppen.

3. Wenn der Islam besonderen Wert darauf legt, daß

er ein heiliges Buch besitzt, so will er, wie schon bemerkt sich als höhere Religionsstufe gegenüber dem arabischen Heidentum darstellen. Mohammed erkennt es als Tatsache an, daß Gott sich in der jüdischen und der christlichen Religion geoffenbart habe, denn es drängt sich ihm auf, daß dieselben in sittlich-religiöser Beziehung höher stehen, als die Religion seiner Väter. Aber er will aus der Bibel doch nur nehmen, was ihm paßt für sein irdisches Messiasreich. Auch war er nur oberflächlich und lückenhaft mit dem Inhalt derselben bekannt. Es scheint nicht, daß er sie selbst gelesen habe. Nun behauptete er, die Juden haben das Buch gefälscht, der Koran dagegen sei das Buch, „das Gott offenbarte, das gesegnete, bekräftigend das ihm vorangegangene“ (S. 6, 92). Der Koran ist nach der orthodox mohammedanischen Theologie das unerschaffene Wort Gottes, welches seit ewigen Zeiten bei Gott auf einer wohlverwahrten Tafel existierte und bei Lebzeiten Mohammeds durch den Engel Gabriel im Monat Ramadhan herabgesendet wurde, um nachher stückweise während 23 Jahren vom Propheten geoffenbart zu werden.

4. Bei den Propheten müssen wir unterscheiden die Gesandten (rasûl), welche mit einer speziellen Offenbarung Gottes betraut waren, und zwar einer geschriebenen; es sind Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mohammed, — und den Propheten im engeren Sinn (nabi), welche Wunder tun können, sündlos sind, Gott schauen dürfen schon auf Erden und Fürbitte einlegen am Tage des Gerichts. Ihre Zahl wurde von mohammedanischen Lehrern bis auf 224 000 angegeben. — Was im Koran über Jesum (Isa) gesagt wird, ist sehr verworren. Seine Mutter Marjam wird die Tochter Amrams und Schwester Aarons genannt (S. 19, 19), also mit der alttestamentlichen Mirjam verwechselt. Jesus ist von der Jungfrau geboren und von Kindheit auf wundertätiger Prophet, wie die apokryphischen Evangelien es darstellen. Er ist nicht gekreuzigt worden, sondern ein Doppelgänger von ihm, aber Gott hat ihn auf einige Stunden sterben lassen, ehe er ihn in den Himmel aufnahm. Beim Gericht wird er mit Mohammed wieder erscheinen, den er als den Parakleten (Joh. 14, 16) verheißen hatte. Von einer Versöhnung durch Jesum kann natürlich im Islam keine Rede sein.

5. Auferstehung und Gericht ist ein oft wiederkehrendes Thema im Koran. Unmittelbar nach dem Tode wird der Mensch von den Engeln Monkar und Nakir gepeinigt und verhört, aber erst am Tage des Gerichts, den Gott allein weiß, wird das endgültige Urteil gesprochen werden. Auf einen Posaunenstoß des Engels Asrafil sterben alle auf der Erde Lebenden, auf einen zweiten stehen alle Toten auf. Eine Brücke, dünner als ein Faden und schärfer als die Schneide des Schwerts, führt über den Abgrund der Hölle zum Paradies. Die Frommen werden von ihren Schutzengeln gehalten, die Gottlosen fallen hinunter. Der Spruch wird gefällt nach den Berichten jener Engel, welche den Menschen durch dieses Leben geführt haben. Für den Ungläubigen gibt es keine Rettung, die Gläubigen aber werden noch auf Gottes Gnade und die Fürbitte des Propheten hoffen dürfen. Ein Beispiel von der Beschreibung des Gerichts möge hier aus S. 56, 1 ff. folgen:

Wann eintrifft die treffende,
 Die nicht zu bezweifelnde,
 Erniedernde, erhöhende;
 Wenn die Erd' erbebt mit Beben,
 Die Berge gehoben sich heben
 Und werden zu Flockengeweben,
 Drei Scharen werdet ihr geben:
 Die Genossen der rechten Hand; —
 Was sind die Genossen der rechten Hand? —
 Und die Genossen der linken Hand? —
 Was sind die Genossen der linken Hand? —
 Und die Vorgehenden, die Vorgehenden,
 Das sind die Nahestehenden,
 In Wonnegärten,
 Ein Trupp von den Urersten
 Und wenige von den Besten.
 Auf gestickten Polsterkissen,
 Gelehnt darauf, sich gegenüberstehend,
 Umkreist von Jünglingen, ewigen,
 Mit Beckern, Schalen des Klarflüssigen,
 Das nicht berauscht und nicht verdüstert,
 Und Früchte, wonach sie gelüsten,
 Und Fleisch von Vögeln, was sie wünschen;
 Und Huris*), groß geaugt, gleich Perlen in der Muschel,
 Belohnung fürs getane Gute.

*) Schöne Jungfrauen.

Sie hören dort kein Torenwort noch Sünde,
 Nur sagen: Friedel! Friedel!
 Doch die Genossen der Rechten!
 Wo sind die Genossen der Rechten?
 Bei Sidrabäumen, schlichten,
 Und Talhasträuchern, in Schichten
 Und Schatten düstern und Quellen lichten
 Und vielen Früchten
 Ungeschmälert und unverwehrt.
 Aber die auf den Polstern hehr,
 Neu schufen wir sie neulich
 Und machten sie jungfräulich,
 Gleichaltrig, herzerfreulich
 Den Genossen der Rechten,
 Ein Trupp von Urersten
 Und ein Trupp von den Letzten. —
 Doch die Genossen der Linken!
 Wo sind die Genossen der Linken?
 Im Süd- und Blutwinde
 Und Schatten von Rauchgewinde,
 Nicht kühl und hold zu empfinden.
 Sie waren es, die sonst sich legten,
 Sich an Ruchlosigkeit ergekten
 Und Worte setzten:
 „Wie, wenn wir starben
 Und wurden Staub und Knochen,
 Wie sollen wir sein die Auferweckten
 Und unsre Väter auch, die Ersten?“
 Sag': Ja, die Ersten und die Letzten
 Versammelt zu der Tagesfrist der gesetzten!
 Ihr Irer und ihr Leugner, nun
 Eset ihr von dem Baum Sakkun
 Und füllet euren Bauch davon,
 Und trinkt darauf vom heißen Strom,
 Und trinkt so schnell
 Wie ein verdurstetes Kamel!
 Dies ist ihr Gasttrunk am Gerichtstag.
 Wir haben euch geschaffen;
 O daß ihr glauben möchtet!

(Übersetzt von Rückert.)

6. Die Prädestination in Gestalt eines resignierten Fatalismus gehört zu den charakteristischen Merkmalen des orthodoxen Islam. Da Gott das Gute und das Böse nach seinem Rathschluß geschehen läßt, auch zu Glauben und Unglauben, zu Seligkeit und Verdammnis die Menschen prädestiniert hat, bleibt dem

menschlichen Willen nichts übrig, als sich blindlings dem göttlichen Willen zu ergeben. Diese völlige Ergebung ist in dem Wort *Islām* ausgedrückt. Bei allen Widerwärtigkeiten des Lebens spricht der Moslim: Allah kerim, d. h. Allah ist groß. Auch der Glaube ist mehr eine äußerliche Unterwerfung unter das vorgeschriebene Dogma als ein persönliches Verhältnis zu Gott. Das Urtheil im göttlichen Gericht erfolgt nicht nach der Gesinnung des Herzens, sondern nach dem Bekenntnis und der Beobachtung der Hauptgebote. Doch nicht ohne Opposition ist dieser Fatalismus des *Islām* zur Herrschaft gekommen.

Für Kultus und religiöses Leben sind die fünf Hauptgebote, die fünf Pfeiler, maßgebend: Glaubensbekenntnis, Gebet, Almosen, Fasten und Wallfahrt nach Mekka.

1. Das Glaubensbekenntnis: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist der Gesandte Gottes,“ wird von dem Neubefehrten hergesagt, nachdem er sich durch eine umfassende rituelle Waschung vom Schmutz der Abgötterei gereinigt hat. Die Aufrichtigkeit der Befehrung wird dabei vorausgesetzt. Ein Rücktritt ist nicht gestattet. Der Abtrünnige wird mit dem Tode bestraft, was heute noch in allen unter mohammedanischer Herrschaft stehenden Ländern gilt. Wer das Glaubensbekenntnis abgelegt hat, ist verpflichtet, das ganze Gesetz zu halten. Die Beschneidung kommt im Koran nicht vor, da sie in Arabien schon vor Mohammed üblich war, aber sie wird als Zeichen des *Islām* bei der Aufnahme fremder Volksgenossen für nötig erachtet und an den Knaben zwischen dem sechsten und zwölften Lebensjahr vollzogen.

2. Das Gebet ist fünfmal täglich zu verrichten: bald nach Sonnenuntergang (der Tag beginnt wie bei den Juden mit Sonnenuntergang), 1½ Stunden nach Sonnenuntergang, bei Tagesanbruch, um Mittag und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Der Mueddin ruft mit kantillierender Stimme vom Minaret die Stunde des Gebets mit Lobpreisung und Mahnung. In der Moschee ist die Kibla, die Richtung auf Mekka, durch eine Nische angegeben. Aber überall, wo er geht und steht, soll der Moslim

die Stunden des Gebets einhalten. Vor dem Gebet müssen Waschungen vorgenommen werden am Gesicht, an den Händen und Füßen bis an die Knöchel. Wenn in der Wüste kein Wasser zu beschaffen ist, genügt die Abreibung mit Sand. Das Gebet besteht aus mindestens zwei Refas, und jede Refa umfaßt eine genau vorgeschriebene Reihe von Körperbewegungen (das Angesicht zur Erde, die Finger an die Ohrläppchen zum Aufmerken auf Gottes Stimme, Neigung des Kopfs nach rechts und nach links zur Begrüßung der seitwärts stehenden Schutzengel usw.) und ebenso genau festgestellten religiösen Formeln. Um keinen Fehler zu begehen, welcher das Gebet ungültig machte, setzt man sich in der Moschee hinter den Vorbeter, den Imâm, und ahmt alle seine Bewegungen nach. Das häufigste Gebet ist die erste Sure des Koran:

„Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmers! Preis sei Gott, dem Herrn der Weltgeschöpfe, dem Barmherzigen, dem Erbarmen, dem Gebieter des Gerichtstags! Dich verehren wir und dich rufen wir um Hilfe an. Führe uns auf geradem Pfade, dem Pfade derer, welchen du Geduld erwiesen, auf denen kein Zorn liegt, und nicht auf dem der Irrenden!“

3. Die Almosen sind nach Sure 9, 60 eine Art Vermögenssteuer (zakât), welche in den Staatsschatz abgeführt und nicht nur für Arme, sondern auch zur Gewinnung von Proselyten verwendet werden soll. Daneben kam eine freiwillige Steuer für Arme (sadakât) auf, welche nach lokalen Verhältnissen fixiert und am Ende der Fastenzeit eingesammelt wurde.

4. Das Fasten hat Mohammed „als die Türe zur Religion“ hoch geschätzt und einen ganzen Monat, den Ramadhan, dazu ausersehen, so daß den Tag über nichts genossen werden darf. Man entschädigt sich zwar in der Nacht dafür, aber wenn der Ramadhan in den Sommer fällt (bei den mohammedanischen Mondsjahren kommt er in verschiedene Jahreszeiten), ist die Entbehrung aller Erfrischung bei Tag beschwerlich, und die religiöse Erregung wird oft durch besondere Übungen noch gesteigert. Kranke, Reisende und Kriegsführende können das Versäumte nachholen oder für jeden Tag ein bestimmtes Lösegeld zahlen. Zum Schluß der Fastenzeit wird der kleine Bairam gefeiert. Ver-

boten ist den Moslimin zu jeder Zeit das Fleisch von Schweinen, Hunden, Katzen und nicht ordentlich geschlachteten Tiere. Diejenigen jüdischen Speiseverbote, welche die Mohammedaner nicht annehmen, sind nach der Darstellung des Korans (S. 6, 147) den Juden zur Strafe für ihre Frevel gegeben worden. Der Wein und das Hazardspiel (maisir) ist den Gläubigen verboten, weil es dem Satan dient und zu Streit und Vernachlässigung des Gebets führt.

5. Die Wallfahrt nach Mekka (hadsch) ist ebenfalls ein Gebot des Islam, welches jeder, der die Mittel dazu hat, wenigstens einmal in seinem Leben erfüllen soll. Das Zentralheiligtum hat eine ähnliche Bedeutung wie der Tempel in Jerusalem. Dort werden noch Opfertiere geschlachtet und am zehnten bis zwölften Tage des Wallfahrtsmonats geschieht dies auch anderswo in Erinnerung an Mekka. Das ist der große Bairam, der aber in der Entfernung von Mekka weniger zu bedeuten hat als der kleine. Die Pilger sollen sich Haare, Bart und Nägel nicht schneiden vom Antritt der Reise bis zur Ankunft in Mira, wo die Opfertiere geschlachtet und die Haare geschnitten werden. Die Zeremonien, welche Mohammed bei seiner letzten Wallfahrt verrichtet hat, gelten als obligatorisch. Der zurückkehrende Hadschi wird in seiner Heimat ehrenvoll empfangen, genießt eine hohe Stellung und ist ein Missionar für den Islam in den noch nicht ganz unterworfenen Gebieten.

Das sittlich-religiöse Leben im Islam ist „ein Kompromiß zwischen biblischen Maximen und der Landesitte. Es fehlt im Vergleich mit der biblischen Religion die tiefere Erkenntnis der Sündhaftigkeit und des Verderbens der menschlichen Natur. Vorgeschieden ist eine gewisse Werkgerechtigkeit, welche Gottes Wohlgefallen erwirbt, während die Leidenschaften nicht durch ein heiliges Gesetz, wie das mosaische, gebrochen werden, oder gar die alte Natur neu geboren wird, wie im Christentum. Der Islam gründet sich durchaus auf den natürlichen Menschen mit seinen Tugenden und Fehlern. Die alten semitischen Tugenden, wie Gastfreundschaft, Erbarmen mit den Schutzlosen, Armen, Schuldnern uß. werden neu ge-

priesen und strenger eingeschärft; die altarabische Tapferkeit und Kampfeslust erhält ein würdigeres Ziel in der Ausbreitung des Islams und einen höheren Preis in der Verheißung des Paradieses. An die Stelle der Stammesbrüderschaft ist die Glaubensbrüderschaft getreten, und man muß anerkennen, daß es dem Islam, wie schon seinem Stifter gelungen ist, die zerrissenen und stets entzweiten arabischen Stämme zusammenzufütten, ja auch mit fremden Nationen durch eine gewisse Brüderschaft zu verbinden. Alle Muslims soll man nach Mohammeds Lehre als Brüder lieben. Weiter geht das Gebot der Nächstenliebe nicht. — Der Islam ist seiner Natur nach intolerant. Die faktische Toleranz der heutigen Mohammedaner in zivilisierten Ländern geht aus Staatsraison oder Indifferentismus hervor" (v. Drelli S. 370).

Da ein tieferes Schuldgefühl im Islam fehlt, ist die Unterwürfigkeit unter Allah eine knechtische Furcht vor einem übermächtigen, oft willkürlichen Gott. — Die Verehrung Gottes ohne Bild ist allerdings ein Fortschritt in der religiösen Erkenntnis, den wir nicht unterschätzen dürfen; aber der Islam steht hier auf den Schultern des Judentums, ohne dessen Begriff von der Heiligkeit Gottes zu erfassen. Wenn von Schlachten von Opfertieren am Bairamfest die Rede ist, dürfen wir nicht an alttestamentliche Sühnopfer u. dergl. denken. Es ist eben der Aufwand für ein Festessen mit religiöser Bedeutung. Der mohammedanische Gottesdienst geschieht in der Moschee ohne blutige Opfer, wie der jüdische in der Synagoge.

Der Glaubensstolz, der allerdings eine große Tatkraft entflammte, der Fanatismus, der die Überzeugung festhielt, „ich kämpfe für Gottes Sache“ kann unsere Bewunderung erregen, aber sittlich erneuernd kann er bei den mohammedanischen Völkern nicht wirken, denn der Kampf mit fleischlichen Waffen für den Glauben, ohne Rücksicht auf den persönlichen sittlich-religiösen Stand des Kämpfenden, sichert das mit sinnlichen Farben ausgemalte Paradies.

Entsittlichend wirkt der Islam namentlich durch die Stellung des Weibes. Am deutlichsten tritt dies in Vorderindien zu Tage, wo erst durch die mohammedanische Sitte die Absperrung der Weiber in der Senana aufkommen

ist, während in den epischen Gedichten des älteren Brahmanismus die Frauen eine geachtete Stellung haben. Jedem Mohammedaner sind vier legitime Gattinnen und eine beliebige Zahl von leibeigenen Konkubinen erlaubt, und wenn viele mit einer Frau sich begnügen, so geschieht es gewöhnlich, weil die Vermögensverhältnisse keinen größeren Aufwand erlauben. Der Mohammedaner kann auch eine Frau nach Belieben verstoßen, wenn er auf den Brautsegen verzichten will, während er eine Sklavin, welche ihrem Herrn ein Kind geboren hat, nicht wieder verkaufen darf, und dieselbe mit dem Tode des Herrn frei wird.

Wenn Houtsma behauptet, der Islam habe auf das Institut der Sklaverei „erfreulich“ eingewirkt, und dafür anführt, daß der Sklave mit seinem Herrn eine Übereinkunft für seinen Freikauf treffen könne, daß die Freigebung eines Sklaven als verdienstliches Werk betrachtet werde, und daß die Behandlung bei den Mohammedanern im allgemeinen eine humane sei (Chant. d. l. Sauss. I, S. 501), so steht dem doch gegenüber, daß die Sklavenjagden und der Sklavenhandel in Afrika bis auf den heutigen Tag vorzugsweise von Mohammedanern betrieben werden, und daß dieses Gewerbe bei ihnen in Blüte stand, noch ehe auch christliche Völker diese Blutschuld auf sich geladen haben. An eine Abschaffung der Sklaverei ist nicht zu denken, so lang der Islam noch Macht hat.

4. Die religiöse Entwicklung im Islam nach Mohammeds Tod.

Die Geschichte der Kalifen, der Nachfolger Mohammeds, ist weit mehr politische als Religionsgeschichte. Sie ist voll von Blut, Meuchelmord und Intriguen. Wir heben daher nur die für die Entwicklung der Religion wichtigsten Punkte hervor.

Mohammed hatte vor seinem Tod keine Bestimmung über seinen Nachfolger gegeben. Abu Bekr, den er während seiner Krankheit zu seinem Stellvertreter als Vorbeter in der Moschee (Imam) gemacht hatte, durfte als der älteste und treueste Freund, der mit Mohammed von Mekka nach Medina geflohen war, erwarten, daß er nach des Stifters Tod als das Oberhaupt angesehen werde. Denn ein sichtbares Oberhaupt war für diese ein weltliches Reich bildende Religion nötig, anders als

für Buddhismus und Christentum. Der Kalif ist Rechtsnachfolger Mohammeds. Aber damit ist nicht gesagt, daß er im Prophetenamt ihm folge. Nur wenn er in Übereinstimmung mit dem Koran handelt, darf er auf den Gehorsam der Gläubigen rechnen. Aber dann ist auch seine Gewalt eine unbegrenzte. Er ist oberster Imâm und Befehlshaber der Gläubigen (Emîr al muminîna).

Abu Bekr hatte keine leichte Aufgabe, da die freiheitslustigen Beduinen die kultischen Satzungen und die Abgaben für den Islam als ein lästiges Joch abschütteln wollten, und in Südarabien der Gegenprophet Musailima seine Anhänger sammelte. Aber mit Waffengewalt wurden sie überwunden. Raum war Arabien gewonnen, so drangen die Heere der Moslimen nach Norden vor, unter dem Kalifat des streitbaren Omar, (634—644) und besiegten die Byzantiner in der Nähe des Sees von Tiberias und die Perser bei Kadesia. Agypten, Syrien, Mesopotamien, Babylonien und der westliche Teil des Perserreichs wurde schon unter Omar erobert und den nicht mohammedanischen Bewohnern eine Kopfsteuer auferlegt, so daß große Summen in die Hauptkasse nach Medina wanderten. Nach dem Kalifat des schwachen Othman kam Ali, der Adoptivsohn und Schwiegersohn Mohammeds, zur höchsten Würde (656). Allein seine Herrschaft wurde von dem syrischen Statthalter Muawia, einem Omajaden, nicht anerkannt. Die Hauptschlacht hatte Ali schon so viel als gewonnen, da steckten die Soldaten Muawias Koranhandschriften auf die Speere und forderten statt der Waffen ein Schiedsgericht nach dem Koran zur Entscheidung über das Kalifat. Die schlauen Gegner gewannen den Sieg, und es folgte eine Reihe von religiös sehr indifferenten, aber kampfslustigen und gnußsüchtigen omajadischen Kalifen (661—750).

Aber nun war eine Spaltung innerhalb des Islam entstanden. Zwar die Charidschiten, welche nach Othmans Ermordung gegenüber den Omajaden an der reinen Religion festhalten, aber nicht ganz mit Ali gehen wollten, weil er sich mehr auf die Perser stützte, konnten kein größeres Gebiet behaupten, obgleich sie den Kalifen noch lange zu schaffen machten. Aber gefährlicher wurde die Schia, d. h. die Partei des Ali, welche die Erbfolge im Kalifat in der Familie Mo-

hammeds zum Grundsatz machte und zwar nicht in Arabien, wohl aber in Persien zur Herrschaft kam. Die drei ersten Kalifen wurden als unrechtmäßige Inhaber der Würde verworfen. Ali, der Gatte von Mohammeds Tochter Fatime, sollte vom Propheten selbst zu seinem Nachfolger bestimmt gewesen sein durch einen Spruch, der von der Gegenpartei der Sunniten verworfen worden sei. Alis Nachkommen sollten also die einzig rechtmäßigen Imame sein. Sein älterer Sohn Hasan verzichtete jedoch auf die Herrschaft zu gunsten des Omayyaden Muawia, der jüngere, Husain, wurde 680 bei einem tollkühnen Zug nach Kufa ermordet. Das reizte die Anhänger Alis so, daß sie nicht nur in politischer, sondern auch in religiöser Beziehung von den Omayyaden sich schieden.

Die Schiiten sahen in Mohammed, in Ali und den alidischen Kalifen nach arischen Religionsideen eine Inkarnation der Gottheit. Das Grab Alis und namentlich das des Husain in Kerbela wurde ein Wallfahrtsort für die Schiiten, durch welchen die Kaaba in den Schatten gestellt wurde. Selbst als im 19. Jahrhundert den Schiiten der Zutritt in Mekka wieder gestattet war, stellten sich wenige Perser ein. — Als die Omayyaden mit Waffengewalt die Anhänger Alis unterdrückten, die er auch außerhalb Persiens hatte, bildete sich bei diesen die Vorstellung von einem unsichtbaren Imam aus Alis Haus, welcher irgendwo im Verborgenen lebe und einst zum Gericht über diese Welt hervortreten werde, die Vorstellung von dem Mahdi, welche an die jüdischen und christlichen Erwartungen von der Zukunft des Messias erinnert, und bis in unsre Tage auch bei sunnitischen Mohammedanern sich findet.

Die Schiiten trugen viel zum Sturz der Omayyaden bei, aber nicht sie gewannen das Kalifat für sich, sondern die schlauen Abbasiden, welche Bagdad zur Hauptstadt machten. Der Schiismus wurde jedoch die offizielle Religion in Persien und nahm dort, wie gesagt, arische Religionselemente auf. Die strengste Richtung, die Alianbeter, haben eine eigene imaginäre Reihe von zwölf Imamen, legen den Koran allegorisch aus, indem sie einen geheimen Sinn darin suchen, und haben zur Verherrlichung Alis eine weitere Sure hinzugefügt. Die Sunna, die Tradition wird völlig verworfen. In der Prädestinations- und der Koranfrage,

ob der Koran geschaffen sei oder von Ewigkeit her bestehe, stehen die Schiiten auf Seiten der Mutaziliten, einer in Mesopotamien entstandenen theologischen Schule, welche den Attributen Gottes keine ewige Existenz zuschrieben, da dies die Einheit des göttlichen Wesens beeinträchtigte, den Koran für geschaffen erklärten und eine absolute Prädestination für unvereinbar hielten mit der Gerechtigkeit Gottes, auch einen Mittelzustand annahmen zwischen Paradies und Hölle für solche Gläubige, die in ihren Sünden sterben, eine Art Fegfeuer. Denn ihr Los werde immer noch besser sein als das der Ungläubigen. Eine Art von Seelenwanderung hatten ebenfalls einige Mutaziliten angenommen.

Auch unter den Schiiten gab es wieder Spaltungen: die Ismaeliten, welche im 9. Jahrhundert durch einen gewissen Freigeist Abdallah ibn Maimun zu einem staatsgefährlichen Orden mit neun verschiedenen Graden ausgestaltet wurden. Ihr Stifter gab sich für einen erleuchteten Propheten aus, und seine Sendlinge räumten, wo sie keinen Glauben fanden, die Feinde durch Meuchelmord aus dem Wege. Diese Sekte ging über in die der Karmaten, von welchen ein Abkömmling jenes Abdallah, Said, der sich für einen Nachkommen des Ali und der Fatime ausgab, 909 in Aegypten zum Kalifen ausgerufen wurde und die Dynastie der Fatimiden begründete. Unter dem fanatischen Fatimiden Hakim (996—1020), welcher Christen und Juden verfolgte, entstand die Sekte der Drusen im Libanon. Sie sind nicht als Mohammedaner anerkannt und nennen sich Unitarier. Sie betonen die Einheit Gottes, glauben aber, daß er in zehn Propheten sich offenbare, unter welchen der letzte jener Sultan Hakim sei. Derselbe sei nicht gestorben, sondern werde wieder kommen, um ein Weltreich aufzurichten, dessen Mittelpunkt die Drusen seien. Sie haben ihre eigene religiöse Literatur. Ihren Namen haben die Drusen von einem persischen Karmaten Darasi, der 1017 am ägyptischen Hof erschien, oberster Staatsbeamter Hakims wurde und in der Hauptmoschee die Göttlichkeit desselben verkündigte. Das Volk hätte ihn darüber beinahe getötet, der Kalif aber schickte ihn in ein Bergtal am Hermon, um die dortigen Bewohner für die neue Lehre zu gewinnen. Sein Nachfolger am ägyptischen Hof wurde ein anderer Perser Hamasi, dem es gelang, die Göttlichkeit seines Herrn auch in Aegypten zur An-

erkenntnis zu bringen, jedoch nur bis zu dessen Tod. Er verfaßte die meisten heiligen Schriften der Drusen, und im südlichen Gebiet des Libanon breitete sich die Sekte aus. Ihre Lehre ist ein seltsames Gemisch von mohammedanischem Gnostizismus und allerlei aus den alten philosophischen Systemen, dem Christentum, dem Parsismus und vielleicht auch dem Buddhismus stammenden Ideen. Sie halten ihre Religion sehr geheim und zerfallen in Eingeweihte und Nichteingeweihte. Die Eingeweihten kommen jeden Donnerstag abend zusammen, um miteinander in ihren heiligen Schriften zu lesen und über Politik und sonstige Vorkommnisse zu reden, in schmucklosen Gebäuden auf den höchsten Hügeln, abseits von den Wohnstätten der Menschen (Doolittle, Miss. Review of the World, 1906. Miss.-Mag. 1907, S. 132).

Der schlimmste Auswuchs des Schismus war der von Hasan es Sabbäh gegründete Orden der Assassinen. Derselbe mußte die persische Festung Alamut (Adlernest) in seine Gewalt zu bringen, wirkte zum Schein für den in Kairo residierenden fatimidischen Kalifen, herrschte aber als „der Scheich vom Berge“ mit unumschränkter Gewalt. Die Glieder des fünften Grades in seinem Orden wurden namentlich zur Ermordung unbequemer Gewalthaber ausgesendet. Sie wurden mittelst des haschisch (Hanf), wovon sie Körner und Blätter kauten oder den Saft tranken, in einen Rausch versetzt, in welchem ihnen die Freuden des Paradieses vorgegaukelt wurden, und zu ihren Mordtaten fanatisiert. Der Meuchelmord war so sehr ihr Gewerbe, daß aus haschischim in der Zeit der Kreuzzüge das französische Wort für Meuchelmörder (assasin) entstand.

Die Sunniten, die orthodoxen Mohammedaner, welche auch die Tradition annahmen und viel weiter verbreitet sind als die Schiiten, unterscheiden sich nach vier theologischen Schulen (madschab): Hanefiten, Malekiten, Schafeiten und Hambaliten. Alle erkennen den el Afcharî († 945) als den normalen Dogmatiker an, und ihre Differenzen beziehen sich mehr auf das kanonische Recht und einzelne Sazungen als auf die Lehre.

Während der orthodoxe Islam keinen Wert legt auf eine persönliche Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott, hat es doch auch unter den morgenländischen Völkern Seelen gegeben, welche tiefere religiöse Bedürfnisse hatten und durch die Beschreibung

des jüngsten Tages im Koran so erschüttert wurden, daß sie unter Gebet, Fasten und andern Religionsübungen ihr Leben verbrachten, ähnlich den christlichen Asketen in jenen Gegenden, tief durchdrungen von der Eitelkeit alles Irdischen. Besonders aber in Persien, wo auch mystisch-pantheistische Einflüsse von Indien her wirkten, entstand eine mohammedanische Mystik.

Als die älteste Mystikerin wird eine Frau namens Râbia im 1. Jahrhundert der Hedschra genannt, die den Ausspruch getan: „Großer Gott verzehre durch Feuer mein Herz, das nach dir schmachtet!“ und in einer Krankheit sprach: „Eine geheime Wunde meines Herzens verzehrt mich, und sie kann nicht heilen, bis ich mit meinem Freund vereinigt bin. Ich werde zu leiden fortfahren, bis ich mein Ziel erreiche am jüngsten Tage.“ Auch zwei große Lehrer, Hasan von Basra und Hakîf von Balk, werden zu den Mystikern gerechnet, welche mit tiefem Ernst gegen die Verweltlichung des Islâm unter den Omajaden protestierten. — Der Koran redet Sure 10, 63 von Freunden Gottes, welche Gott nahe stehen und nichts zu fürchten haben. Das arabische Wort wali (Plur. awlija), welches solche Freunde bezeichnet, bekam die Bedeutung eines Heiligen, dem das Volk trotz der Verwerfung des Heiligendienstes im Koran große Verehrung erwies, und die Sufa, der grobwollene Kittel, wurde die Tracht der Frömmigkeit und Weltentfagung.

Zu Anfang des 9. Jahrhunderts wird der Perser Abu Said ibn Abilkhair, der das erste mohammedanische Kloster gründete, als der eigentliche Stifter des Sufismus genannt. Bald darauf lehrte der Perser Bestâmi († 875) ganz pantheistisch: „Ich bin der Dzean ohne Grund, ohne Anfang, ohne Ende. Wenn die Menschen sich einbilden, Gott anzubeten, so betet Gott in ihnen sich selber an.“ Sein Zeitgenosse Dschunaid legte auf die Einheit Gottes großes Gewicht, aber sie ist ihm eine pantheistische Einheit, und der Mensch kommt zur Einheit mit Gott, wenn er sich durch Bezähmung der Sinne und Erkenntnis der Wahrheit frei macht und Gutes tut. Ein Sufi Hallâdsch wurde, weil er in seiner mystischen Sprache sich für Gott auszugeben schien, in Bagdad hingerichtet. „Die Sufi betrachteten die Welt als von Ewigkeit bestehend. Die Seelen sind von Gott ausgegangen, während die sinnliche Welt

kein wahres Wesen hat. Die Aufgabe des Menschen ist, mit Gott wieder eins zu werden, was stufenweise geschieht. Auf der ersten Stufe, der des ‚Gesetzes‘ befließigt sich der Sufi noch der koranischen Frömmigkeit. Auf der zweiten, der des ‚Wegs‘ oder der Methode wird die Unbedeutendheit der äußeren Werke und des äußeren Gottesdienstes gelehrt; alles komme auf den inneren Zustand an; doch hat sich der Sufi um so mehr auch durch äußere Frömmigkeit auszuzeichnen. Er kommt in einen göttlichen Enthusiasmus (hāl), welcher, wenn er andauernd wird, makām heißt. Der dritte Grad ist der der Gewißheit. Da hat der Sufi Gott in sich gefunden und ist sich bewußt geworden, ein Teil der Gottheit zu sein. Mag er auch noch der mohammedanischen Redeweise sich bedienen, so sind ihm doch die verschiedenen Religionen gleichwertig und gleichgültig“ (v. Drelli, S. 385). — Einige persische Dichter, welche durch den Sufismus angeregt waren, sind in eine liederliche Grotik und Genußsucht verfallen. Andererseits gab es auch unter den orthodoxen Mohammedanern einzelne, welche durch Mystik den Islam zu erwärmen suchten, so Ghazālī († 1111), der an den hohen Schulen zu Bagdad, Damaskus, Jerusalem und Alexandrien wirkte, dann aber sich in ein von ihm gestiftetes Kloster zurückzog.

Obgleich Mohammed gegen das Mönchtum polemisierte, hat dasselbe doch in seiner Religion Eingang gefunden, auch bei den orthodoxen Sunniten, allerdings nicht mit der starken Betonung des Cölibats wie im Katholizismus, aber die religiöse Gemeinschaft, das Zusammenleben und Zusammenwirken von eifrigen Vertretern der Religion, hat sich auch hier nicht nur als Mittel zur Beförderung des persönlichen religiösen Lebens bewährt, sondern hauptsächlich zur Beförderung des religiösen Fanatismus und zur Ausbreitung der Religion.

Schon Abu Bekr hatte den ersten Derwisch-Orden, die Sidikija, gegründet. Im 37ten Jahr der Hedschra entstand der Uwaisija-Orden, der sich durch ausschweifende Verehrung Mohammeds hervortat. Aber erst der große Dogmatiker des Islam al Ghazālī, hat die Derwischorden in den Bestand des islamischen Glaubens und Lebens eingegliedert. Neben die Glaubenslehre und Gesetzeskunde stellte al Ghazālī als dritte große Disziplin des Islams die Mystik und bezeichnete

sie als den Weg, um zur Lebensgemeinschaft mit Allah zu gelangen. Allerdings sollte nach orthodoxer Lehre der Weg der Mystik erst beschritten werden, wenn Gesetz und Dogmatik gründlich absolviert sind, allein in der Praxis gehen die mystischen Bestrebungen neben den wissenschaftlichen her, und die Macht der Orden beruht auf dem Einfluß, welchen sie auf das ungebildete Volk ausüben. Die eigentliche Mystik, die Versenkung in Allah geht in den sunnitischen Derwischorden nicht so tief, wie im persischen Sufismus, aber im Glauben des Volks sind die Derwische besonders fromme Mohammedaner, und ihnen muß man folgen, wenn der Islam Weltreligion werden soll.

Es gehört seit Ghazali zu den allgemein anerkannten Grundsätzen, daß man im Gebiet der Mystik einen speziellen geistlichen Führer, einen Murschid braucht. An der Spitze eines jeden Ordens steht ein Schech, dem alle Ordensglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sind. Die Derwische wohnen in Klöstern (sawija) mönchsartig beieinander. Jedoch manche Orden lassen auch Verheiratete zur Brüderschaft zu. Der Abt (mokaddim) des einzelnen Klosters hat dem Schech regelmäßig Bericht zu erstatten. Das Noviziat ist ein langer ermüdender Prozeß zu dem Zweck, die neu eintretenden Glieder zu gefügigen Werkzeugen in der Hand ihrer Vorgesetzten zu machen. Neben den eigentlichen Ordensbrüdern (khuan) stehen zahlreiche Laienbrüder, die ihrem gewöhnlichen Lebensberuf nachgehen, aber den Lebensunterhalt der Mönche sichern und in Zeiten der Gefahr sich um sie scharen. Das spezifische Merkmal eines jeden Ordens ist sein Dikr oder Sifr, die meist äußerst umständliche Form, in welchem die fünf täglichen Gebetsübungen (salat) vom Khuan abgehalten werden (J. Richter, Die Islamisierung Afrikas, Allg. Miss. Zeitschr. 1905, S. 440 f.).

Die Rukaija oder heulenden Derwischen wurden 1182 von Ar Rufai in Bagdad gegründet. Sie machen sich auffällig durch exzentrische Übungen wie Verschlingung von brennenden Kohlen, Glas, Schlangen u. dgl. Die Maulawija oder tanzenden Derwischen (1273 gegründet) wollen durch ihre mystischen Tänze die Bewegung der himmlischen Sphären oder das Tauchzen der frommen Seele beim Anschauen Allahs versinnbildlichen. Aber viel wichtiger sind die Missionsorden: die 1165 gegründeten Kadiriya,

die ihr Feld hauptsächlich im westlichen Sudan haben und bis nach Sierra Leone sich finden, und die 1258 gegründeten Schadelija. Fez, die Hauptstadt von Marokko, ist das theologische Zentrum des Islams im nordwestlichen Afrika. Von dort her stammen drei Derwischorden: die Tijanijah, die Karsesijah und die Hansalija. Aber der mächtigste Orden in Afrika ist neuerdings der Senussi-Orden. Der Stifter desselben, Si Mohammed bin Si Ali bin Senussi war 1791 in der Gegend von Tlemsen geboren, hatte auf mehreren mohammedanischen Hochschulen studiert und war in verschiedene Derwischorden eingetreten, bis er 1835 seinen eigenen gründete und in der Nähe von Mekka sein erstes Kloster errichtete. Er siedelte jedoch 1843 nach Benghasi in Tripolis über und gewann einen solchen Einfluß in ganz Tripolis, daß die türkische Herrschaft in Schatten gestellt wurde. Um den ihm unbequemen europäischen Einflüssen zu entgehen, ließ er sich 1855 in der Oase Dschaghhub nieder und gestaltete sie mit großem praktischem Geschick zu einem Kulturzentrum mit einem vortrefflich funktionierenden Nachrichtendienst. 1859 starb der alte Senussi, aber sein Sohn Ali bin Senussi el Mahdi setzte das Werk in seinem Geiste fort und zog sich vor dem Einfluß der Engländer und Franzosen noch weiter nach Süden zurück, zunächst nach der Oase Kufra, dann nach Guro, wo er 1903 starb. Über ganz Nordafrika ist die Senussia ausgebreitet und durch sie sind auch in Arabien einige Beduinenstämme erst gründlich islamisiert worden. Man berechnet ihre Ordensglieder auf 3 Millionen. — Im ganzen zählte man zu Ende des 19. Jahrhunderts 88 Derwischorden.

Durch die Derwische ist auch die Idee des Mahdi, die wir bei den Schiiten gefunden haben, von den Sunniten weiter ausgebildet worden. Sie wird begründet mit Sure 61, 6 des Koran: „Gedenket, wie Jesus, Mariä Sohn, sagte: O Kinder Israhel, in Wahrheit bin ich Gottes Gesandter unter euch, das Gesetz, welches von mir gegeben war, zu bestätigen, und einen Gesandten anzukündigen, welcher nach mir kommen wird, dessen Name Achmed heißen wird.“ Im ägyptischen Sudan suchte Mohammed Achmed dieselbe zu verwirklichen, bis seine Macht durch die Engländer gebrochen wurde. Aber auch nach seinem Tod ist der Einfluß der Derwische noch nicht erschüttert.

Es werden in Nordafrika auch lebende Heilige (Marabut) verehrt, und die Bekehrung der heidnischen Völker zum Islam geht besonders dadurch so rasch vor sich, daß die Übergetretenen nicht mehr als Sklaven verkauft werden dürfen. Damit die Mohammedaner doch noch Sklaven bekommen, überlassen sie einzelne Völker dem Heidentum.

Eine Reformation des durch Heiligenverehrung, Üppigkeit und Lasterhaftigkeit verdorbenen Islam in Arabien hatten schon im 18. und 19. Jahrhundert die Wahhabitens versucht. Aber ihre politische Macht wurde durch Ibrahim Pascha 1818 gebrochen, und sie konnten nur als Sekte ohne große politische Bedeutung fortbestehen. Sie schloßen sich streng gegen alles Abendländische ab und wollen die reinen Mohammedaner sein.

Unter den Schiiten in Persien stand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Reformator auf: Mirza Ali Mohammed, genannt Bab, d. h. die Pforte († 1850). Er trat gegen das Sittenverderben unter den Geistlichen auf, gab sich für einen Gesandten Gottes aus, für den verheißenen Imman Mahdi; er wollte die Frauen würdiger behandelt wissen, Ehescheidung und Vielweiberei einschränken, verbot das Rauchen, verlegte das Fasten auf eine andere Zeit u. dergl. Seine Anhänger, die Babi, wurden zur politischen Partei, welcher die Regierungstruppen nicht überall standhalten konnten. Durch ihre Märtyrersfreudigkeit machten sie großen Eindruck unter dem Volk. Sie sind noch nicht ganz vertilgt, aber auch sie werden nicht imstande sein, dem Islam neues religiöses Leben einzuhauchen.

Dritter Abschnitt.

Die religionsgeschichtliche Stellung des Christentums.

Der Buddhismus und der Islam machen den Anspruch Universalreligion zu werden. Wenn wir davon überzeugt sind, daß nur das Christentum die Fähigkeit hat, die religiösen Bedürfnisse aller Völker zu befriedigen und sie auf diejenige Religionsstufe zu erheben, welche den Menschen wahrhaft glücklich macht für Zeit und Ewigkeit, so beruht diese Überzeugung nicht

nur darauf, daß wir im Christentum eine wirkliche Offenbarung Gottes sehen, welche andern Religionen fehlt; sie beruht nicht nur auf der Anhänglichkeit an unsern ererbten, anerzogenen und zur persönlichen Überzeugung gewordenen Glauben, sondern es wird die Überlegenheit des Christentums über alle andern Religionen auch von solchen Forschern und Denkern anerkannt, welche alle übernatürliche Offenbarung Gottes verwerfen. Hegel nennt das Christentum die absolute Religion, nimmt aber allerdings an, daß über alle Religion hinaus noch die Entwicklung des menschlichen Geistes auf die Philosophie weise, aus der Sphäre der Vorstellung in die des Begriffs. Pfleiderer sagt: „Im Christentum offenbart sich die Wahrheit des Gottesbewußtseins, in der die Unvollkommenheiten und Einseitigkeiten früherer Stufen prinzipiell aufgehoben sind. Aber diese prinzipielle Wahrheit des christlichen Gottesbewußtseins bedarf, um vom denkenden Geist ganz erfaßt und angeeignet zu werden, ihrerseits auch wieder einer stets fortschreitenden Entwicklung, in deren Verlauf auch die früheren einseitigen Richtungen immer wieder in irgend welchen Formen hervortreten. So gewiß es ist, wie der Apostel sagt, daß in Christus Jude und Grieche eines geworden sind, so wenig konnte es doch ausbleiben, daß bald das jüdische, bald das griechische Element wieder hervortrat und sich in einseitigen Fassungen des Gottesbewußtseins als abstrakter Monotheismus oder als Pantheismus geltend machte. Um so natürlicher ist es, daß diese beiden Richtungen immer wieder miteinander ringen und sich gegenseitig korrigieren, als jede von einer wahren Seite des Gottesbewußtseins ausgeht und diese nur einseitig durchführt“ (Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtl. Grundlage S. 652).

Wir können da und dort ein Christentum sehen, dessen Bekenner an wahrer Religiosität hinter den ihnen benachbarten Mohammedanern oder Heiden zurückstehen; aber damit ist das Urtheil über den Wert des Christentums im allgemeinen noch nicht gesprochen. Ja, wir werden bekennen müssen: in keiner Religion ist der Abstand zwischen den Forderungen der Religionsurkunde und der tatsächlichen Erfüllung derselben so groß wie in der christlichen, sowohl bei ein-

zeln Individuen als bei ganzen kirchlichen Gemeinschaften. Woher kommt das? — Das Christentum beruht auf einer besonderen göttlichen Offenbarung, die in die Welt eingegangen ist, aber von der Welt, vom natürlichen Menschen, nicht in ihrer ganzen Tiefe und Höhe erfaßt wird, welche erst durch eine innere Umwandlung des Menschen völlig angeeignet werden kann, obgleich sie schon dem einfältigsten Menschenkind als Wort der Wahrheit im Gewissen sich bezeugt. Der Buddhismus wird heutzutage in Europa und Amerika von manchen bewundert und dem Christentum vorgezogen als die Religion des Wissens, nicht des Glaubens, als die Religion der reinen Ethik, ohne alle Dogmatik; als die Religion, welche mit ihrer unendlichen Reihe von nebeneinander stehenden und nacheinander folgenden Welten mit der modernen Naturwissenschaft mehr harmoniert als die Bibel. Denn diese Welten entstehen, bestehen und vergehen ohne einen Schöpfer und Erhalter. Der Buddhismus wird vorgezogen als die Religion, welche es dem Menschen als das größte Glück in Aussicht stellt, daß mit dem Tode alles aus sei, und welche diesem Glück entgegenführt. Dabei wird von den modernen Buddhisten verschwiegen oder als unwesentlich dargestellt, was das moderne Bewußtsein abstoßen könnte, daß die Mönche allein die buddhistische Kirche bilden, daß nur das Mönchtum zum Nirwāna führen kann. Es wird verschwiegen, daß der Buddhismus, sobald er Volksreligion wurde, doch wieder einen Glauben aufrichten mußte in der Zuflucht zu Buddha, Dharma und Samgha, ja daß er einen Aberglauben aufgerichtet hat in Reliquien- und Bilderdienst, der sich nicht über das Heidentum erhebt und nur in entarteten Formen des Christentums seine Parallele hat. Er hat in seinen religiösen Urkunden, so schöne Sprüche sie auch für einzelnes enthalten, keine Mittel um solche Auswüchse zu überwinden. Weil ihm die Persönlichkeit eines lebendigen Gottes fehlt, wird sein Glaube zum Aberglauben.

Das Christentum hat den Standpunkt der Nationalreligion überwunden wie keine andere Religion. Der Buddhismus ist weder in seinem Heimatland Indien noch in China und Japan imstande gewesen, die alte Nationalreligion vollständig zu überwinden. Nur in bis dahin unkultivierten

Ländern konnte er zur ausschließlichen Herrschaft kommen, aber auch da mit starker Affkommodation an den heimischen Dämonendienst. Wie wenig der Islam den Standpunkt der Nationalreligion überwunden, haben wir bereits gehört. Allerdings hat er die ganze mohammedanische Völkervelt, wenigstens die sunnitische, zu einer arabischen Großmacht zusammengeschlossen, und damit eine Einheit der Völker begründet, die man Theokratie nennen kann, und die einem oberflächlichen Beobachter imponiert, mehr als das vielgestaltige Christentum. Allein der religiöse Eifer ist so sehr nach außen gekehrt, und die sittlichen Forderungen sind so sehr auf die Wünsche des natürlichen Menschen reduziert, daß eine sittlich-religiöse Weiterbildung der Völker ausgeschlossen ist, und eine tote Orthodoxie mehr als in andern Religionen als das vollkommen Berechtigte erscheint. Die Religion geht in der Politik auf und die Völker siechen dahin, wenn der Fanatismus des Kampfs für den Glauben und der Eifer für die Ausbreitung desselben aufgehört hat, wie wir das an den Türken beobachten können. Es muß wieder an andern Orten, von andern mohammedanischen Völkern, der Fanatismus angefacht werden, um in den Islam Bewegung zu bringen. Die ruhige innere Entwicklung ist ihm unmöglich.

„Jesus hat in bedeutungsvollem Unterschied von Mohammed jede Anwendung von Gewalt abgelehnt und sich töten lassen, nicht über Leichen sich den Weg zum Davidsthron gebahnt. Er ist kein philosophischer Denker wie Buddha, der durch langjährige Spekulation auf die Nichtigkeit aller Dinge hinauskommt und nun den Menschen Anleitung zur Selbsterlösung gibt. Er ist kein Lebenskünstler wie Konfuzius, der die Religion in weise Lebensführung nach den Grundsätzen einer vorsichtigen Selbstbeschränkung in Moral aufgehen läßt. Er ist kein Asket wie die indischen Fakire und mohammedanischen Derwische; die fanatische Unnatur dieser Weltverächter steht im schärfsten Gegensatz zu seiner lebensfreundigen Weise, von Menschen und Dingen zu reden. Es ist aber auch kein Prophet wie Mose und Jesaja, wenn ihn schon die Leute manchmal Prophet genannt haben; er ist nicht bloß ein Mann, der in Gottes Auftrag spricht und selber gelegentlich vor dieser Aufgabe erbebt, weil er sich selbst als einen sündigen Menschen kennt. Jesus wollte mehr sein als Jona, und

dabei wird es bleiben gegenüber allen heutigen Versuchen, ihn mit der Stellung des größten Propheten abzufinden. Er hat vielmehr den Täufer Johannes als seinen Vorläufer den Größten genannt unter allen, die von Weibern geboren sind, — klar auch beigelegt, der Kleinste im Himmelreich sei größer als er; wie vielmehr Jesus, der das Himmelreich gebracht hat! Ebenjowenig ist aber Jesus die bloße Erscheinung eines Gottes, wie der indische Wischnu in immer neuen „Awatara“ auf Erden auftritt; er steht vielmehr als echt menschliche Persönlichkeit am Wendepunkt der Menschheitsgeschichte; er ist der Menschensohn, den jedes Kind lieb gewinnen kann. Sein Sterben ist keine Tücke des Schicksals wie das des Adonis, Attis oder Balbur, sondern es ist die freie Liebestat zur Erlösung der Menschen. Keine von allen diesen Typen der Religionsgeschichte deckt sich mit dem, was Jesus war. Er ist ein Geheimnis der Liebe Gottes, welche ihr Vermögen nicht erschöpft in den Lebensformen, die wir kennen, sondern in Jesus etwas ohnegleichen hingestellt hat, ein Wunder der göttlichen Weisheit und Barmherzigkeit. — Bei ihm heißt es nicht: „So spricht der Herr,“ sondern: „Ich sage euch.“ — Der Sohn Gottes stirbt am Kreuz, aber mit der Gewißheit, gerade damit dem Reich Gottes zum Sieg zu verhelfen, und er empfängt sein Leben wieder von Gott durch die Auferstehung. Nun lebt er in der Herrlichkeit als der siegreich voranschreitende Herr einer neuen Menschheit bis auf die letzte Vollendung hinaus.“ (D. Fr. Barth, Die geschichtliche Zuverlässigkeit der Evangelien. Vortrag. Stuttg. 1907. S. 18 f.)

Allerdings wenn wir das Christentum beurteilen wollen nach seinem wirklichen Bestand unter den in der Statistik als christlich gezählten Völkern, so müssen wir zugeben, daß das Christentum in manchen Ländern das Heidentum niemals ganz überwunden hat, und daß in andern ein Subjektivismus die Herrschaft gewonnen hat, bei welchem man nicht mehr von einer Volkskirche reden kann, ja daß keine Kirche den Forderungen Christi und der ersten christlichen Kirche vollkommen entspricht. Aber wir werden gerade das als das Große am Christentum anerkennen müssen, daß es bestehen kann unter den mannigfaltigsten Formen und Verhältnissen, unter der römisch-katholischen, auf Uniformität und Unterordnung dringenden Hierarchie, und im

amerikanischen Subjektivismus, daß doch allenthalben christliche Charaktere auftreten können, die ein Leben aus Gott haben und auf ihre Umgebung in sittlich-religiöser Beziehung wohlthätig wirken. Wo finden sich solche im Buddhismus und im Islam? — Es kann das sittlich-religiöse Leben Generationen hindurch recht schwach oder entartet sein: die allgemeine heilige christliche Kirche ist doch niemals ganz ausgestorben.

Der unbeugsame Monotheismus des Islam kann einem denkenden Menschen mehr imponieren als die trotz jahrhundertelangen Verhandlungen und ernstlichen Bemühungen niemals für das menschliche Denken völlig zurechtgelegte christliche Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes. Aber für das Bedürfnis des menschlichen Herzens ist die Liebe Gottes in Christo Jesu ein ganz anderer Anziehungspunkt als der unnahbare, große Allah. Mag derselbe noch so oft der Barmherzige genannt werden, so wird doch die Barmherzigkeit Gottes nur im Christentum tiefer begründet und für den Menschen anschaulich gemacht in dem Vater, der seinen eingebornen Sohn dahingegeben hat, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Das menschliche Herz kommt erst zur Ruhe, wenn es ruht in dem Gott, der nicht nur Liebe hat, sondern die Liebe ist. Und zu diesem Gott der Liebe kommt man erst durch eine gründliche Erkenntnis der Sünde, denn dieser Gott ist zugleich der Heilige, sein Licht ist ein verzehrendes Feuer für alles Unreine. Den Weg der Versöhnung durch das Blut Jesu Christi hat keine menschliche Kunst und Weisheit erfunden, er findet sich auch nicht annähernd in irgend einer andern Religion und wird bei den Weisen dieser Welt eine Torheit bleiben. Der Mensch findet diesen Weg nicht in eigener Kraft, sondern er muß eine reale himmlische Kraft empfangen, ein ganz neues Leben anfangen, um im christlichen Glauben festzustehen, in christlicher Liebe eine Sittlichkeit zu entfalten, an welche keine andere Religion hinreicht, und in christlicher Hoffnung eine Zukunft zu schauen, in welcher das ewige Heil gesichert ist für den einzelnen und für die ganze Menschheit, welche also das Ziel aller Religion wirklich erreicht. So bringt die christliche Religion den einzigen Trost im Leben und Sterben, dessen eine nach Frieden mit Gott

hungernde und dürstende Seele bedarf. Es ist weder ein trostloses Nirwāna noch ein sinnliches Paradies, was das Christentum für die Zukunft verheißt, sondern ein ewiges Leben, in welchem das menschliche Erkennen, Fühlen und Wollen zum Ziel und zur höchsten Befriedigung kommen soll in Wahrheit, Seligkeit und Gerechtigkeit.

Aber mit dieser Darstellung des Christentums finden wir uns nicht in Übereinstimmung mit allen Vertretern desselben in gegenwärtiger Zeit. Die liberale Theologie sagt: „Der Mohammedaner glaubt, daß seine Religion auf einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung beruhe. Wenn wir dieser Behauptung kritisch gegenüberstehen, haben wir dann ein Recht, die Urkunden des Christentums als Urkunden einer übernatürlichen Offenbarung ohne weiteres anzunehmen? — Wir wollen nicht wiederholen, was wir über das Verhältnis von Offenbarung und Geschichte bei der israelitischen Religion gesagt haben. Wir lassen der Wissenschaft das Recht, auch die biblischen Bücher kritisch zu untersuchen. Aber nicht dogmatische Voraussetzungen, sondern sprachliche und historische Schwierigkeiten sollen das Urtheil über die Unechtheit einer Schrift begründen. Das ist nun aber in der neutestamentlichen Kritik, wie sie seit F. Chr. Baur in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts sich gestaltet hat, ganz und gar nicht der Fall.

Die bestimmten Zeugnisse der Kirchenväter für das Vorhandensein der 4 Evangelien sind für alle 4 Evangelien gleich alt. Sie reichen nicht über die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinauf. Die christliche Kirche hat auch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts das Evangelium Johannis ebenso wie die 3 ersten Evangelien, die sogenannten Synoptiker, als Erkenntnisquelle für das Leben Jesu betrachtet. Was ist nun der Grund, weshalb Baur und nach ihm die ganze moderne Theologie das Evangelium Johannis dem Apostel Johannes abspricht und behauptet, es wolle kein Geschichtswerk sein (trotz Joh. 20, 30 f.), sondern eine Lehrschrift, welche ihre aus Paulus und Philo geschöpften Ideen in die Form eines Lebens Jesu gekleidet habe (Pfleiderer, a. a. O. S. 275)? — Weil im Evangelium Johannis die Gottheit Christi ganz deutlich gelehrt

wird, die moderne Theologie aber die Gottheit Christi nicht glaubt, kann dieses Evangelium nicht von einem unmittelbaren Jünger Jesu stammen. Daß es von einem hellenistischen Christen verfaßt sei, ca. 135 n. Chr. (Pfleiderer, a. a. O. S. 275) ist durch die Sprache nicht begründet, denn es ist nicht in einem so guten Griechisch geschrieben wie die Schriften des Lukas und der Hebräerbriefer. Nur die in den ältesten Handschriften fehlende, also wohl später eingeschobene Stelle von der Ehebrecherin, Joh. 8, 1—11, unterscheidet sich von der hebraisierenden Schreibart des Evangeliums durch einen bessergriechischen Stil. Daß ferner der Logos (das Wort) des Johannes etwas wesentlich anderes ist als der Logos des jüdischen Philosophen Philo, müssen alle zugeben, welche genauer vergleichen. Der geschichtliche Charakter des Evangeliums Johannis ergibt sich vor allem daraus, daß unsre ganze Chronologie des Lebens Jesu auf diesem Evangelium beruht, ferner, daß wir die Vorbereitung auf die Katastrophe der Leidensgeschichte nur im Evangelium Johannis verfolgen können, daß Jesus nach Matth. 23, 37 und Luk. 13, 34 oft und besonders eindringlich in Jerusalem gepredigt haben muß, wovon nur bei Johannes berichtet wird, daß erst bei Johannes deutlich hervortritt, wie der Todestag Jesu nicht der Passahfesttag war (Joh. 18, 28). Überhaupt werden manche Angaben der Synoptiker bei Johannes berichtigt oder klargestellt (z. B. Matth. 4, 12 vergl. Joh. 3, 24). Daß Johannes nicht wiederholen will, was die Synoptiker berichtet haben, geht auch aus der schon genannten Stelle Joh. 20, 30 f. hervor.

Aber auch in den synoptischen Evangelien scheidet die moderne Kritik nach dogmatischen Rücksichten als unhistorisch aus: die Kindheitsgeschichte und die Auferstehungsgeschichte. Sie streicht den Missions- und Taufbefehl, Matth. 28, 18—20, weil der Auferstandene nicht gesprochen haben soll, während kein anderer Grund vorliegt, dieses Kapitel von dem übrigen Evangelium zu trennen. Im Evangelium Marci steht die Sache anders. Da fehlt Kap. 16, 9—20 in den ältesten Handschriften. Aber die Wahrheit des Inhalts ist durch das genannte Kapitel bei Matthäus verbürgt.

Wir wollen auf die Kritik der paulinischen Schriften nicht eingehen, bei welcher die Mehrzahl der neueren Theologen

von dem Radikalismus Baur's zurückgekommen ist, welcher nur den Römerbrief, beide Korintherbriefe und den Galaterbrief dem Apostel zuschrieb. Aber das Christentum des Paulus hat für sie nicht die Autorität wie das Christentum Jesu nach den Synoptikern, soweit sie es gelten lassen.

Diejenigen neutestamentlichen Schriften, deren Echtheit schon in der alten Kirche nach dem Zeugnis des Kirchengeschichtschreibers Eusebius nicht allgemein anerkannt wurde, die sogenannte *Antilegomena*: der zweite Petribrief, der zweite und dritte Brief Johannis, die Briefe Jakobi und Judä und die Offenbarung Johannis, sind nicht so grundlegend, daß der religionsgeschichtliche Charakter des Christentums ein anderer würde, wenn sie wegfielen.

Was nun die Differenz zwischen der modern kritischen und der offenbarungsgläubigen Darstellung des Urchristentums betrifft, so steht die Tatsache fest, daß nicht der Glaube an Jesum, den Sohn des Josef und der Maria, den edelsten, religiösesten Menschen, den größten Wohltäter der Menschheit, der unschuldig gelitten hat und vielleicht seinen Jüngern nach seinem Tod als Geist erschienen ist, den Sieg über das Judentum und das griechisch-römische, das germanische und das slavische Heidentum errungen hat, sondern der Glaube an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, den Sohn der Jungfrau, der für unsere Sünden gestorben und zu unserer Rechtfertigung von den Toten auferstanden, gen Himmel gefahren ist und vom Himmel wiederkommen wird als Richter der Lebendigen und der Toten, und der Glaube an den heiligen Geist, den Geist Jesu Christi, der vom Himmel her den Menschen mitgeteilt wird, um ein neues Leben in ihnen zu schaffen und sie zu der religiös-sittlichen Vollkommenheit zu führen, welche das Ziel aller wahren Religion ist: der Glaube, daß es wirklich eine höhere unsichtbare Welt gibt, in welche der Mensch schon während dieses Erdenlebens im Geist eintreten kann, in welcher er nach dem Tod auch einen neuen Leib, ähnlich dem verklärten Leib Jesu Christi, bekommen soll.

Ein Christentum, wie Bouffet es konstruiert, aus welchem die Gottheit Christi und die paulinische Lehre von Sünde und Gnade ausgemerzt ist, ein Christentum, dessen Fundament das

Naturgesetz und der geschichtliche Entwicklungsgedanke sein soll (Bouffet, Das Wesen der Religion, S. 245—263), ein solches Christentum ist ein Phantasiegebilde und hat noch nirgends das Heidentum überwunden und eine lebenskräftige christliche Gemeinde hergestellt, die bereit wäre, für ihre Religion ein Opfer zu bringen. Das ist eine religionsgeschichtliche Tatsache. Mag ein solches Christentum auf der Mehrzahl der Katheder und in Zeitschriften doziert werden, so existiert es als Religion erst, wenn eine Gemeinde vorhanden ist, die für dasselbe ihre Opfer bringt.

Damit möchten wir den liberalen Theologen das Christentum oder eine wahre, aufrichtige Religiosität keineswegs absprechen. Wir machen einen Unterschied zwischen ihnen und einer atheistischen oder pantheistischen Weltanschauung. Wir glauben, daß auch unter ihnen sich solche finden, welche in aufrichtiger Frömmigkeit vor einer höheren Macht in der unsichtbaren Welt sich beugen, daß sie vom Lebensbild Jesu tiefe Eindrücke empfangen, wenn sie ihn auch nicht zur Rechten Gottes sitzend denken. Wir glauben, daß sie auch unter der Leitung des heiligen Geistes stehen, wenn sie demütig und ernstlich nach der Wahrheit forschen, denn die heilige Schrift unterscheidet Einwirkung und Einwohnung des heiligen Geistes. Wenn aber die Einwohnung des heiligen Geistes, die Wiedergeburt und die übernatürlichen Geistesgaben als ein für die Entwicklung der Kirche verderblicher oder unberechtigter Enthusiasmus bezeichnet und aus einer gesteigerten Nervenenerregung abgeleitet wird, dann wird eben das, was der einzelne noch nicht erfahren hat, als unmöglich, unreell, eingebildet dargestellt und damit der Sieg des Urchristentums über die Heidenwelt nicht richtig verstanden, auch die Lebenskraft des Christentums für die gegenwärtige Welt nicht in ihrer Tiefe erfaßt.

Wenn wir die Geschichte der christlichen Kirche von ihrem Anfang bis auf unsere Tage überschauen, so sehen wir, wie das Wort Jesu, daß nur wenige den Weg des Lebens finden, für alle Zeiten seine Gültigkeit hat, auch unter denen, welche die Segnungen des Christentums empfangen haben, ja wie ganze Kirchen und kirchliche Gemeinschaften lange Zeit geistlich tot sein können, in einem toten Gesetzesformalismus oder in einem fleischlichen Leben, das sich nicht wesentlich über das Heidentum erhebt. Aber der Unter-

schied zwischen der christlichen und allen anderen Religionen ist doch der, daß das Christentum in der Bibel eine Religionsurkunde besitzt, welche von allen Trübungen auf die rechte Quelle zurückführt, auf einen Weg, den jedes einzelne fromme, heilsbegierige Gemüt, auch ohne priesterliche Vermittlung, finden kann. Die Fortbildung der Religion, welche von Christen angestrebt wird, führt daher nicht über das Christentum hinaus, sondern tiefer hinein in die heilige Schrift und in die persönliche Lebensgemeinschaft mit Jesu Christo.

Vom Standpunkt des Christentums und der Bibel aus haben wir die Religionsentwicklung in der ganzen Menschheit zu verstehen versucht. Wir haben die Religion nicht als eine psychologische Eigentümlichkeit der Menschen betrachtet, die man mit philosophischen Begriffen ganz ergründen und in ihrer Entwicklung vollständig darstellen kann, nicht als eine Entwicklung aus dem niedrigsten Kulturzustand zu immer höheren Stufen, sondern vom theologischen Standpunkt aus als eine Offenbarung Gottes an die Menschheit, welche in der Stimme des Gewissens gleichsam ihren ständigen Sitz hat, aber im Verlauf der Zeit durch die Macht der Sünde immer wieder getrübt und unwirksam gemacht wird, daher neuer, besonderer Offenbarung bedarf, um die Erkenntnis Gottes, der Welt und des eigenen Herzens und das Verlangen nach dem Heil wieder in die richtige Bahn zu bringen. In Christo ist diese göttliche Offenbarung in ihrer ganzen Fülle und Klarheit mitgeteilt, so daß die niedrigsten wie die gebildetsten Heiden, auch Buddhisten und Mohammedaner, wenn der Vater sie zum Sohne zieht, d. h. wenn sie der Stimme ihres Gewissens folgend zu Jesu sich wenden, in ihm ihren Heiland erkennen und sich zu ihm hingezogen fühlen. Wenn trotzdem das Christentum langsamere Fortschritte macht als der Islam in Afrika und im Indischen Archipel, so sind eben die sittlichen Forderungen der Hemmschuh, welcher die große Menge zurückhält. Wenn dagegen durch den Übertritt der Häupter die Bewegung zum Christentum erleichtert wird, tritt häufig eine Verunreinigung des Christentums ein, die wieder neue Krisen herbeiführt. So geht's im Christentum mehr als in anderen Religionen durch innere Kämpfe, denn das Reich Jesu Christi ist nicht von dieser Welt. Aber eben

darin erweist sich das Christentum als die einzige Religion, in welcher die religiöse Idee in ihrer Reinheit und Wahrheit und in ihrer Verbindung mit der höchsten Sittlichkeit und mit der höchsten Seligkeit zur Erscheinung kommt. Das wird sich durch alle Jahrhunderte bewähren, und Christus wird recht behalten mit dem Wort: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen (Matth. 24, 35).



Register.

A

Abraham 129, 395.
 Abu Bekr 468, 487 f.
 Abapa 122.
 Abdu 115.
 Abi Granth 285.
 Abiti, Abitjas 201.
 Abon, Abonis 126 f. 330.
 Aeschma (Aismobi) 302, 305.
 Afrita 31—53.
 Aitr 384.
 Aigis 324.
 Agni 206 209 f. 256.
 Ägypten 102 f. 135—151.
 Ahab 410.
 Ahas 410.
 Ahnendienst 41, 56, 172—179, 183, 188, 216, 220, 338.
 Abura Mada (Ormuş) 190, 291, 292, 294—301, 310, 366, 338.
 Ainos 182.
 Ajenar 64, 278.
 Aibar 262.
 Aitab 98, 106, 109.
 Alexander d. Gr. 139, 145, 293, 323, 442.
 Aifuren 65.
 Ali 466, 488 f.
 Allah 134, 477—479.
 Alatu 109, 116.
 Alwater 384, 385, 387.
 Alphabet 106.
 Amarna, Amenhotep 100 f. 122.
 Amatarafu 181 f.
 Amerika 70—83.
 Ameschaspenta 294 f. 301 f. 305, 309.
 Amitäbha (Amida) 446—448, 449, 452, 454, 456.
 Ammoniter 131.
 Amon 140, 145.
 Amos 395, 399.
 Amraphel 99.
 Amritsar 285.
 Anahita (Anaitis) 304, 366, 371.
 Anat 127.
 Anets 352.
 Angromatinju (Ahriman) 297, 301, 305 f. 309.
 Animismus 20, 53, 65.
 Anquetil du Perron 288.
 Antiochus Epiphanes 414.
 Anu 109, 114, 117, 122, 124.
 Apep 143.
 Aphroditte 115, 329 f.
 Apis 141 f.

Apollo 326 f. 357, 366.
 Arabien 105, 132—134, 465 f.
 Aramäer 107, 134.
 Ares 330.
 Arbat 435.
 Arier 188—190, 193 f.
 Arioch 99.
 Arja-Samabšč 287.
 Artemis 326 f.
 Aruru 121, 122.
 Asante 49.
 Asafel 408.
 Aschera 127 f. 409, 410.
 Aschwin 206.
 Asen 380.
 Asgard 382.
 Asien 54—70.
 Asta 423.
 Asese 194, 240—243.
 Asleptos (Asfulap) 327, 357.
 Astota 197, 443 f.
 Asstinnen 491.
 Asur 118.
 Asurbanipal 104.
 Asyrien 98, 106, 114, 118.
 Astarte 115, 125—128, 129.
 Astrologie 113, 115, 282.
 Asuras 190.
 Atar (Feuer) 304, 311.
 Athar (Atargatis) 134.
 Atharwa-Veda 193, 195, 215, 252.
 Athar 133.
 Athetismus 244—246, 418.
 Athene 326.
 Atman 223, 227, 248 f.
 Atschäri 281.
 Atys 343.
 Auferstehung der Toten 309 f.
 Augurn 349, 362.
 Augustus 351 f.
 Australneger 14, 84, 87 f.
 Autochthonen 332.
 Awatara 254, 267—273.
 Awesta 287—289.
 Azteken 72, 78—81.

B

Baal 126, 131, 409.
 Babel 98, 105, 107, 116.
 Babi 496.
 Bairam 484, 485.
 Balder 378, 383.
 Bantuvölker 33, 34, 39—42, 48, 52 f.
 Baronga 41.
 Barth, D. Fr. 499 f.
 Basawa 266, 275.
 Basilus 366.

Bafuto 34.
 Battas (Batafer) 65—70.
 Baur, F. Chr. 502, 504.
 Bel 109, 110, 114, 122 f.
 Beschneidung 52, 483.
 Bhagawad-Gita 194, 235, 257, 273.
 Bhakti 257, 273, 275.
 Bhatta 282.
 Bhutendienst 64.
 Silberdienst israelitischer 407.
 Silberdienst buddhistischer 460 f.
 Bodhisatwa 422, 446 f. 448, 450.
 Bog 388.
 Bohner 37, 44, 45.
 Bouffet 25, 504 f.
 Brahma, der Gott 199, 223, 229, 242 f. 257 f. 426.
 Brahman als Neutrum 211, 223—226, 235, 249, 251.
 Brahman, der Oberpriester 214.
 Brahmanaschriften 193, 234.
 Brahmanaspati 211—213, 257.
 Brahmanentafte 193 f. 214, 426.
 Brahma-Samabšč 286 f.
 Brahmaščäri 240.
 Bruchf. 138, 141.
 Buddha 19, 29, 188, 191, 196, 273, 421—432.
 Buddhahand 447 f.
 Buddhismus 29, 152, 180, 186, 191, 417—463.
 Bugge 379.
 Bundehešč 289, 306—309.
 Buchibo 186.
 Buchmänner 14, 34.
 Bupfalmen, babylonische 120 f.

C

Carlisle 467.
 Cato 351.
 Chaddischa 466—468.
 Chaldäer 107.
 Champollion 103.
 Chantepe de la Cauffaye 25, 26, 97, 189, 318, 340, 344.
 China 152—179, 449—452.
 Chnum 140, 145.
 Christentum 24 f. 29, 416 f. 496—507.
 Cicero 351.
 Coof 85, 90.
 Cumont 365, 371.
 Cyrus 292.

D

Daëwas 189. 305. 309.
 Dagon 131.
 Dahome 40.
 Daimon, Daimonion 317.
 323.
 Dajaffen 65.
 Dakhma 314.
 Datscha 279.
 Dämonendienſt 26. 37. 50.
 52 f. 55. 60. 63. 64. 65. 94.
 252 f.
 Dandi 264.
 Darmeſteter 289. 291. 315.
 Daſſu 206.
 David 403.
 De Groot 157. 163—165. 170.
 Deismus 159.
 Delphi 321 f.
 Demeter 328. 343.
 Derwiſch=Orden 493—495.
 Deutalion 333.
 Dharma (im Buddhismus)
 419. 432. 435.
 Dharma=Schaftras (brahma-
 niſche) 238.
 Dhjāna 246. 247. 432.
 Dhjānt-Buddha 456.
 Dieterle 36 f. 44. 46 f.
 Dilger 201. 203. 205. 208—210.
 213. 218. 224. 226. 231. 233 f.
 247. 251.
 Dionyſos 330 f. 341. 343.
 Djaus 200 f.
 Donar 377 f.
 Drawiden 55. 190.
 Drubſchas 298. 305.
 Druiden 373.
 Drufen 490 f.
 Dſchajnas 197—199.
 Dſchimmu Zennō 182.
 Dſchinn 479.
 Dſchjōtiſcha 282.
 Dualismus 292. 297.
 Dutoit 423. 430. 432.

E

Ea 108. 110. 114. 116 f. 121-123.
 Eabani 121 f.
 Edda 379 f.
 Edomiter 132.
 Ektaſe 50. 57—59. 94 f. 133.
 322.
 El 110. 126. 134. 405.
 Elam 99.
 Elaffar 99.
 Elben (Eifen) 376.
 Eleuſiniſche Myſterien 322.
 336. 343.
 Elohim 404 f.
 Elifton 335.
 Emanation 140. 221.
 Engiſcht 182.
 Ephod 408.
 Erings 334.
 Erlöſer, Erlöſung 28 f. 196 f.
 433.
 Erman 140.
 Eromanga 86. 88.
 Eſtimo 71 f.
 Eſmun 127.
 Eſra 411 f.
 Etruſker 348. 350.

Eumerismus 337.
 Eutypides 323.
 Evolutionstheorie (Entwick-
 lungslehre) 16. 19.
 Ewe-Stämme 38.

F

Faber, Dr. E. 160 f. 167.
 Fa-hian 448.
 Faſaſcha 43.
 Fatalismus 230. 482.
 Faunus 356.
 Fetiales 363.
 Fetichismus 35—53.
 Feuerlaufe 81.
 Finnen 54. 389 f.
 Flad 168 f.
 Flamines 349. 361.
 Fluſſage ſ. Eintflut.
 Fraſchiſ 305.
 Frenja (Fritia) 378. 381.
 Freyr 381.
 Friedenspfeife 75 f.
 Friſg 378. 380.
 Frohnmeier 233.
 Fulah (Fulbe) 33.

G

Gāa 324.
 Gab 134.
 Gajatri 205. 239. 243. 259.
 Gaſſa 42.
 Ganēſcha 256. 277 f.
 Ganga 278.
 Gaſſer 392. 406 f.
 Garbas 288 f. 294—300.
 Gebetsräder 420. 456.
 Gebote des Buddhismus
 439 f.
 Geomantie 176. 178 f.
 Gering 379 f.
 Gerland 84. 91. 96.
 Geſellſchaftsinſeln 91 f.
 Giſtrant 51.
 Gilgameſch 122. 124 f.
 Gimle 384.
 Girru (Gibbi) 118.
 Gladiatorenſpiele 365.
 Glaube 12—14.
 Gohei 184.
 Goldküſte 44—47.
 Goldenes Kalb 407 f.
 Götama 421. 428.
 Götterdämmerung 386.
 Großer Geiſt 73 f.
 Gundert Dr. 241.
 Guru 240. 281.

H

Hachiman 188.
 Hadab 134.
 Hades 328. 332. 334 f.
 Hadſchi 485.
 Hamiten 33. 102. 130.
 Hammurabi 99. 105. 107 f.
 115.
 Hanſe 465. 466.
 Hanuman 270 f.
 Haoma 284. 310 f. 314.
 Happel 214.
 Hardy 198. 221. 252.
 Haruſpices 349. 362.

Hathor 146.
 Haug Dr. W. 288. 291. 293.
 295. 297 f.
 Hamati-Inſeln 85. 87.
 Hebräa 472.
 Hegel 24. 497.
 Hegler 23.
 Heidentum, Entſtehung des-
 ſelben 16—18. 26.
 Hel 384.
 Heliant 375.
 Hellogabalus 353.
 Helios 327.
 Hellenismus 323.
 Helleniſtiſches Judentum
 413. 415.
 Henotheismus 213.
 Hephäſtos 329.
 Hera 324. 326.
 Herakles (Herakles) 337. 357.
 366.
 Herder 15.
 Hermes 227 f.
 Herodes 414.
 Herobot 150. 202. 223.
 Herendienſt 41. 338.
 Heſiod 317. 325. 333. 335.
 Heſtiter 101. 137.
 Hieroglyphen 103. 105.
 Hinojana 445.
 Hirata 185. 187.
 Hiuen-tſang 448.
 Hob 383.
 Homer 317. 321. 323. 325.
 334 f.
 Hommel 100. 101. 107. 133.
 136.
 Honover 306.
 Horos 144.
 Hottentotten 34. 42.
 Houtsma 467. 487.
 Homa 34.
 Hufſos 100. 135 f. 137 f.

I

Iblis (Satan) 478 f.
 Iſu 110. 133.
 Imām 484.
 Indianer 74—78.
 Indra 189. 206—209. 242.
 Inſa 81—83.
 Iſa (Jeſus im Koran) 480.
 Iſe 183.
 Iſis 144. 146. 353.
 Iſlam 25. 29 f. 416. 468. 483.
 Iſtar 109. 113. 115 f. 118.
 122 f. 124.
 Iſanagi und Iſanami 181.
 Iſdubar ſ. Gilgameſch.

J (I)

Jacobi 206.
 Jachhur-Beda 193. 214.
 Jahweh (Jehova) 15. 405-407.
 Jāma 218 f.
 Janus 354 f.
 Japan 152. 179—187. 452-455.
 Jazatas 302.
 Jeremias Dr. J. u. Dr. H.
 107. 113.
 Jima 307 f.
 Joga 246 f.

Johannes-Evangelium 502 f.
 Juetſcht 261. 444 f.
 Julian 371.
 Jumala 389.
 Juno 354.
 Junob 41. 49.
 Jupiter 353 f. 361.

R

Raaba 134. 465.
 Rabir 263 f.
 Raffern 34.
 Raffertultus 352 f.
 Kalender 162. 282. 360.
 Ralemaia 389 f.
 Rali 257. 276 f. 279.
 Ralibäsa 261. 266.
 Raltin 273.
 Ralpa 434.
 Rāma 280. 283.
 Ramerun 39 f. 48.
 Rami 184.
 Rananiter 101 f. 126—130.
 Rantſcha 445.
 Raantbalismus 76.
 Rarenen 63.
 Rarman 230. 435. 448.
 Carolinen 87.
 Rartitſja 256. 278.
 Raſtenſystem 190. 193. 195.
 199. 258—260.
 Rāwja 266.
 Reber-Saomer 99.
 Reſchriſten 103—105.
 Remos 131 f.
 v. d. Kemp 14. 41.
 Kerberos 332.
 Ribla 473. 485.
 Rindertaufe 81. 462.
 Rila (Rica) 51.
 Rodſchiti 181.
 Rotput 178.
 Rölle 468.
 Rols 60—63.
 Ronde 40.
 Rongſje (Konfuzius) 155 f.
 166—169. 172. 449.
 Konſtantin 371.
 Koran 476 f. 480.
 Kore f. Berlephone.
 Korea 187 f. 452.
 Korybanten 343.
 Koſters 411.
 Koſtume 49.
 Kriſchna 63. 264. 271—273.
 Kronos 324 f.
 Krunt 65.
 Kſchatrja 193 f. 268 f. 428.
 Kumārila 261. 448.
 Kunāla 441 f.
 Kural 266.
 Kureten 343.
 Kumbāra 280.
 Kwan-jin (Kwanon) 450 f.
 452.
 Knbele (Große Mutter) 343.
 354. 371.
 Kſhlophen 329.

S

Sagarde 23.
 Saſchmit (Schrift) 255.
 Samaiſmus 455—457. 462.

Sange, S. 146—149.
 Sange B. 184 f.
 Sao-tſe 166. 169—172.
 Saren 358.
 Sechler, Miſſionar 159 f. 162.
 Sechler, Prälat 20—22.
 Sehmam 215 f. 221. 291. 298.
 303.
 Sepſius 33. 103.
 Singa, Singaitenſette 256. 266.
 274 f.
 Sivingſtone 41.
 Soba 39.
 Sobed 339.
 Soſi 381—384. 387.
 Soſango 48.
 Sübe 345 f. 364.
 Süten 96.
 Supertalien 356.

M

Mabagaſtar 34. 43.
 Mahbwer 264.
 Magier 314 f. 366.
 Mahābhārata 194. 265. 271.
 Mahājāna 445 f. 448. 451.
 Mahdi 489. 495.
 Māja (Täuſchung) 249.
 Māja (Mutter des Buddhā)
 422.
 Maſſabäer 414.
 Malabar 269.
 Malagen 55.
 Manaffe 410.
 Manen 358.
 Manetho 135.
 Manu 228.
 Maori 90 f.
 Māra 422. 425.
 Wardut 109. 114. 116 f. 121.
 122. 125.
 Mars 355.
 Maſſat 42.
 Marou 38. 39. 51.
 Maſſebot 128. 130. 409.
 Megibdo 101. 129.
 Mela 282.
 Melaneſien 88.
 Meltart 126.
 Menſchenopfer 49. 70. 72. 78.
 80 f. 82. 93. 120. 128 f. 346.
 350. 377.
 Merenſty 40.
 Merter 42.
 Meru 433.
 Meſa 131.
 Meſopotamien 107.
 Mexikaner 74. 78—81.
 Mithgard 385.
 Mithdo 182.
 Mitroneſten 84. 87. 93 f.
 Miſkom 131.
 Miſſ 288. 291. 296.
 Minder 133.
 Ming-ti 449.
 Minerva 354.
 Miſſion, chriſtliche 30. 33. 36.
 38. 39—41. 85—87. 154. 263.
 Miſſion, mohammedaniſche
 494—496.
 Mithra, perſiſcher 290. 302.
 Mithragan 303. 371.
 Mithraſmyſterien 365—372.
 Mitra, indiſcher 201 f.

Moabit 131.
 Moſſat 14. 41.
 Mohammed 30. 465—476.
 Motra 325.
 Moloch 127.
 Rommen 355.
 Mönchtum 81. 437 f. 457—460.
 Mongolen 54—60.
 Monotheismus 15—22. 36.
 38—40. 61. 138 f. 286.
 Moſchee 472.
 Moſe 394. 397—399. 401.
 Muir, B. 467 f.
 Müller, Fr. 33.
 " S. G. 79. 102.
 " Mar 15. 25. 192. 213.
 259.
 Mumien 147—149.
 Munzinger 179 f. 183.
 Muſtan 133.
 Myſterien 339—343. 365—372.
 Mythologie 27 f. 90. 95. 317.

N

Nabatäer 134.
 Nagardſchuna 445.
 Nägelsbach 321.
 Namagua 42.
 Nanat 284 f.
 Nationalreligionen 25 f. 106.
 Naturvölker 26.
 Nebo 109. 114.
 Nebutabnejar 117.
 Neſemia 411 f.
 Neptunus 357.
 Neuguinea 84 f.
 Nergal 109.
 Nibiru 114. 117.
 Nigritier 33.
 Nihongi 181.
 Nimrod 98. 122.
 Nintb 114. 118.
 Nintgi 182.
 Nintoe 98. 106.
 Nitrmāna 235. 419. 431 f. 436 f.
 446.
 Njaja 244.
 Njambe 39.
 Njongmo 37.
 Nonnen 459 f.
 Nornen 386.
 Nuba 33.
 Numa Pompilius 349 f.

O

Obin 380 f.
 Oehler 392 f. 398. 408.
 Offenbarung 17. 22. 23. 417.
 498. 502. 506.
 Obenberg 201. 203. 209. 215.
 219. 221. 223 f. 237. 420 f.
 424—429.
 Olymp 325.
 Olympia 345.
 Om 225 f.
 Omar 469. 488.
 Onia 414.
 Onyame, Onyantopong 38.
 Opfer 27. 28. 33. 40 f. 48 f.
 61 f. 64. 82. 93. 119 f. 128 f.
 130. 147. 162—165. 185. 213—
 215. 236 f. 397 f. 466.

Dratfel 321 f.
v. Drellt 25. 33. 59. 345. 468.
485 f. 493.
Drufus 357.
Drpheus 322. 340.
Drphifche Myfterien 340-342.
Düris 143 f. 148. 150.
Dythmar 469. 488.

P

Padmāpāni 456.
Pagoden 282.
Pāli 421. 422. 472.
Pan 328.
Panathendēn 344 f.
Pandita 281.
Panthefismus 139. 159. 211.
221-2. 6. 247-251. 417 f.
Panthēon 364.
Papua 84 f.
Paradies der Buddhiften f.
Euthawati.
Paradies d. Mohammedaner
464. 481 f.
Paraguay 73.
Parafchu-Rāma 268 f.
Parfi 294.
Pataliputra 443 f.
Paulus, Apoftel 15-18.
Pehlewi 287-289.
Penaten 358.
Perfunas 387.
Perfephone 328-332. 340. 343.
Peruaner 72. 81-83.
Perum (Perfum) 388.
Peftimismus 221. 227. 418.
Pfleiderer 15. 25. 417. 497.
502 f.
Phartifäer 414.
Philitter 130 f.
Philo 413.
Phönizier 101. 126-128.
Pifchel 442. 445.
Piton 450.
Platon 323. 336. 342.
Pluton 332.
Polynefer 84. 90-93.
Pontifices 360 f.
Pofeidon 331.
Prabdhāpati 216.
Pratimōffha 457.
Pratijēla-Buddhas 438. 446.
Preller 320.
Priefterfchaft 27. 47. 53. 119.
151. 159. 185. 214. 280-282.
314 f. 359-361. 373. 403.
Prithivi 200 f.
Prodigien 360.
Prometheus 332 f. 338.
Prophezie 401. 480.
Profelyten 413.
Prah 140. 145 f.
Budhāri 282.
Purānas 265 f.
Purōhita 281.
Puruſha 217 f. 237. 245 f.
Purſhan 205.
Pyramiden 127.
Pythagoras 322. 341 f.

Q

Quippu 83.
Quirinus 355.

R

Rā 143. 145 f.
Rāma 283. 269-271.
Rāmabhan 484.
Rāmājana 242. 263. 269.
Rāmananba 263.
Rāmanubha 263.
Ramman (Rimmon) 115. 118.
122. 134.
Rawlinſon 104.
Religionsphilofophie 24.
Reliquiendienſt 460 f.
Renan 404.
Rhea 324.
Richter 194.
Rig-Veda 192.
Riefen 380.
Rifchi 220. 229.
Rita 214.
Rohde 312 f. 331. 336. 338.
Roſenkränze 284. 454. 456. 462.
Roß 220.
Rowley 36.
Rudra 209.

S

Sabäer 133.
Sabäismus 134. 465.
Sabbat 119.
Sabbuzäer 414.
Satalama 34.
Sater 39.
Salier 363.
Samariter 412-414.
Samgha 419. 457.
Samoa 85 f.
Samuel 402.
Samurai 186.
Santſha 244-246.
Sannjāfin 241 f.
Saofchiant (Soichjoſch) 308.
Saraswati 258. 276.
Saturnus 356.
Sawitar 205.
Sarnot 377.
Scarabäus 142.
Schatti 276 f.
Schamanismus 55-60. 187.
Schamaſch 109. 114 f. 124. 366.
Schams 133.
Schang-ti 158 f. 163.
Schantaräifcharja 248-251.
261 f. 448.
Schiffſtafeln 113. 116.
Schitten 488-491.
Schintoismus 180-187.
Schitwa 64. 195. 255-257.
Schitwaismus 199. 264. 274 f.
Schlangendienſt 253.
Schlatter 412.
Schletermacher 12.
Schogun 182. 187.
Schöpfungsfagen 43. 61. 63.
77. 121 f.
Schramana (Samana) 55.
418. 424.
v. Schröder 195. 214. 265 f.
Schudra 193. 218. 232. 258.
Schußgeifter 46. 51 f. 76. 92.
110. 112. 479. 481.
Seelenmeffen 176. 462.
Seelenſtoff 65.
Seelenwanderung 51. 65. 76.
95. 150. 194. 232 f. 418. 430.
435 f. 438.

Sellin 129 f.
Semiten 98. 101 f. 106.
Senana 486.
Senuſſi 495.
Septuaginta 413.
Serapis 324. 353.
Set 144.
Sibylliniſche Bücher 350.
Siddharta 421.
Siebed 25.
Sifhs 284-287.
Sin 108. 109 f. 112. 114.
Sinfut 75. 89. 122. 228 f.
307 f. 333.
Sleipnir 380.
Smartas 264.
Söderblom 25. 77. 96. 117.
Sofrates 19. 323.
Soma 208 f.
Sonntag 368.
Sophten 323.
Spiegel 295-299.
Spieth 88.
Spiritismus 20.
Sprachenverwirrung 27. 33.
Sprenger 467.
Sraoſha 295. 302. 309.
Stade 399.
Stiftshütte 399.
Stupa 458. 461.
Subhramanja f. Kartifēja.
Subanneger 33.
Suſismus 492 f.
Suthawati 446-448. 451.
Sumerier 98. 105 f.
Sung-jun 448.
Sunniten 489. 491.
Surla 204 f.
Suſana 181.
Suſtraſchriften 192. 432.
Swāmi 281.
Swantowit 398.
Symboliſt 27 f. 340.
Synagogen 412.

T

Taanach 101. 129 f.
Tabu 92. 94.
Tahiti 85 f. 92.
Talmund 415.
Tammus 116. 119.
Tangaloa 90 f.
Tantra 266.
Tao 169-171.
Tapaſ 240.
Tathagata 423.
Tattuerung 92.
Tempelbau 109. 151. 163.
183 f. 282. 311. 345 f. 363 f.
Teraphim 408.
Tehrah 98. 106.
Theophanie 495.
Theſeus 338.
Thēten 159. 163 f.
Thor 381-383.
Thraſtona 308.
Thrym 381-383.
Thurſen 380.
Tiamat 116.
Tibet 455-457.
Tiele 25.
Tierdienſt 77. 141 f.
Tierkreis 113. 119. 192.
Titanen 325.
Togo 38-45 f.

Totemismus 76 f.
Trimūrti 265.
Tripitaka 432.
Trumpp 385.
Tschaitanya 264.
Tschu-ki 159.
Zulu-Brahmanen 269.

U

Uganda 34. 40.
Uffo 389.
Universalreligion 29 f. 416 f.
Upanishad 193. 223. 248.
257. 397.
Ur in Chaldäa 98. 108 f.
Uranos 324.
Uřas 205 f.
Utnapiřtim 122—124.

V

Valeton 97. 393.
Venus 355 f.
Vesta 356.
Vestalten 364 f.
Virgil 352.

Volksaberglaube 19 f.
Vulcanus 357.

W

Wahhabiten 496.
Watřja 193.
Watř 36. 73. 74. 96.
Wäju 209.
Walhalla 381.
Wallabhätřaris 264.
Wanen 380.
Wardes 66—70.
Waruna 202—204.
Wasimba 34.
Wassichřa 206. 242.
Weber D. 133.
Weda 192 f.
Wedanta 248—252.
Welcker 319—322.
Wellhausen 392 f. 397 f.
Weltalter 227 f. 333.
Weltseele 160. 223.
Wenibidab 288.
Williams, S. 86.
Winkler, S. 133.
Wingolf 381.
Wifřnu 205. 253—255. 266—273.

Wifřnuismus 199. 262—264.
284.
Wifřwafarman 216.
Wifřwamitra 242 f.
Witt-Inřeln 89.
Witwenverbrennung 241.
Witwananda 287.
Woban 377 f.
Wong 39.

Z

Zagbrařil 386.
Zmir 385.

3

Zarathuštra 19. 290—293.
300—308.
Zauberei 24. 26. 28. 47. 48.
49 f. 55—59. 62. 64. 69. 88.
94. 111 f. 149. 193. 214. 215.
252. 408.
Zervana atarana 298. 367 f.
Zeus 316. 321. 324 f.
Zimmermann, Wiff. 39
Ziu 200. 376 f.
Zirge 376.



Dr. J. C. Gassner, „Das A. T. u. die Kabbalah“
Stuttgart, 1906.



BL80 .W8 1908
Wurm, Paul, 1829-1911.
Handbuch der Religionsgeschichte /

A3347

BL Wurm, Paul, 1829-1911.
80 Handbuch der Religionsgeschichte. Hrsg.
W8 vom Calwer Verlagsverein. 2. verm. und verb.
1908 Aufl. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1908.
512p. 23cm.

Includes index.

1. Religions--History. I. Title.



CCSC/mmb

